Magazin

für

Evang. Theologie und Kirche.

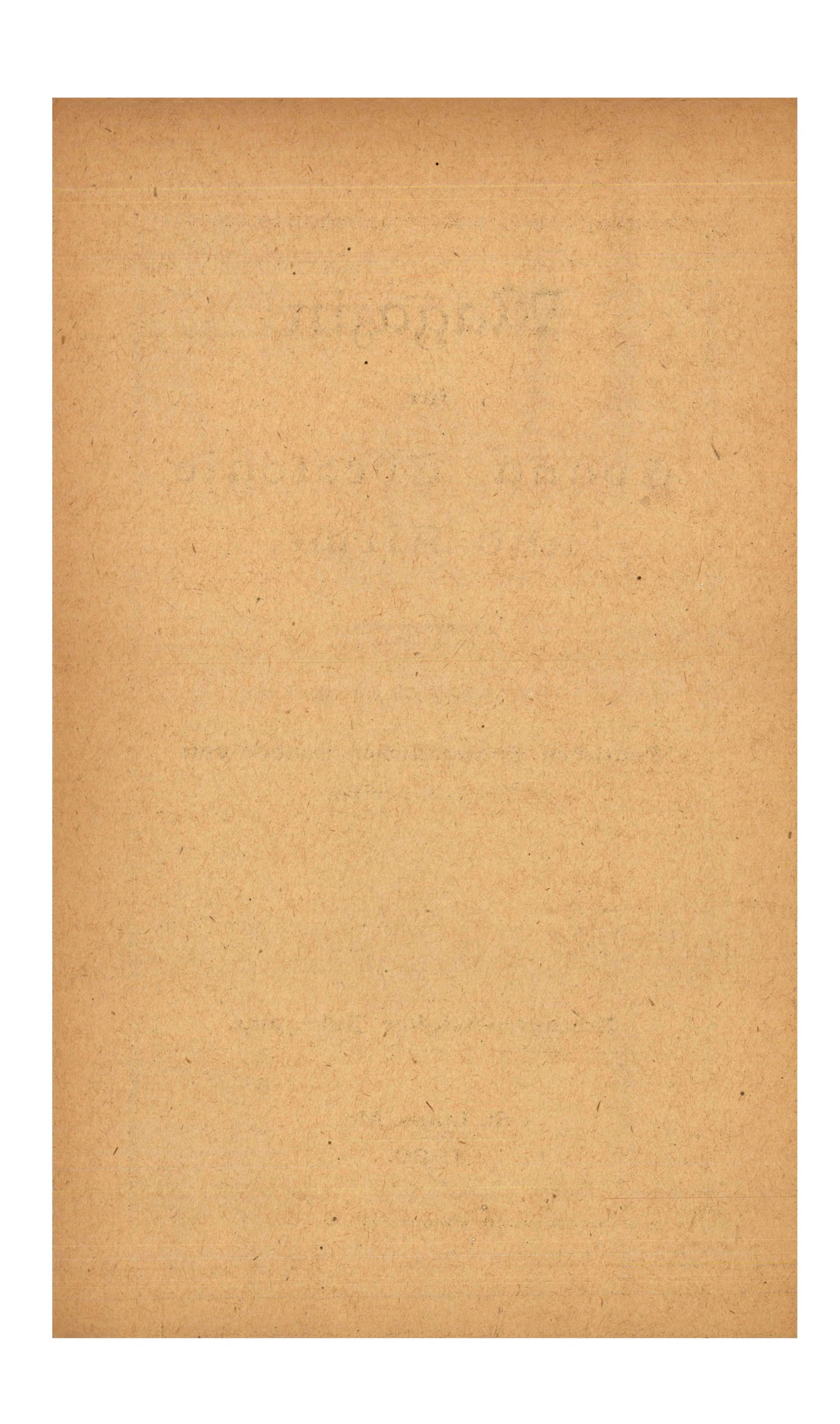
Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika.

Neue Folge Zweiundzwanzigster Band.

Achtundvierzigster Jahrgang.

St. Louis, Mo.
1920.



Inhaltsanzeige des Jahrgangs 1920

1. Januarheft.

2. Märzheft.

3. Maiheft.

4. Juliheft.

5. Septemberheft.

6. Novemberheft.



Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 22. Band. St. Louis, Mo. Januar 1920.

Zur Entstehung der synoptischen Evangelien.

Von M. Rosenfeld.

Bei der Bearbeitung dieses Themas in einer theologischen Zeitschrift, die nur einen beschränkten Raum zur Verfügung stellen kann, kann es sich von vornherein nicht darum handeln, den Gegenstand auch nur annähernd so erschöpfend darzustellen, wie eine Einleitung in das Neue Testament, oder eine Monographie, es zu tun vermögen. Was mir besonders am Herzen liegt, ist, aus dem überreichlich vorliegenden Materiale so viel hervorzuheben, als nötig ist, um eine Anschauung von dem ursprünglichen Tatbestande zu gewinnen. Als eine einfache Pflicht der Dankbarkeit betrachte ich es, am Schluß alle mir bekannten einschlägigen Bücher und Aufsätze anzugeben; daß ich für meine Ausführungen keinerlei Priorität beanspruche, versteht sich bei einem derartigen Thema von selbst.

Wer sich irgendwie näher mit den ersten drei Evangelien zu beschäftigen hat und das nicht in rein mechanischer, einem herrschenden Brauche blindlings beipflichtender Weise tut, kann nicht umhin, eine zweifache Beobachtung zu machen. Einmal drängt sich uns eine große Uebereinstimmung nach Inhalt und Form auf, ein Zusammenstimmen selbst in sprachlich auffallenden Einzelheiten. Sodann macht sich eine nicht minder große Reihe von Verschiedenheiten bemerkbar, indem bald zwei Evangelien etwas bieten, was dem dritten fehlt, bald Erzählungen und Aussprüche Jesu nur in einem vorkommen, dann wieder gleiche Bestandteile in unterschiedlichem Zusammenhange erscheinen. Man vergleiche etwa die Genealogieen Matth. 1, 1—17 und Luk. 3, 23—38; die beiden Fassungen der Versuchungsgeschichte Matth. 4, 1—11 und Luk. 4, 1—11; das Gebet des Herrn Matth. 6, 9—15 und Luk. 11, 1—4; die Frage nach dem größten Gebote Mark. 12, 28—34, Matth. 22, 34—40, Luk. 10, 25—28 u. s. w., u. s. w., überall gewahrt man sachliche und sprachliche Verschiedenheiten. Dieses Doppelverhältnis, in dem die Synoptiker zu einander stehn, richtig zu erklären, mußte von den Vertretern der christlichen Kirche von den Tagen

des Celsus an bis auf unsere Zeit deshalb versucht werden, weil die Verschiedenheiten in den Berichten den Gegnern des Christentums eine bequeme und beliebte Handhabe boten, die Glaubwürdigkeit der Ereignisse des Lebens Jesu in Frage zu stellen und die christliche Lehre als späteren Ursprungs zu verdächtigen. So interessant und belehrend es auch wäre, näher darauf einzugehen, wie sich die alte und mittelalterliche Kirche gegen derartige Angriffe wehrte, so ist davon doch für diesmal Abstand zu nehmen, und auch betreffs der neueren Erklärungsversuche kann nicht mehr geschehen, als sie gruppenweise Revue passieren zu lassen.

Die Vertreter der Benutzungshypothese (Koppe, Storr, Büsching, Vogel, Griesbach) stellen sich die Entstehung der synoptischen Evangelien so vor, daß immer der nachfolgende Evangelist seinen (oder seine) Vorgänger benutzt habe. Aber ob man nun bei der herkömmlichen Reihenfolge Matthäus, Markus, Lukas blieb, oder sie veränderte, immer erwies sich zuletzt diese Auskunft als ein Schlüssel, der nicht aufschließt. Wenn z. B. Markus den Matthäus benutzt hätte, so wäre es ganz unbegreiflich, warum er so manches (Vorgeschichte, Bergpredigt, Gleichnisse) ausgelassen hätte. Aehnliche Bedenken erheben sich gegen alle anderen Formen dieser Hypothese. **Die Traditionshypothese** dürfte nicht wenigen Lesern unseres Magazins aus Godets Kommentar zum Lukas bekannt sein, wo sie ausführlich dargelegt und geistreich angewandt wird. Ihr zufolge war die mündliche Ueberlieferung von den Augenzeugen des Lebens Jesu her die einzige Quelle, aus der alle Synoptiker schöpften. Es läßt sich nicht leugnen, daß sich so die Abweichungen ganz gut begreifen. Anders steht es mit den übereinstimmenden Elementen; namentlich die Gleichheit des **griechischen** Wortlauts an vielen Stellen ist dabei ein unlösbares Rätsel.

Die **Tendenzhypothese** will die meisten Differenzen zwischen den Synoptikern daraus erklären, daß sich im Urchristentum verschiedene Parteien (die Zwölf, Paulus) bekämpften, und daß die Parteirichtung die Abfassung der einzelnen Evangelien je in ihrem Interesse besorgt, oder doch beeinflußt habe. Darnach wäre Matthäus der Sprecher für das Judenchristentum, Lukas der Vertreter eines paulinischen Universalismus, Markus der die Gegensätze jener beiden ausgleichende oder vertuschende Unionsmann einer späteren Zeit. Wenn man bei F. Chr. v. Bauer und Ad. Hilgenfeld die eingehende Begründung, die Belege namentlich für den Judaismus des Matthäus und den heidenfreundlichen Universalismus des Lukas liest, so kann man zunächst nicht umhin zuzustimmen; aber der Gegeninstanzen sind gar zu viele, und man müßte schon zum Seziermesser greifen, um die Reinheit der Hypothese zu retten. Davor sind die namhaftesten Vertreter derselben in der Tat nicht zurückgeschreckt: Hilgenfeld z. B. hat innerhalb deb Evangeliums Matthäus einen Urmatthäus im Gegensatz zu

einem paulinisch gerichteten Bearbeiter festgestellt; ähnliche Zerlegungsversuche sind mit Lukas vorgenommen worden. Aber nachdem sich, wenigstens im Prinzip, Harnack u. a. von dieser Art, dem synoptischen Problem beizukommen, losgesagt haben, scheinen die Tage der Tendenzhypothese gezählt zu sein. Die **Fragmenten- oder Diegesenhypothese** nimmt als Grundlage unserer synoptischen Evangelien schriftliche Aufzeichnungen an, wobei die einen an mehr oder weniger vollständige „Urevangelien,“ andere (Schleiermacher) an eine Art Notizzettel (Diegesen) dachten. Nach allerlei Wandlungen hat sich diese Annahme zu der modernen Quellenhypothese entwickelt, auf die wir näher eingehen werden, nachdem wir jedes einzelne unserer synoptischen Evangelien daraufhin angesehen haben, was sie uns über die uns beschäftigende Frage lehren können.

I. Das Lukasevangelium.

Mit diesem Evangelium machen wir den Anfang, weil es das einzige ist, dessen Verfasser uns über Veranlassung und Zweck der Abfassung Aufschluß erteilt: Evang. 1, 1—4 und Apg. 1, 1—3. In einem Stil, der einen Mann von höherer Bildung bekundet, widmet der Verfasser sein Werk einem hochgestellten (κράτιστε) Manne namens Theophilus, was natürlich nicht ausschließt, daß es von vornherein für einen weiteren Leserkreis bestimmt ist. Was Jesus getan und gelehrt hat (Apg. 1), so wie es „uns“ die ursprünglichen Augenzeugen und Diener (ὑπηρέται) überliefert haben, das haben schon vor dem Verfasser „viele“ darzustellen unternommen; aber der Verfasser ist noch einmal allem von vorne an genau nachgegangen, um es nun für Theophilus in der gehörigen Reihenfolge niederzuschreiben, damit der Leser über die λόγοι, die er im Unterrichte erfahren hat, etwas Zuverlässiges in Händen habe. Daß dem Verfasser die früheren Versuche nicht genügen, ist ohne weiteres klar: Das eben hat ihn die Feder ergreifen lassen. Andrerseits tadelt er seine Vorgänger auch nicht, geschweige denn, daß er ihre Bemühungen für wertlos erklärte. Er konstatiert, daß sie den Anforderungen, die er an den Bearbeiter einer so einzigartigen Geschichte stellt, nicht nachgekommen sind. Wer diese „vielen“ gewesen, und wie ihre Leistungen beschaffen waren, ist nicht ersichtlich. Jedenfalls ist der Verfasser für sein eigenes Werk unter Beiseiteschiebung alles unzulänglichen, sekundären Materials auf beglaubigte, d. h. von Aposteln und Apostelgehilfen stammende Quellen zurückgegangen. Schon liegt eine Zeit reichlicher Evangelienproduktion hinter ihm, sodaß er selbst durch Generationen von den Ereignissen getrennt ist.

Es wird ziemlich allgemein angenommen, daß der Verfasser der Kol. 4, 14 erwähnte Begleiter des Apostels Paulus, Lukas, der Arzt, ist. Aus dem Zusammenhang der Stelle geht hervor, daß er heidnischer Abkunft war. Wenn aber die Vertreter der Tendenzhypothese aus seinem Verhältnisse zu Paulus ohne weiteres schlossen, er habe

sein Evangelium nach paulinischen Ideen ausgeführt, so hat sich das einer genauen Untersuchung (Jüngst, Hat das Lukasevangelium paulinischen Charakter? St. Krr. 1896, S.S. 215—244) als durchaus unrichtig erwiesen. Den Umstand, daß Papias von Hierapolis zwar das Matthäus- und das Markusevangelium, nicht aber das des Lukas erwähnt, hat man zu dem Erweise verwenden wollen, das letztere gehöre erst dem 2. Jahrhundert an; aber der Schluß wäre nur dann stichhaltig, wenn wir von Papias mehr als ein paar dürftige Aeußerungen besäßen. Die Ansetzung zwischen das Jahrzehnt 80—90 n. Chr, dürfte sich am meisten empfehlen. Im Unterschiede von den beiden anderen Synoptikern zeigt das Lukasevangelium, daß es einer neueren Zeit dienen will, einer Kirche, die die Bekehrung der Heiden in Angriff nimmt. Dahin weist schon im Anfang die Genealogie, die nicht wie bei Matthäus auf Abraham, sondern auf Adam zurückgeht. Und so geht es weiter bis zum Schlusse, wo die Jünger beauftragt werden, im Namen Jesu allen Heiden Buße zur Sündenvergebung zu verkündigen. Die Vorliebe Jesu für die Armen und Elenden, für die in sozialer Hinsicht stiefmütterlich Behandelten, für Zöllner, Sünder Samariter und Frauen findet in Geschichten und Gleichnissen eingehende Berücksichtigung. Charakteristisch judenchristliche Züge, die bei Matthäus und Markus einen breiten Raum einnehmen, werden von Lukas teils übergangen, teils dem hellenisch-römischen Auffassungsvermögen angepaßt. Das alles, ohne daß von einer Parteitendenz geredet werden dürfte: Lukas behandelte nach bestem Wissen und Gewissen seine Quellen so, wie sie dem Zwecke, den Mühseligen und Beladenen den Sünderheiland vor Augen zu malen, am besten entsprachen. Was wir entbehren müßten, wenn Lukas nicht gearbeitet hätte, zeigt sich an dem Sondergute seines Evangeliumus (z. B. Weihnachtsgeschichte; der verlorene Sohn; Jesus in Nazareth; die Emmausjünger).

II. Das Matthäusevangelium.

Dieses Evangelium spricht seinen Zweck zwar nicht ausdrücklich aus, bekundet ihn aber doch deutlich genug. Durch die ganze Schrift zieht sich der Nachweis, daß Jesus der von alters her den Juden verheißene Messias aus dem Hause Davids sei. Alles was ihm an Freud und Leid widerfährt, sein Leben und Wirken, sein Leiden und Sterben, der Glaube der Jünger, der Unglaube des Volkes, das alles ist zuvor geschrieben und durch ihn erfüllt. Auch hier steht keine Tendenz im Hintergrunde, sondern dem Bedürfnisse der ersten nachapostolischen Christengeneration, die überwiegend aus Judenchristen bestand, soll Genüge geleistet werden. Dagegen spricht nicht, daß das Evangelium in gutem, fließendem Griechisch geschrieben ist, das als Ganzes nicht aus einem semitischen Originale übertragen worden sein kann. Hier ist nun die Ueberlieferung in Betracht zu ziehen, die, vom Presbyter Johannes herrührend, von dessen Schüler Papias (s. ob.)

mitgeteilt wird (Euseb., Kchgesch. III, 39, 16): Ματϑάῖος μέν οὂν ἑβραίδι διαλέκτῳ τὰ λόγια συνεγράψατὸ (συνετάξατο), ἡρμήνευσε δὰυτά ὡς ἦν δυνατὸς ἑκαστος.

Die Notiz, so kurz sie auch ist, hat doch sehr verschiedene Deutung erfahren. Was bedeutet hier λόγια: Sprüche, Aussprüche, Reden, oder aber Reden und Erzählungen? Im ersteren Falle könnte eine ähnliche Sammlung gemeint sein, wie sie die neuere Theologie als eine Quelle unserer Synoptiker statuiert hat (s. weiteres unten), im letzteren ein leidlich vollständiges Evangelium. Die Stimmen für die eine und die andere Auffassung sind an Zahl ungefähr gleich, sodaß eine Entscheidung nicht leicht zu treffen ist. Th. Zahn, der die an zweiter Stelle genannte Erklärung vertritt und (Einl. z. seinem Matthkomm.) ausführlich begründet, ist in der Lage, die Verfasserschaft auch des griechischen Evangeliums dem Apostel Matthäus zu vindizieren. Ich muß mich damit begnügen, die Ergebnisse seiner mühsamen und scharfsinnigen Untersuchung anzuführen. Darnach hätten Judenchristen, die aus Palästina nach Kleinasien verzogen, das aramäisch (ἑμραίδι kann ebensogut das Aramäische wie das Hebräische bezeichnen) abgefaßte Werk des Apostels Matthäus mitgebracht, das ihren eigenen Bedürfnissen genügte. Bald aber kamen immer mehr Gelegenheiten, es denen, die kein Aramäisch verstanden, zu übersetzen, und jeder besorgte das so gut er konnte, bis endlich die Kirche als solche eine genaue, den veränderten Zeitverhältnissen entsprechende Uebertragung in das landläufige Griechisch veranstaltete. Wenn sich daneben in separierten Kreisen noch lange ein sog. „Hebräerevangelium“ in Gebrauch erhielt, so ist dieses nicht notwendig mit dem aram. Matthäusevangelium gleichzusetzen. Das „Hebräerevangelium,“ von Hieronymus noch gesehen, studiert und ins Lateinische und Griechische übertragen, hat zwar mit dem kanonischen Matthäus eine gewisse Aehnlichkeit, unterscheidet sich aber nach den noch vorhandenen Bruchstücken beträchtlich von ihm. Wahrscheinlich hat es auch Bestandteile enthalten, die ihm aus zuverlässiger Ueberlieferung zugeflossen waren, und überhaupt ist die Möglichkeit nicht gänzlich ausgeschlossen, daß seine uns nicht mehr erkennbare Urgestalt mit dem aramäischen Matthäusevangelium identisch war. — Unser griechisches Matthäusevangelium wird durchweg in die Zeit Domitians, also etwa um 90 n. Chr. verlegt. Es ist schon früh in der Gesamtkirche zu hohem Ansehen gelangt und verdankt dies neben der Zuverlässigkeit des von ihm verwerteten Quellenmaterials dem Umstande, daß es einen ausführlichen Schriftbeweis aus dem Alten Testament führt, also bei den immer dringlicher werdenden Auseinandersetzungen mit den Juden die besten Dienste leistete. Daß es aber als erste Benutzer griechisch redende Judenchristen voraussetzt, zeigt die Uebertragung hebräischer und aramäischer Ausdrücke ins Griechische (1, 23; 27, 33. 46), während allerlei jüdische Religionsbräuche nur erwähnt, nicht aber erklärt werden. Im Unterschiede vom Lukasevangelium komponiert das Matthäusevangelium die Reden

Jesu gern zu großen Redeganzen (vgl. 5—7; 10 f.; 13; 18; 23; 24 f.)

III. Das Markusevangelium.

Von dem nach Johannes Markus benannten Evangelium steht fest, daß ihm der Schluß abhanden gekommen ist, da Markus 16, 9—20 dem Evangelium sprachlich und inhaltlich unangemessen ist. Lediglich ein anderer Versuch, die Lücke auszufüllen, ist der kürzere Schluß, der sich in einigen Handschriften findet: „Alles, was ihnen befohlen worden, meldeten sie schleunigst Petrus und den Seinen; hernach ließ Jesus selbst durch sie die heilige und unvergängliche Verkündigung von der ewigen Rettung von Osten bis nach Westen ergehn." — Das Markusevangelium, das kürzeste von allen, hat doch einen ganz eigenen Charakter. Obwohl ihm Gleichnisse und Reden nicht fehlen, ist es doch dem Verfasser augenscheinlich mehr darum zu tun, von Jesu Taten und Siegen zu berichten. In seinem Bestreben, recht anschaulich zu schildern, bringt er manchen Einzelzug, der sich bei den beiden anderen nicht findet. Die sprachliche Darstellung ist umständlicher, stellenweise schwerfälliger als bei Matthäus und Lukas. Als erste Leser sind Leute vorausgesetzt, die die jüdischen Bräuche nicht kennen (vgl. 7, 2—4); Wörter wie Boanerges, Korban, Golgotha, hephata etc. werden ins Griechische übersetzt. Deutet derartiges auf Heidenchristen, so gibt eine Reihe lateinischer Wörter wie census, speculator, centurio u. a. die Berechtigung zu der Annahme, daß die ersten Leser in Europa (Rom?) zu suchen sind. Ob in 14, 51 eine persönliche Erinnerung des Verfassers zu erblicken ist, ist fraglich. Ueber die Entstehung des Markusevangeliums verdanken wir Papias eine wertvolle Ueberlieferung (Euseb. a. a. O. III, 39, 15: *καὶ τοῦτο ὁ πρερβύτερος ἔλεγε. Μάρκος μὲν ἑρμηνευτὴς Πέτρου γενόμενος ὅσα ἐμνημόνευσεν ἀκριβῶς ἔγραψεν, οὐ μέντοι τάξει τὰ ὑπὸ τοῦ Χριστοῦ ἢ λεχθέντα ἢ πραχθέντα. οὔτε γὰρ ἤκουσε τοῦ κυρίου οὔτε παρηκολούθησεν αὐτῷ, ὕστερον δὲ ὡς ἔφην Πέτρῳ ὃ πρὸς τὰς χρείας ἐποιεῖτο τάς διδακαλαλίυς, ἀλλ᾽ οὐχ ὥσπερ σύνταξιν τῶν κυριακῶν ποιούμενος λόγων, ὥςτε οὐδὲν ἥμαρτε Μάρκος, οὕτως ἔνια γράψας ὡς ἀπεμνημόνευθεν᾽ ἑνὸς γάρ ἐποιήσατο πρόνοιαν, τοῦ μηδὲν ὧν ἤκουσε παραλιπεῖν ἢ ψεύσασθαί τι ἐν αὐτοῖς.*

Diese Nachricht darf mit den späteren, legendarischen Anekdoten über Markus nicht auf eine Stufe gestellt werden, da sie gewisse Eigentümlichkeiten des Markusevangeliums gut erklärt. Man hat schon lange die anschauliche Art der Schilderung bewundert, die sich sofort begreift, wenn der ursprüngliche Erzähler der Apostel Petrus ist. Freilich war der Apostel bei der Abfassung des Evangeliums nicht mehr am Leben, sodaß er um Einzelheiten hätte befragt werden können. Markus war auf sein Gedächtnis angewiesen, als er alles genau aufschrieb. Aber als Dolmetscher, der den Apostel auf dessen Reisen begleitete, hatte er die schönste Gelegenheit gehabt, die Erzählungen wieder und wieder zu hören und sogar zu reproduzieren. Diese Entstehungsart bietet zugleich eine ganz glaubliche Erklärung für den

Mangel an chronologischer Ordnung, die sich sicher hier und da im Vergleich mit Matthäus bemerkbar macht. Entweder Papias, oder sein Gewährsmann entschuldigt diesen Mangel damit, daß Markus nur eins, die zuverlässige Ueberlieferung dessen, was er gehört hatte, im Auge gehabt habe. Auch die Hervorhebung dessen, was den Apostel Petrus als Nachfolger Jesu anbetrifft, erklärt sich so am natürlichsten, auf alle Fälle lehrt die schonungslose Mitteilung auch der Schattenseiten im Charakter dieses Lieblingsapostels, wie weit entfernt der Evangelist von der pia fraus späterer Zeiten ist. Die Abfassungszeit wird (wegen 13, 24, wo εὐθέως gegen Matth. 24, 29 fehlt) in das Jahr 70, nach der Zerstörung Jerusalems anzusetzen sein.

Quellen der synoptischen Evangelien.

Das Nebeneinander dreier Evangelien, die in Sprache, Inhalt und Reihenfolge des Stoffes einander so ähnlich sind, hat schon früh die Frage aufwerfen lassen, ob nicht wenigstens für den erzählenden Teil eine Hauptquelle innerhalb der synoptischen Evangelien selbst vorhanden sei. Diese Frage wird heute von der überwiegenden Mehrheit der Forscher dahin beantwortet: **Das Markusevangelium ist eine Hauptquelle für die erzählenden Abschnitte sowohl bei Matthäus, als auch bei Lukas gewesen.** Am einleuchtendsten tritt diese Tatsache bei denjenigen Abschnitten hervor, die den drei Synoptikern gemein sind. Man vergleiche z. B. Mark. 2, 1—12 mit Matth. 9, 1—8 und Lukas 5, 17—26; Mark. 6, 31—44 mit Matth. 14, 13—21 und Lukas 9, 10—17; Mark. 8. 27—33 mit Matth. 16, 13—28 und Lukas 9, 18—22; Mark. 8, 31—9, 1 mit Matth. 16, 24—28 und Lukas 9, 23—27, ferner die Leidensgeschichte: überall wird man finden, daß Matthäus und Lukas den Markus zwar nicht einfach abschreiben, daß sie aber ungeachtet aller eigenen Zutaten von ihm abhängig sind, zuweilen in solchem Maße, daß ihr Text ohne den des Markus unverständlich bleibt. Andrerseits sollte nicht in Abrede gestellt werden, daß Matthäus und Lukas in Einzelheiten genauere Angaben bieten können als Markus, da sie neben demselben andere zuverlässige Quellen benutzten und mit der noch lebendigen mündlichen Tradition Fühlung hatten. Sodann ist aber auch die Möglichkeit nicht zu leugnen, daß unser Markusevangelium das Resultat einer Bearbeitung ist, daß ihm eine Gestalt voranging, die ihm „zwar ähnlich war wie ein Ei dem andern, aber doch nicht dasselbe Ei war" (Beyschlag). Mit der Hauptmasse der Erzälungen, die durch Ausführlichkeit und Anschaulichkeit ausgezeichnet sind, stehen in auffallendem Kontrast so abgerissene und hastige wie die von der Taufe, von der Versuchung und von der Auferstehung. Einmal wird der gleiche Apostel als Levi, der Sohn des Alphäus bezeichnet, das andere Mal als Matthäus, ohne daß dem Leser Aufschluß über die Identität gegeben würde. Es ist nicht anzunehmen, daß derselbe Evangelist, der nach des Augenzeugen Petrus Angaben die Speisung der 5000 schilderte, auch noch die der

4000 beifügte, die augenscheinlich nur eine aus verschiedener Quelle stammende andere Form derselben Begebenheit ist. Und was am allerauffallendsten ist: die ganz ungeschichtliche Beschränkung der Wirksamkeit Jesu auf Galiläa, die vom Markusevangelium auf Matthäus und Lukas übergegangen ist, kann weder von dem Apostel Petrus, noch von seinem Dolmetscher Markus herrühren. Diese, übrigens durch vereinzelte Aeußerungen der Synoptiker selbst als einseitig bezeugte, Darstellung fand ihre Berichtigung erst in dem Johannesevangelium, das mit bewußter Einseitigkeit den Schwerpunkt des Wirkens Jesu nach Judäa verlegt. Aber einerlei, ob man die soeben aufgezählten Züge zum Erweise eines **Urmarkus** benutzen, oder sie auf andere Weise erklären will: auf alle Fälle bleibt als festes Resultat bestehen, daß die Evangelisten Matthäus und Lukas für ihre Erzählung das Markusevangelium als ihre Hauptquelle benutzten und dieselbe, ein jeder seinen besonderen Interessen und Zwecken gemäß, mehr oder weniger genau verwerteten. Die Sorgfalt, mit der sie bei der Verarbeitung dieser Quelle verfuhren, läßt den Schluß zu, daß sie bei der Verwendung anderer, von Markus nicht dargebotener Zeugnisse ebenso gewissenhaft zu Werke gingen.

Bietet sonach das Markusevangelium nach Anlage und Erzählungsstoff den Typus, an den die beiden anderen Evangelisten sich gebunden fühlten, so liegt die Sache anders bei den **Reden** des Herrn, dieses Wort in dem Umfange genommen, in dem es auch Gleichnisse und kurze, gewichtige Sentenzen in sich befaßt. Seit etwa 80 Jahren hat man für die Reden eine besondere Hauptquelle angesetzt, aus der die Synoptiker, oder wenigstens Matthäus und Lukas geschöpft hätten. Man bezeichnet sie wohl am zweckmäßigsten als die **Redenquelle** (sonst auch Logienquelle, auch Q) und weist ihr diejenigen Reden Jesu zu, welche entweder in allen drei Synoptikern, oder in Matthäus und Lukas gemeinsam enthalten sind. Zu Bedenken und Fragen wäre hierbei nun gar keine Veranlassung, wenn die Reden bei Matthäus und Lukas wesentlich gleich wären. Das ist aber nicht der Fall. Den großen Redeganzen des Matthäus stehen die an verschiedenen Stellen und in anderen Zusammenhängen angebrachten kleineren Redestücke des Lukas gegenüber, die aber in keiner Weise den Eindruck machen, als seien sie aus jenen je nach Bedarf ausgewählt. Wir sind freilich gewohnt, die „Bergpredigt“ als ein Muster der Lehrweise Jesu anzusehen; aber alles, was wir über die letztere wissen, spricht dagegen, und die Sache findet ihre viel naturgemäßere Erklärung in der Neigung des ersten Evangelisten, mit einander stimmende Reden ohne Rücksicht auf Zusammenhang zu vereinigen. Lukas dagegen hat die Reden in ihrer Kürze belassen und ihnen, wo er konnte, Angaben über die näheren Umstände, unter denen sie gesprochen waren, hinzugefügt. Z. B. Lukas 11, erfahren wir, daß, nachdem der Herr gebetet hatte, einer der Jünger ihn bat, er möge sie beten lehren, wie Johannes der Täufer seine Jünger gelehrt habe, worauf dann als sofortige Erfüllung

des Wunsches das Gebet κατ' ἐξοχήν mitgeteilt wird; bei Matthäus ist diese geschichtliche Notiz verschwunden, und das Herrengebet ist zu einem Bestandteile der großen Bergpredigt geworden. Weiter vergleiche man Lukas 12, 13—31 mit Matth. 6, 24—34 (beachte dabei, wie Lukas 12, 22 im Gegensatz zu V. 16 zu den Jüngern übergeht!); Lukas 13, 22—24 mit Matth. 7, 13 f.; Luk. 14, 25—27 mit Matth. 10, 37 f.; Luk. 10, 21 f. mit Matth. 11, 25 f. In Luk. 9, 23 ist πρὸς πάντας gegen das τοῖς μαθηταῖς αὐτοῦ Matth. 16, 24) richtig, vgl. Mark. 8, 34. Diese allgemeine Beobachtung über das Verhältnis von Lukas und Matthäus zur Redenquelle bewährt sich; nur darf man sie nicht überspannen. Auch der Historiker Lukas hat seine Quellen nicht bloß als solche herausgeben wollen, sondern sie für die ihm vorliegende praktische Aufgabe, eine Evangelienschrift herzustellen, verwertet. Was diesem Zwecke nicht diente, ließ er aus; wo ihm eine andere schriftliche oder mündliche Tradition glaubwürdiger schien, zog er sie vor. So mag es ihm ab und zu begegnet sein, von Haus aus getrennte Redestücke zu verbinden und umgekehrt; nur ist mit Entschiedenheit zu leugnen, daß er das je ohne Vorlage, nach subjektivem Gutdünken getan habe. Von der Arbeitsweise des Matthäus ist zu sagen, daß auch er bona fide verfuhr. Er überging die Orts-, Zeit- und Umstandsangaben nicht etwa, weil er sie für unecht hielt, sondern weil sie für seinen Zweck von untergeordneter Bedeutung waren. Daß Markus so wenig Bekanntschaft mit der Redenquelle verrät, und dieses wenige nur in freier Bearbeitung, wird verschieden erklärt. R. Kübel meint, Markus habe bei dem vorwiegend erzählenden Charakter seiner Schrift absichtlich nur einige Proben aus der Redenquelle gegeben, weil ihm durch deren Dasein die Erhaltung der Reden Jesu genügend verbürgt gewesen sei. Aber das ist doch schwer zu glauben. Markus hätte sich dann seinem Leserkreise gegenüber eine Unterschlagung zuschulden kommen lassen; denn „die Reden Jesu" waren nicht ohne weiteres vom nächsten Buchhändler zu beziehen. Eine christliche Gemeinde, zumeist aus Handwerkern, Tagelöhnern und Sklaven bestehend, mußte froh sein, wenn sie die ihr notwendigsten Bücher erwerben konnte. Beyschlag erklärt die Annahme, Markus habe die Redenquelle gekannt, für absurd, und er dürfte damit den Nagel auf den Kopf getroffen haben. Gehen wir nun darauf aus zu finden, wie die Redenquelle beschaffen war, so will es mir trotz der bestehenden Ausführungen Th. Zahns nicht einleuchten, daß des Apostels Matthäus Logia eine eigentliche Evangelienschrift gewesen und als solche, in griechischem Gewande, sowohl unserem Matthäus, als auch unserem Lukasevangelium zugrunde gelegt worden sei. Daß die Logia in einer griechischen Uebertragung vorlagen, ist deshalb zuzugeben, weil sich nur so die weitgehende Uebereinstimmung des griechischen Wortlauts begreift; aber das ist auch alles. Daß Papias unter den Logia „Aussprüche" verstanden hat, ist gewiß, und schon an sich ist es wahrscheinlich, daß man sich eher veranlaßt sah, die mündlichen Aeußerungen des

Herrn aufzuzeichnen, als seine Taten und die Ereignisse seines Lebens. Unter der Voraussetzung nun, daß die von der neueren Bibelforschung statuierte „Redenquelle“ mit den „Logia“ des Apostels Matthäus identisch war, hat es den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit, daß sie in aramäischer Sprache abgefaßt war. Aramäisch war die Sprache Jesu und seiner Jünger und überhaupt die Volkssprache Palästinas bis zur Zerstörung Jerusalems. Eine Rücksichtnahme auf Andersredende konnte erst eintreten, als die Missionsarbeit des Apostels Paulus ihre Früchte trug. Bei der mehr zuwartenden Stellung, die die älteren Apostel der Heidenbekehrung gegenüber einnahmen, und bei der Pietät, mit der sie jedenfalls die ipsissima verba Jesu bewahrten, ist eine Abfassung in griechischer Sprache vor dem Jahre 70 nicht wohl denkbar. Eine Reihe von Beispielen, die auf einen vorgriechischen Evangelientext schließen lassen, hat der † Theologe und Orientalist Eb. Nestle beigebracht. Ich bemerkte, daß von den Tagen Joh. Albrecht Bengels an eine Reihe tüchtiger und gewissenhafter Theologen bemüht gewesen sind, die Bibelwissenschaft durch Pflege der philologia sacra den Launen und Einfällen von rechts und links zu entziehen und sie dafür auf eine gesicherte Grundlage zu stellen, daß sie aber, statt in den beteiligten Kreisen dankbare Mitarbeiter zu finden, die rabies virorum doctorum imprimis theologorum reichlich zu kosten bekommen haben. Was mich hier veranlaßt, mich mit Nestles Arbeiten zu beschäftigen, sind drei Gründe. Erstens erheben sie das Dasein eines aramäischen Urevangeliums nahezu zur Gewißheit; zweitens enthalten sie einen Weckruf für begabte und lernlustige theologische Anfänger; drittens sind sie geeignet, uns vor einem Abwege zu warnen, der uns schon ziemlich nahe liegt.

Von den Stellen, an denen Nestle auf ein aramäisches Original schließt, seien wenigstens einige hervorgehoben. Matth. 4, 48 ἔσεσθε οὖν ὑμεῖς τέλειοι hat neben sich die Parallele Lukas 6, 36 γίνεσθε οἰκτίρμονες; also der erstere „darum sollt ihr vollkommen sein,“ der letztere „werdet barmherzig!“ Schon 1788 bemerkt G. D. Michaelis zu τέλειοι: „(es) ist dunkel. Hebräisch würde es schelemîn sein, und das würde nach dem Zusammenhange besser mit „friedfertig, versöhnlich“ übersetzt werden.“ Dazu bemerkt Arno Meyer („Die Muttersprache Jesu, S. 104): „Die Wahl des Wortes wird richtig sein; aber aram. schelemîn würde doch nur „tadellos“ bedeuten; gerade in der Feindesliebe besteht die Vollkommenheit.“ Von alledem unbefriedigt findet Nestle in Lagardes Onomastica sacra zu dem Salomo (vom selben Stamme gebildet wie das Adj. schalem) die alte Deutung Σολομών. ἐλεήμων ἢ εἰρηνικός. Nun ist alles klar: kann schalem, das oft genug = τέλειος ist, gleich ἐλεήμων sein, dann kann und muß ihm auch ein οἰκτίρμων entsprechen.“ „Ich habe keinen Zweifel: wie ἔλεος Matth. 23, 23 auf der einen, ἀγάπη Luk. 11, 42 auf der anderen Seite die beiden Bedeutungen ausdrücken, die für Indogermanen in dem einen semitischen Worte racham liegen, so entspricht τέλειος in

Matthäus und οἰκτίρμων in Lukas einem und demselben schalem."

Nestle selbst gibt so eingehende Auskunft über Gang und Methode seiner Untersuchung, daß es wenigstens seinen engeren Fachgenossen nicht schwer fallen kann, sich von dem Werte seiner Ergebnisse zu überzeugen. Wie wichtig diese (auch für die Exegese) gelegentlich sind, mögen noch einige weitere Beispiele zeigen. Matth. 6, 7: „Wenn ihr aber betet, sollt ihr nicht plappern wie die ἐθνικοί." Dazu bietet der Kodex D die Lesart, „ihr sollt nicht plappern wie die λοιποί." In dem hebr. und arm. chaber vereinen sich beide Bedeutungen, „Heiden" und „andere"; dieses chaber, Pl. chaberim, ist ein sehr bekannter Titel für die Mitglieder der pharisäischen Genossenschaft. Jesus hatte Matthäus 6, 7 keine Veranlassung, vor heidnischer Gebetspraxis zu warnen, desto mehr aber vor pharisäischer, vergl. V. 5. Wie in 6, 7 hat ἐθνικοί die Bedeutung Pharisäergenossen auch 5, 47 und 18, 17. — Mark. 11, 4 ἐπὶ τοῦ ἀμφόδου „am Kreuzwege" = syrischem beth fag'a. Nach dem an eigenartigen Lesarten reichen Kod. D, der Mark. 11, 1 „nach Bethphaga" nicht hat, und gestützt auf das Zeugnis des Origenes, läßt Tischend. es aus, und mit Recht, während Westcott-Hort und die Revised Version es noch im Texte belassen. Indem ich hier die Blütenlese aus Nestle abbreche und ihr nur die Bemerkung beifüge, daß es sich bei alledem nicht um ein gelehrtes Steckenpferd, sondern um Schlüsse aus erweislichen Tatsachen handelt, möchte ich nun den Weckruf weitergeben, den Nestle, solange er lebte, immer wieder laut werden ließ. Die praktische Tätigkeit im pastoralen Amte in allen Ehren; wo sie aber so vorherrscht, daß sie alles Weiterstudium unmöglich macht, da ist sicher etwas nicht in Ordnung. Vor einiger Zeit druckte unser „Theol. Magazin" die Mahnung eines englischen Predigers an seine Amtsbrüder, sie möchten sich, selbst in vorgerücktem Alter, die kleine Mühe nicht verdrießen lassen, sich in das Griechisch des Neuen Testaments hineinzuarbeiten; das sei nicht so schwer u. s. w. Von dieser Mahnung brauchen unsere jungen Amtsbrüder meistens keine Notiz zu nehmen; wohl aber mögen sie bedenken: wer nicht vorwärts kommt, geht rückwärts. Ich meine nun nicht, daß wir dazu berufen sind, in den Fortschritt der gelehrten Forschung aktiv einzugreifen, oder gar Predigt und Unterricht mit Lesarten und Zitaten aus alten Sprachen zu verunzieren; aber das meine ich allerdings, daß wir für Predigt und Unterricht, zu Lehre und Wehre das Wort Gottes viel gründlicher erforschen müssen, als jetzt durchschnittlich geschieht. Schon um den vielen destruktiven Bestrebungen unserer Zeit, die abwechselnd um die Seelen werben, richtig entgegenwirken zu können, ist es notwendig, daß wir Pastoren uns energisch um ein selbständiges Verständnis des Wortes Gottes bemühen, und daß wir das uns erforderliche Wissen nicht aus dritter oder vierter Hand beziehen. Verschmähen wir es, dieser Notwendigkeit nachzugeben, so werden wir mit der Zeit immer mehr eine willenlose Beute von Strömungen, deren Ursprung irgend welcher Egoismus, deren Ende alles

andere, nur nicht das Himmelreich ist, und mehr und mehr wird aus dem „Praktischen“ ein mit christlichem Anstrich versehener Materialismus werden. Wenn ich nun drittens auf den Abweg zu sprechen komme, vor dem zu warnen ist, so habe ich damit das Unternehmen des Prof. D. Alfred Resch im Auge (vgl. den kurzen Artikel von Dr. Rudolph im Theol. Mag., Nov. 1918, S. 456 f.; beachte dort den Schlußsatz!). Nachdem schon ältere Gelehrte (z. B. Godet) den Glauben ausgesprochen hatten, daß sich aus der Vergleichung der Synoptiker ein Urevangelium rekonstruieren lassen werde, erschien im Jahre 1898 „Die Logia Jesu. Nach dem griechischen und hebräischen Text wiederhergestellt von A. Resch.“ Vorhergegangen waren vom selben Verfasser: „Agrapha. Außerkanonische Evangelienfragmente,“ 1889, und „Außerkanonische Paralleltexte zu den Evangelien,“ 1892 ff. Der Gelehrsamkeit, dem Fleiße und überhaupt dem Mute des Verfassers ist ein reiches Maß von Anerkennung zuteil geworden; das darf aber nicht gleich zu dem Schlusse führen, das Werk der Wiederherstellung des ursprünglichen Ecangeliums Jesu Christi sei ihm „in der Hauptsache gelungen.“ In der dritten Auflage seines Matthäus-Kommentars (1910), S. 35, schreibt Th. Zahn: „Auch die Versuche, das Neue Testament ins Hebräische zu übersetzen, sind hilfreich, ohne daß man sich wie schon S. Münster der Täuschung hinzugeben brauchte, auf diesem Wege die Ursprache und den ursprünglichen Wortlaut zu gewinnen, und dazu am Rande: „Cf. auch Resch, Dibre Jeschua, große und kleine Ausg., Leipzig 1898.“ Abgesehen davon, daß gewichtige Gründe gegen Hebräisch als die Ursprache des Evangeliums zu Felde stehn, und daß Männer wie E. Kautsch, Eb. Nestle, A. Meyer, Th. Zahn ein aramäisches Original voraussetzen, mit einem Worte, daß das Idiom, in das hinein zurückübersetzt werden soll, durchaus nicht feststeht, ist es doch ein starkes Stück, so zu tun, als sei der griechische Wortlaut, auf den wir doch zunächst angewiesen sind, textkritisch in bester Ordnung. Niemand würde sich darüber lebhafter freuen, als die Textkritiker selbst, denen viel saurer Schweiß, manche aufregende Diskussion erspart würde; aber damit ist es vermutlich noch auf lange Zeit hinaus nichts. Näher darauf einzugehen, ist hier nicht möglich; man befrage die Einleitungen in das Neue Testament. Man braucht den Pessimismus Zahns, daß es vielleicht nie zu einem gesicherten Texte kommen werde, nicht zu teilen: daß ein solcher nach langer geduldiger Arbeit und nicht von heute auf morgen zu gewinnen ist, bedarf keiner Frage. Sehen wir uns nun einige von Resch als echt aufgenommene Logia an.

Γίνεσθε πιστοὶ τραπεζῖται „Werdet treue Bankhalter!“ wird teils in dieser Kürze, teils mit Hinzufügung von 1. Thess. 5, 21 sehr häufig von Kirchenvätern als ein Wort Jesu zitiert. „Ist es ja doch die Pflicht der Kritik, die der Herr seiner gläubigen Gemeinde durch dieses Logion empfohlen hat,“ bemerkt Resch. Ohne Zweifel haben die Kirchenväter fleißig mit diesem Sätzchen Kritik geübt, nämlich an den

Irrlehrern; ursprünglich war es wohl weiter nichts, als eine Erläuterung zu 1. Thess. 5, 21. — „Es wird Spaltungen und Häresien geben," bei Justin Dial. 35 und in der Syr. Didaskalia c. 23 angeführt. Nach Resch hätte Paulus (1. Kor. 11, 18 f.) den Ausspruch gekannt, der ursprünglich mit Matthäus 24, 11 in Zusammenhang gewesen wäre. Nach Zahn dagegen ist der Spruch mit Matthäus 7, 15—23, 24, 4 f. 24 zu vergleichen. Zahn bringt Belege dafür bei, daß die altkirchliche Auslegung den Weissagungen Jesu gerne Begriffe wie αἱρέσεις einflocht. — „Wenn ihr nicht das Rechte macht wie das Linke und das Linke wie das Rechte, das Oben wie das Unten und das Hinten wie das Vorn, werdet ihr nie das Reich sehen," lautet ein verbreitetes Logion. Hier muß Resch die am schwächsten bezeugte Lesart, wenn ihr nicht **euer** Rechtes etc." für die beste erklären, um in dem Spruch die Forderung der Wiedergeburt zu finden. — Schon diese wenigen Proben lassen erkennen, daß dieser Rekonstruktionsversuch doch recht fragwürdiges Material verwendet. Stände zur Wahl, ob man den jetzt allgemein aufgegebenen sog. textus receptus der Evang., oder Reschs Logia für wissenschaftliche und praktische Zwecke zugrunde legen solle, so müßte man sich gewissenshalber für den ersteren entscheiden. Glücklicherweise ist eine solche Alternative nicht nötig.

Was in der vorstehenden dürftigen Skizze zusammengetragen ist, zeigt, daß die Evangelienforschung ernste, entsagungsvolle Arbeit erfordert, und daß sie nie vergeblich ist, wenn sie vom rechten Geiste, dem Heiligen Geiste getragen wird. Das Endergebnis wird einmal nicht eine künstlich zusammengequälte Evangelienharmonie, auch nicht eine Vielheit von Evangelien und Evangelienfragmenten sein, sondern **das** Evangelium Jesu Christi, die belebende und beseligende Freudenbotschaft des Sünderheilandes, der gekommen ist zu suchen und zu retten, was verloren ist.

Literatur.

Textausgaben von Tischendorf 1889; Tischendorf v. Gebhardt 1895; Westcott-Hort 1903. Huck, Synopse der drei ersten Evangelien 1892. Kommentare zu Matth.: Kübel, Zahn, Nösgen (in Strack-Zöcklers Kommentarwerke); zu Markus: Nösgen; zu Lukas: Godet, Nösgen. Friedr. Spitta, Die synoptische Grundschrift 1912. — Fr. Blaß, Grammat. des neutestamentl. Griechisch, 1912; J. A. Bengel, „Apparatus ad. N. T., 2. Aufl. 1763; Einleitungen ins N. T. v. J. D. Michaelis, J. G. Eichhorn, J. H. Holtzmann, A. Jülicher, Th. Zahn (mir für diese Arbeit nicht zugänglich gewesen), Fr. Barth. — Hilgenfeld, Die Evangelien 1854. Walter Bauer, Das Leben Jesu im Zeitalter der neutestamentlichen Apokryphen, 1909. „Theol. Stud. und Krit" 1896 und 1898. Die Beiträge zur synopt. Frage von „Blaß, Gräfe, G. Resch, Nestle, Beyschlag. „Neue Kirchl. Zeitschrift," in Vbdg. mit Th. v. Zahn, Hrm. v. Bezzel u. a. herausgegeb. v. Wm. Engelhardt, Jahrg. 1910, Heft 4 u. 5, Berg, Die Quellen des Lukasevangeliums.

Predigtentwürfe für die Zeit von Neujahr bis zur Fastenzeit 1920.

Von Pastor G. Fr. Schütze.

Neujahr 1920.

Psalm 73, 23.

A. Gute Neujahrsvorsätze. Aber keiner besser als der in unserem Text enthaltene. Das sei unser Jahresprogramm an und in Christo zu bleiben.

B. **Jesus Christus, gestern und heute und derselbe noch in Ewigkeit.**

I. **Gottes Botschaft an uns: Fürchte dich nicht, glaube nur!**

1) Napoleon III. pflegte zu Neujahr die Botschafter zu versammeln. Seine Botschaften an diese gaben dem Jahre seine Signatur. Der Himmelskönig sendet uns heute seine Botschaft: Fürchte dich nicht!

a) Die Zeit ist zum fürchten, Krieg, Verbrechen, Teure Zeiten, allgemeiner Abfall von Gott.

b) Aber auch sonst, ein Blick in die Zukunft ist nicht immer rosig. Das neue Jahr mag viel bringen, Freude und Leid. In der Regel auf einen Eimer voll Leid kommt nur ein Tropfen Freude. Dennoch fürchte dich nicht! Gott hält dich an seiner rechten Hand. Ps. 91, 1—2.

2) Glaube nur! Was?

a) Daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Gott ist dein Vater. Habe ihn nur lieb. 1. Joh. 4, 18.

b) Vertraue auf ihn. Glauben ist Vertrauen. Gottes Wege sind wohl wunderbar, doch. Spr. Sal. 23, 26. Weg hat er allerwegen.

II. **Unsere Antwort: Wenn ich nur dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde.**

1) In allen meinen Taten etc.

a) Sei es Glück, das mir beschieden, es soll mich nicht

aa) stolz und hochmütig machen, als hätte und wäre ich etwas von mir selber,

bb) kalt und lieblos gegen andere, die in Not sind, sondern

cc) es soll mich zu Buße reizen, Röm. 2, 4, und

dd) in allen Stücken möge es mich als Gottes Kind erweisen.

b) Sei es Unglück,

aa) von Gott: dennoch bleibe ich stets an dir,

bb) von Menschen: so will ich wie mein Heiland gesinnt sein, 1. Petr. 2, 23.

2) Meine Zeit steht in Gottes Händen, Ps. 31, 16. Die Jahre fliegen, Ps. 90, 10. Einmal kommt ein letztes Jahr. Wenn 1920

nun dein letztes ist, wie soll es angefangen und vollbracht werden? Wenn ich nur dich habe, etc.

C. Jesus allein soll es sein; bei Jesu will ich bleiben.

Sonntag nach Neujahr, 4. Januar 1920.

Jes. 61, 6a.

A. Der erste Sonntag im Jahr nach unserer Ordnung ein Buß-, Bet- und Danktag. Am leichtesten zieht uns zur Buße ein Vergleich dessen, was wir sind und was wir sein sollten.

B. **Was sollen wir sein?**

I. Diener Gottes.

1) Jesus nennt uns zwar nicht seine Diener, wohl aber nennt er sich unsern Herren, Joh. 13, 13—14.

2) Desto nachdrücklicher nennt uns Paulus Gottes Diener, 2. Kor. 6, 4; 1. Kor. 4, 1. Deshalb ergibt sich die Tatsache:

a) Auch wir sollen heute noch Diener Christi sein. Laßt uns aber nicht denken, daß der sonntägliche Gottesdienst der einzige Dienst sei, den wir leisten sollen. Paulus sagt: in **allen** Dingen. Am besten aber dient man Gott an den Menschen, und zwar

aa) indem man sich selbst von der Welt unbefleckt erhält (Jak. ? 27). Man kann nicht Gott dienen und sein Herz der Welt einräumen.

bb) Dann aber auch den Armen und Elenden dient. Matth. 23, 11. Dienen ist keine Schande, sondern eine Ehre. Könige haben sich mit Freuden die ersten Diener ihres Volkes genannt. Auch du diene in deinem Kreise dem Herren Christo.

b) Nun aber bleibt leider die andere Tatsache bestehen, daß wir unnütze Knechte sind; denn

aa) heißt es, daß selbst, wenn wir alles getan haben, wir so sprechen sollen, und

bb) sind wir von der Erreichung dieses Zieles noch, ach, so weit entfernt, wir sind nicht treu gewesen, Bußtag, auch nicht über das Geringste, Luk. 16, 11. Wie kann uns Gott geben, was unser ist, den Lohn der Treue?

3) Gott hat uns Lohn zugesagt für unseren Dienst. Matth. 20, 18; Luk. 6, 23; Joh. 4, 36. Danktag! Was dieser Lohn sein wird? 1. Kor. 2, 9.

II. Priester des Herren!

1) Was ist eines Priesters Amt? Vor Gott zu stehen. Im Alten Testament das ein Vorrecht des besonderen aaronitischen Priestertums; im Neuen Testament aber haben wir nur einen Priester, der einmal für alle die Versöhnung erfunden. Seitdem sind alle Christen

Priester, die ohne andere Mittler vor Gott treten können und sollen.

2) Nun habe aber nicht nur dies Amt, sondern übe es auch. Bettag!

a) für dich selbst und flehe um

aa) priesterliche Gesinnung, daß du bereit bist zum Beten;

bb) priesterliche Kraft, daß du nicht müde wirst im Beten;

cc) priesterlichen Segen, daß du erhört werdest beim Beten.

b) für dein Haus und bete

aa) um Weisheit, es zu führen auf Gottes Wegen,

bb) Um Kraft, ihnen ein Vorbild zu sein,

cc) um Freudigkeit auch wo du keinen Erfolg siehst.

C. 1. Petri 2, 9; 4, 10. Und wenn ihr dann deswegen auch leiden müßt, so tröste euch die Epistel 1. Petri 4, 12—19.

---

1. Sonntag nach Epiphanias, 11. Januar 1920.

Ps. 84, 1—13.

A. Der Charakter der Epiphanienzeit die Erweisung der Herrlichkeit Gottes. Im Evangelium sagt Jesus heute: Muß ich nicht sein etc. Dieser Ton klingt in jedem Christenherzen wieder, das Verlangen und Sehnen nach Gottes Haus und Gottes Herrlichkeit.

B. **Die Herrlichkeit Gottes im Spiegel der Gemeinde.** Sie zeige sich

I. **An dem Prediger.**

1) Seine Kraft. V. 6. Gott unsere Stärke,

a) daß wir ihn lieben, V. 1,

b) daß wir von den löchrigen Brunnen den Weg zum ewigen Brunnen weisen. V. 7, vgl. Jer. 2, 13; Joh. 4, 14.

2) Seine Art. Nicht äußerlich, Matth. 6, 2. 5. 16; Luk. 17, 20; sondern der inwendige Mensch, 1. Petr. 3, 4; Röm. 2, 29, der von Herzen Gott nachwandelt (V. 6).

3) Seine Arbeit.

a) Brunnen im Jammertal zu graben, wie Jakob und Isaak.

b) Wasser aus den Felsen zu schlagen, wie Moses, mit dem Hammer des Wortes Gottes.

c) Segen zu verbreiten. V. 7b. Gott hat uns gesegnet mit Segen, Eph. 1, 3; des Predigers Arbeit ist diesen Segen weiter zu tragen.

4) Sein Lohn: ein Sieg nach dem andern.

a) Weshalb sehen wir so wenig von diesen Siegen?

aa) Ist das wirklich wahr?

bb) Und wenn, wessen Schuld ist es?

b) Tue doch die Augen auf und siehe Gottes Siege! Oder ist es kein Sieg,

aa) in der Taufe ein Kind der Welt zu entreißen?

bb) Im hl. Abendmahl einer Seele den Trost zu geben, den ihr kein Teufel rauben kann?

cc) Im Konfirmandenunterricht eine Menschenknospe dem Herrn zu entfalten und erschließen?

dd) In der Seelsorge Verlorene zurückzuführen, daß sie erkennen, daß der rechte Gott sei zu Zion?

II. **An den Vorstehern.**

1) Sie sind von Gott gesetzt als Obrigkeit. Der Gesalbte des Alten Testaments war der Regent. Rechte Vorsteher und Gemeinderegenten sollen gesalbt sein mit der Kraft auf der Höhe. Vorsteheramt oft kein leichtes Amt. Doch Gott ihr Schild.

2) Gott hat sie gesetzt zu Dienern. Der Tür hüten in Gottes Hause ist köstlicher als lange wohnen in der Gottlosen Häusern. Nichts ehrwürdiger als ein langjähriger Vorsteher, im Schmuck seiner weißen Haare, dem Gott Gnade gegeben hat, so lange arbeiten zu können. Gottes Herrlichkeit spiegelt sich wieder in der Ehre, die ihnen zu Teil wird.

3) Gott ist ihr Schild und Sonne,

a) Ihr Schild gegen alle Feinde,

b) Ihre Sonne, die ihnen seine Herrlichkeit erscheinen läßt.

III. **An den Gliedern.**

1) Des Christen Verlangen nach dem Hause des Herrn ein kräftiger Beweis für Gottes Herrlichkeit. Was nicht schön ist, danach trägt man kein Verlangen. Korahs Kinder wissen, wie lieblich Gottes Haus ist.

2) Wie steht es mit deinem Verlangen? Möge sich Gottes Herrlichkeit bei uns im eifrigen Kirchenbesuch erweisen! Der schönste Schmuck eines Gotteshauses ist die andächtige Gemeinde. Eine armselige Blockkirche, aber gefüllt mit Betern, ist vor Gott viel lieblicher als eine $100,000 Kathedrale mit nur einer Handvoll von Leuten.

3) Der Kirchenbesuch allein macht es freilich nicht aus. Das Reich Gottes ist in euch. Die Seele ist köstlich vor Gott, die da sagt: Ich will nicht Himmel und Erde, ich will nur Gott, nur Jesum allein!

4) Gott ist unsere Sonne. Ein Acker braucht zum Wachstum der Frucht Regen und Sonnenschein. Das Wasser kommt des Sonntags aus dem Worte Gottes auf unseren Herzensacker; laßt euch aber auch in der Woche von der Sonne Gottes bestrahlen. Sie gibt euch

a) Gnade, Erlösung, Rechtfertigung, Aufnahme in die Kindschaft Gottes,

b) Ehre, wenn auch nicht immer vor den Menschen, aber doch vor ihm selbst.

C. Joh. 2, 11. Jesu Herrlichkeit sehen und glauben muß eins sein. Darum: Wohl dem Menschen, der sich auf dich verläßt, V. 13.

---

2. Sonntag nach Epiphanias, 18. Januar 1920.

Jes. 61, 1—2.

A. Die Herrlichkeit Jesu Christi erreicht ihren Höhepunkt in der freundlichen Einladung:

B. **Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!**

I. **Selig sind, die da geistlich arm sind.**

1) Die Mühsalen unseres Textes sind zuerst geistlich zu nehmen. Christi Reich nicht von dieser Welt, vgl. auch 1. Kor. 15, 50. Die soziale Liebesarbeit Christi ist immer bedingt von seiner Absicht Seelen zu retten. Helfen und fördern in allen Leibesnöten ist nur eine Frucht des Glaubens.

2) Die Hauptsache ist und bleibt: Geist, Seele und Herz.

a) Die Gefangenen der Sünde. Paulus kennt solche Gefangenschaft, die viel härter als leibliche Fesseln, Röm. 7, 15—20. Selbst wenn der Mensch will, wie der verlorene Sohn zum Vater zurück, die Sünde hält ihren Knecht fest.

b) Die Gefangenen der Welt und des Fleisches, in denen der Geist so willig aber das Fleisch so schwach ist, die Elenden, die ihre Sünde fühlen, und doch nicht von ihr los können, denen darüber das Herz zerbricht, ihnen allen gilt das Wort: Selig.

3) Wer wird sie selig machen? **Jesus!**

a) Ohne ihn können wir nichts tun;

b) aber durch ihn ist das Himmelreich unser; denn

aa) er hat alle Gewalt, der Schlange den Kopf zu zertreten,

bb) er hat die Absicht, die Werke des Teufels zu zerstören, 1. Joh. 3, 8,

cc) er hat den Willen uns zu befreien, Joh. 8, 36, und zu helfen.

4) Elenden predigen und Traurige tröſten. Das ist die Herrlichkeit des Evangeliums, daß sie dem Menschen nicht nur Worte, nicht nur die Einladung bietet, sondern auch die Kraft dieser Einladung zu folgen.

5) Darum hört die Einladung, ihr geistlich Armen; für die zerbrochenen Herzen ist hier Vergebung; für die Gefangenen der Sünde, hier ist der die Türen alles Gefängnisses auftun kann, wie dem Petrus, für die Gebundenen des Satan, hier ist, der Bande auflösen kann, wie dem Paulus und Silas, für alle Mühseligen und Beladenen, hier ist: Ich will euch erquicken.

II. **Jetzt ist die angenehme Zeit, heute ist der Tag des Herrn!**

1) Das gnädige Jahr des Herrn. Gottes Gnade an kein Jahr

gebunden. Jedes Jahr ist Gnadenjahr, wir haben nicht das Hall- und Jubeljahr. Das gnädige Jahr des Herrn dauert fort, bis

2) Der Tag der Rache anbricht. Wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhle Christi, 2. Kor. 5, 10, Joel 3, 4. Es liegt in der Gerechtigkeit Gottes, daß er das Böse rächen und strafen muß. Sein Gericht ist endgiltig. Nur seine Gnade kann die Schrecken des Gerichtes mildern. Aber ihr ist Zeit gesetzt. Wenn die Rache anfängt, hört die Gnade auf.

3) Wann fängt dieser Tag an? Zeit und Stunde weiß selbst der Sohn nicht, es mag 1000 Jahre sein und es mag morgen sein, 1. Thess. 5, 2. Das jüngste Gericht im ständigen Kommen, dem einen heut, dem anderen morgen schlägt die Ewigkeitsstunde.
ob

4) Bis diese Stunde kommt, ist Gnadenzeit. Kein Unterschied,

a) der Schächer in elfter Stunde kommt, oder

b) ob du schon heute zum Herrn kommst.

c) Aber dies letztere ist sicherer; „Safety First." Jak. 4, 13—14.

5) Darum schiebe nicht auf bis auf gelegene Zeit, was du heute tun sollst. Die gelegene Zeit möchte nimmer kommen, Apg. 24, 25. Felix fand diese Zeit nie.

C. Was du tust, das tue bald! Das gilt nicht nur Judas, sondern auch dir. Heute lebst du, heute bekehre dich!

---

3. Sonntag nach Epiphanias, 25. Januar 1920.

Amos 8, 11.

A. Leiblicher Hunger und Durst quält; der geistliche Hunger aber nach Gottes Wort, nach Gerechtigkeit dagegen hat Verheißung (Matth. 5, 6). Gerechtigkeit kommt aus Glauben, Glauben aus Predigt, Predigt aus Gottes Wort. So können wir sagen:

***B*. Selig sind, die da hungert und dürstet nach Gottes Wort.**

I. Worin besteht diese Seligkeit?

1) Vorbilder dieses Hungers

a) In den Psalmen, 84, 42, 26.

b) Im Neuen Testament Simeon, Hannah, der 12jährige Jesus.

2) Der Grund dieses Hungers Ps. 26, 7: Predigt und Gottes Wort.

a) Die gehören zusammen und sind einander gleich, 1. Thess. 2, 13; Gal. 1, 8.

b) So dürfen auch wir heute noch den Anspruch erheben, daß unsere Predigt Gottes Wort ist; denn

aa) Der Gegenstand unserer Predigt ist das Evangelium, 1. Kor. 1, 23; 2, 2.

bb) Der Inhalt unserer Predigt läßt sich an der Schrift prüfen, Apg. 17, 11.

cc) Unsere Predigt kann fragen: Joh. 8, 46.

3) Die Seligkeit des Wortes Gottes.

a) Micha 2, 7, es ist freundlich,

b) Matth. 4, 4; Joh. 4, 14, es ist Speise und Trank,

c) Ps. 119, 105; Joh. 6, 63, es ist uns nötig zur Seligkeit, wenn auch

d) Off. 10, 9; Joh. 6, 60 uns um unserer Sünde willen zuweilen hart scheinend.

4) Die Einladung, Jes. 55, 1; Luk. 14, 17.

II. **Welche Verheißung liegt darin für uns?**

1) Einst kommt eine Zeit, wo der Hunger nicht mehr gestillt werden kann (V. 12),

a) Ob nun das Wort teuer im Lande wird wie zu Elis Zeit, 1. Sam. 3, 1, oder

b) ob Gott das Wort ganz wegnimmt, wie der Papstkirche, das wissen wir nicht;

c) oder ob es nur im Einzelleben des Menschen sein wird, wie bei Esau, Hebr. 12, 17, Antiochus, 2. Makk. 9, 13; Saul, 1. Sam. 28, 6, oder dem reichen Mann in der Hölle, Luk. 16, 24. Darauf kommt es auch nicht an, es kommt darauf an, daß wir

2) die Verheißung wahrnehmen, solange wir es können.

a) Das Wort Gottes soll ja nicht leer zurückkommen, Jes. 55, 11; Hab. 2, 3; Hebr. 4, 12.

b) Das Wort Gottes kann uns selig machen, Jak. 1, 21; Röm. 1, 16; 10, 17.

c) Das Wort Gottes reinigt uns, Joh. 15, 3; 17, 17; Ps. 119, 9.

d) Das Wort Gottes macht uns zu Gottes Kindern, Joh. 1, 12.

C. Stille deinen Seelenhunger, ehe es zu spät ist.

Sonntag Septuagesimä, 1. Februar 1920.

Psalm 93, 1.

A. In der bevorstehenden Leidenszeit die Leidensherrlichkeit unseres Heilandes. Diese drei Uebergangssonntage leiten darauf hin, indem noch einmal die ganze Herrlichkeit Christi uns vor die Augen gestellt wird, damit der Gegensatz desto stärker wirke. Im Leiden selbst König, **unser** König.

B. **Der Herr ist unser König.**

I. **Er ist herrlich geschmückt.**

1) Der Allerverachtetste und Unwerteste, seine Krone ein Dor-

nenkranz, sein Szepter ein dürres Rohr, sein Purpur ein alter Soldatenmantel.

2) Und doch: Der edelste Schmuck nicht äußerlich;

a) Der höchste Kriegsschmuck der Deutschen ein eisernes Kreuz.

b) Die Juwelen dem Sempronia, der Mutter der Grachen, waren ihre Söhne.

c) Die Kirchenschätze des Laurentius von Rom waren seine Armen.

d) Die herrlichst geschmückte Frau des Neuen Testaments die Witwe am Gotteskasten.

3) Der Schmuck aller dieser Leute bestand in dem Abglanz der Herrlichkeit Christi. Jesu Herrlichkeit aber ist seine Liebe. Kein herrlicherer Ruhmestitel als das höhnende Matth. 27, 42.

a) Seine Krone ist rot von Blut, aber es ist sein eigenes und nicht wie bei weltlichen Fürsten das Blut der Untertanen, das in roten Rubinen wiederstrahlt. Jeder dieser Blutstropfen viel kostbarer denn alle Diamanten und Saphire; denn jeder ist genug eine Welt loszukaufen von Satan und Sünde, von Teufel und Tod.

b) Sein Königsmantel nur ein alter Soldatenrock; aber wenigstens bedeckt dieser Mantel ein reines Herz, ein Herz, das warm für die ganze Welt schlägt, ein Herz, in dem kein böser Gedanke zu finden. Manch weltlicher Mantel aber bedeckt ein sündiges, böses Herz.

c) Sein Herrscherstab nur ein Rohr, aber in seiner Hand wandelt es sich zum Hirtenstabe. Ps. 23.

4) Oder wolltest du deinen Heiland lieber anders geschmückt sehen? Mit dem Schlangenhelm des Hasses und Mordes? Oder mit der Krone, die glänzt von dem Blut und Tränen der Witwen, der Waisen und der Unterdrückten? Oder mit dem bluttriefenden Schwerte, unter dem die Völker seufzen? Oder mit der Peitsche des Sklaventreibers in der Hand?

5) Das sei ferne, sondern in aller Leidensarmseligkeit: **Herrlich** geschmückt.

6) Ihr aber seid dieses Königs Kinder. Als königliches Geschlecht von Priestern müßt ihr auch königlichen Schmuck tragen.

a) Nicht nur der römische Bischof, nein, jeder Christ muß eine dreifache Krone tragen, eine Krone von **Leben, Licht** und **Liebe**, den Abglanz der Dornenkrone.

b) Nicht eure Schultern, sondern euer Herz sei gekleidet mit herzlichem Erbarmen, Freundlichkeit, Demut etc., Kol. 13, 12. 14. Ziehet an den Herrn Christum. Sein Blut und Gerechtigkeit das sei dein Schmuck und Ehrenkleid.

c) Eure Hände seien nicht fertig zum Streit, sondern er-

füllt mit dem Schild des Glaubens und dem Schwert des Geistes. Das ist Christenschmuck.

II. **Er hat ein Reich angefangen.**

1) Von wenigen Königreichen läßt sich der Anfang klar nachweisen, wie bei Nimrod, Gen. 10, 10. Bei den meisten in Sagen und Märchen gehüllt. Anders aber in dem Reich, das nicht von dieser Welt ist.

2) Unser Text im Alten Testament. Also ist das Reich Gottes nicht erst im Neuen Testament mit Jesu großen Wundertaten angefangen, sondern Ps. 90, 2. Wo aber Gott ist, da ist auch sein Reich.

a) Schon vor der Schaffung der Erde war sein Reich unter den Engeln, ja in jener für uns undenkbaren Zeit hat Gott schon den ewigen Heilsschluß gefaßt. (Vgl. Katech. Fr. 69).

b) Gewiß ein Reich, soweit die Welt ist. Fürwahr ein großer König. Sein Reich kann niemand aushungern, keine Macht kann ihm den Krieg erklären. Er ist König aller Könige, Matth. 28, 18—20.

c) Wie herrlich, daß wir uns seine Untertanen heißen dürfen. In alter Zeit das höchste erreichbare Ziel eines Menschen, daß er sagen konnte: „Civis Romanus sum." Wir aber dürfen sagen: Ich bin ein Christ; das ist viel mehr wert, als zu sagen: Ich bin Amerikaner oder ich bin ein Deutscher.

3) Noch größer ist seine Macht. Des Menschen Herz ist ein trotziges und verzagtes Ding. Und doch der Herr lenkt die Herzen wie die Wasserbäche. Nur durch seine Macht ist das Wunder zu erklären, daß ein Mensch gläubig wird.

4) Und endlich: Er ist Herr auch im Reich der Natur, der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn. Vertrau auf ihn.

III. **Sein Reich bleibet ewiglich.**

1) Nebukadnezars Gesicht von den vier Erdreichen und dem kleinen Stein aus der Höhe (Dan. 2, 31—35). Das sind die Erden- und Weltreiche neben dem Himmelreiche. Sie sind vergangen und vergehen noch heute; aber das Reich Gottes kann nicht vergehen. Warum?

2) Es ist nicht von dieser Welt. Sein Hauptmerkmal: Wahrheit. Wahrheit ist von Gott, Lüge vom Teufel. Lügen haben schnelle Beine, aber auch kurze Beine. Die Wahrheit braucht wohl Zeit sich durchzusetzen (z. B. Galilei), aber dann bleibt sie auch ewiglich.

3) Darum muß auch Christi Reich ewig bleiben. Jesus die Wahrheit, Joh. 14, 6. Gottes Wort ist wahrhaftig. Er hat verheißen: 1. Kön. 2, 45; 9, 5; Luk. 1, 33. So muß auch dies, die ewige Dauer seines Reiches, wahr sein.

C. Du aber bist Bürger dieses Reiches. Unser Wandel (Politeuma = Heimat- und Bürgerrecht) im Himmel. Darum Eph. 4, 1.

Sonntag Sexagesimae, 8. Februar 1920.

Jer. 9, 23—24.

A. Unterschied zwischen Rühmen und sich Rühmen. (Vgl. Richter 7, 2 und 2. Sam. 24, 2). Letzteres sündig, ersteres Gott gefällig. Wen wollen **wir** rühmen? Jesum, den Gekreuzigten!

B. **Jesus Christus, der Christen Ruhm.**

I. **Aller anderer Ruhm ist nichts.**

1) Paulus hätte wohl Grund zum Selbstruhm gehabt (2. Kor. 11, 18—32); denn 1. Kor. 15, 10. Und doch sagt er von allem Rühmen: Ich rede törlich. Vgl. auch Phil. 3, 4.

2) Unser Text redet von Weisheit und Stärke. Auch da hätte Paulus mitreden können. Er war wohlbewandert in jüdischer, wie in heidnischer Gelehrsamkeit (Apg. 17, 28; Tit. 1, 12). Er war wie Luther einer der Gelehrtesten seiner Zeit. Und doch: 1. Kor. 2, 2.

3) Alle diese Dinge haben wir nicht von uns selbst. 2. Kor. 3, 5.

a) Historische Beispiele: Abraham Lincoln, Andrew Johnson, James Garfield. Alle aus bitterster Not zu den höchsten empor; aber keiner hat sich je dessen gerühmt, sie wußten: Jer. 9, 23—24.

b) Beispiele aus dem täglichen Leben. Weißt du einen wirklich weisen Mann, der mit seiner Weisheit prahlt? Oder einen Frommen, der auf seine Frömmigkeit stolz ist? Im Gegenteil: Wahre Fromme sagen: Phil. 3, 13.

4) Was ist der Wert aller dieser Dinge?

a) Weisheit? Röm. 1, 22; 1. Kor. 1, 20. Die wahre Weisheit ist: Ps. 111, 10; Hiob 28, 28.

b) Stärke? Goliath. Milo von Kroton so stark, daß er sein eigen Standbild in Erz gegossen, tragen konnte. Was hat es ihm genutzt? Ist nicht ein Stärkerer, der Tod, doch über ihn gekommen? Ihr alten Leute: Habt ihr noch die Kraft, wie vor 10 Jahren? Stärke vergeht, ist des Ruhms nicht wert.

c) Und gar Mammon? Die Bibel ist voll von seiner Verurteilung, vgl. Matth. 6, 19; Apg. 8, 20.

5) Sie nützen uns nichts. Ja, könnten wir dafür Vergebung der Sünden erkaufen! Aber so wissen wir, daß wir nicht mit Silber oder Gold etc. 1. Petr. 1, 18.

6) Darum mein Ruhm? Daß ich einen Heiland habe; Off. 5, 12. Und Gottes Rat. Offb. 3, 18.

II. **Aber seine Kraft ist in uns mächtig.**

1) Gottes ist das Reich und die **Kraft.** Er kann, was er will. Und er will Recht und Gerechtigkeit. Und das ist sehr tröstlich in diesen betrübten Zeiten. Man möchte oft fragen: Ist denn keine Salbe in Gilead? Jer. 8, 22. Wo bleibt denn der Heiland mit seiner Geißel? Joh. 2, 15.

2) Das treibt aber auch zur Buße; denn wir dürfen das Wort nicht nur auf andere anwenden (1. Kor. 9, 27). Das Nathanswort an David 2. Sam. 12, 7 gilt noch heute. 1. Joh. 1, 8. Wessen sollen wir uns getrösten?

3) Deine Gnade müsse mein Trost sein, rühmt die Barmherzigkeit Gottes. Hes. 33, 11. Die Barmherzigkeit rühmet sich wider das Gericht, Jak. 2, 13. Noch mehr, es ist Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße tut. Freue dich, Sünder über deinen Sünderheiland und rühme die ewige Gnade, die gekommen ist, die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Gerechten.

4) Die Starken brauchen keinen Arzt, und die Gerechten keinen Heiland. Darum sagt Paulus: Wenn ich mich rühmen will, so will ich mich am allerliebsten meiner Schwachheit rühmen, 2. Kor. 12, 9. Seine Kraft in uns mächtig.

a) das Evangelium zu ergreifen, durch seine Barmherzigkeit,

b) die Sünde zu fliehen und meiden, durch seine Barmherzigkeit,

c) die ewige Seligkeit zu erreichen, durch seine Barmherzigkeit.

C. Ja, lobe den Herrn, meine Seele.

Sonntag Estomihi, 15. Februar 1920.

Exod. 14, 14.

A. Unser Text aus der Geschichte der Wüstenwanderung. Vor ihnen die sichere Aussicht auf Not und Entbehrung, hinter ihnen das sichere Verderben. Da konnte ihnen wohl bange werden. Und doch ihr werdet stille sein. Die Wüstenwanderschaft ein Abbild unseres Lebens. Soll es zu einem glücklichn Ende führen, müssen wir den Herrn für uns streiten lassen und im Gebet ihm alles anheimstellen.

***B.* Unser Gebet auf der Wanderschaft durch die Wüste des Lebens.** Es sei

I. Kindlich: So nimm denn meine Hände und führe mich!

1) **Israel** war von Gott ins Elend nach Aegypten geführt. Nun will er sie erlösen. Und nun wollen sie nicht. Sie wollen ja erlöst sein, aber nicht so. Gott soll ihre Wege gehen, sie nicht die seinen. Das elende: Wir dachten! Jes. 55, 8.

2) Das führt zum Trotz, zum kindischen Trotz, der sich gegen alles auflehnt, was er nicht einsehen kann.

a) So war es bei den Juden: O, warum sind wir aus Aegypten gegangen? Und doch wie gut, daß Gott sie nicht ihren Willen haben ließ. Was wäre aus Israel und der Verheißung geworden, wenn sie nach Aegypten zurückgezogen wären!

b) So war es bei Pharao: Wer ist der Herr, daß ich ihm ge-

horchen müßte? So verstockt er sein Herz, und das rote Meer sah das Ende mit Schrecken.

c) So ist es noch heute: Wir beten „**Dein** Wille geschehe" und meinen in unseren Herzen doch: Mein eigener Wille geschehe.

3) Daß wir doch aus diesen Beispielen lernen möchte, kindlich still zu sein. Es ist ein Unterschied zwischen kindisch und kindlich. Das erste abgetan, 1. Kor. 13, 11. Den kindlichen Geist, durch welchen wir rufen: Abba, aber wolle Gott in Gnaden uns erhalten.

4) Hast du es je bereuen müssen, wenn du dich von Gott führen ließest? War nicht vielmehr ein jeder Schritt ohne ihn ein Fehltritt? Wer hat dich auf Adelers Fittigen sicher geführet? An seinem Lebensende sagt David: Ps. 37, 25. So kannst auch du sagen; und wenn es je knapp war, müssen wir nicht doch wie Petrus Luk. 22, 35 sprechen! Aber so sind die Gottlosen nicht, sondern Ps. 1, 4—6; 37, 10. Wie lange noch, und die Gottlosen sind dahin im roten Meer und dich führt der Herr trocken durch die Wellen, führt dich an die Wasserbrunnen von Elim und reicht dir Manna zur Speise? Bete nur: So nimm denn meine Hände!

5) Endlich aber führt dich Gott ins himmlische Kanaan. Selbst ein Mose konnte die Kinder Israel nicht hineinbringen, da er selbst nicht hinein durfte. Dich aber führt einer, der mehr ist als Mose, das Lamm Gottes. Bete nur: So nimm denn meine Hände und du wirst die Erhörung deiner Bitte erleben dürfen, Ps. 73, 23—24. Und dann kannst du mit Moses und Mirjam dem Herrn ein Loblied singen, der deine kindliche Bitte erfüllt.

II. **Es sei demütig: In dein Erbarmen hülle etc.**

1) Zehnmal hat das Volk durch hochmütiges Murren und Ungehorsam den Herrn versucht (Num. 14, 22). Aber Gottes Erbarmen ließ sich nicht erbittern. Immer wieder war er mit Hilfe bereit. Petrus meint nach Menschenart: siebenmal vergeben sei genug. Wenn Gott auch solchen Maßstab anlegen wollte, wo würden wir bleiben? Gott sei Dank, daß wir einen Heiland haben, der immer wieder vergibt. Jes. 1, 18. Lobe den Herrn, meine Seele, der dir alle deine Sünden vergibt. Bei ihm ist viel Vergebung, Jes. 55, 7.

2) Aber einen solchen Hohenpriester müssen wir auch haben, Hebr. 7, 26; 4, 15, weil trotz der besten Vorsätze die Sünde uns immerdar anklebt. Wenn Jesu Apostel alle fragen müssen: Herr, bin ich der Verräter? Wenn Paulus sagt Röm. 7, 19, dann müssen wir vor Gott ganz stille sein, unser Ruhm ist nicht sein, und ihn demütig bitten: In deine Gnade hülle mein armes Herz.

3) Und mach es allzeit stille in Freud und Schmerz! In Freude schwer, noch schwerer im Leid. Eli sei unser Beispiel, 1. Sam. 3, 18. Ist schwer und doch das Schiboleth der Christen. Selbst Propheten murren, 1. Kön. 19, 4. Ich habe geeifert (V. 10). Das war sein

Fehler: Er hat geeifert und Gott sollte still sein. Umgekehrt wäre es recht gewesen.

4) Diese Herzenstille finden wir unter Jesu Kreuz. Es predigt nicht nur, es bringt auch Frieden. Augustin: Mein Herz ist unruhig in mir, bis es ruht, Gott, in dir.

III. **Es sei endlich gläubig: Wenn ich auch gar nichts fühle etc.**

1) Nacht. Die Feuersäule, die Israel geleuchtet hatte, war hinter sie gewichen. Blindlings mußten sie nun ziehen. Sie sehen nichts von Gottes Macht. Aber sie gehen und da wird ihnen die Macht Gottes offenbar. Den Aegyptern nur Finsternis, muß die Wolke auf die Juden lauter Licht strahlen. Sieh, wie der Herr streitet für die, die ihm blind folgen.

2) So tue du auch. Folge blind. Als Pompeji verschüttet wurde, kamen viele Sehende um, aber eine Blinde wurde gerettet, weil sie alle Gefahren nicht sehen konnte, sondern sich auf ihren Stab verließ, womit sie ihren Weg fühlte. Du hast auch einen goldenen Wanderstab, deinen Glauben. Mit offenen Augen siehst du nur Not und Gefahr. Fürchte dich nicht, glaube nur (V. 13).

C. Der Herr tut keine Wunder mehr? Braucht er auch nicht, 1. Sam. 14, 6. Köstlich, tröstlich: Du führst mich doch zum Ziele. Nur stille, der Herr streitet.

A Study of the Relationship between Lutheranism and Calvinism:

A Vital Problem of American Protestantism

Rev. J. H. Horstmann, Editor The Evangelical Herald

III. Diversities of Gifts, but the Same Spirit

In considering the radical divergencies appearing in Methodism on the one hand, and in Lutheranism on the other, as they were briefly set forth in the preceding issue, it must be borne in mind that these divergencies are really but the exaggerated and extreme expressions of legitimate and proper religious ideals and Christian convictions. That impression demands expression is a well known psychological law, and the stronger and deeper our convictions become, the more natural it will be to give them outward expression in life and conduct, and the more forcible will such expressions tend to become. A religion which could not or did not inspire zeal in its adherents does not deserve the name. And if Christianity claims to be the only real religion it must necessarily be expected to inspire a greater zeal in those who accept it than any other.

Zeal a Vital Element of True Religion

The zealous spirit is therefore a vital element of true religion. God calls himself a *jealous* God, Ex. 20 : 5 ; 34 : 14 ; Deut. 4 : 24, and the word "jealous" is only an older form of "zealous" and has the same root meaning of ardent eagerness and fervent devotion ; in the case of God it is the intense desire to realize His righteousness in the world and in human life, which is a vital part of His being. Old Testament believers were *consumed* by zeal for Jehovah, Psalm 69 : 9 ; 119 : 139, and Jesus' disciples are reminded of this when He cast out of the temple those that sold oxen, sheep and doves, John 2 : 17. Jesus evidently desired that His disciples should be zealous in their devotion and service to Him, as He admonishes them to be "like unto men looking for their lord", Luke 12 : 36, i. e., like servants who have diligently and faithfully done what was required of them, and who need not, therefore, fear their lord's return. The command to the ten servants in the parable of the pounds, Luke 19 : 13, "trade ye herewith till I come", evidently has a similar meaning, for the servants who have done their best are commended, while he who has done nothing is condemned.

Paul is gratified because the Corinthians are "zealous of spiritual gift", 1 Cor. 14 : 12 ; he rejoices at their zeal for him, 2 Cor. 7 : 7, and commends the zeal wrought in them because they "were made sorry after a godly sort", vv. 10 and 11. In Titus 2 : 14, he states it as part of the Saviour's intent in sacrificing himself, that His followers should be "zealous of good works." In telling of the blessedness of suffering for righteousness' sake Peter contends that none can harm a Christian if he be "zealous for that which is good", 1 Peter 3 : 13, and the church at Laodicea is exhorted to be "zealous and repent", Rev. 3 : 19, lest the faithful and true witness spew it out of His mouth. Paul's admonition to "redeem the time", because the days are evil", Eph. 5 : 16 ; Col. 4 : 5, literally, "buying up the opportunity", no doubt has the same meaning of passionate ardor in the pursuit of Christian duty, of intense interest and endeavor for the kingdom of God, of fervent eagerness to witness for the Lord and to win men for Him. It is therefore the most natural thing in the world for earnest and sincere Christians to be zealous for their Lord and His cause, and the lack of such zeal means faithlessness toward Him. In their emphasis upon the sovereignty of God and the serious conception of duty toward God and man, and the zeal for holiness which these conceptions inspire, Calvinists have back of them the best and noblest Christian traditions.

Nor can such zeal be called out of place when it is applied to Christian doctrine and teaching. If there is but one ultimate authority among men—Truth ; if every other authority, religious, scientific, political, stands or falls as it harmonizes or fails to harmonize with Truth ; if Truth, "in the last analysis, is God's nature

finding expression in creation, revelation and finally in Jesus Christ, in whom grace and truth came, John 1: 17, and in man, apprehending, accepting and practically realizing the essential values of life, which are the will of God, John 1: 14; 8: 32; 17: 19; 18: 37; 1 John 2: 21; 3: 19;" if Truth is therefore "personalized in Jesus Christ, who truly expresses God, presents the true ideal of man, and summarizes in himself the harmony of existence and becomes the agent for unifying the disordered world;" if He therefore, in a special and essential way IS the Truth of God; John 1: 1; 14: 6; Col. 1: 14 ff; 2: 9; and if the Holy Spirit is the Spirit of Truth, because it is His function to guide into *all* Truth, John 16: 13; 1 John 2: 27; 5: 7;—then the word in which the Bible expresses all this, and the sense in which its expressions are to be understood and accepted, is of the most vital importance to any one professing to believe in God the Father, the Son and the Holy Spirit. Then also the task of searching for an adequate scientific and confessional expression of the whole body of Christian teaching and maintaining it against erroneous and false ideas, and defending it against direct and indirect attacks, becomes one of the vital duties of the Church, and Lutheranism deserves full credit for emphasizing it. A clear cut and well balanced conception and all around expression of Christianity as the embodiment both of divine Truth and divine Life demands constant and equal emphasis upon both these fundamental aspects.

Zeal versus Moral Freedom

But there must evidently be a limit somewhere upon such an emphasis upon holiness of life and purity of teaching, and this limit seems to be very clearly laid down in the fundamental conception of the character of both God and man, as revealed in the Bible itself. The Bible makes very clear the absolute sovereignty of God, but the idea of a divine autocracy is entirely foreign to its whole thought and content. If there were any trace of such an attribute in the divine nature, it is not at all likely that God would have endowed man with the freedom of choice between good and evil, thus deliberately permitting self-determination in opposition to His own will and purpose. That God wanted man to be a free moral agent can only mean that *enforced* holiness, or conformity to the will of God, is not the divine ideal, and that only a voluntary decision for God's will can have moral value. All God's ways with men have ever aimed at educating mankind toward such voluntary acceptance of His will, and when finally He revealed himself in Jesus Christ, and established His kingdom among men, the principle of full freedom of choice for or against Him, with full moral responsibility therefor, was clearly recognized. Any thought of enforced righteousness is entirely foreign to Jesus' whole life and teaching. Indeed, those who stood for outward legalistic forms of piety soon and most

naturally became His bitterest enemies, because His absolute purity of character mercilessly exposed their own hypocrisy and corruption. Their insistence on outward legalistic piety had thus actually defeated the very ends God had sought to attain with His people. No more convincing proof than this should be needed that "the letter killeth, but the spirit giveth life", 2 Cor. 3: 6. "By the works of the law shall no flesh be justified in His sight; for thru the law cometh the knowledge of sin", Rom. 3: 20.

While Jesus is ever the matchless example of zeal in the Father's work, John 4: 34; 5: 7; 9: 4, His zeal was manifested in personal consecration, prayer and service rather than in propaganda or organization. Just as God had been steadily working out the purposes of His kingdom since the beginning of history by the slow but sure process of natural law, and in accordance with the principle, "Not by might, nor by power, but by my Spirit", Zech. 4: 6, He stressed the fact that the progress of the kingdom was that of the slow and secret but entirely natural and normal growth of the seed, Matt. 13: 24-33; Mark 4: 26-29, which cannot and will not be hastened by human eagerness to see results. God is a living God, the God of life, and His law is not that of speed but of *growth*, and not even the noblest idealism of human zeal on behalf of the kingdom can afford to ignore this fact. While we admire the vision and enthusiasm which prompts so much of modern organized effort in the work of the Church, one cannot help but recognize the great danger it involves by encouraging if not directly promoting a superficial, outward, legalistic and in many instances even a hypocritical form of piety. Zeal on behalf of God's cause in the world is most natural and necessary for true and earnest children of God, Jer. 48: 10, nor is there any reason why it should not take advantage of any help which modern organization and business methods can give. But it will never *depend* upon these things, and will rather keep them in the background, giving prominence to the *ways* of God rather than to the methods, and it will always be directed toward *spiritual growth* rather than toward outward power; Church history teaches no lesson more forcibly than that the spiritual power of the Church wanes as her worldly power grows.

It is said that Pope Urban IV, showing the treasures of the Vatican to Thomas Aquinas, said: "You see how much better we are off than Peter, who was obliged to say, 'Silver and gold have I none' ". After a moment's thought Thomas replied: "Yes, but can you say, as Peter did, 'What I have, that I give thee: in the name of Jesus Christ of Nazareth, walk?' "—The Church faces no greater peril today than that in her striving after the power of great numbers, of compact organization and the highest efficiency, after vast endowments and resources as a means to earthly power and influence, she comes to trust in man and make flesh her arm, while her

heart departeth from Jehovah, Jer. 17: 5, or that, like Laodicea, she be tempted to say: "I am rich, and have need of nothing," entirely ignorant of her actual spiritual misery, poverty, blindness and nakedness, Rev. 3: 17, etc.

Zeal versus Intellectual Freedom

And, as man was created for moral freedom, so he was also endowed with freedom of thought and conscience. With all the unity of design and purpose revealed in God's creation there nevertheless goes hand in hand an endless variety of detail, which in no way limits but rather enhances the beauty and unity of the whole. If God had desired all trees to have the same kind of leaves or bear the same kind of fruit, or to make all flowers of the same color, it would have been easy for Him to so ordain it. If He had wanted all men to think, feel and act alike, as animals of the same kind are impelled by the same instincts and physical impulses, He could easily have so decreed it. But He made man *in His own image,* giving him reason, that he might do his own thinking, and language that he might express his thoughts. We cannot help but regard it as the clear will of God that every human being has his own point of view and his own way of expressing his ideas.

The fact that each individual also has his own personality carries with it the corollary that each one is responsible for the manner in which he makes use of his freedom of thought and conscience. The servant standeth or falleth to his own lord, Rom. 14: 4, and none but his own lord has the right to judge him. As long as he seeks to serve his lord faithfully his lord will be content, even tho the service is not always perfect, or even if it fails to please others. We find no passage in the New Testament making any child of God responsible for the opinions of other children of God. On the contrary, when John relates that he had forbidden one who cast out demons in Jesus' name, but did not follow Jesus with the "regularly" called disciples, Jesus says, "Forbid him not: for he that is not against you is for you," Luke 9: 49, 50, to which Mark adds: "for there is no man who shall do a mighty work in my name, and be able quickly to speak evil of me." All we know about the man in question is that in some way he had come to have sufficient faith in the power of Christ's name to try to work in the strength of it, tho he was not in any formal connection with Jesus or His disciples. John was rebuked because he made the mistake into which so many eminent disciples of Jesus have fallen since that day, that of making visible communion with *them* the test of communion with *Christ.* John evidently took the rebuke to heart, for long years afterward, when proving the spirits had become a necessity for the Church, he says: "Hereby know ye the Spirit of God: every spirit that confesseth that Jesus Christ is come in the flesh is of God; and every spirit

that confesseth not Jesus is not of God," John 4: 2, 3. During the many years intervening the "Son of Thunder" (Mark 3: 17) had come to see that it was a sin against Christian charity to attempt to confine the free grace of God to any narrow channel, and that it was un-Christian presumption to make holiness dependent upon entrance into any communion of believers.

We too easily forget that Jesus Christ did not become the Founder of His Church by laying down a complete and infallible set of doctrines for His followers, but by obtaining an eternal redemption and giving the Holy Spirit to His disciples. Neither did the apostles establish any formal creed as the test of discipleship, or any set form for the organization of congregations or the order of worship, and many different opinions and usages prevailed among Jewish and Gentile Christians. The apostles merely laid down certain principles for the adjustment of too marked differences. Acts 15; 1 Cor. 2. See March (1919) issue of the Magazin, pp. 123-24, for a more detailed statement.

"For What Saith the Scripture?"

Those who apparently consider themselves responsible for the theological opinions of their fellow-Christians, or set themselves up as judges of the opinions or convictions of those whose expression of allegiance or manner of service to their Lord differs from their own, often refer to certain Scripture passages which seem to justify such an attitude. Amos 3: 3 is a favorite passage: "Shall two walk together except they have agreed?" which is described as an "unanswerable challenge of the Lord" to "unionism" (whatever that word may mean, as applied to Christian unity). Very likely the ancient herdsman prophet would be greatly surprised at the meaning thus put into his words. For he is dealing not with the proposition of uniting the northern and southern kingdoms, or perhaps the worship of Jehovah with that of Baal, but with the signs of the approaching judgments of God. He is a child of the desert, and he knows that persons do not meet there and take the same road by chance; if they meet at all it is very likely by previous understanding and agreement. That they have thus agreed to meet by no means signifies that their opinions must coincide. Two persons of different opinions as to many things may yet very well walk together toward the same destination.

Another passage often quoted in defence of the intolerence of "pure doctrine" is Matt. 7:15, etc. apparently on the supposition that the false prophets there alluded to include everybody who does not happen to believe just what those who consider themselves the only true prophets think is the only correct interpretation of Scripture. Jesus evidently anticipates a time when there will be those who claim to speak in the name of God, or in His own name, and

whose teachings will not be, as are His own, a fulfilment of the Truth, but a destruction, but there is no reference whatever to such differences of opinion as divide Christians today. The Sermon on the Mount is not a theological treatise but an intensely practical address; it does not deal with creeds and doctrines, but constantly stresses human life. The test suggested for the detection of false teachers shows this very clearly; it does not read, "By their creeds ye shall know them," but "By their fruits ye shall know them," which is quite different. The whole context proves that Jesus had in view those leaders of the people who would lead their disciples astray as to the way of life by making that easy which He had shown to be "strait", or by guiding those who followed them into the broad path that leads to destruction instead of the narrow one which alone leads unto life. What the disciples of Jesus need to beware of is not fellowship with those who have entered the Kingdom by the narrow gate of genuine repentance, and who walk in the straitened way of faith and obedience, however much they may differ in matters of opinion, form of worship or modes of work, but rather the danger besetting them from those who imagine that they could enter the kingdom of God in their natural, carnal state, and still find eternal life in the end. Such a tampering with truth is indeed to play the wolf in sheeps' clothing.

As regards Rom. 16: 17, another much abused passage, it is impossible to speak with precision the persons Paul had in mind. Without a doubt, however, he is thinking of men who are to be avoided because their pusposes and teachings are wholly evil; there is no relationship whatever between their teachings and those of Christ, and therefore the passage cannot refer to any who differed from him in matters of opinion or interpretation of the Scriptures. The teachings of these persons are altogether contrary to those of Christianity, tho they apparently employ its language and perhaps borrowed some of its ideas. Possibly Gnostic ideas were already beginning to show their baneful effects in the churches, and the apostle's warning is directed against those who spread them. At any rate, his words cannot be applied to those who believe in Jesus Christ as the Son of God and the Saviour, Redeemer and Lord of men without doing violence to the evident meaning of the context, or ignoring St. Paul's well known broadmindedness.

2 Cor. 6: 17 is also often quoted by those who are inclined to condemn all who do not agree with them in every particular. This, passage is merely a quotation from Isa. 52: 11, where Zion is summoned to go out of exile, i. e., to depart from heathen surroundings, an interpretation which is confirmed by the preceding exhortation of the apostle, 14-16, to break entirely with heathenism, the tolerance of which was the besetting sin of the church at Corinth. To apply the expressions there used to sincere Christians who disagree

with us in regard to baptism, the Lord's Supper, open theological questions, or forms of worship and organization, or methods of work or service, is a remnant of medieval Romish arrogance and intolerance, which ill befits those who claim a share in the precious Protestant heritage of freedom of thought and conscience. We confess we cannot understand how any true disciple of the Reformation can for a moment accept or approve the idea that any man's doctrine or any Church's creed could express fully and finally every aspect of divine truth. It seems like the height of self-conceit to imagine that any human being, with finite mind, and with perception and understanding, as well as emotion and will power, under the sway of sin, Gen. 8: 21, could ever grasp the fullness of God's revealed truth, or even gather all that others have beheld before him, and regard it as the sum total of knowledge, the only true and pure doctrine of Christian faith in all its relations to this life and the one beyond.

The Augsburg Confession—and Others

Nor can it be truly said that the Augsburg Confession is a correct and complete interpretation of the fundamental teachings of the Bible. In the first place we are not at all sure we have such a thing as an *Augsburg* Confession. It is well known that the German and Latin originals presented to the Diet at Augsburg, June 25, 1530, were never seen again by Protestants, and were probably destroyed. Who can say, therefore, whether or not the new edition prepared by Melanchthon nearly a year later is any more authentic than the so-called "Altered" Confession of 1540, by the same hand, which Lutherans unanimously reject? And even if the version of the Augsburg Confession now regarded as authentic is actually so, what about the fact that it passes by in silence that fundamental Protestant idea, the formal principle of the Reformation, the supremacy of the Scriptures as the only rule of faith and conduct, and such objectionable features as the Romish system of indulgences, purgatory and the primacy of the pope? From the very nature of the historical situation it is quite clear that the Augsburg Confession was never intended as a final and infallible standard, even for Lutherans. It is purely apologetic, and was meant to be merely a dispassionate statement in vindication of the Protestant faith before the Roman Catholic world, and was animated by a desire for some kind of a reconciliation with Rome. To make what amounts to infallibility seems to the impartial student the height of folly.

But even if this Confession, or any other, for that matter, were much more nearly perfect than can be claimed, it would still be only a human document, representing the views of a certain group of men, nearly four centuries ago, without any of the additional light which modern scholarship or history has thrown upon the interpretation of the Bible. If Protestantism stands for anything at all it

stands for the open Bible, and for the absolute supremacy and sufficiency of the Bible as a guide for Christian faith conduct. Its mission is not to condemn or divide, but to build up and to unify. If Luther's bold act on that memorable October 31, 1517, meant anything at all to the world at large, it was, not that a new theological dictator had arisen, but that hereafter men would insist on their God-given right to do their own thinking, and that neither Church nor Council nor Creed would be allowed to pose as autocrats in matters of belief, thought or conscience.

Let us not be misunderstood, however, we yield to none in our appreciation of the high value of the Confessions as human documents and as a record of the faith of the fathers, as a treasurehouse of doctrinal knowledge, a testimony to the earnest convictions with which the fathers bore witness to the religious truth they had experienced. To do away with any one of them would mean an irreparable loss to the Church in her interpretation of Scripture truth. But none of the creeds or confessions are infallible, nor were they ever meant to be so regarded, or could they ever be so regarded even if they had been so intended. Those who permit any Council, Creed or Confession, any church or theological faculty to thus bind their conscience have no conception of the true and full liberty of the Christian. While we honor the Confessions for what they are, we shall never worship them or place them above the Bible itself. And we shall stand for this freedom of thought and conscience as applied to Holy Baptism, the Lord's Supper, predestination, or any other question of theological controversy at any cost. The Roman Catholic doctrine of papal infallibility is not more heretical than is the contention of Protestant denominations, that for instance immersion is the only valid form of baptism, or that the Book of Concord represents the only complete and final expression of Christian truth, or even of Lutheran teaching, or that the historic episcopate is an essential Christian tenet.

All contentions of this king are essentially un-Christian because they are directly opposed to the spirit and the letter of passages like John 8: 32, 36; 2 Cor. 3: 17; Gal. 5: 1, 13; Ex. 19: 6; 1 Peter 2: 5, 9; Rev. 1: 6. The universal priesthood of believers was one of the fundamental issues of the Reformation, and if that great movement settled anything for all kinds of Protestants it is the universality of the gift of the Holy Spirit, John 14: 16, 17; 16: 13, 14; Acts 2: 38. How any one accepting these words of Scripture can at the same time seek to bind Christ's believers to his own interpretations of the Scriptures, or to that of any group of men as expressed in a creed or a confession, seems quite beyond comprehension. If the believers in Jesus Christ receive the Holy Spirit as the guide of thought and conscience, their views on this or that subject of revealed truth certainly deserve respect rather than condemnation,

even tho they do not happen to agree with mine. Who am I that I should attempt to put a child of God, whom Christ has made free, and to whom He has imparted the Holy Spirit, under the bondage of a creed or confession, and thus make him a slave of human teachings? "Let us not therefore judge one another any more, but judge ye this rather, that no man put a stumbling block in his brother's way, or an occasion of falling," Rom. 14: 13.

Summing up, therefore, we may say that if God, in His perfect zeal for human righteousness and truth, does not limit the moral freedom of His creatures, or their liberty of thought and conscience, what right has human zeal, however sincere and well-meaning, to interfere with either freedom of thought or of conduct? The word of God is living and active, and those who are of the truth will hear the voice of Christ and turn away from error as well as from evil. And those who are not of the truth cannot be forced into either truth or righteousness. But they can be forced, and often have been forced on the one hand into legalism and hypocrisy, and on the other into a formal, dead orthodoxy which makes its victims utterly indifferent to moral principles. Church history furnishes plenty of proof for both these possibilities. And either one of these alternatives must make even the sincerest zealot or the noblest idealist pause, lest by exaggerated zeal for either righteous living or pure doctrine they defeat the will of God for mankind, and the purpose of His universal and everlasting kingdom.

The Relationship between Calvinism and Lutheranism

Many attempts have been made to state briefly and succinctly the inherent distinction between Lutheranism and Calvinism. They may be expressed in various ways and may be traced to various historic causes. It may be said that Lutheranism lays more stress upon the material principle of the Reformation, the justification by faith alone, while Calvinism emphasizes the formal principle, the sole authority of the Scriptures; that Lutheranism represents the conservative idea of the Reformation, while Calvinism leans toward the radical conception; that Lutheranism is more closely related to the Roman Catholic conception of the Church, while Calvinism makes for the sectarian. It may also be said that Lutheranism is strongly mystical, while Calvinism is eminently practical; that Lutheranism stands for liberty, while Calvinism makes for consecration. Lutheranism has also been compared with Mary, who sat at the Lord's feet and heard His word, while Calvinism has been likened to Martha, who was cumbered about much serving. All these statements have some truth, but none is entirely correct or complete.

"The difference between the two systems", says Prof. Otto, "may be most plainly observed in the teaching in regard to the Lord's Supper. While Lutheranism seeks to express their intimate

unity of the divine being and the human means—body and blood of Christ, and bread and wine—Calvinism aims to distinguish sharply between the divine and the sensual in the Lord's Supper. In regard to the person of Christ Lutheranism endeavors to set forth the indissoluble unity of the divine and the human nature of Christ, so that wherever the one is the other must also be, thus holding that the transfigured body of Christ must be omnipresent, while Calvinism emphasizes most strongly the distinctions of the two natures in the person of Christ, so that the transfiguration of the risen body of Christ is recognized analogous to the transfiguration of the body of His believers, but omnipresence becomes a part of His divinity alone. The same fundamental distinction appears in the teaching concerning predestination. While Lutheranism emphasizes the consummation of God's gracious decree in, with and under the temporal realization by faith, Calvinism stresses the absolute freedom of the divine will.

"It is clear therefore that, in a general way, the Lutheran conception seeks the divine and the human, the visible and the invisible factors thru which the processes of redemption are realized in their most intimate relationship, while Calvinism aims to keep them strictly separate. These differences, which do not belong to the field of practical preaching of the Gospel, but rather to that of sytematic theology, are therefore by no means mutually exclusive, but rather supplementary."

The characteristics which distinguish Lutheranism from Calvinism would thus be more properly called diversities, as the relation of non-identity, of unlikeness and dissimilarity in general which usually is considered essential to real differences, becomes one rather of variety, i. e., an absence of uniformity in non-essentials, a many-sidedness which does not exclude but rather demands a deeper unity in essential characteristics. Neither reason or Scripture, it seems, would thus justify the spirit of antagonism between the two diverse conceptions, much less a separation from one another. The only justifiable relationship between them would seem to be that of members of one body, differing greatly in form and function, but nevertheless necessary to the completeness and unity of the whole body, 1 Cor. 12.

Let us note especially the "most excellent way" which is pointed out at the close of this chapter, and which is enlarged upon in the great "Love Chapter" which follows. It is here that we have the key to the perfect understanding of the relationship that is to exist between the disciples of Jesus, no matter how they may differ from one another in outward characteristics or inward convictions. Involuntarily we go back in spirit to that wonderful farewell prayer of our Lord on the night in which He was betrayed, and where He prays so fervently that not only those whom the Father had given

to Him, but also those who would come to believe on Him thru their word, might all be one. His prayer "that they may all be one" is so fervent and deeply earnest because He understood and foresaw how seriously the divisions and dissensions of His followers would weaken the great world work He had come to accomplish. He prays for this unity among His disciples not as a matter of expediency or efficiency, much less because He wants His Church to become a power in the world, but in order that the world might believe that the Father had sent Him. Only when all believers in Christ have become one in love with Him and among themselves, even as He and the Father are one, will they be clothed with the fullness of power necessary for winning the world for Him.

Whether or not this unity which is in the mind of Christ becomes manifest in federation or organic union, or in any other ways, or merely in the fraternal spirit of comity and cooperation, is entirely secondary and immaterial. No matter what outward form the relationship of local churches or church bodies may assume, Christ's ideal of unity cannot be realized unless there be behind it and underneath it that spirit of divine love which is the only spiritual energy which can account for the life and the power of Christ in the world. The ideal relationship between Lutheranism and Calvinism, or between any church bodies or local congregations, can be realized only as we apply to theology and denominational life and work the power and the spirit of that love which has so often transformed and transfigured the lives of individuals and whole communities: "Love suffereth long and is kind; love envieth not; love vaunteth not itself, is not puffed up, doth not behave itself unseemly, seeketh not its own, is not provoked, taketh no account of evil; rejoiceth not in unrighteousness, but rejoiceth with the truth; beareth all things, believeth all things, hopeth all things, endureth all things". We shall have Christian unity in all its glorious fullness of truth and peace and joy in the Holy Spirit just as soon as we allow love to leaven our theology to the same extent that it is allowed to leaven the every-day life of the Christian. It may be an unheard of thing that theologians should learn to love one another, but when this has come to pass we shall see more clearly and fully than ever before that "the greatest of these is love".

To the same extent that this spirit of love is permitted to pervade and to sanctify our freedom of thought and conduct, our theological thought and our denominational life and work, ignorance of and indifference toward the ways and the work of other Christians will cease; self-conceit and racial prejudice will give way to mutual understanding and appreciation of the diversity of spiritual and intellectual gifts, and the common national and world wide tasks will more and more obscure the petty jealousies and rivalries, and transform the spirit of self-centered aloofness or selfish competition into

one of unselfish, cheerful, loyal cooperation on behalf of the one Lord, one faith, one baptism, one God and Father of all, and of His universal and everlasting kingdom. And to the same extent as this spirit gains control we shall be able to get together with any and all of those who believe in Jesus Christ as the Son of God and the Saviour, Redeemer and Lord of men, and who want to see the kingdom of the world become the kingdom of our Lord and His Christ, that He may reign forever and ever, and to counsel with them in the spirit of Christian democracy, friendship and fraternity, mindful of the fact that the things we have in common are greater and more numerous than those that separate. It is only by thus actually *giving diligence* to keep the unity of the Spirit in the bond of peace, that each individual member of the body of Christ will be able to perform its proper function and to make its proper function and to make its particular and distinctive contribution to the life and the power of the whole body, Eph. 4: 13-16. And it is only in this way that the Church of Jesus Christ will become a real power in the world, for in no other way can the world come to understand and to believe that the Father has sent the Son.

In discussing as we have the relationship between Lutheranism and Calvinism, the aim has not been to write a theological treatise, but rather to study a vital but most perplexing problem of present church and religious life. Numerous interesting problems were discovered along the way, as the thoughtful reader will have noted, but they had to be left to others better able to grapple wih them. If the study has helped to lay bare some vital facts and tendencies with which American Christians must reckon in the development of their national religious life; if it has lifted up a little higher the divine ideal of the unity of the Spirit in the bond of peace, and if it has helped to make a little clearer the one way in which it can be realized, the writer's purpose will have been fulfilled. Acknowledgements are due to the writers of the books which have been mentioned, and to some which have not been mentioned, notably Dr. C. L. Thompson's "The Religious Foundations of America"; F. Marion Sims' "What Must the Church Do to be Saved?" and R. A. Ashworth's "The Union of Christian Forces", which the writer has found most helpful. The kind assistance and encouragement of many friends was also deeply appreciated.

An Aspect of the Idea of God in Recent Thought

By Professor H. Niebuhr.

Practically if not theoretically we accept the judgment today that our definitions of God's nature are conditioned by our need of Him. Tho it is not true in any absolute sense that "Mit der Menschheit wachsen seine Goetter", it is true in the sense that our interpretations of the world-order change with external variations in our environment and that we apprehend those characteristics of the nature of God best which most adequately answer to the particular needs of our life. This is of course less true of the Christian belief in God, based as it is upon scriptures and incorporated in dogmas and institutions, than of the metaphysical interpretations of philosophy. Yet even the Christian consciousness of God undergoes profound modifications with the appearance of new religious needs or the disappearance of old ones. Schleiermacher's theology for instance had its roots in cultural and political conditions of the time no less than in the science of theology itself. Insofar as we concern ourselves here with the philosophers and others outside the pale of the church we deal with the religious need of this group only, but the same problems which confront them confront mankind as a whole, hence the question as to the nature of their need for religion and the character of their answer is not without significance for Christian theology.

In general we may distinguish between two needs of the modern man for God, one arising out of the scientific explanations of the cosmos and the evolutionary theory of life and the other rooting in the problem of evil. The need for God from these two points of view is the need on the one hand making the world rational and on the other of making it a livable home for man.

Science and naturalism have taught for two generations and more that the world is one of rigid necessity and have banished from it all ideals and spiritual values. All being, they have sought to make man think, is bodily and all causality mechanical. In such a world man fights a losing battle. He is himself "the product of causes which had no prevision of the end they were achieving"; his life is brief and powerless and on him and "all his race the slow sure doom falls pitiless and dark". He may indeed "develop a civilization capable of maintaining and constantly improving itself" but only "until the evolution of our globe shall have entered so far upon its downward course that the cosmic process resumes its sway and once more the State of Nature prevails over the surface of the planet".

Three reactions to this view have come from those, who, con-

vinced of the truth of science's discoveries, have yet wished to hold fast to their spiritual ideals and religious consciousness. Bertrand Russell gives the answer of the stoic. Despite the futility of moral endeavor under such conditions it behooves man "to cherish, ere yet the blow falls, the lofty thoughts that enoble his little day;—proudly defiant of the irresistible forces that tolerate, for a moment, his knowledge and his condemnation, to sustain alone, a weary but unyielding Atlas, the world that his own ideals have fashioned despite the trampling march of unconscious power". In the same spirit Darwin wrote before him: "The safest conclusion it seems to me is that the whole subject is beyond the scope of man's intellect; but man can do his duty."

The second answer comes from Hegelianism, which,—almost defunct upon its native soil in Germany,—has found numerous followers in England and America. It's answer is that of scientific agnosticism insofar as the world of experience is concerned. In a world constructed of Ideas all opposition between man's desire for freedom and the facts of causality vanish away and in the Absolute "evil will bless and ice will burn". It is in general the answer of pantheism and mysticism. It spiritualizes the whole process of life but at the expense of moral effort and of personality.

The third answer and the one which concerns us here, since it is rapidly becoming the dominant tendency in America at least, is that of pragmatism and Neo-Realism, which accepts the world of science but finds in it teleology rather than mechanism. The answer of the stoics seems to them unwise, because the world may be bettered, because ideals work. The world which brought forth life, mind and love may yet bring to pass the survival and increase of life and mind and love. Altho some among them base their hope on so frail an idea as that of Perry, to whom it seems provincial to "speak of the universe in the narrow and abstract predictions of astronomy" and who finds an element of comfort in the fact that "the residual cosmos which looms beyond the border of our knowledge may rebuke this little world of things known", there are others who find more adequate grounds for faith.

Chief among them, from the point of view of philosophy of religion, are the pragmatists. The pragmatic theory of knowledge is simply this: that the mind is a "teleological mechanism" and that feeling and intellection exist only for the sake of the will. Behaviour is the sole end of thought. Hence those thoughts which are most conducive to the activity of human energy in the right direction are the only truly rational thoughts. From this fact pragmatism deduces the right to believe, since belief leads to right action. While the existence of God cannot be proved, says James, still "anything short of God is not rational; anything more than God is not possible", to the human mind so constructed, for theism is the only atti-

tude toward the universe as a whole which is able to set the energies of men free to function within it. James does not concede to men, of course, the right to believe what they will, but in the case of religion men are confronted by a "forced option". That is to say, they must decide for God or against him; by refusing to decide at all they decide against, since meanwhile life goes on and some plan of action has been followed. In addition the weight of what evidence is available lies on the side of theism.

But the mode of thought of which James has been a leading representative is of more importance to religion as a doctrine of pluralism than as an epistemology. The empirical approach can of course lead to no other issue than to that of pluralism. Things have independent existence and all the relations of logical implication and organic unity are denied. "Things are 'with' one another in many ways but nothing includes everything or dominates over everything. The word 'and' trails along after every sentence." Applied to the problem of evil this pluralistic view asserts that the connection between good and evil which for intellectualism is inherent is not by any means a necessary relation. Good may come out of evil or arise in conflict with evil but good is good inherently and evil is not necessary to its definition. This position issues in the religion of meliorism. The world may be perfected by the elimination of evils, and the conflict with evils is a real conflict in which the victory is not yet gained but lies in the future. The efforts of men are therefore of crucial importance.

From the pluralistic viewpoint also God is a part and not the whole. It is not necessary to judge his goodness by referring to all the deeds of nature and life. "As God is not all things He can be an eternal (i. e. unceasing) tendency making for righteousness and need not be, as on all other theories he must be, the responsible author of evil." So God also becomes the creator not of the totality of nature, but of the spiritual life, of ethical progress and civilization. And again, since man's most efficient effort lies in his collective action pragmatism emphasizes the social meaning of God, as a leader of a common cause.

The philosophy of religion which we find in the neo-realists is quite similar to that of pragmatism altho it is based upon somewhat different grounds. There is a similar passion for meliorism and in the sanction of nature on the development of the gentler emotions the realistic find a source of hope. Upon the question of God's existence most of the realists are silent, holding with James that the existence of deity cannot be proved but unwilling to accept his arguments in favor of belief. Yet Boodin thinks that our "ethical and religious needs still call for an interpenetrating and over-arching constitution which works for righteousness and beauty, which is sympathetically concerned in ideal realization". "To be omni-

present and universally effective this mind need not be the whole of things" and Boodin thinks of the interpenetrating activity of God as like to that of the personality of Jesus in the development of Christianity. "The tendency that works for righteousness" is in general the definition which pragmatists and realists make of God but it is to be noted that they conceive Him at all times to be personal. In Hobhouse a further argument for God's existence is found in the development of group and societal mind. According to his conception God is not only a tendency making for righteousness but also a world-mind in the process of development.

The argument against pantheism and in favor of the theory of a finite God on the basis of evolutionary thought has received a great measure of support from BERGSON, of course. In the vast world of change he discerns the action of a "life-force penetrating matter" like a broad current and issuing in a ceaseless flowering forth of life-forms. Matter and mechanism are the bitter opponents of this force and conflict can end in victory only at the cost of much blood and many tears. In the fountain of the life-force and in its continuity Bergson discerns God, "who is a creator and is free, and whose creative effort continues on the side of life thru the evolution of species and the formation of human personalities". In this definition of God as creative activity, absolutely free, the philosopher sees a refutation of all pantheism and mysticism.

The stress which all of these thinkers lay upon the finitude of God is indicative of their thoro reaction against Hegelianism and all forms of pantheism. From another viewpoint the significance of this development in thought lies in its attack on naturalism, and its tendency toward a restoration of the teleological argument in a new form.

Practically the argument for faith in such a finite God meets the needs of those moderns who are less conscious of personal sin and guilt than of the capriciousness of life in dealing out pain and suffering without regard to desert or merit. For better or for worse, consciousness of guilt does not play the same role in religious experience today, even among Christians, that it once did. Toward sin and its consequences many would seek to take a stoic attitude, not desiring to escape the doom which they feel they merit. Such a type of mind Royce describes: "The awakened sinner may sometimes banish himself almost cheerfully to that hell, bearing, with a stern contempt for his sorrow, the bitterness of his moral defeat". The real tragedy of life for such men lies "in the wilfulness" and in the brute chance element in existence, "the tragedy of diabolical irrationality of so many among the foes of whatever is significant.—One's own foolishness, one's ignorance, the cruel accidents of disease, the fatal misunderstandings that part friends and lovers, the chance mistakes that wreck nations: these things we lament most bitterly,

not because they are painful, but because they are farcical and distracting,—not foemen worthy of the sword of the spirit." These are the things too that give the world a pluralistic aspect. Like a blind mechanism they blunder among the structures of the spirit, and more than moral evil destroy faith in a rational world-order of the Absolute.

Considerations of this kind have led to one of the most significant attempts of the day to redefine the nature of God, and this time not by a philosopher but by a novelist, H. G. Wells. Mr Wells' attempt has meaning insofar as it reflects an experience based upon a type of mind in which the tendencies evident in the philosophies we have so briefly considered are active, but also because, whatever its intrinsic merit, it is an evidence of the reawakening of religious thought among men schooled too long in naturalism. Wells' thought about God has been developed in his novels, "Mr. Britling Sees It Thru", "Joan and Peter" and in "The Undying Fire",—the latter a modern version of the book of Job. He has systematized his view to some extent in "God The Invisible King."

The presence of so much waste and evil in the world of nature as the struggle for existence shows leads Wells to deny that God is Providence or an omnipotent Creator who has made all things in perfection. So adventurous is human life among the inimical forces of nature that it is heresy to believe "that God is pulling about the order of events for our own advantage." Human sense of responsibility and freedom rebel against such a conception as well. Similarly the life-force which "pants on the jungle-track in the tiger and lifts itself toward heaven as a tree; which crawls, flies, lusts and preys, pursues and eats itself in order to live still more eagerly and hastily" cannot be God for this force is neither good nor evil, issuing in both good and evil actions, in beauty and ugliness, in pleasure and pain.

God himself, Wells writes, is only to be found in an experience that comes after a period of disgust with oneself and the blind futility of life. When he is experienced He shows himself to be the "undying fire" within mankind itself. Not that God is conceived as a vague immanence; he is not "a trick of words, no Infinite; God is as real as a bayonet thrust; a personality who reveals Himself as the Captain of Humility, the Invisible King who faces "the blackness of the Unknown and the blind confusions and joys of life as one who leads mankind thru a dark jungle to a great conquest". That conquest is the establishment of theocracy,—for neither kings nor aristocracies nor democracies will be tolerated by this faith.

There are of course many points of contact between such an idea of God and the Christian belief in God. For every-day Christian belief God has never been the Absolute of the Hegelians nor been present in all the accidents and futilities of life except as the

spiritual nature of the victims put him there, making such things serve them for good thru love of Him. Nor has he been for the Christian "the responsible author of evil" as he must be according to Hegelian conceptions, against which the proponents of the faith in a finite God inveigh. Belief in his omnipotence has been faith in the potentiality of his power and in the victory rather than a belief in his active causation of all events.

But the essential difference between Mr. Wells' conception of God, which in general is that of the meliorists, as well, and Christianity's faith lies in the element of resignation in the Christian religion. While for Jesus as a man men must feel the greatest love as for a "being of extreme gentleness and delicacy and of great courage, of the utmost tolerance and subtlest sympathy" his non-resistance and submission are not the qualities which are found in the Invisible King and martial Captain of Humanity. "A Christianity which shows for its daily symbol, instead of the crucifix," writes Wells, "Christ risen and trampling victoriously upon a broken cross, would be far more in the spirit of our worship." Yet it is from the symbol of the crucified, more than from that of the risen Christ, that Christianity has drawn its greatest ethical power.

Despite so great a divergence as this it is heartening to find in the schools and in the ranks of popular writers such evidences of a return of faith in God,—a faith which may yet take another step of approach toward a Christian God who is no less the Captain of Humanity and the leader in the battle for righteousness.



Editorielle Aeußerungen.

Das deutsche Hilfswerk.

Erschütternd sind die Nachrichten, die zu uns kommen von dem unsäglichen Elend, in dem die Massen des deutschen Volkes versinken. Mag hier und da auf dem Lande die Lage nicht ganz so verzweifelt sein, die Zustände in den Städten, vornehmlich den großen, sind herzzerreißend. Ganz besonders greift uns der beinah hoffnungslose Jammer der Kinderwelt ans Herz. Norwegen, Schweden und die Schweiz haben sich dieser Armen mildtätig angenommen. Es wird erzählt, daß, als ein Zug dieser unglücklichen Kleinen in eine Stadt in Norwegen angekommen sei, die Leute, die am Bahnhof ihrer warteten, in lautes Schluchzen ausgebrochen seien. Sie hatten sich wohl Schlimmes vorgestellt, aber als sie diese zu Skeletten abgemagerten Kinder gesehen hätten, da wäre es ihnen klar geworden, daß die Wirklichkeit noch tausend Mal schlimmer gewesen sei als ihre Vorstellungen. Dasselbe wird aus der Schweiz berichtet. Den Bewohnern dieser Länder wolle es Gott lohnen, was sie aus christlicher Barmherzigkeit an diesen Aermsten der Armen tun. Doch bedenke man, daß sie nur einen ganz kleinen Bruchteil der Millionen erreichen, die am Hungertuche nagen.

Und die Welt im Großen hört nichts davon oder will nichts davon hören. Gar selten erfährt in unserem Lande das große Publikum auch nur ein weniges von der namenlosen Verelendung, die über die Bevölkerung der Zentralmächte gekommen ist. Es soll der edlen Miß Jane Addams nie vergessen werden, daß sie, fast allein in der englisch-amerikanischen Bevölkerung, ihr Bestes tut, um an die Menschlichkeit und das Gewissen des Volkes zu appellieren. Die Vorträge, die sie in verschiedenen Großstädten hält über das hungernde und sterbende Deutschland, können nicht ganz ohne Frucht bleiben. Sie spricht aus eigener Anschauung. Im „Friedensboten" haben wir kürzlich einen Bericht über die Enthüllungen, die sie macht, gelesen. Sie sind über alle Maßen ergreifend. Wenn man sie selbst hört, so kann man die Nacht nicht schlafen. Man glaubt ein sterbendes Volk vor sich zu sehen, und man sagt sich: Das ist dein Volk, Fleisch von deinem Fleisch. Was tust du, um dich der Deinen in dieser namenlosen Not anzunehmen? Und, was es noch schlimmer macht: Der Winter ist da und keine Kohlen, keine Kleider, keine Nahrung! Wollen wir zusehen, während Millionen dahinsterben, und wir am warmen Feuer sitzen und bei wohlgedeckten Tafeln?

In solcher Zeit muß man jedem danken, der helfende Hand anlegt, ob es der Kirche angehört oder nicht. Das Deutschtum unseres Landes hat sich dem Ruf der werktätigen Nächstenliebe nicht verschlossen. Nicht in dem Maßstabe, wie es vor dem Eintritt unseres Landes

in den Krieg geschehen. Um ein Beispiel anzuführen: Damals kamen von den Clevelander Deutschen $250,000 ein für das deutsche Rote Kreuz, diesmal haben die Sammlungen erst die Summe von $25,000 ergeben, also bloß ein Zehntel! Aber doch der Strom der Liebesgaben fließt, und man beachte: dies Werk ist schon seit 4—5 Monaten im Gange, während unsere Kirche erst ganz kürzlich einen allgemeinen Aufruf zur Hilfeleistung erlassen hat. Und wenn es nicht gefallen will, daß wir uns mit dem weltlichen Deutschtum vergleichen, wie kommt es, daß die deutsche Methodistenkirche so unendlich viel mehr getan hat als unsere Synode? Jene Kirche zählt viel weniger Mitglieder als unsere, und doch schrieb uns Dr. Bucher, der Redakteur des „Apologeten," bereits vor vielen Wochen, daß damals schon über $65,000 für das deutsche Hilfswerk durch seine Hände gegangen seien! Es freut uns zu sehen, daß in diesen letzten Wochen auch bei uns die Gaben reicher fließen, doch wir sind noch weit entfernt von dem, was jene kleine Kirche getan. Sollte um die Zeit, wenn diese Zeilen gelesen werden, die Sache ganz anders stehen und jener Vorsprung von uns eingeholt sein, so würde sich niemand mehr freuen als wir. Aber vorläufig haben wir alle Ursache, uns von anderen zum Geben und Helfen anspornen zu lassen.

Und zum Arbeiten. Die hiesigen*) Deutschen haben eine Zentralstelle eingerichtet, wo die Pakete mit Kleidungsstücken oder Nahrung fertig gemacht werden. Die Arbeit wird fast ganz von Freiwilligen getan. Auch von uns evangelischen Pastoren sieht man dort von Zeit zu Zeit solche, die den Rock ablegen und sich die blauen Schürzen vorbinden, um mit Hand anzulegen. Gewiß wird kein Verständiger solch herrliche Sache gering schätzen, bloß weil es nicht unter Führung der Kirche geschieht. Der barmherzige Samariter war kein Glied des Volkes Gottes, und doch hat der Herr ihn allen Kindern Gottes und der Kirche als Beispiel vorgestellt!

Selbstverständlich aber freuen wir uns von Herzen, daß unsere Kirche auch ans Werk gegangen ist. Wir sind der Ueberzeugung, daß unsere Leute ebensowohl ein fühlendes Herz und eine offene Hand haben wie die Draußenstehenden oder die Glieder anderer Kirchen. Aber wir haben noch lange nicht getan, was wir sollten. Wir haben viel nachzuholen. Möge denn der Appell des Herrn Synodalpräses bis in die fernsten Grenzen der Kirche dringen! Möge innerhalb derselben niemand, der die unerhörte Not des Volkes unserer Väter sieht, sein Herz zuschließen, denn wie bliebe sonst die Liebe Gottes bei ihm? (1. Joh. 3, 17). Mit andern Worten: Wenn wir hier nicht unsern Glauben mit Werken der Liebe zeigen, so ist er nichts wert. Und wie leicht ist es, Gutes zu tun, wenn wir bedenken, daß der Dollar mehr als 40 Mark wert ist! Gebe Gott, daß jeder Pastor der Synode dem Hilfswerk ein warmes Herz und eine feurige Zunge leihe, so wird das Bächlein zum Strom des Segens werden.

*) Cleveländer.

Die Unrast im Lande.

Als wir noch im Kriege standen und uns der Präsident in beredter Weise die hohen Ideale vor Augen hielt, für die unser Volk kämpfte, als er uns zeigte, daß wir für die Befreiung der ganzen Welt (die Zentralmächte eingeschlossen) von der Autokratie und dem Militarismus in das Feld gezogen, da schien manchem von uns vielleicht, als ob mit dem Sieg und Frieden beinahe das Millennium anbrechen werde. Wir hofften, daß mit der politischen Emanzipation der Völker auch die industrielle kommen werde, daß die Klasseninteressen sich den Interessen der Massen unterordnen und Kapital und Arbeit sich die Hand der Versöhnung reichen würden. Freilich gehörte ein gut Teil von Optimismus dazu, um an die Wirklichkeit einer solch lieblichen Entwicklung zu glauben, aber wir wissen ja, der Optimismus wächst bei uns auf jedem Baum, und in Reden und Schriften wurde uns ein recht rosiges Zukunftsbild vorgemalt.

Heute ist es klar, daß alles dieses eitel Wind war. Es war noch niemals soviel Unzufriedenheit in der Welt als jetzt. Kapital und Arbeit standen sich noch nie so feindlich gegenüber wie jetzt. Noch nie war so viel revolutionärer Zündstoff aufgehäuft wie augenblicklich. Die Unruhe hat ihren Ursprung in der Arbeiterwelt. Sie strebt nach größeren Rechten, höheren Löhnen, kürzerer Arbeitszeit. Sie will Einfluß und Stimme haben in der Verwaltung großer Betriebe. Man kann sich nicht darüber wundern, daß bei den Arbeitern das Selbst- und Machtbewußtsein gewachsen ist. Während des Krieges war der gute Wille und die volle Einsetzung der Kraft seitens der Arbeiter eine Lebensbedingung. Um dies zu gewinnen wurden sie von der Regierung mit dem größten Entgegenkommen behandelt. In den Fabriken wie in den Schützengräben brauchte man sie mit gleicher Notwendigkeit. Die Arbeiter waren nicht blind. Sie sahen ebensogut wie ihre Regierung, was für ein wichtiger Faktor sie waren. Wären sie einig gewesen in Arbeits- oder Kampfesverweigerung, so hätte kein Krieg geführt oder gewonnen werden können. Es war also das Naturgemäßeste von der Welt, daß sie zum lebendigen Bewußtsein ihrer Macht kamen. Sie unterstützten die Regierung mit voller Einstimmigkeit. Sie setzten ihr alles ein, und der Erfolg war ihr Werk.

Jetzt, nachdem der Krieg vorüber, ziehen sie das Facit zu ihren Gunsten. Sie reichen ihre Rechnung ein. Sie sagen, im Kriege haben wir unsere volle Schuldigkeit getan. **Wir** eigentlich und wirklich haben den Krieg gewonnen. Wir haben die Welt von der politischen Autokratie befreit, jetzt fordern wir, daß auch die industrielle Autokratie aufhöre. Soweit haben die Arbeiter völlig Recht, und können wir ihnen nur Erfolg wünschen. Zu gleicher Zeit, wenn wir an die Selbstsucht der Geschäftswelt, an die unerhörten Preistreibereien, an den Luxus und die Verschwendung so vieler durch den Krieg entstan-

dener Millionäre denken, so neigt sich das Zünglein noch mehr zu Gunsten der Arbeiter.

Dennoch ist nicht zu verkennen, daß die Situation große Gefahren im Schoße birgt. Die Arbeiterwelt ist gerade so gut der Versuchung, ihre Macht zu mißbrauchen, ausgesetzt, wie das Kapital bisher seine Macht mißbraucht hat. Der kürzlich drohende Streik sämtlicher Bergarbeiter schien uns ein solcher Mißbrauch zu sein. Er würde dem Lande unberechenbaren Schaden getan und unsägliches Leiden über die Bevölkerung gebracht haben. Auch fällt die Führung in industriellen Kämpfen leicht den radikalen Elementen in die Hände. In Rußland haben dieselben sogar einen vollständigen Sieg erfochten, und die Ungerechtigkeiten und Gewalttätigkeiten eines einseitigen Sovietsystems sind die Folge gewesen. Kein Mensch wird eine solche Entwicklung wünschen. Bei uns ist eine derartige Wendung freilich durchaus nicht zu befürchten. Die Befürworter der sozialen Revolution unter uns sind fast ausschließlich russischer Nationalität. Die Regierung läßt auch an rücksichtsloser Unterdrückung dieser ganz „Roten" wahrlich nichts zu wünschen übrig.

Die Administration hat sich nicht gescheut, in den Kohlenstreik einzugreifen. Sie hat demselben durch die Gerichte offiziell ein Ende gemacht. Es wird nun an ihr sein, den Minenbesitzern gegenüber ebenso energisch aufzutreten und darauf zu sehen, daß den Arbeitern ihr volles Recht zuteil wird. Der Autokratie des Kapitals muß gerade so nachdrücklich entgegengearbeitet werden als der Autokratie der Arbeitswelt.

Wie soll nun das Problem der streitenden Interessen gelöst werden? Noch vor kurzem wurde von vielen der sozialistisch organisierte Staat als das einzige Heilmittel angesehen. Augenblicklich aber kann nicht geleugnet werden, daß der Sozialismus gewaltig an Boden verloren hat. In Frankreich hat er bei den letzten Wahlen eine vernichtende Niederlage erlitten. In Deutschland hat eine sozialistische Regierung ihre Unfähigkeit bewiesen, mit den ungeheuren Schwierigkeiten der Lage erfolgreich zu ringen. Auch zeigt sich mehr und mehr, daß die einseitige Betonung des Oekonomischen und die Geringschätzung des Moralischen und Religiösen dem Sozialismus weite Kreise entfremdet und ihm die Kraft der Erneuerung des Volkslebens aus den Händen genommen hat. Nur die Kirche mit dem Wort und Geist des Evangeliums kann hier Rettung bringen.

Dennoch glauben wir, daß viele der sozialistischen Ideen sich siegreich durchsetzen werden. Man denke nur an die Nationalisierung der Kohlenminen, die in England nicht nur gefordert, sondern möglicherweise auch durchgesetzt werden wird. Auch in der Verwaltung großer Fabrik- und anderer Betriebe werden die Arbeiter Sitz und Stimme erhalten. Der Ausblick im allgemeinen ist sehr dunkel. In manchen Ländern schaut man der Zukunft in schwärzester Verzweiflung entgegen, und man hat Grund dazu. Treue Pflichterfüllung und Ver-

trauen auf die göttliche Weltregierung im Ganzen und im Einzelnen kann allein den Halt gewähren, der vor dem Versinken und Zusammenbrechen bewahrt. Selbst dies könnte den Völkern, die sich im Elend befinden, nicht helfen, wenn nicht von uns ihnen im reichsten Maße durchgreifende und schnelle Hilfe gewährt würde.

Kirchliche Rundschau.

Das Hauptquartier der Theosophen in Californien.

Von Dr. Bucher, Editor des „Apologeten."

Madame Blatvatski, Eddy und Besant,
Die gängeln manchen Mann an ihrem Band,
Mit dem sein heißes Hirn ist durchgebrannt.

Jetzt schreibe ich im amerikanischen Berner Oberland. Wie Zuckerstöcke ragen die Schneeberge hier ins Blaue. Wir genossen eben bei Whitefish, Montana, einen Blick auf eine Gruppe, die derjenigen der Jungfrau, von Interlaken gesehen, wenig nachgibt. In wunderbarer Weiße leuchten die Bergriesen hernieder, und zwar mit einem Tal im Vordergrund, das, wenigstens von fern gesehen, sehr an das Lauterbrunnertal erinnert. Jetzt wandelt feierlich eine hohe, nadelscharfe Spitze schattenlos, blendend weiß über einem ihr vorgelagerten, schwarzbewaldeten Höhenzug hin, die mich unwillkürlich an Conrad Ferdinand Meyers entzückendes Gedicht „Das Spitzchen" erinnert. Es ist eine wahre Lust, sie zu verfolgen. Mit dem Dichter möchte ich zu gerne zu ihr sagen: „Ich komme." Wenn ich nur wüßte oder irgendwie erfahren könnte, wie der Berg heißt, den sie so herrlich krönt. Aber niemand weiß Bescheid. Ich mußte bei meinem vielen vergeblichen Fragen nach den Namen von Flüssen und Bergen an zwei Wanderburschen denken, die „bei Mutter Grün" übernachteten. Als sie gegen Morgen erwachten, gerieten sie in Streit darüber, ob das Gestirn drüben am Horizont der Mond sei oder die Sonne. Sie baten einen des Wegs daher Kommenden, die Frage zu entscheiden, der sagte, das könne er leider nicht. Er sei nämlich in jener Gegend selbst nicht bekannt. So weiß auch hier „niemand nichts." — Aber wir wollen wieder zurück miteinander, lieber Leser, in den südwestlichsten Sonnenwinkel unseres Landes.

Auf Californiens üppigem Boden schießt nicht nur alles ins Kraut, was am Zweig und aus der Furche wächst, sondern auch, was ins Gebiet der Religion und sogenannten Philosophie gehört. Alle orthodoxen, halb- und unorthodoxen, auch allerlei unchristliche und widerchristliche, selbst heidnische Glaubensorganisationen sind hier vertreten; und ihrer mehrere haben hier ihre Zentralstelle, die Theosophisten z. B. zwei. Es ist sonderbar: die beiden Hauptverirrungen des christlichen Glaubens der Gegenwart haben sich im äußersten Osten und Westen unseres Landes festgesetzt und „eingegraben": die Scientisten am Atlantischen und die Theosophisten am Stillen Ozean, die

ersteren in Boston, die letzteren in Los Angeles und San Diego. Und in beiden Hochburgen, oder in den dreien, ist es ein Weib, das das Zepter schwingt und vor dessen Träumen, Spekulationen und Geboten sich alles, auch verführte Männerwelt, als vor der höchsten Autorität in blindem Gehorsam und in Ehrfurcht erstarrend liegt. Eva findet mit ihrem Apfel immer noch männliche Abnehmer genug! Und „den Teufel merkt dies Völklein nicht, und wenn er sie am Kragen hätte." Aus ihren früheren religiösen Verbindungen, die ihnen das Beste gaben, das sie je besaßen und besitzen werden, nehmen diese Leute ihre frommen Sprüche, Erinnerungen, Gewohnheiten und Lebensreste mit, halten ihren Abfall für einen Fortschritt und die Steine, mit denen sie aus den wunderlichen Büchern gefüttert werden, die aus verworrenen Weiberköpfen geflossen sind, für Brot. Auch im Spiritismus sind es vorwiegend krankhafte Weiber, von denen sich die Männer, selbst viele Gelehrte, an der Nase herumführen lassen. Es ist mir aufgefallen, daß die theosophistischen Bücher den Namen von Madame Blavatski meistens nur mit den Initialen ihrer beiden Vornamen H. P. nennen. Warum? Obschon das weibliche Geschlecht bei religiösen Führern kein Argument gegen sie ist, so bin ich doch froh, daß es Männer und nicht Frauen waren, denen Jesus Christus die Weiterführung seines Werkes übertrug und auf die er wies mit dem Wort: „Wer euch höret, der höret mich." Er wußte, warum er es tat; und das hat auch für uns seine Bedeutung.

Doch zu den Theosophisten. Es sind ihrer zwei Organisationen: die Theosophical Society, American Section, Krotona, Los Angeles, unter der Leitung von Madame Annie Besant in Adyar, Indien; und die Universal Brotherhood and Theosophical Society zu Point Loma, San Diego, unter der Leitung von Madame Katerine Tingley. Die beiden Gesellschaften waren ursprünglich eine, nämlich die von Madame Blavatski 1875 gegründete; und sie trennten sich, als 20 Jahre später der Nachfolger der Gründerin, William Q. Judge, seinen Mantel nicht auf Madame Besant, sondern auf Madame Tingley fallen ließ. Letztere „reorganisierte die theosophische Bewegung" und verlegte ihr Hauptquartier von New York nach Point Loma, wo sie als „Lehrerin und Führerin" ihres Flügels ein absolutes Regiment führt. Der andere Flügel baute sich in Los Angeles seinen amerikanischen Vorort. Beide behaupten, die Fortsetzung der ursprünglichen Organisation zu sein, und sprechen mit unverkennbarer, doch geschickt kontrollierter Verachtung voneinander. Ihre Differenz betrifft aber nicht eigentlich die Lehre, sondern die Organisation, die Verwaltung. Point Loma und Krotona verehren dieselben Autoritäten, hauptsächlich Madame Blavatski und Madame Besant. Die Offenbarungen der letzteren werden aber von Point Loma nur anerkannt, soweit sie jenseits des Tages ihrer Trennung von Madame Tingley liegen.

Was nun die theosophistische Lehre betrifft, so habe ich verschiedenen Erleuchteten an beiden Hauptquartieren aufmerksam zugehört — natürlich meistens älteren Damen — und habe seither eifrig in ihren Schriften gelesen. Ich finde es aber sehr schwer, ein klares Bild ihres Denksystems zu gewinnen. Dasselbe kommt mir vor wie ein Irrgarten, in dem man sich schwer zurechtfindet. Es fehlen die klaren Linien, die festen Begriffe, die Einheitlichkeit. Man verfolgt einen Punkt, wird immer konfuser und wird dann jedesmal endlich an irgend ein großes, obstruses Buch verwiesen, das mehr Auskunft gebe, oder auf eine spätere, „höhere Erkenntnisstufe." So ist mir z. B. nicht klar geworden, was nach theosophistischer Lehre Gott eigentlich ist.

Einmal heißt er „Gottheit," dann „Monade," dann „Logos," dann „Mysterium" etc. Eins ist sicher: ein persönliches Wesen im biblischen Sinn ist er nicht; er wird auch nicht angebetet. Und das theosophistische Gebet, sofern es überhaupt geübt wird, ist eigentlich nur ein Reden des Menschen mit sich selbst, mit dem Gott in ihm. Gott spielt überhaupt keine große Rolle im Denken dieser Leute. Sie beschäftigen sich vor allem mit dem Menschen, seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Und da dreht sich die „Offenbarung" hauptsächlich um zwei Punkte: die Re-inkarnation, d. h. die Wiedermenschwerdung nach dem Tode, die sich jahrtausendelang wiederholt, und das „Karma," d. h. das Gesetz, nach welchem der Mensch ernten muß, was er sät, wobei ihm keine göttliche Gnade oder Barmherzigkeit helfen kann. Diesem Gesetz gegenüber ist die „Gottheit" vollständig ohnmächtig. Verdammt wird niemand. Jeder Mensch soll und wird endlich vollständig und ewig glückselig werden. Aber er muß im allerbesten Falle lange darauf warten.

Nach dem Tode werden in einem verschieden lang dauernden „Fegfeuer" zunächst die verkehrten Neigungen, die dem Menschen im vorhergehenden Leben Unglück brachten, nach und nach „ausgebrannt," weil sie in dem Astralleibe, den ihr „Ich" nach dem Sterben bewohnt, keine Nahrung finden. Dann kommt der Mensch wieder in einem neuen Erdenleib zum Leben, ohne aber in die vorigen Torheiten zurückzufallen, und wird von neuem geläutert, wenn er wieder stirbt. Und so geht es fort durch unzähliges Geborenwerden, Leben, Sterben und Geläutertwerden im „Fegfeuer," bis die „höchste Stufe der Vollendung" erreicht ist. Jedes neue Erdenleben ist ein weiterer „Tag in der Schule." Eine widerbiblischere, trostlosere Lehre gibt es nicht, als das! Gott sei Dank, daß wir nicht hunderte und vielleicht tausende Male in dieser armen Welt leben, leiden und sterben müssen; sondern daß es heißt: „Selig sind, die in dem Herrn sterben von nun. Sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach." Einmal ist genug!

Die Entwicklungslehre oder Evolutionslehre ist im Theosophismus auf das kühnste und phantastischste ausgestaltet. Durch alle Reiche der Natur ist der Mensch in Jahrmilliarden langsam zu seiner jetzigen Existenz emporgestiegen, durch das Stein-, Pflanzen- und Tierreich. Und er wird fortsteigen in alle Ewigkeiten, bis er „ganz Gott" geworden ist. Auf dem Wege zu diesem letztendlichen Ziele liegt die Stufe der „Meister" (mahatmas), die in sich „die höchstmöglichen Resultate intellektueller, moralischer und geistlicher Entwicklung" vereinigen. Jenseits dieser Stufe wird die Entwicklung „übermenschlich." Der „Meister" kann freiwillig in dieses Leben zurückkehren, wenn er will, aber er muß nicht. Viele Meister tun es im Interesse der Menschheit. So weilen, wie die berühmten Meister Hilarion, „M.," „H. K.," Rakoczi und viele andere, auch Jesus Christus nach Madame Besant wieder auf Erden, unerkannt (er muß auch wieder sterben), irgendwo „in der Gegend des Libanon." Und der vorhin erwähnte Rakoczi soll im achtzehnten Jahrhundert als Comte de S. Germain auf Erden gelebt haben, als Lord Bacon im siebzehnten, als Mönch Robertus im sechzehnten, als Hunyadi Janos im fünfzehnten, ja als Christian Rosenkranz schon im vierzehnten Jahrhundert. Ob er es wohl wußte? Ich selbst kann mich z. B. mit dem besten Willen nicht an „frühere Existenzen" hienieden erinnern. Kannst du es, Leser?

Doch genug hiervon! Wir wollen den gordischen Knoten dieser trotz aller

biblischen Zitate und Parallelen mehr heidnischen als christlichen Lehre in dem Nebel hängen lassen, in dem er hängt. Wir verzichten auf die Ehre eines theosophischen „Erleuchteten," wollen lieber und wahrer sagen: Konfusionsrates. Wollen auch nicht weiter von diesem bösen Gemisch heidnischer, jüdischer und christlicher Religionselemente reden.

Die Theosophisten nennen ihr Denksystem eine Philosophie, eine Wissenschaft, auch eine Religion. Sie sei alles das. Sie erklären energisch, ihre Lehre sei nicht Buddhismus, nicht Hinduismus, noch christlicher Scientismus, noch New Thought, noch sei sie dem „wahren Christentum" feindlich. Tatsache ist, daß Theosophismus ein Gemisch all dieser und noch vieler anderer Dinge ist. Sein ziemlich reichlicher Einschlag an christlichen Brocken und Phrasen muß dem Teufel besondere Freude machen. Denn solcher Köder lockt die schlechten Christen, daß sie mit ihm gefangen werden wie die Vögel mit der Leimrute.

Den Erfolg des Theosophismus darf man nicht überschätzen. Er hat zum Glück das eine gegen sich, das er sich stark an den Verstand wendet. Man muß viel liesen und denken; und das ist schon nichts für die Menge, die lieber etwas hört, sieht, erlebt, lacht, weint, jubelt, stöhnt, Verzückungen durchmacht. Die misera plebs, d. h. das gewöhnliche Volk, ist denn auch weniger vertreten unter den „Gottesweisen"; auch die Männerwelt, wie es scheint, weniger als das zarte Geschlecht, und dieses meist in fortgeschrittenen Sommern, wo das Leben schon weniger bietet und dem müden Hirn und erloschenen Busen irgend etwas „anderes" willkommen ist. Der Theosophismus kommt um so bequemer, als es bei ihm keinerlei Demütigungen des Stolzes gibt. Sünde ist es nicht, auch kein anderes Gericht, als die natürlichen Folgen der menschlichen Torheit. Gnade braucht man nicht, man macht sich selber besser und wird endlich mit Naturnotwendigkeit „gut," wenn nicht in der nächsten Wieder-Menschwerdung, dann in der zehnten, oder hundertsten, oder tausendsten. Die Neugierde über jenseitige und übersinnliche Dinge und Welten läßt man sich befriedigen durch Offenbarungen von Madame Blavatski oder Besant, oder durch Mitteilungen von „Meistern," die immer mehr Neuigkeiten aus anden Sphären in diese Welt zurückbringen. Man muß nur lesen, die Augen zukneifen, wenn man gelesen hat, ja sagen, schlucken, glauben, lesen, immer dickere und höhere und schwerere Bücher, und warten, bis man endlich selber erleuchtet wird, seine Fragezeichen auswischen und durch Ausrufungszeichen oder tiefe Gedankenstriche ersetzen kann.

Nichts ist gefährlicher als schlecht verdaute Wissenschaft. Das hat an ihrem theosophistischen einstigen Mann eine gute Frau erlebt, die einem Freund des Schreibers bekannt ist. Ihr Mann schien nicht begriffen zu haben, daß Gestorbene bei ihren Wiedermenschwerdungen „nie zurück-, sondern immer fortschreiten." Oder hatte er mit den theosophistischen Brocken auch etliche rein hinduistische, z. B. die Vorstellung von der Seelenwanderung auch durch Tierleiber, verschluckt? Immerhin, er ließ es nicht zu, daß in seinem Hause irgend ein unwillkommener Käfer oder noch kleineres Insekt getötet wurde, weil vielleicht eine Menschenseele darinnen eine Erdenexistenz durchmache, am Ende gar ein George Washington oder ein Martin Luther. Da, meinte er, müsse man die Schwaben leben und die Wanzen tanzen lassen. — Nein, für das „gemeine Volk" ist der Theosophismus weniger. In seinen öden Hirnen wird er gefährlich. Man hofft deshalb lieber auf die Intellektuellen. Wie viele sind der „Gläubigen" in Amerika? Nach langem For-

schen rückte man mir endlich mit der Zahl 8000 heraus. So viele beansprucht Krotona; in Point Loma sagte man mir nur, es seien „noch nicht viele."

Eine große Sehenswürdigkeit sind die beiden „Headquarters" der Theosophisten. Sie sind mit ausgesucht künstlerischem Geschmack placiert, angelegt und ausgebaut. In San Diego liegt das 1500 Acker umfassende Grundstück der „Universal Brotherhood and Theosophical Society" auf der früher beschriebenen hohen Landzunge Point Loma mit herrlichem Blick auf den Stillen Ozean und die Bai. In dem großen Ackerlandareal liegt mit prachtvollen Parkanlagen, hin und her in sie zerstreuten Gebäulichkeiten und ganz von einem Rosenhag umzogen, der eigentliche Vorort der Organisation. Gegen 25 Cents pro Kopf öffnet ein Pförtner das mächtige orientalische Tor, und man fährt hinauf zur Hügelspitze, von der herab die Kuppel eines großen Rundbaues leuchtet. Hier steigen wir aus. Ein sehr freundlicher, gebildeter und etwas feierlicher Herr nimmt uns in Führung und gestattet uns zunächst einen Blick in das Heiligtum mit der großen Kuppel. Er öffnet die mächtige Flügeltür, wobei er ehrfurchtsvoll den Hut abnimmt, und wir besuchende Herren tun es natürlich auch. Neugierig schauen wir hinein. Aber außer einem Konzertflügel, etlichen spanischen Wänden und Reihen von Stühlen war nichts da drinnen zu sehen, das irgendwie auf einen Ort der Anbetung gewiesen hätte. Kein Rednerpult noch Altar war da, keine Nische noch irgend eine Inschrift. Die sehr bunten Wände sind in einer sonderbar orientalisch-mystischen Weise bemalt, die seltsam auf das Gemüt wirkt. Als ich meinen Atem wieder in voller Gewalt hatte, wagte ich die schüchterne Frage, warum man denn eigentlich vor diesem Raum, sogar außerhalb, auf der Schwelle desselben, den Hut abnehme. Die feierliche Antwort lautete: „Aus Ehrfurcht vor Madame Blavatsky."

Aber das eigentliche Heiligtum hier oben scheint das Amphitheater zu sein, das am Westabhang ganz entzückend in ein wahres Paradies von landschaftlicher Schönheit hineingebettet ist. Im Zirkel steigen die weißen steinernen Sitzreihen vom Podium hinauf und hinüber an blühende Büsche und Bäume. Die Bühne ist ein kleiner, streng klassisch gehaltener dorischer Säulenbau mit Giebeldach. Hier werden von den Schülern der Lehranstalt, die mit der Zentralstelle verbunden ist, die alten griechischen und römischen Dramen aufgeführt. Wenn man hinten auf einer der mittleren Reihen sitzt, hat man einen Anblick vor sich, der eine Wonne bedeutet selbst für das kunstverwöhnteste Auge. Ringsum das herrliche Grün, Blüten und Blumen ohne Ende. Im Hintergrund der Ozean. Die Vögel singen. Die Palmen fächeln einem duftbeladene, wohlige Lüfte zu. Und da vorne steht wie ein auf dunkelblauen Grund geschriebenes Gedicht der blendend weiße Tempel, durch dessen Säulen der Ozean schimmert. Das ganze erinnerte mich unwillkürlich an das Wort: „Die Berge schaun auf Marathon und Marathon aufs Meer." Zu schönerer Harmonie als hier können sich Natur und Kunst nirgends die Hand reichen. O, dachte ich, hier möchte ich niederfallen und Gott anbeten. Warum ist dieser herrliche Ort nicht ein wirkliches Heiligtum, eine Stätte der Anbetung, sondern ein heidnisches Theater? Im Innern aber bewegte mich das Wort: „Siehe, ich mache alles neu"; und ich glaubte unter dem berauschenden Eindruck jener Umgebung etwas zu ahnen von der Herrlichkeit der neuen Erde. — —

Ja, den Appell, d. h. die Berechnung auf den Sinn für das Schöne, das

versteht der Theosophismus so gut und besser wie die römische Kirche. Das zeigt sich überall auf Point Loma. Von den Lehranstalten, in denen nach ganz neuen Methoden unterrichtet wird — meistens draußen im Freien — wäre viel zu sagen. Auch die Lehrer und Professoren haben ein anderes Leben. Sie beteiligten sich abwechslungsweise an der Pflege der Gartenanlagen und an andern Diensten. Die Schulräume und Wohnungen stehen in verschiedener Größe und Entfernung in dem großen Garten drin. Diese Schule mit Schülern aus achtzehn verschiedenen Ländern ist bedeutungsvoll. Der Theosophismus rechnet mit der Jugend. Er erwartet mit Recht mehr von der Erziehung der Jugend als von der Belehrung und Bekehrung der Alten. So sehr einen innerlich friert beim Gedanken an das orientalisch-okkultistische Heidentum, das hier in unserem christlichen Land eine solche Pflegestätte gefunden, man scheidet ungern von diesem schönen Fleck Erde. Point Loma ist so schön und großartig, weil es durch die Gunst einiger Gönnerinnen über großen Reichtum verfügt. Es hat auch den Vorteil, daß das Haupt seiner Organisation, Madame Tingley, dort auf dem Grunde wohnt, die höchste Autorität, das letzte Wort in allem, das diesen Zweig des Theosophismus betrifft, wie mir etliche Herren mit großem Respekt sagten. Ob man sie für eine besonders hohe Wieder-Menschwerdung oder ganz speziell von Madame Blavatsky inspiriert und geleitet hält, habe ich nicht erfahren.

Wenn man von Point Loma nach Krotona in Los Angeles kommt, begegnet einem ein ähnlicher Geist. Aber hier fehlt das viele Geld. Es ist alles bescheidener, doch ebenfalls auf den Sinn für das Schöne, Träumerische, Mystische berechnet. Das viel kleinere Areal „Krotona“ liegt an einer der sanften Höhen von Hollywood. Das Hauptgebäude ist bungalowartig gebaut, im Geviert um einen blühenden Hofgarten mit Teich und Fontäne herum. Die heimeligen, überdachten Wandelgänge hat eine Künstlerin des dortigen Kreises mit etlichen Freskobildern von mystisch angehauchtem Inhalt und großer künstlerischer Kraft geschmückt. Dort drüben ist die Bibliothek — sehr reich an okkulten und philosophischen, auch schöngeistigen und künstlerischen Werken; auch deutsche sind darunter. Das ganze Anwesen ist äußerst stimmungsvoll. Damen überall; ältere und alte. Nichts Lautes. Durch das Plätschern der Fontäne und leise Rauschen der Blätter klingen süße Pianotöne her. In der Bibliothek sitzen zwei hagere, alte Grauköpfe, die tief aus dem Born der asiatischen Weisheit geschöpft haben müssen, ihrem Aussehen nach zu urteilen. Ob sie sich mit dem Karma, der Astral- oder der devachanischen Ebene, dem buddhistischen Katechismus, mit dem Akasa oder den Mahatmas, Mithra, Osiris, Buddha oder gar mit Krischnamaturi Alcyone beschäftigten, ich weiß es nicht. Tiefe Dinge müssen es gewesen sein. Denn die beiden hatten für nichts anderes Auge und Ohr.

Die versprochene Führerin läßt auf sich warten. Das gibt mir Zeit, lieber Leser, zu einem Wort über Krischnamurti Alcyone, der seit etlichen Jahren die Nachfolger der Madame Besant sehr beschäftigt. Wer ist er? Er ist ein Jüngling, den diese irgendwo als Knabe in Indien fand und durch Offenbarung für den „großen Lehrer“ hält und ausgibt, der eine „neue Zivilisation“ bringen soll, auf dessen Kommen die Erleuchteten warten. Im Orient heiße er „Weisheit-Wahrheit,“ „Weltlehrer,“ im Westen „Christus.“ Madame Besant leitete erst selbst des Knaben Erziehung, ließ ihn dann weiter schulen und zurzeit studiert er in Oxford. Ich sah sein sonderbares Bild. Er wurde von seiner Beschützerin als Haupt an die Spitze des „Ordens des

Sterns aus dem Morgenland" gesetzt. Folgendes sind etliche der Grundsätze dieses neuen Stern-Ordens: „1. Wir glauben, daß bald ein großer Lehrer in der Welt erscheinen wird, und wir möchten so leben, daß wir würdig sein werden, ihn zu kennen, wenn er kommt. 2. Wir wollen deshalb versuchen, ihn immer im Sinn zu behalten, und in seinem Namen und deshalb nach bestem Vermögen alle uns im täglichen Beruf zukommende Arbeit zu tun. 3. Soweit es unsere gewöhnlichen Pflichten erlauben, werden wir jeden Tag einen Teil unserer Zeit zu irgend einer besonderen Arbeit verwenden, die dazu dienen kann, den Weg für sein Kommen richten zu helfen. 4. Wir wollen versuchen, Hingebung, Standhaftigkeit und Milde zu Haupteigenschaften unseres täglichen Wandels zu machen, etc."

Sonderbar, dieses Erwarten eines großen Kommenden, der die aus Rand und Band geratene Welt wieder in Ordnung bringen soll durch eine neue Zivilisation, jetzt, wo viele Gläubige auf das Wiederkommen Christi warten. Dieser ganze Krischnamurta-Kultus zeigt das heillose Gemisch von heidnischen und christlichen Gedanken im Theosophismus besonders drastisch. Aber welch ein trauriger Abklatsch des in Herrlichkeit mit vielen tausend Engeln wiederkommenden Christus ist dieser indische Junge, den Madame Besant für seinen Weltverbesserungsberuf erziehen lassen muß! Der Theosophismus, der vollständig verkauft ist an die krasseste Evolutionstheorie, hat natürlich keinen Raum für wunderbare göttliche Eingriffe, wie die Wiederkunft Christi — es muß sich alles von selbst entwickeln nach den Köpfen der Damen Blavatsky und Besant. Die Bibel kommt ihnen gegenüber nicht in Betracht.

---

† Dr. Friedrich Naumann. †

Gegen Ende August lasen wir vom Tode Friedrich Naumanns. Wir möchten ein Wort von ihm reden, dessen Namen vielleicht nie zu manchen unserer Leser gedrungen ist, um sie etwas bekannt zu machen mit einem der wirklich großen neuesten Männer, die der Predigerstand dem deutschen Volke gegeben hat. Von seiner Bedeutung spricht schon der Umstand laut genug, daß er beim Sturz der Monarchie genannt wurde als möglicher und in vielen der besten deutschen Kreise sehr begehrenswerter Kandidat für das Amt des ersten Präsidenten. Schade, daß die Zügel der jungen deutschen Republik nicht in seine Hände kamen. Er wäre ein trefflicher Baumeister gewesen für den neuen Staat, in welchem sich alle Gelegenheiten boten zur Verwirklichung seiner national-sozialen Ideale, die er 1896 schon in seinen „Gesammelten Aufsätzen" und dann in seinem volkstümlichen „National-sozialen Katechismus" so einfach und klar niedergelegt hatte — sehr zum Mißvergnügen der gekrönten Häupter und des gesamten Adels und Junkertums Deutschlands.

Geboren war Friedrich Naumann 1860 in Störmthal bei Leipzig als Pfarrerssohn. Sein Großvater war der berühmte Dr. theol. Friedrich Ahlfeld. Nach vollendeten Studien trat er in Langenberg sein Pfarramt an. Er predigte vor Sozialdemokraten und wurde durch die hier gewonnenen Tiefblicke ins Arbeiterelend von einem Mitleid ergriffen, das ihn ins öffentliche Leben hinaus und — aus Liebe zum Arbeitervolk — endlich in die Politik hineintrieb. Er schrieb seine „Sozialen Briefe an die reichen Leute,"

um ihr Gewissen zu wecken. Er suchte in Frankfurt a. M. als Geistlicher des „Christlichen Vereinshauses Westend" und als eifriger Förderer der christlichen Gewerkschaften und Redakteur des christlich-sozialen Wochenblattes „Die Hilfe" Wege zu bahnen zu einer Besserung der deutschen sozialen Verhältnisse. Seine imponierende Persönlichkeit, sein großes und warmes Herz, seine Gewalt als Redner, sein ausgesprochenes Führertalent fand weite und begeisterte Anerkennung, und ein Kreis von Elitearbeitern, Lehrern, jungen Geistlichen, Nationalökonomen und Akademikern aller Art sammelte sich um ihn und erkannte in ihm den begehrten Bannerträger. Aber der Kreis war nicht groß genug, daß Naumann hoffen konnte, durch ihn die Verhältnisse im Volk in absehbarer Zeit zum Besseren zu beeinflussen. Darum gab er sein Pfarramt auf und machte die Politik im christlich-nationalen Sinne zu seinem Lebensberuf. Er zog nach Berlin und wurde Mitglied des Reichstages. Von der Sozialdemokratie trennte ihn die Verwerfung des Kommunismus und sein christlicher Patriotismus, d. h. seine Treue zu Krone und Reich, die ihn aber nicht verhinderte, ohne Furcht und Scheu die Sünden der oberen und obersten Schicht anzugreifen und mit größter Energie Reformen zu fordern, die der arbeitenden Klasse ihre vollen Rechte einräumten. Den Marxismus lehnte er radikal ab, weil derselbe die Arbeiterbewegung statt national international, d. h. vaterlandslos, revolutionär und daher unfähig dazu mache, die Gesetzgebung gesund und dauernd zu beeinflussen. Er forderte das allgemeine Wahlrecht, Freiheit der politischen und wirtschaftlichen Vereinsbildung, Verteilung des nationalen Einkommens in solcher Weise, daß es nicht etlichen bevorzugten Klassen, sondern in erster Linie der Arbeit zufließe; er verlangte die Bodenreform, d. h. allmähliche Zerteilung des deutschen Großgrundbesitzes in Bauernland, die allgemeine Volksschule, d. h. gemeinsamen Unterricht der Kinder aller, auch der höchsten Stände wenigstens in den ersten Schuljahren im Interesse der Bekämpfung des Klassengeistes, und Unentgeltlichkeit der Lehrmittel. Er trat ein für die Rechte der Frauen und verlangte für sie für gleiche Leistungen gleichen Lohn. Das politische Wahlrecht der Frauen wollte er aber noch nicht fordern, weil es derzeit noch schwer gewesen sei, das allgemeine Wahlrecht der Männer zu erhalten und durchzuführen. Das Christentum erklärt er für eine normale Volksentwicklung als unentbehrlich und das Kirchentum wollte er vom Staat getrennt sehen, aber allmählich. Die kirchliche Herrschaft in der Schule hielt er für verwerflich, die Mitwirkung aber für nötig. Manche, denen seine Forderungen unbequem saßen, nannten ihn einen Idealisten; das war er auch, aber — politisch gesprochen — im besten Sinne. Wenn er im Reichstage sprach, lauschte alles, denn er war ein Riese als Redner.

Als Schriftsteller entwickelte er eine ganz erstaunliche Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit. In seinen zahlreichen Schriften und Büchern griff er mit Meisterhand in die verschiedensten Gebiete, vorwiegend in die praktischen der Realpolitik, aber auch in die idealen. Was er z. B. über Kunst und Literatur schreibt, seine Reisebeschreibungen, seine Ausstellungsbriefe, seine Andachten etc., etc., das ist alles so vollendet, so fesselnd, so klar und tief, daß man ihn ruhig jetzt schon unter die Klassiker des deutschen Volkes rechnen darf.

Von unserem Standpunkt betrachtet, kann man den Abschied Naumanns vom Predigtamt freilich nur bedauern. Sein Schritt von der Kanzel zur Plattform war ein Schritt abwärts und brachte ihn leider auch innerlich rückwärts. Wie schade, daß dieser hinreißende und so menschenfreund-

liche, herzgewinnende Prediger des Evangeliums dem höchsten Beruf entsagt und sich in eine verzehrende Arbeit stürzte auf einem Acker, den er vergeblich pflügte. Denn der Krieg hat sein christlich-nationalsoziales Traumgebilde grausam zerstört und Deutschland der durchaus unchristlichen Sozialdemokratie ausgeliefert. Ob ihn das nicht ins Grab brachte?

Perlen von bleibendem Wert hat uns Naumann in seinen „Andachten" hinterlassen, kurzen, volkstümlichen Betrachtungen, die ursprünglich in seiner „Hilfe" erschienen. Wir widmeten Naumann diese Zeilen, weil er unter den leitenden deutschen Gestalten der Gegenwart einer der wenigen war, die sich noch mutig zum evangelischen Christentum bekennen. Deutschland hat viel an ihm verloren. Apol.

Hochstimmung bei den Juden.

Aus dem „Bote aus Zion."

Die Stimmung der Juden ist angesichts ihrer Erfolge begreiflicherweise stolz und selbstbewußt. Die „Jüdische Rundschau" schreibt: „Für das jüdische Volk war dieser Krieg das elementarste und revolutionärste Ereignis seiner Geschichte seit der Zerstörung des Tempels. Das, was die Väter durch zwei Jahrtausende hindurch als höchstes Ideal sahen, hat der Krieg mit ungeahnter Schnelligkeit auf den Weg der Erfüllung gebracht." Dieses Selbstbewußtsein stützt sich einerseits auf die Geldmacht des Judentums, in dessen Sammelbecken sich der Goldstrom der Welt während des Krieges noch viel mehr als früher gelenkt hat, anderseits auf den Glauben, daß dem Judentum unter den andern Völkern eine überragende geistige Kraft innewohne. „Als die Ghettomauern fielen," sagte Dr. Weizmann bei der Grundsteinlegung für die jüdische Universität auf dem Oelberge, „strömte die geistige Kraft der Juden zum Segen der Menschheit hervor; wie viel mehr wird sich jetzt aus dem erneuerten und vereinigten Judentum ein Segen auf die ganze Menschheit ergießen! Unter der Leitung der jüdischen Universität wird die göttliche Kraft prophetischer Weisheit, die einst unser war, wiedergeboren werden." Wir begegnen in der jüdischen Presse häufig dem Gedankengang, daß die Juden in Palästina einen Musterstaat gründen werden, der allen anderen Völkern ein leuchtendes Beispiel sein wird.

In Rußland wo sich vorläufig das bisher unterdrückte und verfolgte Judentum ganz an die Spitze des Volkes geschwungen hat, wird dieser Gedanke in triumphierender Weise ausgesprochen. Die dortige jüdische Logenbrüderschaft „Die Weisen von Zion" hat schon im Jahre 1911 in hebräischer und russischer Sprache eine weitverbreitete Werbeschrift mit demselben Titel erscheinen lassen. Hier werden die Juden als das auserwählte Volk bezeichnet, welches sein Gott durch eine mehrtausendjährige Prüfungszeit doch noch zum Triumph über die „Goi," d. h. die Christen und zur Weltherrschaft führen werde. Es heißt dort: „Das Hauptziel, die jüdische Weltherrschaft, ist noch nicht erreicht. Sie wird aber erreicht werden und ist bereits näher, als es sich die Massen in den sogenannten christlichen Staaten träumen lassen." Das russische Zarentum, das deutsche Kaisertum und der Militarismus werden gestürzt, alle Völker zum Zusammenbruch getrieben werden. Die zerschlagene und zum Tode erschöpfte Welt werde nach allem greifen, was irgend Rettung verheiße. „Das ist der Augenblick, wo die tatsächliche

Herrschaft des Judentums beginnt, um die von der Anarchie und vom Elend zermalmten Völker unter eine neue Herrschaft zu nehmen, der sie sich fügen werden, nämlich unter die Herrschaft des internationalen Judentums."

Dem wachenden Selbstbewußtsein der Juden steht in sehr weiten Kreisen der anderen Völker unverkennbar eine wachsende Mißstimmung gegenüber, die sich vielfach zur Erbitterung steigert. Bei den Ostvölkern hat sie sich bekanntlich, ihrem Bildungsgrade entsprechend, in scheußlichen Judenverfolgungen, Plünderung, Mord und Totschlag geäußert. Aber diese Mißstimmung ist auch in den westlicheren Staaten zu bemerken. Mancherlei Gründe werden von ihren Trägern dafür angeführt. Die einen betonen die verderbliche Macht der Judenpresse, welche z. B. in Deutschland die öffentliche Meinung in hohem Grade beherrschte, alles, was christlich und vaterländisch sei, herunterreiße und so im geistigen Volksleben unabsehbare Verwüstungen herbeigeführt habe. Andere weisen auf ungeheure Kriegsgewinne der Juden hin, die das Geld der europäischen Völker in ihre Hände zu bringen gewußt hätten. Selbst das verbreitetste Judenblatt in Deutschland, das „Berliner Tageblatt," sagt, „daß allzugroße Betriebsamkeit, mit der eine gewisse Anzahl von Juden sich in den Vordrrgrund gestellt hat, sehr unerfreulich gewesen" sei. Wieder andere weisen darauf hin, daß überall, wo die Revolution das bisherige Staatsleben in den Abgrund gestürzt habe, Juden an der Spitze gewesen seien. Sie hätten die allgemeine Unordnung und Verwirrung unter den betäubten Völkern benutzt, um sich — meist unter kluger Aenderung und Verhüllung ihrer jüdischen Namen — an die Spitze zu schwingen und die Völker zu verderben. In Rußland seien es die Bolschewisten unter Führung der Juden Lenin und Trotzki; in Deutschland die Spartakisten unter Führung fremder, aus Rußland stammender Juden, Bolschewisten und Anarchisten, wie Rosa Luxemburg, Karl Eisner, Levine und sehr vielen anderen; in Ungarn die blutrünstigen Gesellen Kohn (Bela Khun), Salzberger, Samuel, immer und immer Juden, die das unglückliche Land mit ihrem schauerlichen Schreckensregimente ins tiefste Elend gestürzt hätten. Die vom Kriege erschöpften Völker hätten sich zwar diesem Joche gebeugt, aber bald werde ein Zorn erwachen, der diese fremdländischen Juden mit furchtbarer Rache treffen werde.

Es ist nicht Sache des Boten aus Zion, zu diesen Anklagen Stellung zu nehmen. Aber wir müssen sie mit im Auge behalten, um die Vorgänge auf dem Gebiete des Judentums und des Zionismus richtig beurteilen zu können.

Deutsch und „jiddisch."

Die jüdische Auswanderung, die im 14. und 15. Jahrhundert aus Deutschland nach Litauen und Polen stattfand, brachte eine Menge mittelhochdeutsches Sprachgut in diese Gegend mit, das dann im Laufe der Zeit von den ansässigen jüdischen Kolonien übernommen und mit dem Hebräischen zu dem Jargon, dem „Jiddischen," verschmolzen wurde. Dieses begann schon früh, sich seine eigene und eine reiche Uebersetzungsliteratur zu schaffen. Die Werke deutscher Schriftsteller wurden meist wörtlich ins Jiddische übertragen, ohne Veränderung oder nur mit sehr geringen Aenderungen, entsprechend dem Geschmack und den Religionsanschauungen der Juden. Die Uebertragungen unterscheiden sich von den Originalen nur durch ihre „jiddische Schrift." Fast

alle Erzählungen, Märchen und Legenden, die in deutscher Sprache nach dem 16. Jahrhundert erschienen, wurden durch die damaligen sogenannten „Paketenträger" in jiddischer Sprache unter das gemeine Volk verbreitet. Von besonderem Interesse ist das Verhältnis zu den deutschen Klassikern. Sie sind bereits früh mehrfach übersetzt worden. Von den meisten gibt es verschiedene jiddische Ausgaben. Von den Werken Goethes sind, wie wir einem in der „Wilnaer Zeitung" erschienenen Artikel entnehmen, sehr viele übersetzt worden. Den „Faust" gibt es im Jiddischen in einer ganzen Reihe von Uebersetzungen, so z. B. von Baschower, Bleicher und Hermalin. Hermalin übersetzte ferner „Werthers Leiden," „Götz von Berlichingen," „Clavigo," „Egmont." Als Probe seien ein paar Zeilen der Vorrede zu „Werthers Leiden" wiedergegeben: „Un du gute Seele, woß fielst aselche fissurim (solche Leiden), wie er hot gefielt, schepf treest (Trost) von seine Zorers (Leiden) und los (lasse) dos dosige Bichel (dieses Buch) sein dein Freind. Wenn du holst kein Masel (Glück) nit, zu durch eigene Schuld kennst nit gefinnen (finden) kein besseren Freind. Schiller, dessen historisches Pathos offenbar dem jüdischen Geist weniger entspricht, ist seltener übersetzt worden. „Die Räuber wurden von Kassel übertragen; auch gibt es eine Parodie von Godlober auf „Das Lied von der Glocke." Daneben findet man Uebersetzungen von Schillerschen Gedichten bei Finkel und Harenstein. Dieser übertrug u. a. das Gedicht „Der Jüngling am Bache" (im Jiddischen heißt das Gedicht „Dos jingel beim Teich"). Auch Lessings Werke erfreuen sich mehrerer Uebersetzungen ins Jiddische. An erster Stelle steht natürlich „Nathan der Weise." Die Gestalt Moses Mendelsohns, der von den Juden besonders hochgeschätzt wurde und dem Lessing in der Figur des Nathan ein Denkmal gesetzt hat, bedingt diese Vorliebe. So gibt es eine wörtliche Uebersetzung von Linetzki, „Nathan der Chochom," ferner eine andere in erzählender Form von Garin. Auch „Emilia Galotti" hat in Judson einen Uebersetzer gefunden. Von Heines Werken gibt es im Jiddischen viele Uebersetzungen. Jakubowitsch übertrug „Die Harzreise" und den „Rabbiner von Bacharach." Viele Gedichte Heines wurden von Bowshower, Boruchowitsch, Katz, Reisin bearbeitet. Hier sei das bekannte „Frühlingslied" (Leise zieht durch mein Gemüt) in der Uebersetzung von Korman wiedergegeben:

Ss' ziehen still durch mein gemit
Libliche gesangen,
Kling, mein kleenes frilingslid
Un farwig (d. h. wiegen) in klangen,
Weit, weit kling, bis jenem Haus,
Wu die blumen seinen,
Westu dort derseben a rois (eine Rose)
Sog ich gruß von dannen (hier).

(Freund Israels.)

Zunehmende Zuchtlosigkeit.

Montag, den 29. September, wurde unser Land erschüttert durch die Nachricht von brutalen Ausschreitungen in Omaha, Nebr. Eine Meute von etlichen tausend „Männern" stürmte Sonntagnacht (!) das dortige herrliche Gerichtsgebäude, um eines Negers habhaft zu werden, der unter Anklage

des Mordes eines weißen Mädchens stand. Bürgermeister E. P. Smith war, von Sheriff Clark um Rat gebeten, nach dem Gerichtsgebäude geeilt und versuchte den wilden Haufen zu Ordnung und Achtung der Gesetze zu bewegen. Zum Dank erscholl den Ruf „Lyncht ihn" aus der Horde heraus. Und im nächsten Augenblick war der Bürgermeister in ihren brutalen Händen. Er wurde mehrere Häusergevierte weit geschleppt und mit dem Strick um den Hals an einem Laternenpfosten bereits in die Höhe gezogen, als ein Polizist gerade noch im rechten, letzten Moment durch die mörderische Meute drang und ihn rettete. Das Gerichtsgebäude aber wurde in Brand gesetzt, ohne jeglichen Versuch der Meute, das Leben der im obersten Stock Eingekerkerten und der Beamten zu retten — zusammen waren es etwa 125 dem Feuer preisgegebene Personen — die ohne Gehör um Hilfe schrieen, schließlich aber doch durch anrückende Mannschaften gerettet wurden. Das herrliche Gebäude ist eine ausgebrannte Ruine. Der Aufruhr griff schnell um sich; Bundestruppen mußten herbeigezogen werden zum Schutz der Stadt, die heute unter Kriegsrecht steht unter dem Kommando von General Wood. An strategischen Punkten sind Maschinengewehre stationiert, und kostbares Bürgerblut ist geflossen. Das wilde Fieber aber bricht bereits an anderen Orten aus, wie z. B. in Elaine, Ark., wo in Rassenkämpfen 17 Neger und 5 Weiße getötet und von den hinbefehligten Soldaten (500 an der Zahl) 175 Neger und ein Weißer zu Gefangenen gemacht wurden.

Solche Vorkommnisse, die sich in letzter Zeit in erschreckender Weise mehren, sind Erscheinungen, deren wir uns nicht genug schämen können, die wir übers Meer zogen, um „die Zivilisation zu retten." Der blutige Rassenhaß, den die neuerlichen Negerrevolten offenbaren, steht uns ganz besonders schlecht an, die wir, das Volk der Kirchen und der Sonntagschulen, die gleichen Rechte aller Menschen, Klassen, Rassen, Völkerschaften, besonders der schwachen und kleinen, im Gefühl großer moralischer Ueberlegenheit so laut gefordert und verkündigt haben.

Ereignisse wie die oben erwähnten sind aber nur die gröbsten und brutalsten Kundgebungen einer Zucht- und Gesetzlosigkeit, die geradezu ein kennzeichnendes Merkmal unserer derzeitigen Generation geworden ist. Die Autorität unserer Gesetze wird mehr und mehr von der Masse des Volkes mißachtet. Was ist schuld an dieser demütigenden Tatsache? Nicht die Gesetze, sondern die Art der Handhabung derselben. Die Kompliziertheit des gesamten Wesens unseres Rechts- und Strafverfahrens, die vielen Aufschübe und Technikalitäten, die Terminverlängerungen, die langen Gerichtsferien, die oft ganz unqualifizierbaren „Motionen" und vorläufigen Entscheidungen, die vielen Appelle an andere Rechtsinstanzen, die Vorschläge zu neuen und weiten Untersuchungen und Verhören, die Rücksicht auf Geschlecht, gesellschaftliche und politische Verbindungen etc. — diese Dinge alle, die bei uns im ganzen Lande gang und gäbe sind, sind die schlimmsten Feinde unserer Gesetze. Sie machen dieselben zu fraglichen Werten, untergraben ihre Autorität, nehmen ihnen ihren gesunden Schrecken und öffnen jeder Form von Gesetz- und Zuchtlosigkeit Tor und Tür.

Da schießt z. B. eine „Dame" aus der hohen Chicagoer Gesellschaft aus Eifersucht ihren Mann nieder und macht sich nichts aus der drohenden Strafe, weil sie „eine Lady ist, und zwar eine aus der oberen Schichte," und somit nach berühmten Erfahrungen der Vergangenheit „nichts zu fürchten" hat. Oder die Verurteilung eines reichen, aber nach der öffentlichen Ueber-

zeugung unzweifelhaft schuldigen Bankräubers oder Mörders wird hin und hingezogen, weil den Advokaten das Geld zur Verfügung steht, mit immer neuen Ränken und Schlichen die Gerichte hinzuhalten und schließlich die Strenge des Gesetzes von ihrem Klienten abzuwenden. Die Wiederholung solcher Rechtsumgehungen und unbefriedigender Anwendung der Strafgesetze hat im Lauf der Jahrzehnte eine Geringschätzung, ja Verachtung unseren Gesetzen und eine Vertrauenslosigkeit und Erbitterung unseren Rechtsinstanzen gegenüber herbeigebracht, die unseren Gesetzen und unserem Rechtswesen die Macht nimmt, die Leidenschaften in Schach zu halten, wenn viel Zündstoff in der Luft liegt und wenn in besonders eklatanten Fällen Geduld und Gehorsam der Massen auf ausnahmsweise schwere Proben gestellt werden. Dazu kommt noch die falsche Beruhigung, die Teilnehmer an Lynchgerichten und anderen Ausschreitungen in der großen Zahl der Mitteilnehmer und anderen ähnlichen Umständen finden.

Wenn die Zuchtlosigkeit unter unserem Volk zunimmt, so liegt das, wie gesagt, nicht an den Gesetzen, sondern an der mangelhaften Art der Handhabung derselben. Eine wirkliche Besserung der Verhältnisse ist nur in dem Maße zu erhoffen, in welchem der Geist Christi, also der Geist der Ordnung und der Zucht, in allen Schichten des Volkes durchdringt. Dieser Geist macht nicht nur gehorsame Bürger, die das Recht lieb haben, sondern auch treue Rechtsverwalter und Gesetzesvollstrecker. Apol.

Self-Determination

Perhaps you have heard the term used? It is not used as frequently lately as it was a little while ago. Maybe there was not as much in it as was thought? It really never promised anything new. It is in reality a synonym for liberty, a thing that men have always dreamed of, and striven for, and reached after like the pot of gold at the end of the rainbow. This word "self-determination" seemed new because it was applied to nations, as "liberty" has been applied to individuals. Liberty has always been abridged by circumstances—and circumstances have usually meant that the strongest man exercised the greatest amount of liberty. It looks as if that is the lot of nations, notwithstanding all of the eloquence of orators on ideals, and the fine phraseology of word artists.

The assurances that "mandatory" does not mean "annexation," and that "benevolent direction" is better than "independent self-determination" do not alter facts. It may be that what is to be will be best, but it is not what was promised, and what was promised will not be given a chance to prove whether it would have been best or not.

The war, fought for the principle of self-determination (?) is over, and *dominion* is the result. It was not a war of conquest (?), but the old rule is still in force: "To the victor, belong the spoils"—and other spoils than those which belong to the conquered! This is a part of the story as it appeared in the *Independent* of September 27, with reference to the Lion who gets the lion's share:

"All of the Allies have added considerable areas to their territory since the war began, but no other so much as Great Britain. If we include in the British territorial gains, besides the countries formally

annexed, those which have passed within the British sphere of influence, we find that the British Empire has expanded from about 11,500,000 square miles to about 15,000,000. Before the war the dominions of the British Crown comprised about a fifth of the land of the world; now more than a fourth has been brought under its sway. The territory over which British rule has been more or less definitely extended in consequence of the war is larger than the United States including Alaska. The population is more than a third that of the United States.

"Since peace has not been concluded and the boundaries have not been drawn it is impossible for any one to estimate the area that ultimately will fall to the lot of the victorious belligerents, but the following figures will give some idea of the present situation:

BRITISH TERRITORIAL GAINS

	Area	*Population*
Kamerun	191,000	2,600,000
German Southwest Africa	322,000	80,000
German East Africa	384,000	7,700,000
Kaiser Wilhelm's Land and Pacific Islands south of the equator	95,000	600,000
Egypt	400,000	11,200,000
Sudan	985,000	3,000,000
Arabia	170,000	1,000,000
Palestine	10,000	700,000
Syria	30,000	1,000,000
Mesopotamia	140,000	2,000,000
Persia	600,000	10,000,000
Tibet	460,000	2,000,000
Cyprus	3,000	300,000
Spitzbergen	15,000	......
	3,805,000	42,180,000

"The character of the British control ranges from actual annexation of military occupation or political domination. The total area may be increased or diminished by several hundred square miles, depending upon the decision of the League of Nations or the demands of rival claimants. For instance, Germany by the Versailles treaty surrenders all her colonies and they will be divided among the Allies as mandatories of the League of Nations, but how they are divided is not yet settled or at least publicly known."—*American Lutheran Survey.*

The Martyrdom of the Lutherans in the Baltic Provinces

H. J. SCHUH, EUROPEAN COM., NAT. LUTHERAN COUNCIL

Among the sad stories of suffering which we have heard since our arrival on European soil, none exceeds that of the German Lutherans of the Baltic provinces. German colonists settled in these provinces about the year 1,100. And German missionaries from Bremen began missionary work among the Letts shortly after. The city of Riga was founded as a German colony in 1201. When Luther began his reformation la-

bors, the preaching of the pure Gospel found a hearty response in the Baltic provinces, and the Balts have been faithful Lutherans ever since. Under Gustavus Adolphus the German Lutheran University of Dorpat was founded, in 1632, the country at that time being under Swedish rule. In 1721 the provinces were subjugated by Russia, but liberty of conscience and the use of the German language were guaranteed. This promise was kept for a hundred years. But in 1830 Czar Nicholas I. began to Russianize the provinces, and now began a time of oppression for churches and schools. Up to 1832 the Lutheran Church had been the state church, from that date on she was simply tolerated. All kinds of inducements were offered for Lutherans to join the Greek Catholic Church, the state Church of Russia. Freedom from taxation and the cheap acquistion of lands were held out as bait. These inducements were not without effect, but many of the converts soon regretted their apostasy and were anxious to return to their mother church. This was prohibited by law. Any pastor who dared even to baptize the child of such a convert was banished to Siberia.

The Lutheran Balts had four teachers' seminaries of unusual importance. The parishes were very large, and the teachers not only prepared the children for confirmation but held Sunday services in the scattered villages on Sundays when the pastor could not be present. Now all teaching in the schools was ordered to be done in the Russian language. Those teachers who were not able to do this were deposed and Russian teachers put in their places, whose chief qualification for this responsible work was their ability to speak Russian.

When the war broke out there were in Kourland alone 105 parishes, most of them very large. Forty percent of the pastors were at once banished to Siberia or to the heart of Russia. All Germans from the German empire were expelled. They were ordered to leave within twenty-four hours. Can the reader imagine what that means? It meant practically the leaving behind of everything except what they could carry on their backs. The men were compelled to travel at their own expense, and those who did not have money were transported like criminals. They were driven along like cattle and slept in the mud in cattle pens. Their wives and children were left behind helpless. As an instance of the brutality that was exercised let me mention the case of a man eighty-two years old, who begged to be spared the hardships of banishment. The answer was: You are about old enough to die at any rate, so march along with the rest. About a year later the women and children were also banished. In these days of terrible suffering the German Balts exercised an open-handed liberality toward their brethren in the faith. Relief committees were organized to assist the persecuted Germans.

The German occupation put an end to these persecutions, but the retiring Russians destroyed forty percent of all Lutheran church property, and carried off 125,000 horses. This was a terrible loss for an agricultural country. The retiring Russians left in their wake a trail of destruction and ruin. In Tauroggen, a city near the Prussian border, there remained beside the Greek Catholic church but seven houses. The pastor of the Lutheran congregation with his wife and six children

escaped into the forest and on his return found everything in ruins. He induced the few refugees who had returned to put a roof of boards over the ruins of their church so that they might have a place of worship; for himself and family quarters were provided in the ruins of the horse stable. The loss of the congregation is estimated at 178,000 Mark About 2,000 of this one congregation were without shelter.

In Maxknell, Livonia, the pastor was banished in 1914. On his return three years later he found church, parsonage and school house in ruins, and the remnant of his flock reduced to abject poverty. But these are only a few of many pictures of ruin and desolation which the Lutherans of the Baltic provinces present.

But the worst was yet to come when the Bolshevists came into power. At the General Lutheran Conference at Leipzig, which it was our privilege to attend, one of the speakers was a pastor from Riga. He began by saying that he stood before his audience as homeless. Banished from one country to another he had finally entered Germany as a beggar. He celebrated the 25th anniversary of his ordination to the holy ministry in prison. While his native country was still under the iron heel of the Czar, there had been a persistent effort to force upon all its inhabitants the Greek Catholic faith. Under all kinds of pretexts the Lutheran pastors were persecuted. If a Lutheran pastor escaped such persecution, his faithfulness was almost called in question. The government systematically stirred up feuds between the Germans and the Letts. The Russian government did this to dig a grave for the barons and the pastors, but they dug their own grave. The Revolution put an end to Czardom. The barons fled and the pastors who would not desert their congregations felt the whole weight of bloody persecution. Churches were desecrated, pastors dragged from their pulpits and killed. Because pastors admonished their flocks to preserve order, they became the objects of satanic hatred, fiendish persecution and cruel death. Some who escaped death suffered such inhuman tortures that they are physical wrecks for life. And yet they did not deny the faith. The press began a persistent campaign of slander against the Germans of the Baltic provinces. Four thousand out of one congregation were banished to Siberia. Religious instruction was forbidden in the schools, and the use of the German language forbidden in public worship.

Under Bolshevist rule all preaching was forbidden. Pastors were arrested and shot. The prisons were full to overflowing. And in these prisons the Lutheran pastors did not deny their faith, but comforted their fellow prisoners, read to, prayed with and comforted the sufferers with the precious Gospel of Christ. The prisoners in their cells sang our good old Lutheran chorals and admonished each other to remain faithful in death. In Riga alone there were 3,600 death sentences. Over thirty pastors were sentenced to death. A few escaped just before the sentence was executed. In the face of death these noble martyrs rejoiced in the truth and remained faithful to their persecuted flocks. They died like the martyrs of old, filled with joy and hope. When the martyrdom of our brethren of the Baltic provinces is once written in full, it will be an honorable chapter in the history of Lutheranism. Here in Germany we hear a great deal about "Bekenntniskirche." The

Lutheran Balts have proven themselves a "Bekenntniskirche" in deed and in truth. Let their noble example stimulate us to hold fast the profession of our faith without wavering. The Lord only knows what is in store for our brethren in Germany. And will the Lutherans in America escape? We comforted ourselves with the thought that the days of religious persecution were past. But the world has slipped back two thousand years. These are the days of Nero over again. Will the Lutheran Church of the world stand the test. Will we deny the faith of our fathers? Will we have the courage to stand by our guns, and fight the good fight of faith, or will we compromise with error and, for the sake of temporal peace and ease, deny the pure faith for which our brethren elsewhere are offering up their lives? If ever, now is the time for the Lutherans all over the world to present a united front to the enemy on the basis of the truth confessed at Augsburg, the pure truth of the Gospel. Let us be ready to live and die for the preservation of this truth. It is the only thing that can save our souls, the only thing that can save the world. We owe it not only to ourselves and to our children, but to our brethren and to the world, yes, we owe it to our Lord, to whom we have pledged undying allegiance unto the very death.

"Be thou faithful unto death and I will give thee a crown of life." —*American Lutheran Survey.*

The Strike of the Magazines

Nearly all Americans have been touched in some way by the printers' strike in New York City, which has held up the publication of practically every magazine published in the city. Just what the results will be is not clear at this time while the strike is still in progress, but the course of events suggests that a change of some sort is going to take place in periodical production. And the change may be detrimental to those who have caused the present trouble.

The labor difficulties began when certain locals, in defiance of their international, called a strike for increased wages and shorter hours. This was followed by other workers taking unauthorized "vacations" until the publishers decided to shut down.

In the first place, the New York strike was called by the local organizations of typesetters, or compositors, in defiance to the commands of the national compositor's union. The matter was one in which the publisher was not concerned, but was the result of a quarrel between unions. The publisher, in this case, was the "innocent bystander," who is proverbially the one who bears the brunt of his neighbors' quarrel. The publisher is largely dependent upon the man who sets type, and is almost fatally crippled when he walks out and refuses to work. Still there are ways out of almost any bad situation, as evidenced by the action of such magazines as the *Literary Digest*, the New York *Survey*, *Dress Essentials* and others.

Said a report in the New York *Journal of Commerce* the day following the decision of periodical publishers to discontinue until the matter was straightened out.

> Including trade and textile journals, magazines and other periodicals, more than 200 publications have suspended until the labor situation can be adjusted. Some of the leading magazines of the country are in the number. In addition, some of the large book publishing houses have joined the periodical publishers on the side of the employing printers and have stopped work in their press rooms. There is an almost complete tie-up in all branches of the printing and publishing business in New York, outside of the newspaper plants, and the whole country will feel the effects of the situation here, where are published ninety percent of the magazines and other periodicals in the United States and about seventy-five percent of all the books in America.

Employers were optimistic, some stating that they expected the difficulties to be straightened out in a week or ten days at the most, but leaders of the "legal" union were of different opinions.

> International Union officials, who are backing the employing printers, and are recruiting members for the two new local unions chartered in place of the "outlawed" unions at 150 Nassau Street, were inclined to think that several weeks will be required in the settlement of the difficulty, and are making their plans accordingly.

The extremity of the plight of the publishers is realized when one considers how prone magazine readers are to register protests when their favorite periodicals are a few days late in arriving, or when they do not appear at all.

> John Adams Thayre, Secretary of the Periodical Publishers' Association, furnished the following list of periodicals in New York that determined to cease publication temporarily:
>
> *Collier's, Cosmopolitan, Harper's Bazar, House and Garden, McCalls, Metropolitan, Pictorial Review, Vanity Fair, Today's Housewife, Woman's World, Christian Herald, Good Housekeeping, Hearst's, Independent, McClure's, Outlook, Theatre, People's Home Journal, Vogue.*
>
> Also the many publications issued by the Butterick Publishing Company, such as the *Delineator, Everybody's, Home Sector*, the *Designer, Women's Magazine*, and others, and the many publications issued by the Frank A. Munsey Company.
>
> Trade papers to the number of 119 stopped publication until the labor situation might be cleared up.

Publications of the Curtis Publishing Company of Philadelphia, and of the Crowell Publishing Company of Springfield, Ohio, were of course not touched by the strike, and had the field nearly to themselves.

The first unusual occurrence after the cessation of publication came with the appearance in decimated form of the *Literary Digest* of October 18. It was, according to its own announcement, "a magazine issued without typesetters." The situation was overcome by typewriting on paper of the proper size all written material to appear, then pasting the typewritten pages with all pictures and with hand-lettered heading on cardboard to be photographed. Photo-electrotypes finished the work of

preparing the pages for the press. As pressmen had no part in the labor union quarrel, the actual printing went on very much as it has always done. The mere idea of replacing lead type with electrotypes made by photographing typewritten sheets is radical in the line of publication. Whether a new method of producing periodicals has been born is not yet known, but doubtless the new departure will be thoroly tested in the near future.

After a few weeks of silence *Dress Essentials*, a publication devoted to the lace and embroidery trades, appeared in a limited edition run off on the multigraph machine. The editorials were typewritten and the advertisements were hand-lettered or reproduced from previous issues. The reproductions were photo-engraved.

The New York *Survey*, devoted to philanthropic and social settlement work, appeared in its usual, but abbreviated, form after a silence of two weeks, announcing that it had taken its work over into New Jersey, and would continue to be printed there until resumption of natural conditions in New York.

Meanwhile other cities, alive to the situation, began to issue invitations to publishers to move their plant out of New York. Many cities in Ohio, Michigan, California, Oklahoma, Connecticut, Maryland, Virginia, and Kansas, followed the lead of Cincinnati in extending a telegraphed invitation to the publishers to consider moving at this time. The Cincinnati Chamber of Commerce pointed out that the distribution facilities in Cincinnati were unequaled and that within a radius of fifty miles the production of magazine paper is the largest in the world. The Cincinnati publishers use $17,000,000 worth of print paper each year.

Chicago going a step further, published, thru the Illinois Manufacturer's Association, a full page advertisement in most of the New York daily papers reading in part as follows:

COME TO CHICAGO TO PUBLISH AND PRINT

> Chicago extends an earnest invitation to the publishers and printers of New York to locate here. Chicago is the logical spot for your business. It is a geographical, commercial, and distributing center of the country. The best printing of the country is done here now. Labor here believes in reasonable discussion instead of radical force. Banking facilities are admirable. Postal conveniences are unusual. The Illinois Manufacturers' Association extends this invitation to the publishers of New York, and will respond propmtly and helpfully to any inquiries by mail, wire, or in person.

The following New York dispatch, dated October 21, shows to what extent these "invitations" to locate in other cities had their effect upon the publishers.

> Publishers of approximately 150 periodicals and trade papers having headquarters in this city, who suspended publication several weeks ago because of labor difficulties, decided late today to resume publication "at once, either in New York or elsewhere."
>
> That announcement was made by John Adams Thayer,

secretary of the New York Publishers' Association, after a meeting attended by most of the publishers who on September 15 decided upon suspension "until such time as the printing industry in New York could be stabilized."

That the publishing business in New York will suffer materially for a long time to come is settled. That the compositors will in the long run lose much by their quarreling is just as certain. A number of other cities may gain materially by the increase of their own printing trades, and thousands upon thousands of subscribers will doubtless gain much by the decentralization of magazine publishing. It is not good for one city to control so much of the popular thought of a nation. Given better postal transportation than at present provided, many magazines would find it very profitable to locate in cities remote from the metropolis.—*American Lutheran Survey.*

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)

NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

"The Individualistic Gospel and Other Essays" by *Andrew Gillier.* The Methodist Book Concern. 1919. 208 pages. $1.00.

The pendulum has so long swung in the direction of social Christianity that it is not surprising to note signs of reaction. This book belongs in this class. It contains a number of essays whose chief emphasis is on the need of the individual gospel. Since Methodism has, from the time of its founding, made the salvation of the individual its great business, a vindication of John Wesley's position and method is presented. There are those who call his gospel selfish and self-centered because he declared his chief motive to be the saving of his own soul. And it is readily granted that Wesley's supreme concern was, like his Master's, not the reorganization of human society, but the disclosure to the human soul of its relation to God. Or, as C. T. Winchester says, "Wesley had little confidence is any other means to uplift and direct mankind, apart from this force of personal religion. He was no believer in salvation by education and culture, by economic and social reform. He did assert that a genuine religious life must be known by its fruit in outward conduct, and would admit no man to be a good Christian who was not also a good citizen. But he was convinced that the truly righteous life must spring from devout love to God and that it is inspired by influences supernatural and divine. Philanthropist, social reformer, he was first of all and always the preacher of personal religion." Yet, while conceding that, it is claimed—and this claim is well substantiated—that the social effects of Wesley's works were great without measure. Dr. J. H. Jowett, the Presbyterian, says: "The re-

vival of personal religion under the Wesleys gave rise to the four great philanthropic movements of the 18th and 19th centuries: the anti-slavery movement, led by Wilberforce; the prison-reform movement, led by John Howard; the Sunday school movement, initiated by Robert Raikes; and the foreign missionary movement, led by William Carey."

The author believes not only in preaching the old gospel but also in preaching the old hell, and in the appeal to fear. He knows very well that most of our preachers have laid that doctrine away in "the attic of their intellect," but he thinks that thoughtful men already see the need of that balanced preaching which drives home to the consciousness both the severity and the goodness of God, the wages of sin as well as the gift of God, the horrors of hell and the glories of heaven as well as the call to social service.

In a chapter entitled "If I were a young minister" he says, "I would make the primary purpose of my whole ministry the thoro conversion of individuals," thus again sounding the individual and specifically Methodistic note touched upon before. The author stands thruout for a re-emphasis of God's holiness and of the retributive element which inheres in that holiness. "Two generations ago men needed to be told that 'God is love,' that He is on their side. Today they need to know that He is not on their side unless they heed His voice and do His will. The severity of the heavenly Father is as essential to His Fatherhood as His goodness. The man who insists that the 'redemptive purpose of God must continue forever' ought to be as honest as was Theodore Parker when he said, 'I believe that Jesus Christ taught the everlasting punishment of the wicked, but I refuse to accept it on his authority.' He ought to go further and admit that his God is not the Christian God."

It is then to be seen that the author stands uncompromisingly on the old-fashioned theology. His essays act as a moral tonic over against the flabbiness of much of the religious thought of today, and, while he is not an opponent of the social gospel, he would rather be classed with J. Wesley and his gospel of regeneration than with the advocates of social justice and a changed economic environment.

Evangelism in the Remaking of the World by *Bishop Adna Wright Leonard.* The Methodist Book Concern. 1919. 197 pages. $1.00.

Bishop Leonard of the Methodist Episcopal Church here presents his Lectures delivered before the students of the University of Southern California in February, 1919, on Evangelism. He is afraid that the Church in taking up the task of reconstruction is in danger of abandoning her old faith in evangelistic preaching. He seems to agree with Gypsy Smith, who said the greatest defect of the American pulpit at this time was that the preachers had lost the power of appeal. According to the bishop there is lacking in our preaching the positive note. The church is not stressing, as in olden times, the deity of Jesus Christ, on the one side, nor the necessity of conversion on the other. No pulpit oratory can be spiritually effective unless the man in the pulpit is born again of the incorruptible seed of the word of God, unless he is thoroly

saturated with this word, and, in the true and full sense, a man of prayer.

Even in the work with the young people of our own churches we should not have too much faith in what has been called "educational" evangelism, which insists on growth, not conversion, but our goal should be that of bringing about a spiritual crisis. "Decision days" in Sunday school and Young People's Societies, if well planned and worked for, will bring a harvest of young souls into the church. If the necessary follow-up work is done such results can in many cases be made permanent.

The evening service is the time for evangelistic appeal, and if it was used as such and the possibilities of sacred music were intelligently utilized, this service, instead of being a sore problem, would perform a very important function in the life of the church.

Three safeguards of evangelism are absolutely vital if the church is to fulfil her evangelistic task, the Christian home, the Christian school (Church College), and the Christian Ministry. The "chief reason why the Christian Church of America does not possess more evangelistic zeal is because of the influence of German rationalism upon it." We take issue with the bishop on this statement. We think it shows a serious lack of balance and fairness. It is true that much of the German theology has been rationalistic and much of its criticism destructive. Nor can it be denied that many American theologians have sat at the feet of German professors and been influenced by them. But at the very most it can only be said that German negative theology has been one of the factors to account for the present laxness of the religious sentiment, not, however, the chief one. A person need only consider that German naturalistic theology of the last fifty years is merely the attempt to apply the laws and principles of evolution to the Christian religion, its records and its beliefs. The author of the evolution theory is, however, not a German, but Darwin, an Englishman. This theory has revolutionized the study of natural sciences, and its influence has spread from there to history, sociology, theology. The teachers of the evolution theory, i. e., of a natural explanation of the world and all it contains, have from their chairs in Harvard, Chicago University and a hundred other places influenced American life and thought more than German rationalists ever did.

Besides, the most powerful enemy of living faith and of evangelistic zeal is the prevalence of the spirit of materialism. The mammon and the pleasure of this world have hurt, and are hurting, American religious life, in pulpit and pew, 10,000 times more than Ritschl or Harnack or Wellhausen ever had it in their power to do. So there the bishop and the present reviewer do not agree. But otherwise we recommend his book. As to the necessity of emphasizing the spiritual qualifications in the minister's equipment and the importance of the appeal for a change of heart in his message, we are of the same mind with the author. The salvation of the individual is a slow process, but what other change could take its place in the remaking of the world?

How to Teach Religion by *George Herbert Betts*, professor of Religious Education, Northwestern University. The Abingdon Press. 1919. 223 pages. $1.00.

The matter of religious education bulks large among the problems of the modern church. The denominational presses turn out book after book on the subject in unceasing succession. Since it is largely the part of the Sunday school to furnish such education the importance of this institution of the church is stressed more and more. The Sunday school teacher is the man of the hour, and the preacher, for the time being, has to take a "back seat." It is true that all writers on the subject do not wish to throw the pulpit into obscurity. On the contrary, they insist that the Sunday school is to train the pupil for a more intelligent participation in the preaching service. Nevertheless, on overwhelming majority of the Sunday school attendants leave after the session is over. Moreover, there is an impression that the preacher is not accomplishing enough with his audiences, and that more effective work can be done in the Sunday school. Under these circumstances it is not surprising that the older men, who received their training while the accent was on pulpit work, are showing signs of dissatisfaction. They feel as tho the younger set were taking the wind out of their sails. The rising generation of the ministry, on their part, are throwing themselves heart and soul into Sunday school work and the swelling tide of present-day interest carries them far ahead.

No doubt in time a reaction may bring about a more proper balance between pulpit and Sunday school activity. But he who is willing to read the signs of the times will remember that life and usefulness depend on our ability to adjust ourselves to every change of environment, spiritual and mental as well as physical. He will go with the current, and not against it, as long as it carries us forward. He will be anxious to study some of the books written to meet the demand for better Sunday school work.

The book before us is one of the best we have seen for some time. It deals with principles and methods of teaching and is planned as a text-book for teacher training classes. Still more useful it would be in the preacher's or superintendent's hands as a guide to the best kind of teaching. Much has been said of late about the importance of good organization. Yet all organization is, after all, not an end but a means, a means to better teaching. The Sunday school is an institution whose function is to teach. The author here goes one step further. He says, even teaching is not an end but a means. The end and object of all religious teaching is to *bring the pupil to a religious character and experience thru right nurture and training in religion.* This is the fundamental assumption on which the present book rests, and this aim is constantly kept in view thruout the whole discussion. With this in mind, it discusses the teacher's personality, the child mind at the various stages of its development and the best way of approaching it, the subject matter and its presentation, the various types of teaching, the right kind of questions. Information is necessary but it is not the ultimate end. A certain attitude toward religion has to be cultivated, interest to be stimulated, religious instruction must carry to life and con-

duct. In contrast to Bishop Leonard (see his Lectures on "Evangelism" discussed in this issue), the author says that "countless thousands have come into the rich consciousness of divine relationship so gradually that the separate steps cannot be distinguished. We must not point to some distant day when the child will 'accept Jesus' or become a 'child of God.' We must lead the child to think of himself as a member of God's family." It will be remembered that the bishop was opposed to the idea of "educational evangelism" and its emphasis on "growth, not conversion." He said our goal should be that of bringing about a "spiritual crisis" in their lives that would result in their acceptance of Jesus Christ. We see here the representatives of two schools of religious thought, which have been called the "cataclysmic" and the "evolutional." Most of us will probably follow the latter.

At any rate, the book under review seems to us one of great excellence, written by an expert in religious education. The minister and Sunday school teacher who gives it careful study and applies its principles cannot but be greatly benefited by it.

The Spectrum of Religion by *Loren M. Edwards.* The Methodist Book Concern. 1919. 159 pages. 75 cents net.

The author's aim is to give us the essential elements of religion. He might, like many others before him, have adopted the speculative or philosophical method. Instead of that he employed what he calls the laboratory method. He wrote, at different times, to many individuals of various professions and stations in life, asking them for their opinions on religion. He classified the answers received and on them he based his own discussion of the subject. We find, then, that he leaves the merely theoretical question aside altogether. He does not use the word-key, trying to find light from the meaning of the word "religion," whether it is to be derived from re-legere = to read again or read devoutly, or from re-ligare = to bind together again, which would suggest reconciliation between God and man. He never even mentions the great theologians who have given their opinions on religion, from Schleiermacher and his "feeling of dependence" down to Ritsche and his idea of religions as a means to attain superiority over the world or the environment. He limits himself severely to the practical needs of the men of today and uses their own expressions as fingerposts to the solution of the problem. In seven chapters, analogous to the seven colors of the rainbow, he unfolds the phases of religion. In the first, the "Religion of the Upward Reach" he speaks of the fundamental element of religion, faith. Without faith religion is impossible. Faith is the instinctive longing for One who is high over all, One whom we need in His power and wisdom, One whose favor man has, in all ages, sought to win. But while some kind of faith is found in all religion, it is evident that not just any form of faith is adequate to our needs. The faith that satisfies us must be constructive and positive. It must be a faith that does no violence to our desire for truth, it must be mentally sane; it must be morally sound; it must be Christian. This last statement seems to beg the whole question, but the author is of the opinion that

the Christian religion is so universally recognized as the one satisfying all canons of a permanent and adequate faith that it is not necessary to prove first the superiority of its claims over all others. The second chapter is entitled the "Religion of the Burning Heart." The author means by that that religion must be a matter of personal experience. Just as the appearance of Christ to the disciples on the way to Emmaus made their hearts burn, just so must our faith, sooner or later, burn its way into our deepest affection. No one can prescribe what form this experience shall take for us. Every one is entitled to his own particular religious development, whatever Peter's or Paul's or Luther's, or Wesley's experience may have been. This personal and individual experience, however, puts on us a social obligation. It must be shared with others, that is to say, its good effects and benefits must lead us to be willing to serve others in the ministry of faith. Here he has a touching and beautiful story of a man who had been blind seventeen years, had then been healed by a doctor in Atlanta, was now going home to his family and was telling everyone on the train of the wonderful work the doctor had done for him. The story makes the heart thrill and the application is most natural. The remaining chapters are: the religion of the "Struggling Soul," of the "Daily Deed," of the "Open Hand," of the "Christian Church," and of the "Forward Look." The titles tell the story. The last chapter is on "Immortality." He shows that the belief in immortality is in man by intuition; that the desire for the conservation of the highest values in human life demands it; that our sense of justice and retribution points in the same direction; and that the Christian revelation speaks the authoritative word on the subject.

The lectures, while not aiming at speculative profundity or philosophical acumen, are practical, helpful, warm-hearted thruout and show the way how such subjects ought to be treated before a popular but thoughtful audience.

Bolshevism and Social Revolt by *David Dorchester*. The Abingdon Press. 124 pages. 1919. 75 cents.

A book on the greatest "issue" of the hour. The origin and nature of Bolshevism is explained. It arose on a soil where autocracy had laid its heavy hand on the people and where the great masses had no political rights and no economic chance. The political and economic theories which lie at the basis of the class struggles of our times were first systematically wrought out by Lasalle, Karl Marx and Engels. They taught that the interests of the laboring classes were identical all over the earth, and that they had only one enemy, capitalism. The capitalistic system of production and distribution must be abolished and the socialized state must take over the functions of capitalism. This change is to be brought about by lawful means. The ballot must be given to all, and with the ballot the masses will in time dispossess the capitalistic system.

In Russia, where there was no parliament, Nihilism tried the shorter road of direct action. By striking terror into the hearts of the tyrants they were to be made willing to give freedom to the people.

The nihilists had nothing to put in place of the old order that was to be destroyed, they are the fathers of the modern anarchists.

When the great war came and demanded of the Russian people more lives than of any other, they deemed that their chance had come. They made peace and established, under the leadership of Lenine, the supremacy of the proletariat and the semi-proletariat. The times of the "terror" of 1793 had come again. Summary vengeance was taken on their erstwhile masters, and with what they had measured it was meted out to them again.

The author discusses Bolshevism and its possibilities for evil in Europe, and then the menace that it presents for our own country. According to him this danger is very great and very real. He thinks that people's eyes are not sufficiently opened to it. While strong measures of repression should be taken, however, that alone would be no adequate cure of the canker. Social justice is the ideal to strive for. Christian ideas of the nature of private property and of the obligations to service of the better favored should be instilled. Along this line he makes very good suggestions. One thing should, nevertheless be added: an economic system which makes it possible to produce 20,000 more millionaires during four years of war, is certainly seriously wrong; and as long as legal enactments do not prevent the accumulation of "swollen fortunes" (Roosevelt), all the beautiful preaching about Christian giving and service will bring about only little change.

The Experiment of Faith. A Plea for Reality in Religion by *Chas. Fiske*, Bishop Coadjutor of Central New York. Fleming H. Revell Co. 1918. 180 pages. $1.00.*

In the fifteen chapters of this book the author gives us the substance of addresses delivered before a body of college students. In the main they are an appeal to men outside the church to seek to find their way in. He addresses himself mostly to what he calls "the unattached followers" of Jesus Christ, that is, to such who are, perhaps, unconscious believers in Christ, but have some objections to organized Christianity or some intellectual difficulty with the creed of the church which keep them out. He is of the opinion that the "average man," if approached rightly, would be willing to come into the fold of believers.

How are we to approach him? His difficulties, even if he is a college man, are not so much intellectual. Of course, there are such. The miraculous element in the Christian religion may to a certain extent repel him. He lives in a scientific age which accepts this world as a world subject to law thruout, and he may think the Christian faith expects him to believe in arbitrary violations of this law. He is to be told that to become a Christian is not at all to give one's assent to a formal creed with all the mental implications that it may involve. It means rather to live a new life, a life subject to Christ's moral and religious guidance. It has to do with man's conduct. It will naturally also affect and mould his opinions, but the close connections between

*The prices of this and the following books are estimated.

opinions and an active moral life is emphasized at all times. It would be a great mistake to think that the bishop aims to dissolve religion into mere morality. He is very far from that. To him Christianity is fellowship with God thru Christ, but it is life, a life of obedience. It leads into truth, but this truth is never intellectual only, it sanctifies, ennobles and quickens the whole man.

Now his way to get at the "average man" is along Christ's word, "If any one wants to do the will of God, he will come to know whether this doctrine is of God . . ." If there is any "honest doubter" before us, get at what little portion of truth he believes in. He may not be a believer in Christ's divinity or in miracles of any kind, but he does believe in the necessity of a good life. Let him be admonished to live up to the light he has and the ideal he has set to himself. If he seeks to be true and obedient to that he will soon find out his limitations and be ready for the help the gospel offers him. Not for *all* its light and truth, his development will be step by step. It will according to the word be "from faith to faith." It will assimilate whatever of truth it is fit for, but the result is assured. Christ Himself has said, "I witness to the truth, and all that are of the truth will hear My voice." This involves, of course, the inference that some, Pilate-like, will not hear, but the author in his large optimism believes that the number of those willing to be guided toward the truth is very large.

So then the question of faith is one of experiment. You have some portion of moral and religious truth that you believe in. Well, use that, live up to it and you will soon progress farther into the land of truth. It is not by reflecting or speculating but by turning your beliefs and convictions in practical channels that you come to succeed. This is the argument that runs thru all the chapters.

In the second, for instance, entitled "the other half," he deals with those who find they do not believe, perhaps, in a large half of the Christian faith. All right, he says, then start with the "other half" that you do believe in. In the same way he handles the subject of "prayer." Many hold only to the psychological effects of prayer. Well, they are to use it in that way, and if they do it honestly they will have their views of prayer much enlarged. The belief in the "mechanical efficacy" is at any rate but one of the childish things one puts away when come to the age of spiritual manhood. Yet prayer's effect on the soul of the praying man is only one section of a whole sphere of influences.

This starting from the possibly restricted amount of Christian faith and assimilating more to it in the practice of consistent acting and serious striving, is the procedure followed thruout the book, in such chapters as "The Forgotten God," "The Unveiling of Deity," "The Fact of Immortality," "Communicated Character," "Judgment Days of God." The "Demand for Reality" (last chapter), is made on every page, a tendency as wholesome as it is in keeping with the character of the times. The book will be read with the greatest profit. It is conservative in standpoint, earnest in its emphasis on moral consistency and religious honesty, hopeful of outlook.

The Soul in Suffering. A Practical Application of Spiritual Truths by *Robert S. Carroll, M. D.* New York. The MacMillan Co. 1919. 241 pages. $1.25.

As a rule we discuss here books by theologians. We are glad to have before us today a book written by a physician. The author is medical director of Highland Hospital of Asheville, North Carolina. He is not a mere practitioner but a man of trained powers of observation and penetrating thought. He is a writer of unusual skill. The moods of nature as affecting leaf and bird and insect and the moods of man as pictured in his facial expressions he interprets with equal effect. Better yet, he is not a materialist, he is a believer in the spiritual. The soul is to him the master of life, the mind only the servant. The soul is not only the seat of feeling and affection, it is the power that has control of the character making forces. Of the three kinds of sickness, the mechanical (that arise from accidents, etc.), the chemical (originating from the toxin of the germ diseases), and the psychic, he has given special study to the last. He has written a book on "How to Control Nervousness," in which he shows how the nerves may be made strong by proper adjustment to the complexity and intensity of modern life. It is said by medical authorities to "simplify astonishingly a highly complex domain of human life and human ills." (The book is published by the same firm, it costs $2.00 and might be a good book for many nervous ministers to read).

The title of the present volume is a little narrow. It does deal with the soul in suffering, with the problem how suffering can be overcome and be made to yield strength and healing of the spirit. But it gives more than that. It might have been entitled "Dietetics of the Soul," to borrow a designation from Feuchtersleben's almost forgotten book ("Diätetik der Seele"). The table of contents gives the following divisions: the Unseen, Man's Possibilities, Man Suffering, Man Striving, Man Attaining, Man Victorious. In a book written by a doctor one might expect a liberal amount of medical advice. This is, however, not the case. He deals here only with the psyche. His patient is the soul. How the soul may be made to triumph over the hindrances and ills caused by sickness, hereditary handicaps, and an untoward environment is the object of the book.

The author believes that most sicknesses are caused by either enjoying too much of this world's good things or by fear and care. The only three things that he emphasizes in the way of the ordinary doctor are plainness of living, sufficient exercise, and fresh air. He does not proclaim that the day has come when all sickness will be a thing of the past. He does not say, as some do, it is a sin to be sick. On the contrary, he knows that in many cases all we can do is to bear it patiently, and a great part of the book is devoted to teaching us that art of spiritual alchemy by which the mean dirt of affliction is transmuted into the gold of heroism, gentleness, purity, contentment, and cheerfulness. Yes, of cheerfulness he has a great deal to say. He believes it is one of the greatest forces of healing for soul and body. We wish we had time and space to quote a few of the excellent things in this line with which it abounds, or to give some of the many illustrations which

adorn the tale or point a lesson. We should like to mention what he says of Grant, not of the warrior, but the writer of the "Memoirs," a product of affliction, financial and personal; of Edison and Beethoven working on in deafness and making the world richer out of their sufferings; of Count Zichy, the great violin player, who loses his right arm from the bursting of his gun, and goes on undauntedly and acquires such skill in left-hand playing that great composers produce music written expressly for him and his left hand. Our readers would welcome such examples for their sermonizing, but one must forbear. Not all chapters will equally appeal, but if one can get the book in a library he will be glad to become acquainted with this earnest man and his wholesome philosophy. The course of moral training he prescribes is severe and his ideal is high. We do believe that only few can rise quite so high above the trials of trouble and suffering. But he who can make us aspire to climb the heights and fills the office of a wise guide and sympathetic friend at all times, will be sure of our gratitude, even if we don't reach the highest peak.

Reunion in Eternity by *W. Robertson Nicoll.* New York. Geo. H. Doran Company. 1919. 291 pages. $1.50.

The question, will we know our loved ones when we pass into eternity? has been of much concern to believers of many succeeding ages. The writer of this book endeavors to give an answer. He wisely limits the scope of his task by saying from the start that he is going to argue entirely from the teaching of the New Testament. He says, apart from Christ there is no reliable information as to the future life. And only those who are redeemed by him and will be restored to fulness of life, can derive any comfort from the prospect of immortality and reunion. If that seems to include the majority, he says it is not so. The slightest recognition on the part of men of the divine sacrifice is enough to secure salvation, and that will be given by many. He refers here to the penitent thief, but we would point out that that man gave Christ not only "a slight recognition," but expressed a most striking and abundant faith in Him.

The argument the writer makes for the certainty of a reunion is quite simple. It rests first on the principle of the personality. He believes firmly that personality does not consist in the sum of feelings, acts, thoughts thru which it is manifested, but that there is an individuality back of it which is the center and cause of all these activities. The Bible at any rate makes no question about it, otherwise the feeling of guilt and responsibility on which its whole moral system is built would lose its very foundation. Christ by His work redeems this personality from its guilt and corruption. And even as He went to the Father after death, so He promised His disciples that they should be like Him and abide with Him in the heavenly mansions. The permanency and identity of the personality is assured in this life thru the faculty of memory. It will not be impaired by death. Christ says to the thief, "Today thou shalt be with Me in paradise." Paul, "I have a

great desire to depart and to be with Christ." The latter follows upon the former at once. There is no trace either, in Scripture, for the belief in a *soul sleep*, supposed to last until the day of resurrection. Every particle of scriptural evidence points towards the survival of personal consciousness. Since, however, the author goes on to say, some of Christ's believers are bound together by ties of intense love and therefore cannot bear the idea of separation, it is sure that Christ whose very being is love will see to it that this greatest desire of His faithful will be fulfilled. Human love that demands it and divine love that brings it about is his great argument for the certainty of reunion in immortality.

The author's reasoning, altho correct as far as it goes, is neither deep nor adequate. He is not an acute thinker, much less an original investigator. On this side the book is decidedly disappointing. But it makes up for the dearth of the writer's own thought by a great abundance of material drawn from other sources. He discusses at length Tennyson's "In Memoriam" and what he says about reunion. He gives interesting quotations from Dante's "Inferno" as well as from Luther and Melanchthon. He further adds numerous testimonies on the subject from parents and children, lovers, husbands, wives, friends, etc., and closes with "Miscellaneous Testimonies from History and Literature." So if the first part does not fulfil all we expect, the reader receives a rich store in the second part from which he can draw for pulpit and personal use with great convenience and profit.

Why War by *Frederick Howe*, Commissioner of Immigration of the Port of New York. Charles Scribner's Sons. 366 pages.

We suppose it will be love's labor lost to try to interest our readers in the subject of war at this time. There was a time, and not so very many months ago, when the war fever was at such a heat that the country had little time or use for anything else. Our own soldiers, as a noted Frenchman said, went into the fight with the ardor of crusaders, and preachers in the pulpit preached on the subject of war Sunday after Sunday because they thought it was the Lord's business, just as well as proclaiming the gospel was. Disillusionment has come to all. The failure of Mr. Wilscn to carry out his fourteen points has taken the idealism out of the whole business and the world has been given over to the stronger nations for exploitation.

So the majority have come over to the point of view held by a small minority before the war, namely, that, with the European nations at least, the whole struggle had its origin in conflicting material interests, that the responsibility for it cannot be laid at the door of one nation or two only, but that they all had their share in it. This is the standpoint of the present author. His views command very particular attention. He writes with the knowledge of an expert on the economic phases of the subject. He is well acquainted with the social and political status of every leading country in the war. He has written numerous books on subjects social and ecenomic relating to foreign countries or our own.

He says, modern war is the result of a combination of explosives

much as a thunderstorm is the result of unusual atmospheric conditions. The spark may be ignited in Berlin, Petrograd, Vienna, or London, but the explosive material is everywhere. Present-day wars are primarily the result of the conflict of powerful economic interests. Surplus wealth seeking privileges in foreign countries is the proximate cause of the war just as wealth seeking monopoly profits is the cause of the civil conflicts that have involved our cities and states. Their origin will be found in the struggle for the exploitation of weaker peoples. The foreign offices and diplomacy back up groups of financiers and concession seekers. They have made common cause with the munition makers and trading classes. These classes control great portions of the press. They mould public opinion. They control political advancement. They are society. These forces are the state as much as Louis XIV or Frederick the Great was the state. The state in its foreign relations is in most cases little more than the political and financial will of the ruling classes. The indictment is not against the peoples, but against Junkerism in politics, in diplomacy, and primarily in finance. But it is not the Junkerism of Germany alone, it is the Junkerism of England, Russia, and Austria-Hungary as well.

These are his fundamental views, and he goes on to show thus who are the real war lords in each country, how the aggregations of capital with their surplus wealth have made financial imperialism, how the investment of capital and the invasions of undeveloped countries create international problems, how the flag follows the investor and how finance and foreign affairs are merged.

He traces before us the history of modern Imperialism beginning with the occupation of Egypt, then France and the Morocco Incident, the partition of Persia, Germany and the Bagdad Railway, the struggle for the Mediterranean, China and the Chinese Loan, Germany and the far East. All thru these international disputes he seeks the cause of war in the privileges granted the financial leaders of one country or another. Finally he presents labor's relation and attitude to the war, and how the way to universal peace may be found in industrial democracy making way for political democracy.

He is in no sense partial or favorable to Germany, far from it, but he finds the same aristocratic forces demanding privileges and influence and working for friction and conflict everywhere. The book will even now find interested readers, or, rather, now more than during the war. It was dedicated to President Wilson "whose sympathies for weaker nations have so far (1916) saved us from the consequences of financial imperialism." When America entered the war the author and his book lost official favor. He was dismissed from office and presumably changed his opinion on the chief executive. Nevertheless his book shows wide information, little prejudice and a decidedly modern view of world affairs.

The Mastery of Nervousness Based upon Re-education of Self by *Robert L. Carroll, M. D.* The MacMillan Co. 1918. 348 pages. $2.00.

We suppose there is no excuse needed for the discussion of this

book in our Magazine. The subject is not a theological one, but it is certainly of interest to many theologians. Theologians are brain-workers. They belong to the class who have nerves and know it. Some of them are threatened with nervous prostration, others are troubled with insomnia. Those of the theological tribe who have pastorates in the country can afford to laugh about these new-fangled ailments, the city pastor, however, knows they are only too real. They will welcome a book like this as a God-send and study it nearly as eagerly as they would a new polemic against Christian Science.

The author is a physician and medical director of Highland Hospital of Asheville, North Carolina. Doctors as a rule don't take to writing very readily. It would often be a good thing if they did. They could do a public service of a very high grade if they would give us information on how to prevent disease, or on the art of natural and sensible living.

This doctor is a splendid writer. At first his style seems at times a little too technical, at any rate one notices that he is choicy in the selection of his words. He has spent lots of time with the dictionary. But let no one get the impression as tho the book was dry reading. It has high literary merit and will appeal to any man whose taste for that kind of excellence is at all developed.

He has some fundamental views about the origin of many of our modern ills that come out again and again. So while he rightly admits that nervousness is a product of the great strain of our modern life and in part a matter of heredity, he thinks there are two great contributing causes, and they are:—overeating and lack of exercise. He is very strongly convinced of that and puts the strongest possible emphasis on it. The remedy must be applied here, or no real progress can be made.

He gives very good tho simple suggestions on the right kind of eating and the choice of food. Then he explains why it is absolutely necessary that the brain-workers have a moderate amount of exercise every day. If his occupation does not provide it, then he must devise a system of exercise himself that will bring all his muscles into play.

We cannot describe this part of the book here. The real contribution of the work lies in what it has to say on the re-education of self. The nervous patient, perhaps because he started out with a poor equipment on the physical or mental side, has gone down in the hard struggle with the multifarious adverse causes of our complex life. Why has he gone down? We make allowance for hereditary tendencies, but the real cause is weakness of intellect and will over against the feelings.

These chapters of the book are very instructive indeed. He shows how the nervous seems the almost hopeless prey of morbid feelings, and yet how a way out may be found if the will is there to make the effort. In some cases of an advanced type medical aid would naturally have to be called in. Our author, however, does not mention medicine at all. His course is one of mental healing only. After the intellect has been informed of the state of the case and its remedy, the will must step in. It must be strengthened, made willing for honest effort. If that can be done ultimate victory is sure in all cases where there is no organic trouble.

❦ Magazin ❦
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.
Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 22. Band. St. Louis, Mo. März 1920.

Wie sind wir zu unserm Kanon gekommen?

Von Th. Kugler.

Sicher wendet sich in unsern Tagen der christliche Sinn immer williger von den unentwirrbaren Zeitverhältnissen solchen Gegenständen zu, die bleibendes Interesse bieten und unverlierbare Werte enthalten. Wie die Zeit von der Ewigkeit umgrenzt und durchweht wird, zieht sich ja durch alles irdische Ergehen der Menschheit auch jener güldene Faden göttlicher, vorsehender Führung, die zielbewußt, auch durch tiefes Dunkel verschlungener Pfade, alle aufrichtigen Gottessucher in Christo ihren Erlöser finden läßt und sie der ihnen bestimmten Vollendung zuführt.

Gar manche Christen erwarten ja, ob der stets bedrohlicher sich gestaltenden Weltlage und dem zunehmenden langen Harren der Völker auf die Dinge, die da kommen sollen und müssen, zugleich auch eine baldige Wiederkunft Christi. Doch hat die große Trübsal, die jener vorangehen soll, schwerlich bereits jene allgemeine Verbreitung und auch die gleichfalls vorausgesagten Greuel noch nicht jene intensive Gottesfeindschaft des Antichristentums erreicht, wie es, den betreffenden Weissagungen nach, für die Endzeit zu erwarten ist. Soviel aber ist gewiß, daß alle aufrichtigen Gotteskinder dringender wie je die Wiederkunft dessen ersehnen, der allein imstande ist, die Seinen aus dem heillos verderbten Stückwerk heraus seiner heiligen Vollkommenheit zuzuführen und ihnen dauernden Frieden zu bescheren.

Wirst du auf jene Zeit auch wieder aufrichten das Reich Israel? — Vor Pfingsten ließ sich diese Frage der Jünger nicht dauernd unterdrücken. Die heutigen Jünger verzichten gern auf die weltlichen Zutaten, welche dieser Frage einst im Apostelmunde einen so erwünschten Beigeschmack verliehen. Jetzt vereinen sie sich zur gemeinsamen Herzensbitte: Komm, Herr Jesu, und mache dem trostlosen Elend und Chaos der falschen Weltbeglücker ein Ende! Bringe deinen Frieden, der dieser Welt fremd bleibt; verleihe ihn dem Herzen der Deinen und endlich deinem ganzen, unter dir vereinten Volk!

Doch nicht zur Frage nach dem machtvollen Erscheinen des Reiches Christi wollen wir nun im Folgenden übergehen; nur einer damit allerdings zusammenhängenden Vorfrage möchten wir wieder einmal näher treten. Dieselbe bezieht sich auf das, welchem bleibender Bestand zugesagt ist, da es dem Zeugenamt von Christi Reich Grund und Siegel verleiht.

Das auch im Wechsel Bleibende ist ja Gottes Wort und eine derjenigen Fragen, die Ewigkeitswerten nachforschen, lautet: Wie entstand jene Schriftensammlung, die wir als Neues Testament bezeichnen, oder: Wie kam der uns bekannte Kanon zustande? Doch zunächst die Vorfrage:

Warum dieser Name und wozu ein Kanon?

Dauernde Beachtung verdienen gewiß alle jene Arbeiten und Umstände, die zur Bildung des sog. neutestamentlichen Kanon führten. Anlaß und Zweck derselben war gottgewollt, weil dem Seelenheil förderlicher und dasselbe mehr sicherstellend, als wohl irgend ein Unternehmen späterer Zeit. Selbst jene monumentalen Dokumente, durch welche in Amerika ein Präsident hunderttausende von Sklaven und in Rußland ein Zar Millionen von Sklaven und anderen Leibeigenen für frei erklärten, halten doch den Vergleich nicht ganz aus mit jenen fundamentalen Heilsdokumenten, um die es sich bei jenen Arbeiten handelte. Denn letztere enthalten ja einen Freibrief von aller Sklaverei für die ganze Menschheit. Und dadurch, daß jenen Schriften schließlich die unvergleichliche Auszeichnung zuteil wurde, daß sie als Richtschnur christlichen Glaubens und Wandels allgemeine Anerkennung fanden, ward eine ebenso notwendige wie verdienstvolle Scheidung und Feststellung vollzogen. Wie ja die spätere Kirchengeschichte zeigt, nistete sich in den immer tieferen Schatten, den die stark wachsende katholische Kirche über weite Gebiete verbreitete, soviel an Irrlehre, Menschensatzungen und legendenhaftem Aberglauben ein, daß wir uns nur schwerlich eine Vorstellung davon zu machen vermögen, wie gewaltig die Abirrung wohl erst dann geworden wäre, hätte man jene sogenannten kanonischen Schriften nicht schon frühzeitig abgesondert von der ganzen Schar der ihnen äußerlich recht ähnlichen, legendenhaften Berichte, Engelgeschichten, sowie der zahlreichen lehrhaften und sonstigen patristischen Werke.

Bekanntlich nennen wir diejenigen Bücher, die unsere Bibel enthält, kanonisch. Das Wort Kanon bezeichnet Stab, Maßstab oder Richtschnur, cf. Gal. 6, 16. Daher nannten die griechischen Grammatiker Schriften von mustergültiger Sprache kanonisch. Aber auch die älteren kirchlichen Schriftsteller, wie Clemens Romanus, brauchen diesen Ausdruck in solchem Sinn. Clemens Alexandrinus wieder redet von einem Kanon der Kirche und versteht darunter die Uebereinstimmung des Gesetzes und der Propheten mit denjenigen Schriften, die den Erdenwandel des Herrn berichten. Hiervon abgeleitet, kennzeich-

nete man dann die in der Kirche anerkannte Lehre als Richtschnur des Lebens und im Gegensatz zu häretischer, als Kanon der Wahrheit, oder auch des Glaubens. Im dritten Jahrhundert finden wir den Plural des betreffenden Worts als Bezeichnung kirchlicher Lehren und Bestimmungen, und daraus entwickelt sich seitdem die Benennung der Schrift als Kanon. So zwar, daß zunächst die ganze Schrift alten und neuen Bundes unter dem Namen „Schrift des Kanons" verstanden wurde, dann aber, seit dem vierten Jahrhundert, auch die einzelnen Schriften als kanonische bezeichnet wurden.

Tradition und Herrenworte.

Bei den ersten christlichen Gemeinden bestand zunächst kein Bedürfnis für ein Neues Testament. Sie besaßen ja neben ihrem Alten noch die hochgeschätzte mündliche Ueberlieferung. Im allgemeinen aber bildete für die älteste Kirche doch das Alte Testament den Kanon. Dafür spricht schon die überreiche Bezeichnung desselben als „die Schrift," und die ausschließliche Bezugnahme auf dieses, so oft im Neuen Testament oder bei den Vätern der Ausdruck „es steht geschrieben" gebraucht wird. Ueberall war das Alte Testament als Kanon in kirchlichem Gebrauch, und noch Paulus mahnt den Timotheus, Kap. 4, 13, zum Beharren beim Vorlesen (scil. d. A. Test.). Sicher war auch vonseiten der Apostel keine Absicht auf Herstellung einer neuen, also neutestamentlichen Literatur vorhanden. Nichts mag anfänglich diesen, nach Akt. 4, 13 als ungeschult und einfältig Bezeichneten, ferner gelegen haben, als Schriftstellerei. Erst später hat das Bedürfnis der Gemeinde einzelne genötigt, zur Feder zu greifen. In diesem Sinne sind alle neutestamentlichen Schriften Gelegenheitsschreiben und kein einziges ist etwa mit der Bestimmung verfaßt, als allgemeine Glaubensnorm zu dienen. Vielmehr sind sie alle an einzelne Personen gerichtet oder nur für bestimmte Gemeinden und deren Verhältnisse berechnet; denn sie selbst erheben nie den Anspruch, als katholisch oder der ganzen Gemeinde Christi gelten zu wollen. So sind ja die zwei großen Schriften des Lukas, Evangelium und Akten, ausdrücklich nur an einen Leser gerichtet und in 1. Thess. 5, 27 ist bezeichnend, daß hier Paulus ausdrücklich befehlen muß, den Brief der ganzen Gemeinde vorzulesen.

Im übrigen genügte bisher die mündliche Tradition vollkommen. Diese bezog sich vor allem auf das Zeugnis Jesu. Was der Herr gesagt, war natürlich entscheidend, wenn schon z. B. nach 2. Petri 3, 2, der Apostel gleichsam Christi Befehl durch Petri Mund den Worten der Propheten koordiniert: sie sollen sich erinnern der Worte der Propheten und dessen, was Christus durch seine Apostel geboten. Gewiß galt Christi Wort als normativ; doch war es zunächst nur ein mündlich überliefertes, nicht schriftlich fixiertes, und das alttestamentliche Gotteswort war der Rede Jesu gleichbewertet. Jedoch haben die

neutestamentlichen Schriftsteller mitunter bestimmte Aussagen oder Worte Jesu (logia Kyriu) ausdrücklich hervor. Desgleichen beruft sich der 2. Clemensbrief sowie die Didache auf das, was der Herr befohlen hat. Auch Justin Martyr und Papias berufen sich auf die Ueberlieferung mittelst der lebendigen Stimme. Selbst Ignatius betont noch die mündliche Ueberlieferung, die sich hauptsächlich auf Worte und Aussagen des Erlösers bezieht. Diese bildeten gleichsam einen durch die Tradition fixierten „Kanon der Herrenworte" (Bernh. Weiß). Von Zeit zu Zeit macht sich aber doch schon das Bedürfnis fühlbar, die Herrenworte durch Niederschrift festzustellen.

Seitdem erst einmal derartige schriftliche Ueberlieferungen mündlicher Berichte vorhanden waren, berief man sich nun auch auf diese „Urevangelien." Zunächst schätzte man diese wohl als Herrenworte, ohne ihnen jedoch gleichen Wert, wie der Schrift des Alten Testaments zuzumessen. Je mehr aber die Tradition nachließ, desto wichtiger wurden auch diese Herrenschriften. Justin beruft sich häufig auf die „Erinnerungen der Apostel," sieht sie aber noch nicht als so heilig an, als die Schriften des alten Bundes. Da erstere zu seiner Zeit offenbar schon in verschiedenen Exemplaren vorhanden waren, deren Berichte übereinstimmten, kann er sie einfach mit den Worten zitieren: „Im Evangelium steht geschrieben." Und dieses Evangelium ist ihm „des Herrn Wort." Tatian endlich zitiert schon Joh. 1, 5 mit den Worten: So steht geschrieben u. s. w. Er ging damit bereits den einen Schritt weiter und machte die Herrenworte kanonisch, dem Alten Testament also gleichwertig.

Evangelischer und epistolischer Kanon.

Von nun an wurden auch jene Evangelien neben dem Alten Testament in den sonntäglichen Gottesdiensten regelmäßig gelesen. Daß nach 150 die Evangelien ziemlich allgemeine Geltung erlangt hatten, beweist schon Tatian damit, daß er aus den vier Evangelien eine Harmonie herstellte, die er „Das (scil. Evang.) der Viere" nannte. Dieses Diatessaron muß eine weite Verbreitung gefunden haben, da viele Exemplare sich lange erhielten. Gegen Ende des 2. Jahrhunderts waren die Evangelien bereits überall bekannt. Denn schon 180 rechnete Irenäus mit der Tatsache, daß der Logos der Kirche geschenkt habe ein viergestaltet Evangelium, von einem Geiste beherrscht. Demnach waren Berichte von Jesu Wirken vorhanden, die in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts dem Alten Testament gleichwertig erachtet wurden. Und neben diesem apostolischen Zeugnis ging bereits eines von epistolischem Charakter einher. Da jedoch bei letzterem Interesse wie Bedürfnis andersartig waren, spielte die epistolische Tradition zunächst eine untergeordnete Rolle. Die Akten wie Briefe waren ja an speziell genannte Personen oder Gemeinden gerichtet. Daher werden die apostolischen Briefe anfänglich nur dort genannt, wo sie als bekannt vorausgesetzt werden mußten. So beruft sich z. B. der

erste Clemensbrief nur auf die Korintherbriefe, Polykarp wieder auf den Philipperbrief und selbst ein Petrus erst in seinem letzten Schreiben ganz allgemein auf das „was auch unser lieber Bruder Paulus geschrieben hat." Erst nach und nach wurden diese Briefe weiterbekannt. Je mehr aber die Einsicht durchdrang, daß die Apostel doch Träger des Wortes Jesu waren, mußte auch deren Ansehen im Bewußtsein der Gemeinde wachsen.

Daher kann schon Ignatius von den „Lehren des Herrn und der Apostel" reden. Wahrscheinlich verbreiteten die apostolischen Briefe sich seit der zweiten Hälfte des ersten bis Ende des zweiten Jahrhunderts ziemlich rasch. Freilich galten sie zunächst noch nicht als heilige Schriften, doch wuchs das Interesse für sie und auch der Wunsch, mehr von ihnen zu haben. So z. B. scheint es, daß Polykarp in Smyrna bereits die 13 paulinischen Briefe besaß. Nirgends aber galten die apostolischen bereits für heilige Schriften. Erst dem Gnostizismus gegenüber ward die Kirche genötigt, auf die Apostelgeschichte zurückzugehen und durch den häretischen Ebionitismus gedrängt, die Apostelworte stärker zu betonen. Sie berief sich dem Häretismus gegenüber zunächst auf die Lauterkeit der Tradition; die Häretiker jedoch auf das Wort der Apostel. Dadurch wurde die Kirche veranlaßt, jenen gegenüber auch selbst auf das apostolische Wort zurückgehen und in möglichst vollständiger Weise der Apostel Worte zu sammeln und ihnen ein kirchliches Ansehen zu geben. Infolgedessen kam es auch zu einem „epistolischen Kanon," der sich demjenigen der Herrenworte zugestellte.

So waren es namentlich die Irrlehrer des zweiten Jahrhunderts, denen wir indirekt eine Sammlung neutestamentlicher Schriften verdanken. Im Kampf gegen sie war die Notwendigkeit erkannt worden, die Worte der Apostel genau zu fixieren. Unter den Häretikern war es vor allem Marzion, auf dessen Lehren namentlich Paulus wiederholt hinweist. Erst als die Kirche im Kampf gegen solche Geister erkannte, welchen Schatz sie an der apostolischen Schrift besaß, räumte sich ihnen immer mehr denselben Rang wie den alttestamentlichen ein. Ungefähr mit ihnen zugleich erlangten auch die epistolischen Schriften Anerkennung und endlich auch den Namen Heilige Schrift.

Weiterentwicklung der Kanonfrage.

Freilich war man in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts noch weit entfernt, etwa einen allgemein vorkommenden Kanon des Neuen Testaments zu haben. Doch der Kristallisationsprozeß dieser Sammlung hatte schon energisch begonnen und das Bewußtsein gewann Klarheit, daß man Schriften besaß, die denen des Alten Testaments gleichwertig sind. Dafür bürgen vor andern drei Zeugen, die an der Schwelle des dritten Jahrhunderts stehen und die Ueberlieferung des größten Teiles der alten Kirche repräsentieren; nämlich Irenäus, Klemens Alex. und Tertullian. Irenäus faßt bereits die neutestamentlichen Schriften mit denen des Alten Testaments als universae

scripturae zusammen; denn beide seien geschrieben, von dem einen Geiste getrieben, der Apostel wie Propheten geleitet hat. Darum wurden nun auch beide von ihm in gleicher Weise als Heilige Schrift zitiert. Doch Irenäus schließt noch von unserem Kanon z. B. den Hebräerbrief aus und erwähnt nirgends den Philipper, 2. Petri und Judä. Klemens Alex. wieder erkennt den Hebräerbrief an, den er als von Paulus ursprünglich hebräisch geschrieben erklärt, während Lukas ihm erst sein griechisches Gewand angetan habe. Neben dem 2. Petri akzeptiert er also auch Lukas, und sogar noch den Barnabas. Ebenso verfährt Clemens Romanus. Dieser zitiert die neutestamentlichen wie die alttestamentlichen Schriften mit derselben wechselnden Formel: Die Schrift sagt — oder: Der Geist spricht.

Nun unterschied man bereits zwei Gruppen neutestamentlicher Schriften: Das Evangelium und den „Apostolos." Deren enge Zusammengehörigkeit trat auch schon deutlich bewußt bei Tertullian hervor, der von einem novum instrumentum oder testamentum redet, im Unterschiede vom vetus testamentum. Ja, er faßt sie auch beide zusammen in den einen Begriff: totum instrumentum utriusque testamenti; wobei ihm das Neue Testament ein instrumentum euangelicum und ein instr. apostolicum enthält. So verdanken wir also einem Montanisten — noch abgesehen von anderem — die uns übliche Bezeichnung der Schrift des neuen Bundes. Zwar sind wir über den Umfang des tertullianischen Kanons nicht genau unterrichtet, doch scheint derselbe den 2. Petri- und 2. und 3. Johannesbrief nicht umschlossen zu haben. Bei den danach übrigen macht er noch den Unterschied zwischen Schriften ersten und zweiten Ranges. Zu letzteren zählt er den, nach ihm von Barnabas verfaßten Hebräerbrief, sowie den 1. Petri- und den Brief Judä.

Aus dem Ende des zweiten oder Anfang des dritten Jahrhunderts haben wir auch aus der syrischen und römischen Kirche genauere Nachrichten. Aus der syrischen ist uns eine wörtliche Uebersetzung der ganzen Bibel erhalten, welche Peschita, d. h. einfache oder wortgetreue heißt, gewöhnlich aber „Peschito" genannt wird. Sie enthält die vier Evangelien, Akten, drei katholische Briefe, nämlich Jakobus, 1. Petri und 1. Johannis, und 14 paulinische Briefe. Es fehlt also die Offenbarung und die vier kleinen katholischen Briefe. Aus der römischen Kirche ist bedeutsam das vielbesprochene muratorische Fragment eines Kodex, den „Lodovico Muratori," Bibliothekar der Mailander „Ambrosiana," um 1700 entdeckte. Erst 1740 veröffentlichte er diesen Fund (in den Antiquitates italicae mediae aevis, Bd. 3), dessen Urtext aus dem Kloster Bobbio, wahrscheinlich aus dem zweiten Jahrhundert stammt. Der betreffende Kodex enthält nur Bruchstücke der ersten zwei Evangelien, sowie eine beurteilende Aufzeichnung anderer neutestamentlichen Schriften. Die Absicht des Verfassers war offenbar eine kritische Sichtung der neutestamentlichen Schriften. In sei-

nem Verzeichnis nennt er, in der uns bekannten Folge, nach dem Lukasevangelium dasjenige des Johannes, dem dann die Akten und 13 paulinische Briefe sich anschließen. Interessant ist, daß er nach jenen noch, als zweifelhaft, einen Laodizäner- und einen Alexandrinerbrief (wahrscheinlich der Hebräer- gemeint) anführt. Dann kommt Brief Judä und 2. Johannis; während dessen dritter, sowie der zweite Petri und der Jakobi, in der Aufzählung ganz fehlen. Den Schluß machen die Apokalypse des Johannes und Petrus, sowie der Hirt des Hermas, der aber ausdrücklich nur der Privatlektüre anheimgegeben wird.

Ein anderes lateinisches Register findet sich am Schluß des Kodex Claromontanus. Dieses gehört vielleicht der nordafrikanischen Kirche an. Es entstammt der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts und ist stichometrisch verfaßt. Hier finden sich die vier Evangelien in folgender Reihe: Matthäus, Johannes, Markus und Lukas; wobei wahrscheinlich Matthäus und Johannes als apostolische Evangelien an der Spitze stehen. Dann folgen, unter der Ueberschrift „Epistolae Pauli," der Römerbrief, zwei Korintherbriefe, Galater- Epheserbrief, der an Timotheus, an Titus, an die Kolosser und endlich an Philemon. Doch scheint das ganze Verzeichnis recht nachlässig geschrieben zu sein. Nun folgen die zwei Petribriefe, Jakobus, drei des Johannes und derjenige Judä. Dann kommt der Barnabasbrief, dessen angegebene Stichenzahl auf den Hebräerbrief schließen läßt, und die Akten. Endlich folgt noch der Hirte des Hermas, die Akten Pauli und die Apokalypse Johannis.

Inzwischen hatte der Orient schnellere Schritte getan. Hier war die Stellung, welche Origenes zur Frage des Kanon einnahm, entscheidend gewesen. Er bezeichnet die neutestamentlichen Schriften im Zusammenhang mit den alttestamentlichen auch als göttliche und lehrt, sie seien nach dem Sinn des Heiligen Geistes geschrieben. Doch welche derselben galten ihm als kanonische? Er selbst urteilt: Was sich als apostolisch ausweise, sei ihm ganz Wahrheitsquelle. Als solche gilt ihm aber z. B. auch das Hebräerevangelium, sowie das des Petrus und selbst das Protevangelium des Jakobus. Doch war er ein zu folgerichtiger Denker, um nicht für die Kirche eine objektivere Richtschnur anzulegen. Darum erhebt er, als erster, den Anspruch, daß nur solche Schriften, die in der ganzen Kirche geglaubt würden, göttlich seien. Diese nennt er Homologumena oder Unwidersprochen. Damit erhob er aber die Tradition zum verhängnisvollen Prinzip. Denn alle Nichthomologumenen nennt er Apokryphen; selbst solche, die mit vollem Recht Anspruch auf Apostolizität geltend machen. Allerdings will er ja durch jene Bezeichnung ihren göttlichen Ursprung nicht absprechen. Sein Kanon umfaßt folgende Schriften: Die vier Evangelien und Apostelgeschichte, die paulinischen Briefe, nebst dem Hebräerbrief, der ihm als apostolisch überliefert gilt. Ferner den ersten Petri- und den ersten Johannesbrief. Den 2. Petri hält er persönlich zwar für

petrinisch; doch wurde dieser, wie auch der 2. und 3. Johannis, noch nicht von allen Gemeinden anerkannt. Nun folgen die Briefe des Judas und Jakobus, die ihm als von Brüdern des Herrn geschrieben gelten. Für die bei ihm fehlende Apokalypse hat er den Pastor Hermae, weil dieser ihm für eine göttlich inspirierte Schrift gilt. Dagegen hat Origenes den Brief des Clemens, den des Barnabas und die Apokalypse Petri nicht mehr als apostolisch angesehen.

Den nächsten Schritt in der Kanonbildung charakterisiert die Stellung des Eusebius, anfangs des vierten Jahrhunderts. Bis dahin waren die Grundsätze des Origenes ausschlaggebend gewesen. Eusebius nun unterscheidet drei Klassen neutestamentlicher Schriften, nämlich Homologumena, Antilegomena und Nota, d. h. unechte, nicht oder doch fast gar nicht anerkannte. Zu den Homologumena gehören nach ihm: Die Evangelien, die Akten, die paulinischen Briefe (doch ohne Zahlangabe), der erste Johannis-, erste Petribrief und die Apokalypse; letztere jedoch mit einem Fragezeichen. Zur zweiten Gruppe zählt er den Brief Judä, Jakobi, den zweiten Petri und den zweiten und dritten Johannesbrief. An dritter Stelle folgen dann endlich der Brief des Barnabas, der des Hermas, die Apokalypse Pauli u. a.

Zuspitzung zum gegenwärtigen Kanon.

Eusebius soll 322 von Kaiser Konstantin den Auftrag erhalten haben, alle heiligen Schriften zusammenzustellen und sie in 15 Exemplaren abschreiben zu lassen. Nach dem wenigen, was wir darüber wissen, scheint er unsere sämtlichen neutestamentlichen Schriften, mit Ausnahme der Apokalypse, zusammengebracht zu haben; also auch seine frühere Antilegomena. Obwohl nun anfangs gegen manche der aufgenommenen Schriften Widerspruch erhoben wurde, gewann dieser Kanon doch in der morgenländischen Kirche immer mehr Geltung und wurde endlich 360 durch die Synode zu Laodicea auch offiziell sanktioniert.

Gregor von Nazianz, 389 gestorben, erkennt dieselben Schriften als kanonisch an, wie Eusebius. Er läßt gleichfalls die Apokalypse weg und den paulinischen Briefen die katholischen folgen. Weil aber der hochangesehene Athanasius dafür eintrat, wurde schließlich auch die Offenbarung in der griechischen Kirche anerkannt, sowie der Hebräerbrief, der dem genannten als echt paulinisch gilt. Somit hat zuerst Athanasius den Kanon mit dem uns bekannten Inhalt. Man kann also die Geschichte des Kanon in der orientalischen Kirche etwa in die drei Stufen zusammenfassen:

a) Syrischer Kanon der älteren Peschita.

b) Kanon des Eusebius.

c) Alexandrinischer Kanon des Athanasius.

Aehnlich wie im Morgenlande schwankte man auch im Abend-

lande des vierten Jahrhunderts betreffs der Anerkennung einzelner Schriften, besonders des Hebräerbriefes. Selbst die Dekrete dreier Päpste, Damasius I, Gelasius I und Hormistas, bis 523, bezeugen, wie spät erst der Kanon in der abendländischen Kirche die uns überlieferte Vollzahl erreichte. Ja, dort reichte das Schwanken noch in eine Zeit hinein, wo die Kanonfrage für die Kirche bereits offiziell entschieden war. Das war nämlich auf nordafrikanischen Synoden geschehen, die unter dem Einflusse Augustins standen. Auf der späteren Synode zu Karthago, 419, wurde, bei Anwesenheit eines römischen Legaten die Kanonfrage in derselben Weise abgeschlossen, wie es die morgenländische Kirche schon länger getan hatte.

Es ist wohl begreiflich, daß die Reformatoren zunächst dieses Resultat nicht ohne weiteres annahmen, zumal betreffs der Apokalypse. Daß Luther den Hebräer-, den Jakobusbrief, den Judä und die Offenbarung ans Ende stellte, geschah einfach darum, weil er es nicht über sich gewann, diese Schriften den übrigen gleichzustellen. Ueberhaupt wollte er die Frage der Kanonizität der neutestamentlichen Schriften offen halten. Dieselbe Ansicht teilte anfangs auch die reformierte Kirche. Zwingli hat z. B. 1518 zu Bern der Apokalypse kanonische Geltung aberkannt. Calvin dagegen sieht in der Nichtanerkennung einzelner Schriften eine Satanslist. Er vergißt dabei ganz, wie unhistorisch sein Standpunkt ist, da gerade die reformierte Kirche die alttestamentlichen Apokryphen so ängstlich abwehrt.

Im Grunde genommen, steht die Kanonfrage auch heute noch offen und wird nur dort als definitiv abgeschlossen betrachtet, wo eine unbedingte Inspirationslehre gilt. Aber auch dort kann man ja nackte historische Tatsachen nicht aus der Welt schaffen. Solche beweisen bekanntlich, daß von Anfang bis zu Ende ein fortwährendes Schwanken der kirchlichen Ansichten über die Kanonizität einzelner neutestamentlicher Schriften geherrscht hat und die Feststellung unseres neutestamentlichen Kanon, wie die Entstehung der Heiligen Schriften überhaupt, durchaus keine lückenlose und völlig unbeanstandete Entwicklungsgeschichte bildet. Dennoch wollen wir dankbar sein, daß wir einen Kanon Heiliger Schrift haben, und daß bei Feststellung seines Inhalts schließlich doch das innere Geisteszeugnis mit dazu beitrug, daß wir nun ein Gotteswort besitzen, das uns zur Seligkeit unterweisen kann durch den Glauben an unsern Herrn Jesum Christum.

Predigtentwürfe für die Passionszeit.

Von Pastor G. F. Schütze.

Invocavit, 22. Februar 1920.

Joh. 11, 50.

A. Apg. 2, 23. Jesus Leiden und Sterben nicht ein Sieg seiner Feinde. Apg. 4, 28. Wir erkennen darin dankbar Gottes gnädigen Heilsratschluß.

B. **Der göttliche Heilsplan im Leiden Jesu.**

I. **Die Menschen gedachten es böse zu machen.**

1) Der andere Rat am Brunnen zu Dothan, Gen. 37, 17—20, beschloß auch, ein Mensch sollte nicht König werden; aber gerade dadurch wurde dem Joseph Gelegenheit gegeben, in Aegypten hoch zu steigen. So wird hier beschlossen, Jesus sollte sterben, damit er nicht König werde; aber gerade damit mußte ihm der Eingang in sein Reich geöffnet werden.

2) Die Gründe dieses Beschlusses die nackte Selbstsucht, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen, trotz Kaiphas' Beschönigung: für das Volk. Er denkt wie Ludwig XVI: Ich bin der Staat. Augenlust, Fleischeslust und Hoffart die drei Stricke, womit die Sünde den Menschen bindet. Hierzu kommt noch hier die Lüge in ihrer widrigsten Form als Heuchelei, Joh. 8, 44.

3) Teuflische Heuchelei dieser Patriotismus des Hohen Rates, nichts als Selbstsucht. So noch heute:

a) Bei dem Maulpatriotismus. Die am lautesten schreien, sind, die ihren Vorteil dabei suchen.

b) Auch in religiösen Sachen: Was wird uns dafür? so oft die bewegende Kraft. Menschliche Auszeichnungen nennt die Apok. das Mahlzeichen des Tieres 13, 16.

4) Der Erfolg anders, wie sie ihn sich gedacht. Die Welt vergeht mit ihrer Lust und ihren Anschlägen. Ist der Meister, Beelzebub, im ewigen Tode, so müssen seine Anhänger ihm dahin folgen und ihre Anschläge sind verloren.

5) Nutzanwendung: Jes. 8, 10. Die Heiden toben, Ps. 2, 1; aber verflucht ist, wer sich auf Menschen verläßt. Jer. 17, 5; denn Spr. 16, 9.

II. **Aber Gott gedachte es gut zu machen.**

1) Kaiphas muß dem Herrn als ein wahrer Prophet dienen: Es ist besser, daß ein Mensch sterbe. Aber nicht nach Menschenwillen, sondern nach Gottes Plan. Gewiß war es besser, daß Jesus starb, als daß das ganze Volk verdarb im anderen Tode, dem Pfuhl, der mit Feuer brennt. Vor dem will Gott die Menschen bewahren, und darum mußte sein Sohn sterben.

2) Weshalb will Gott nicht den Tod des Volkes?

a) Negativ läßt sich kein zureichender Grund finden. Das Verderben des Volkes würde weder Gottes

aa) Seligkeit, noch

bb) Herrlichkeit, noch

cc) Allmacht verkleinern.

b) Der alleinige Grund ist der positive: **Liebe!** Joh. 3, 16. Unaussprechliches Geheimnis in den vier Worten: Er hat uns lieb, Ps. 8, 5. Der Mensch ist von Gott gewollt als

aa) Krone der Schöpfung,

bb) durch eigene Schuld aber von Gott entfremdet, verlorener Sünder, unseliger Feind Gottes,

cc) durch Gottes Liebe aber ein erlöster Heiliger.

3) Die Größe der Liebe Gottes, vgl. Eph. 3, 18.

a) Die Breite: die ganze Welt. Wie eine Henne ihre Küchlein, Matth. 23, 37, so deckt die Liebe Christi die Sünde der ganzen Welt.

b) Die Länge: Jer. 31, 3, Hebr. 13, 8. Von Anbeginn bis in Ewigkeit.

c) Die Tiefe: Bis in die Hölle hinab zwingt sie Jesum, 1. Petri 3, 19.

d) Die Höhe: Bis an den Thron Gottes, 1. Joh. 2, 1.

C. Jesus **mußte** sterben nicht um der menschlichen Eigenliebe willen, sondern um der göttlichen Nächstenliebe willen. Liebe, dir ergeb ich mich.

Reminiscere, 29. Februar 1920.
Markus 14, 32—42.

A. Jesu Leiden in Gethsemane übermenschlich. Aber zwei Punkte können wir von Jesu lernen, die nicht über Menschenkraft hinausgehen. Beide wollen erbetet und erlernt sein. Darum:

B. **Die Schule des Gebets.**

I. Unsere Aufgabe: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet.

1) In der Schule erhält der Schüler Aufgaben zum Lernen. Unsere ist: Wachen und Beten. Niemand lasse sich dünken, er stehe, sondern sehe wohl zu, daß er nicht falle, 1. Kor. 10, 12.

a) Aus Schwachheit, Spr. 24, 16; Ps. 19, 13.

b) Aus falscher Sicherheit, Matth. 26, 25. Grade wo wir uns sicher dünken, erfolgt der Angriff des bösen Feindes.

2) Zwar Gott versucht niemanden, Jak. 1, 13, darum schiebe es nicht Gott zu, wie Adam, wenn du fällst, Gen. 3, 12. Man verwechselt oft Gottes Befehl und Zulassung. Nur ganz wenige nd von **Gott** versucht zur Bewährung ihres Glaubens, Abraham, Gen. 22, 1; Hiob Hi. 1, 11; und vor allen der Heiland selbst, Matth. 4, 1.

3) Die Menschen vom Teufel versucht
a) außer uns, äußerliche Verführung,
b) in uns, unsere Lüste und Begierden.

4) Widerstehet dem Teufel,
a) mit Wachen. Ihr wisset weder Zeit noch Stunde. Fünf Jungfrauen töricht, sie wachen nicht für den Bräutigam, sie werden auch nicht gegen den Feind wachen. Sogar Jesu Apostel schlafen, statt zu wachen und zu beten.
b) mit Beten. Der Geist ist wohl willig, aber, aber das Fleisch ist schwach. Beten heißt im Herzen Gottes Beistand und Kraft erflehen. Das ist die wichtigste Lektion im Christenleben. Jonas ein warnendes Exempel des Nichtwachens und Nichtbetens. Die Gebetsträgheit, daß man
aa) denkt, man brauche nicht zu beten.
bb) einfach nicht beten will. Beides Sünde. Wachet und betet.

II. **Unsere Antwort: Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.**

1) Der Schüler muß auf die Fragen des Lehrers antworten. Die göttliche Frage heißt: Wenn es mein Wille ist, dich in Versuchung zu führen? Unsere Antwort: Dein Wille geschehe. Aber wir haben doch gesehen, daß es nicht Gottes Wille ist, uns in Versuchung zu führen, wie können wir beides zusammen beten: Dein Wille geschehe und Führe uns nicht in Versuchung? Es wäre uns verständlicher, wenn da stände: Führe uns aus der Versuchung; aber der Sinn der gleiche: Laß uns der Versuchung nicht erliegen, gib uns nicht hin in die Versuchung, sondern hilf uns, wie es dein Wille ist.

2) Dies Gebet wird so sicher erhört, wie hier Jesu Gebet in Gethsemane erhört ist. Jesu Gebet ist erhört; denn er betet dreimal: Dein Wille geschehe. Als er mit dem Tode rang, der ihn seiner Lebensaufgabe am Kreuz zu sterben entreißen wollte, hat ihm der Vater nicht einen Engel zur Stärkung gesandt? Gott hat ihn wahrlich nicht hingegeben in die Macht des Teufels, sondern sein Wille ist geschehen, Jesus ist am Kreuz gestorben.

3) Laßt uns von Jesu lernen so zu beten. Wie Gott mich führt, so halt ich still. In Anfechtung und Versuchung: Dein Wille geschehe.

4) Gott hätte es wohl schaffen können, daß die Versuchung nicht erst an uns herantreten könnte; aber das will er nicht. Seit dem ersten Sündenfall weiß der Mensch, was gut und böse ist, und soll sich frei und bewußt für oder wider Gott entscheiden. Wer überwindet, soll vom Holz des Lebens genießen.

5) Darum bitten wir, daß uns Gott wolle behüten, bewahren, daß uns der Teufel, die Welt und unser Fleisch nicht betrüge noch verführe. Wie Noah in der Arche, so wollen wir in Gottes Willen sicher gebor-

gen durch die Sündflut des Lebens fahren. Gott macht, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß wir es ertragen können. Dein Wille geschehe.

C. Breit aus die Flügel beide, o Jesu etc.

Oculi, 7. März 1920.
Lukas 23, 18.

A. Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Söhne den Vätern ähnlich. Hier haben wir zwei Väter und zwei Söhne, Jesus Gottes Sohn, und Barrabas, d. h. Bar Abba (Sohn des Vaters), aber welches Vaters? Des Teufels! Welchen Vater wollen wir uns erwählen? Jesus oder Barrabas? Welchen soll ich frei geben und was soll ich mit dem anderen machen? Große Entscheidungsfrage!

B. **Wes Geistes Kind bist du?**

I. **Was wird von uns gefordert?**

1) Ein ungleiches Paar, hier neben einander, das Lamm Gottes, nur aus Neid überantwortet, und der Verbrecher, der absonderliche, Matth. 27, 16, also der denkbar schlechteste. Aber in einem Punkte beide gleich. Beide waren in ihrer ersten Kindheit Gottes Kinder. Aus Barrabas hätte können ein Paulus oder Johannes werden. Dann die Entscheidungsstunde, welchem Vater willst du angehören! Im Reiche Gottes wählt der Sohn den Vater. Wie die Entscheidung ausgefallen, wissen wir, bei dem Heiland Matth. 4. Von Barrabas wissen wir nicht, aber an seinen Früchten erkennen wir, welchen Vater er sich erlesen. Ein Mörder, sprach er sich dem zu, der ein Mörder war von Anfang.

2) Verlangt etwa der Teufel weniger von seinen Knechten als Gott? Gott fordert viel, Matth. 22, 37; 12, 30. Aber tut Satan nicht dasselbe? Röm. 6, 16; Joh. 8, 34. Es gibt kein Halb und Halb, sondern nur ein Entweder — Oder. Ex. 20, 5; aber Satan ist eben so eifrig.

3) Hier die Folgen. Beide unter demselben Todesurteil, aber doch welch Unterschied. Jesus erhält immer wieder das Zeugnis: Keine Schuld an ihm. Also beide Forderungen führen zum Tode; aber Unterschied, leiblicher Tod und die Folge das ewige Leben, oder ewiger Tod, hier und im Jenseits.

II. **Aber was bieten die beiden Väter uns?**

1) Der Teufel viel freigiebiger. Er verspricht

a) Eva die Gottgleichheit, Gen. 3, 5;

b) Jesu alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit, Matthäus 4.

c) Alles mögliche jedem, der sich betrügen läßt; seine Angebote wahrhaft königlich. Dagegen ist Herodes ein Bettler, Markus 6, 23.

d) Aber leider sind alles Lügen.

2) Und was bietet Gott seinem Sohne an?

a) Für sein irdisches Leben,

aa) Armut, Matth. 8, 20; Sach. 9, 9.

bb) Verachtung, Hohn und Spott, Jes. 53, 3.

b) Für sein Lebensende: Leiden, Schmerzen, Marter und Kreuz.

c) Für sein Auferstehungsleben aber Macht, Herrlichkeit und Seligkeit.

3) So sind auch Gottes Gaben an seine Menschen nur unscheinbar, gering: eine Krippe, ein wenig Brot und Wein, ein Kreuz, ein zerrissener Vorhang, zwei Steine. Das ist nur harte Schale, süßer Kern darin. Vergebung der Sünde, Leben und Seligkeit.

a) Auch für irdisches Leben, 1. Tim. 4, 8; 6, 6; Matth. 6, 33.

4) Die Stunde des Teufels, die Nacht, die Macht der Finsternis währet nur eine kleine Weile, Gottes Verheißungen aber bleiben ewiglich. Ps. 33, 4.

III. **Nun triff deine Wahl!**

1) Jesus oder Barrabas? Aber bedenke, du wählst nicht für dich allein, Matth. 27, 25; Apg. 2, 39. Josuas Entscheidung, Jos. 24, 15 sei auch unsere.

2) Die Entscheidung gilt für das ganze Volk. Auch unser Volk entscheidet sich in diesen Zeiten, ob für Jesus, den gerechten Friedenskönig, oder für Mammon und Baal, ist unseren Augen noch verborgen. Wir aber wollen wie Daniel unschuldig sein an diesem Blut (Sus. 46).

C. Mission in allen Zweigen, besonders aber Innere, muß aus unserer Entscheidung folgen.

Laetare, 14. März 1920.

2. Kor. 5, 19. (Mit teilweiser Benutzung einer Predigt von K. Hesselbacher.)

A. Hebr. 13, 14. Wo findet die Seele die Heimat? Kögels Antwort: Es ist das Kreuz auf Golgatha Heimat für Heimatlose. Verlorenes Kind, komm heim!

B. **Komme Heim!**

I. **Dein Vater wartet auf dich.**

1) Das Wort Heimat, wie süß!

a) Irdische Heimat. Denk zurück an die erste alte Blockhütte im Busch, in der sich die Eltern einst im Busch ansiedelten. Bei allen Mängeln es war dein Heim. Heimweh, schlimme Krankheit.

b) Hast du auch wohl mal Heimweh nach der himmlischen Heimat gehabt? Ahlfeld nennt Simeon einen lieben Alten, der

Heimweh hat. Die Welt vergeht mit ihrer Lust, unsere Heimat ist dort in der Höh, Phil. 3, 20.

2) Das Kreuz für die Seelen, die Heimweh haben. Vom Kreuz her die Botschaft: Gott war in Christo und versöhnte die Welt aus Liebe. Johannes Zeugnis. Joh. 13, 1; 1. Joh. 3, 1. Wie unerforschlich sind doch Gottes Liebeswege, Röm. 11, 33. Laßt uns nicht versuchen, sie auszumessen; Hesekiels Strom läßt sich von einem Kinde durchschreiten, während ein Mann darin versinkt und konnte es nicht gründen, Hes. 47, 3. 5. Nein, wie die Kranken am Teiche Bethesda, Joh. 5, 7, nicht erst lange überlegten, nur hinein in das Gnadenbad, so auch wir: Ich will ins Meer der Liebe mich versenken. Gott streckt mir selbst die Hand in Christo entgegen und ruft mir zu: Komm heim, dein Vater wartet auf dich.

3) Wie stehen wir vor dem Kreuz, dem Wegweiser zur Himmelsheimat?

a) Abweisend? Das geht mich nichts an?
b) Zweifelnd? Sollte das auch mir wohl gelten?
c) Gleichgültig? Das brauche ich nicht!
d) Spöttisch? Ich suche mir meinen Weg schon allein!
e) Mit Dank und Anbetung? Das ist das Rechte.

4) Die Einladung des Kreuzes lautet: Gott will dich mit sich selbst versöhnen und ist nicht für die 99 Gerechten, sondern für den verlorenen Sohn. Die Inschrift: J. N. R. J. heißt für den, der an ihr vorbeigeht: Ins Nichts reise ich; für den heimwehkranken Sünder: In Not rufe ich; aber für unseren Heiland heißt es: In Niedrigkeit rette ich. Komm heim, der Vater wartet auf dich, das trotzige, verirrte Kind! Das täten wir Menschen nicht, so einem trotzigen Kind nachzugeben, aber Gott tut es, Gott ist die Versöhnung, So lasset euch versöhnen mit Gott.

II. **Daheim ist es gut.**

1) Erst in der Fremde erkennt man, wie gut es daheim gewesen war. In der Fremde ist harter Knechtsdienst das Los des Menschen. Der verlorene Sohn findet erst in der Fremde aus, wie gut der Vater gewesen.

2) Das Kreuz ruft und lockt nun die verirrten Schafe: Kommt heim, daheim ist es gut. Auch wir wollten wie der verlorene Sohn dem Vater entlaufen. Seine 10 Gebote waren so streng, seine Rede eine harte Rede, sein Dienst ein finsterer Dienst, immer nur Beten und Kirchengehen.

3) Und was fanden wir, als wir ferne von Gott waren? Viel härteren Dienst, als des Vaters 10 leichte Liebesgebote, die Knechtschaft des Teufels, der Welt und unseres Fleisches, eine Dienstbarkeit, derer wir uns jetzt schämen. Wie schwer auch du diese Knechtschaft

gespürt, beweist dein häufiger Abendmahlsgang. Du kamst, weil du fühltest, wie sehr hart die Sünde den Gottfernen drückt.

4) Unter dem Kreuz sieht man, wie böse es ist, wo Sünde regiert. Da hängt der Heiland. Was hat die Sünde aus ihm gemacht? Die Sünde des Geizes eines Judas, des Hasses der Priester, des Wankelmutes des Volks, der Gleichgültigkeit eines Pilatus, der Roheit der Kriegsknechte, der feigen Menschenfurcht der Jünger, all diese Sünde zusammen zeigt das Jammerbild zwischen Erd und Himmel, zeigt, wie elend es ist, wo Sünde herrscht.

5) Aber daheim ist es gut;

a) Gott rechnet die Sünde nicht zu, er überträgt sie auf Jesu Schultern. Ihm rechnet er deine Sünde zu und dir seine Gerechtigkeit. Ps. 130, 3. So gut haben wir es nur bei dem Vater.

b) Gott richtete unter uns auf das Wort von der Versöhnung, das Evangelium, das euch selig macht, vom Kreuz und der Auferstehung. Nun nicht abermal Furcht, sondern kindliche Liebe. Nun nicht strenger Richter, sondern lieber Vater, nun nicht abermals Buchstabe, der tötet, sondern Geist, der lebendig macht.

C. Was zauderst du noch? Komm heim, daheim ist es gut, denn daheim wartet der Vater.

Judica, 21. März 1920.

Lukas 5, 8.

A. Judica, d. h. richte. Das Urteil: Sündiger Mensch! Darum auch unser Bekenntnis:

B. **Ich bin ein sündiger Mensch.**

I. Ein sehr bequemes Wort.

1) Zur Selbstentschuldigung. “Homo sum, humani nil a me alienum puto.” Das allgemeine Sündenbekenntnis spricht man ganz leicht aus, meint es aber gar so ernst nicht damit. Innerlich ist man von seiner Vortrefflichkeit fest überzeugt, oder wenigstens davon, daß es noch viel schlechtere Menschen gibt, vgl. Luk. 18, 11.

2) Als Kissen der Faulheit. Ich bin nun mal so, und muß so verbraucht werden. Der Mohr kann doch auch seine Farbe nicht ändern, Jer. 13, 23. Was kann ich dafür, daß Gott mich so geschaffen hat? Das ist die alte Adams-Entschuldigung, Gen. 3, 12. Man kann sich nicht ändern, richtiger ist: Man will nicht.

3) Man verliert sich so schön in der großen Masse und braucht es darum nicht so ernst mit der Heiligung zu nehmen. Wenn Römer 3, 12 wahr ist, warum soll ich allein heilig sein? Nein, nicht du allein, sondern noch 7000 haben ihr Knie nicht vor Baal gebeugt.

4) Aber wenn doch Petrus seine Sündigkeit bekennen muß und

Paulus schreibt Phil. 3, 12, wie kann ich ohne Sünde sein? Das verlangt die Schrift gar nicht, sondern daß du wie Paulus, Phil. 3, 13—14, der Heiligung nachjagst und Ernst machst mit deinem Sündenbekenntnis.

II. **Ich bin ein sündiger Mensch, ein sehr ernstes Wort.**

1) Der alte Adam will nicht, der neue Mensch aber strebt nach Gott. Da gilt es einen Krieg bis aufs Messer gegen das eigene Ich, bis man mit dem verlorenen Sohn sagen kann: Ich bin nicht wert, daß ich dein Sohn heiße. Dann folgt die furchtbare Konsequenz: Mache mich zu einem deiner Knechte.

2) Die ernsten Folgen dieses Erkenntnisses:

a) Kann ein Sünder mit seiner Sünde selig werden? Nein!

b) Kann also ich mit meiner Sünde selig werden? Keine Ausrede:

aa) Wenn der oder jener selig wird, dann ich auch. Es handelt sich nur um dich allein, deine Seele und ihr Richter, nichts weiter.

bb) Keine bunten Lappen auf deine löchrige Gerechtigkeit geflickt, die guten Werke, vgl. Röm. 3, 28; Eph. 2, 8. Wenn ihr alles getan habt, unnütze Knechte, Luk. 17, 10.

c) Also nein, ich kann mit meinen Sünden nicht selig werden.

3) Darum ist es ein so ernstes Wort; denn was nun?

a) Entweder in die Hölle. Wer das will, der wird es auch erreichen, Ps. 109, 17. Zu denen braucht man kein Wort zu verlieren. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, Gal. 6, 7.

b) Oder aber den Himmel willst du? Dann mußt du anders werden. Luk. 14, 26. Wenn du wählen müßtest zwischen Eltern und Christo, zwischen deinen Kindern und deinem Heiland, wen würdest du wählen? Das ist ein hartes Wort, hart, weil wir sündig sind.

III. **Dereinst aber auch ein seliges Wort.**

1) Diese Erkenntnis wird uns zur Seligkeit gereichen, Spr. Sal. 28, 13; 1. Joh. 1, 9. Jesus nimmt die Sünder an. Matthäus 9, 13; Luk. 15, 7.

2) Nur sprich nicht mit dem unbekehrten Petrus: Herr, gehe hinaus, sondern wie Petrus später: Herr, bist du es, so heiße mich zu dir kommen. Der Schächer am Kreuz empfängt die Gnadenverheißung auch erst nach dem Sündenbekenntnis.

3) Bittet, so wird euch gegeben, auch das eine größte Gut, die Vergebung. Der Zöllner im Tempel verbindet mit dem Sündenbekenntnis die Bitte um Vergebung, vgl. auch David 2. Sam. 12, 13.

C. Noch sind die Gnadenpforten dem Sünder aufgetan, Hallelujah!

Palmsonntag, 28. März.

Deut. 26, 18.

A. Konfirmationssonntag. Die Vorbereitung zu Ende; die Lebensreise fängt im Ernste an. Joseph gab seinen Brüdern Wegzehrung auf den Weg. Eure Wegzehung sei:

B. **Wir sind Gottes Volk!**

I. **Das legt uns heilige Pflichten auf!**

1) Die Pflicht der Treue gegen Gottes Person,

a) gegen den Vater, den Schöpfer, der seine Liebe alle Morgen über dir neu werden läßt, von dem du alle Gaben des Leibes und der Seele hast.

b) Gegen deinen Heiland, der

aa) dich erlöst,

bb) zu Gottes Kind gemacht hat.

c) Gegen den Heiligen Geist, im Gebrauch seiner Gaben,

aa) Der Kirche, und zwar der Evangelischen Kirche, der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika, weil du ihr schuldest Dankbarkeit, und in ihr erhieltest die Verheißung der Seligkeit.

bb) Des Gottesdienstes, in dem dir Wort und Sakrament mitgeteilt wird, die von Gott verordneten Gnadenmittel.

cc) Des Gebetes, als des starken Wanderstabes durch durch das Leben.

2) Die Pflicht der Treue gegen Gottes Gebote.

a) Aller Gebote im einzelnen, wie auch

b) Der Summa aller Gebote.

II. **Das sagt uns herrliche Verheißungen zu.**

1) Seinen Schutz und Beistand.

a) Sein **eigen** Volk, das niemand aus seiner Hand reißen kann.

b) Sein eigen Volk, die Gemeinschaft der Heiligen, die unter seinem Beistand zur triumphierenden Kirche wird.

2) Seinen Lohn und Reichtum, zu sein das höchste unter allen Völkern.

3) Seinen Ruhm und Ehre, daß du gepriesen und geehrt wirst.

4) Seinen Sieg, daß du heilig werdest deinem Gott.

C. Phil. 4, 7.

Karfreitag, 2. April 1920.

1. Kor. 3, 11.

A. Matth. 7, 24. Das Wort Christi ein fester Grund, noch viel fester aber sein Blut, Eph. 2, 20.

B. **Das Blut Jesu Christi, der feste Grund unseres Glaubens.** Er hat zwei Siegel.

I. **Das erste Siegel: Der Herr kennt die Seinen.**

1) Wer hat diesen Grund gelegt? Gott durch die Predigt vom Kreuz (2. Kor. 5, 19). Das Wort von der Versöhnung. Wir geben euch, was wir empfangen haben, daß Christus gestorben sei (1. Kor. 15, 3) für unsere Sünden. Nur das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde. Dazu auch Apg. 4, 12. Also kein anderer Grund möglich. An diesem Grunde wollen wir halten; denn

2) Er hat das Siegel: es kennt der Herr die Seinen.

a) Die auf diesen Grund sich gründen, sind dadurch die Seinen. Sie tragen kein Malzeichen eines Tieres, aber das Siegel des Blutes des Lammes (Offb. 3; 9, 4). Im Alten Testament das Blut des Passahlammes das Siegel. Hier ist auch ein Osterlamm, Christus für uns geopfert.

b) Die auf diesem Grunde kämpfen und überwinden, Off. 12, 11. Auf diesem Grunde können die Seinen überwinden alle Not. Hat Gott seines eigenen Sohnes nicht verschonet, wie sollte er uns mit ihm nicht alles geben? Röm. 8, 32. Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes. Gott war in Christo und versöhnte die Welt. Trübsal, Angst, Verfolgung, Hunger, Fährlichkeit hat seinen Schrecken verloren. Christus liebt die Seinen.

c) Die seine Stimme hören und kennen und ihm folgen, das sind die Seinen. Joh. 10, 27. Der gute Hirte läßt sein Leben für seine Schafe. Er gibt seinen Leib zum Brot des Lebens, und sein Blut als das lebendige Wasser. Joh. 6, 56. Die innigste Lebensgemeinschaft mit dem Herren erlangen die Seinen nur durch sein Blut.

II. **Das andere Siegel: Es trete ab von der Ungerechtigkeit etc.**

1) Auch der Antichrist und sein Meister, der Satan, werden in der Zukunft allerlei Kräfte, Zeichen und Wunder wirken (2. Thess. 2, 9), wie auch Satan selbst sich verstellt zum Engel des Lichtes, 2. Kor. 11, 14. Aber eins fehlt ihnen: das Siegel des festen Grundes. Vielmehr wirken die Wunder des Antichrists zur Verführung zur Ungerechtigkeit, 2. Thess. 2, 10. Wer aber den Namen Christi nennt, der reinigt sich, 1. Joh. 3, 3.

2) Tretet ab von Ungerechtigkeit. Christus ist gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören. Sollten wir da in der Sünde beharren wollen, auf daß die Gnade desto mächtiger in uns wirke. Das wäre Christum wiederum kreuzigen, Hebr. 6, 6. Wir wollen nicht, daß der Stein einmal auf uns falle und uns zermalme, Math. 21, 44.

3) Den Namen Christi nennen ist mehr als ein bloßes Nennen, es ist ein Bekennen des Namens, der über alle Namen ist, der zuvor, d. h. schon vor der Zeit der Welt gelegt ist. Unser Bekennen ist ein Bauen auf diesem Grunde, ein Abtreten von Ungerechtigkeit. Was

wollen wir auf dem Grunde des Blutes Christi bauen? Heu und Stoppeln. Alles Fleisch ist Heu. Fleischlich auf dem Blute Christi sein? Nie! Holz, ja Holz des Lebens, das Kreuz unserer Sünden und bösen Gelüste. Gold und Silber? Nicht erlöst mit Gold oder Silber, 1. Petr. 1, 18, aber edle Steine, ja auf das Blut Christi als lebendige Steine wollen wir uns aufbauen lassen zu einer Behausung Gottes im Geist.

C. Lasset uns mit ihm ziehen, daß wir mit ihm sterben. Sterben wir aber mit, so werden wir auch seiner Auferstehung gleich sein.

Ostersonntag, 4. April 1920.
Röm. 6, 4b.

A. Jesus lebt, Halleluja! Diese Tatsache aufs neue feststellen ist nicht nötig. Wer die Auferstehung leugnet, kein Christ. Ihr aber seid hier, weil ihr Christen seid, d. h. an den lebendigen, auferstandenen Heiland glaubt.

B. **Was bedeutet aber Christi Auferstehung für unsere Erlösung?**

I. **Christus hat das Leben von ihm selber.**

1) Jesu Selbstzeugnis, Joh. 10, 17—18, 14, 6; 14, 19. Mit vollem Rechte würden die Juden Joh. 10, 20 sagen, wenn nur ein Mensch diese Behauptung aufstellte, auch wenn noch hinzukommt

2) Das Zeugnis seiner Jünger, Joh. 1, 1. 4, und der Apostel, 1. Kor. 15, 5—8. Nun aber kommt hinzu

3) Die Ostertatsache: Jesus lebt, bezeugt von

a) der weltlichen Obrigkeit, Matth. 28, 11—15,

b) der ganzen christlichen Kirche aller Jahrhunderte durch viele Blutzeugen, von Stephanus an.

c) Vom Heiligen Geiste in **deinem** Herzen.

4) Folglich muß Christus Gott sein, Joh. 8, 58; Ps. 90; Gott war das Wort, Joh. 1, 1. Und darum Christus, auferwecket von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, ist

a) Alles Glaubens Grund; lasset uns ihn lieben!

b) Alles neuen Lebens Quelle; lasset uns ihn anbeten!

c) Sichere Bürgschaft unserer Auferstehung und Vollendung; lasset uns ihm dienen!

II. **Christen haben das Leben von Christo.**

1) Das ist eine Verheißung

a) eines neuen Lebens nach dem Tode, in Seligkeit, Joh. 10, 29; 17, 24; 11, 25 f.

b) der Kraft eines neuen Lebens, vor dem Tode, in Heiligkeit, Joh. 1, 12; 2. Kor. 5, 17; Joh. 3, 3. 5.

2) Das ist ein Befehl, 1. Kor. 5, 7.

a) Den alten Adam zu kreuzigen, Gal. 5, 24.

b) an Christum zu glauben, Joh. 17, 3; denn leben ist glauben.

c) Zu ringen nach der Heiligung in Christo, 1. Kor. 9, 24.

III. **Christen sollen das Leben auch anderen bringen.**

1) Das ist der Beweis unseres neuen Lebens, 1. Joh. 3, 14; denn das neue Gebot, Joh. 13, 34 f.

2) Das ist heilige Pflicht; Leben muß Leben erzeugen.

3) Das ist seliges Kindesrecht.

C. Siehe ich mache alles neu, Off. 21, 5. Und ich vermag alles, Phil. 4, 13; darum sei getreu bis an den Tod, so sollst du ewiges Leben erhalten. Off. 2, 10.

City-Wide Church Unions

H. L. Streich, Buffalo, N. Y.

In looking over the minutes of this year's conferences it is interesting to note the number of resolutions calling for and encouraging city mission work. The Home Mission Board is directed to concentrate its attention and efforts toward Christian work in our larger cities.

This shows vision. It indicates an awakening to our great opportunities. It appreciates our responsibilities. It expresses a desire to share in building God's kingdom in these great centers of His people.

We have often spoken of Inner Mission and pointed with pride to such activities in the large cities of Germany. Stoecker and his kind have been held up as great city missionaries doing wonderful things for the uplift of the masses. We have been told of the splendid and efficient organization of the Church in these German cities to reach the afflicted, outcast, un-churched, wayward and fallen.

And yet little has been done by our Church as a whole or by any of us individually in America along these lines. It is true that St. Louis has a Social Settlement and Chicago a City Missionary and Baltimore and Louisville Parish Workers, Deaconesses,—but what is that in view of the needs and opportunities in our large cities!

We would raise the question as to what we are doing for the community around our churches, for the down-town populace, for the transients, for the down and outs, for the under-world, for the wayward girl and prodigal son in our cities? What are we doing individually and collectively along these lines? Are we obeying the command, "Go ye into the highway and along the hedges?"

In view of the fact that so little is being done and the fact that much should be done, we are offering this article on "City-Wide Church Unions in Our Large Evangelical Centers."

By Union we mean the uniting of our churches in any given city for the specific purpose of meeting needs as set forth above, to do city mission work in the sense of "Inner Mission."

To illustrate we refer you to such unions and organizations of other denominations in every larger city where they have a number of churches. They are banded together morally and usually legally to pursue the above indicated missionary activities and, of course, propagate their communion. The result is they grow in the number of churches and members, and are contributing their share in helping to make the community and city Christian. This is what we Evangelicals in every larger city should be doing. We work too separately, every man and church for himself. Thus we lose the benefit and strength of united effort, and withhold our contribution toward community betterment. Such attitude results on the one hand in seclusion, perhaps in self-sufficiency, on the other in remaining an unknown factor among the forces of righteousness in the city. Neither result is desirable nor laudable.

In our discussion of the subject let us speak first of the Reason; secondly, the Objectives, and thirdly, the Organization of Evangelical City-Wide Church Unions.

1. Reason

The reason for, or why of a City-Wide Church Union lies in the Church itself, in its function; that is, in its mission or purpose.

The function of the Church is religious culture; that is, to make the development of religious life possible. The mission of the Church is to help men be religious, normally, intelligently, in a Christian way.

The normal religious life is expressed thru worship and work; worship of God and work for God and man; service to God and man. The Church thus helps a man to come into proper relation to God and man; to appreciate and appropriate his God, and to love and serve his fellow-man.

The Church is not an end in itself, but a means to an end, namely to bring God to man, and man to God; both in the right relation one to the other. The Church is thus the divine institution or agency instrumental in revealing God to man and helping man to realize God and live in blessed communion with Him.

No congregation or church is therefore organized for itself. It is established as an agency or medium by which and thru which man may express his religious life.

In this a church differs fundamentally from a society, club or fraternity. All these are organized primarily to serve the members thereof. Not so the Church. While the church members are served, the Church is organized to serve others, to bring to them God, and the means of expressing their religious self thru worship and work. It is true, too many churches and pastors restrict and limit their

services, responsibilities and functions to the membership of the church, and thus they are but little better than a club or worldly society, no different in this respect than any other worldly organization.

Christ never called folks into His fellowship merely for the benefits they were to receive. They were always and only to be the agents, instrumentality thru which His Gospel or kingdom was to be brought to others. So the Church must be today, everywhere.

The Pentecostal Church was never organized like most churches today for the benefit of the members, but as an organization to carry to others locally or to the uttermost parts of the earth the "Mighty things of God." The apostles did not, like many pastors today, restrict and limit their services and efforts to the care of their own members, nor did the members expect or demand such limited service of their pastors. They were rather public servants, preachers to all. And the Church was not an organization for self, but for propaganda purposes.

And this unique function of the Church to help men be religious must and dare not be limited to membership nor restricted by territory, race, color or language. The Church is to help *all* men express their religious self, bring God to them and them to God. For all men need this relationship.

Thus as the Church at large is to help all men to God, or bring the Gospel to all men; so the churches in a certain country, state, district, or city must in the same way and to the same extent be responsible for the religious life of all the people of that country, state, district, or city.

And in like manner the individual church is responsible—providing it is functioning properly, working at its job—for the community in which it is located. Thus my church. Immanuel of Buffalo, is responsible for the religious life of its community. So each one of our churches.

And by expanding this principle of responsibility the churches of a certain section of the city are responsible for the religious life of that particular section. And going a step further, we the churches of a city, are responsible for the religious life of the *whole* city.

Therefore churches of the same community, section, city, district, state, country, must needs by reason of their unique mission or purpose unite in some way, so that together they meet the religious needs of their respective community or territory.

And this union or co-operation becomes especially necessary by reason of the fact that often more than one church of the same or different denominations occupy the same community or locality. They must thus seek some means of union or, at least, co-operation to meet the religious needs of their common community. This is equally true of the world-wide, country-wide and city-wide situation.

Only by evading its responsibility or failing in its purpose can a church or any number of churches, or denominations refuse to unite or, at least, cooperate in some way to meet the religious needs of man. Here lies the reason for so much over-lapping and also over-looking in Christian work. The one big thing that the Inter-Church World Movement aims to eliminate.

Here then, in meeting our obligation to the community, is the natural reason, based on the God-given function of the Church, for a City-wide Church Union for church work.

To apply this to our case here in Buffalo, for example, it means that each one of our eighteen churches is equally responsible, together with the many other churches within our borders for the religious life of the whole city. The same is true in Cleveland, Detroit, Milwaukee, Cincinnati, etc. And we are false to the true mission of the Church, and shirking our duty if we refuse to assume our share of this responsibility.

But to stop here would be to argue for *one* city-wide Church Union, such as the Federation of Churches is seeking to bring about. And we surely would include such a Union in our arguments. Indeed there would be no reason, nor room, for any other or more unions if the Church were one.

Denominationalism however calls for an added factor to what has already been said. Denominationalism stands for a certain type or kind of religious life, or mode of worship. Thus the Church represented thru denominationalism seeks to help men express their religious life according to the creed or doctrines of that particular denomination. In as far as the particular Church is true to its creed it becomes responsible not only for the religious needs of a community in general, but according to its own policy and principles in particular. Thus each communion is seeking to have men express their religious life according to its interpretation. By so doing the denominations are only true to their own convictions.

Thus we Evangelical, if true to our Church, must seek to help men express their religious life according to our way in our individual communities, and, collectively, we must do the same for the whole city and country.

Here again we find in the Church with its denominationalism the natural reason for cooperatoin and city-wide Church Unions.

To summarize then, the reason for a City-wide Church Union lies in the unique function or mission of the Church to meet the religious needs of the city; and for an Evangelical City-wide Church Union, in our particular responsibility to help men to worship in an Evangelical way.

To avoid unnecessary discussion, let us add here that the writer is not unmindful of exceptions to above general conclusions. That under certain circumstances churches by reason of nationality or lan-

guage are limited, at least for a time, in their activities and responsibilities, being restricted to people of a certain tongue or race. So we might in the past have been excused from participating in community or city-wide activities. While this may still be true in some few out-of-way places, it surely is no longer true of our churches in the larger cities. Neither race nor language longer hinder us in meeting our full responsibility toward the religious life round about us. The Home Mission Board, no doubt, has this in mind in its emphatic recommendation that the stress should no longer be laid on "German" but on "Evangelical" in home missionary work.

Now other denominations have long ago realized and sought to meet their responsibility for the religious needs of our larger cities. This is true not only of the Catholic Church, but also of the Episcopalians, Methodists, Baptists, Presbyterians, Lutherans, and the rest. They all have some form of City Union or organization, the purpose of which is to bring to the whole people of the city their particular form of Christian life. Where we have some form of city-wide church organization, (except perhaps St. Louis), we limit the organization to some particular form of activity, for instance, deaconess work, orphanage, parish work, old folks homes, etc.; but do not include all for which the Church of a community is responsible. Or even where we have some form of Union there are always some churches and pastors that refuse to unite and cooperate, and after all the work is carried by only a few.

Take for instance Buffalo, and we use Buffalo as an illustration because we know it best. But what we say of Buffalo is in a large sense or wholly true of Cleveland, Detroit, Milwaukee, Cincinnati, Chicago and others of our large centers. In Buffalo, with our eighteen churches, and rated as the largest denomination numerically, we stand as one of the very few, if not alone, as the Church that is not seeking unitedly to meet the religious needs of the city at large. We each look only after our own little or big parish, and, perhaps, only after our members. Over against us are the united bodies of Baptists, Methodists, Presbyterians and others seeking to claim their share of, and to meet their responsibility for the religious welfare of the whole city. As a result they grow as to churches, members, power and are known as the religious factors in the city; we however remain unknown and unfelt.

Of course, if it is true that a church is only for its few members, and if we are to stand on "Multum non multi,"—then my conclusions and arguments are wrong. So then are all missionary activities. And to judge from the interest in some quarters in the latter one might so conclude. And let us add with all kindness this has been the sin of our Church. Individualism and Provincialism, each for himself, "the Synod be hanged," and as for cooperation and union, "what's the use?"

But, Brethren, if the Church of Jesus Christ is responsible for the religious welfare of all men, and we are of the Church of Christ, then we cannot any longer be content to labor in our individual fields only, limiting ourselves and churches to our few or many members. We must have greater visions, larger fields of service, and nothing less than the world must be our parish, to say nothing of the city in which we live.

2. The Objectives

Now in specializing the religious needs of a community or city that cooperation or a union can best, or only, adequately meet, we come to our second part, The Objectives of a City-wide Church Union.

What would be the object or mission of such a City Union? We would here refer to only a few objectives. Many more might be included. Again our illustration will largely be drawn from our own city of Buffalo. But we ask you in each case to substitute your own city.

1. *Mission Churches.* We said it is the duty of the Church to meet the religious needs of men. To do this churches are needed in all sections where men live. As new city sections are populated, new churches are needed. Thus Mission Churches must be established.

Who is to do this? Few individual churches can assume this task alone. But every individual church in the city is responsible for such a church in that new section. Thus by united efforts thru some sort of Union the responsibility of each is met. None evades nor misses its responsibility.

Catholics, Episcopalians, Methodists, Lutherans, and others, all seek by their cooperation or Union to supply each new section of a city with the means of religious worship. They build a chapel or church. Do we? Have we a city organization that has as one of its objectives just this work? What we have is the District Mission Board. But the trouble here is, either they are not in the city where the church is needed, or fail to get the cooperation of the city churches, or when they do finally come, it is too late, others have gotten ahead. And not in a few cases, opposition is met with on the part of the older city churches. All this because the city churches are not united and pledged for just such work. Individualism thus plays havoc. The result is that we have added few churches in our large centers in the past years.

For example, we in Buffalo have added within the last twenty years three new churches. But one of these is a separation from another, the other two are the work of single men. Thus no church established by us as the results of united efforts. Yet the city has grown by the hundred of thousands, and new sections have been opened by the score. Think of your own city in this connection.

In the same period in Buffalo, the Methodists have added fourteen churches and the Baptists ten, and other denominations in like proportion. They did this and could only do this because they are organized for just that kind of work and do not wait till their District or State Mission Board comes and does the work. Their organization not only plans for such work but also provides a large amount of the cost of such new churches. We could likewise if properly organized in City-wide Unions.

Such Evangelical Unions would thru its respective (say Real Estate or Building) committee, made up largely of lay business men, watch the opening of new sections, secure options on land or buy when still cheap, and in due time raise funds and build a chapel, or parish house. The Union would in cooperation with District Board thus assume the mission work within the city.

Funds could be secured for such local work from many sources that would never be forthcoming for District or Home Mission work at large. But we shall say more about the finances below.

2. Another objective of the Union would be the Spiritual Needs of the *Down-Town Populace.* Are we not with others equally responsible for the spiritual welfare of the thousands that dwell in the rooming and apartment houses, hotels and clubs in our down-town sections? These folks will never, or rarely come to our churches located up-town. We must go to them, find some way of ministering unto them, a hundredfold more needy than most of our members.

The problem here is most difficult to solve. But we dare not shirk it. One way of meeting the needs of these down-town people is the down-town church, which can, however, rarely be self-supporting. It has no regular membership to depend upon. It serves those that come and go. Thus such a church must be supported by the other churches thru the Union. What have we in any of our large centers ever done for these, our downtown brethren?

In Buffalo nearly all the other denominations have a down-town church or mission, and thus in a measure seek to reach these transients. Socialists and others of their kind have their soap-box preachers in these centers. Why not we Evangelicals?

3. A third objective would be *Rescue Mission Work* among the derelicts of society, the down-and-outs, the under-world. We leave this work to the Salvation Army, Volunteers of America, individuals like Jerry McAuley, Trotter and others.

Yet has the Church no responsibility toward the lost sheep, the wandering son, the wayward girl? Are there no Evangelicals among these fallen? Unfortunately the Church has too often and too long closed her ears to this crying need.

Should not denominations in larger centers do this work, have

a rescue mission of their own, or combine with others on such work? In either case it could be best done thru the Union.

4. In the fourth place, there are the great spiritual needs in the various *Public Institutions;* the sick in the hospitals, the criminals in the jails, the prisoners in the penitentiaries, the orphans, crippled and aged in the various homes. Who is to look after these? True there may be a chaplain for the penitentiary, but what of the rest of the institutions referred to above? The Catholics, of course, are ever ready and active in just this kind of Christian work, and we know why. Other denominations too have hospital pastors, city missionaries and parish workers. But what is the Evangelical Church in Buffalo and other larger centers doing for these outcasts? We are glad to note that Chicago has a city missionary and is securing a hospital pastor. But these have not the support of all the churches. A City-Wide Union is needed. Baltimore and Louisville have parish workers supported by all the churches. And St. Louis, no doubt, does some of this work. But on the whole we are not carrying on this Institutional Work in a uniform, all-inclusive, organized way.

Are we going to continue to pass these unfortunate by, like the priest and the Levite, and leave it forever for the Samaritan? Alone we can or will not do this work. Together, thru a Union we can and would do our share.

5. The *Foreigners* offer another objective for the Union. Here they are by the thousands at our very doors, in many cases crowding out our people and causing our churches to move. Have we no responsibility for the religious needs of these people? Have we nothing to offer them spiritually? We have so long and so largely failed to send God's Gospel to them over-seas, now God has sent them to us. Shall we continue to say, "Am I my brother's keeper?" Many of us, and our own fathers came from across the seas. How much the more we should be eager and willing to help these other strangers among us. Did not a Mr. Richard Bigelow and other Americans assist our Church in her beginnings? (See Schory's Geschichte, pg. 15). Our oldest and largest Buffalo church was started by Presbyterians. Should we not be helping these present-day foreigners?

In every large city you will find other denominations carrying on work among foreigners, establishing and supporting churches for them. What have we, except the Russian church in Chicago? Yet the foreign problem needs no better solution than the Gospel of the Evangelical Church.

The writer is seeking to interest his own people in this work among the thousands of Poles, Hungarians, Russians, Roumanians, et al., directly around his church. But what can a single church do among so many? A Union could handle the work. As proof, other denominations in Buffalo do.

Here we have at least five kinds of work a Union could and should do, all of which the Church is responsible for. As sincere members and leaders in the Church we must frankly face these tasks, and bring to them our earnest efforts. We would be untrue to our calling and faithless to the cause if we continue to neglect these obligations.

III. Organization

In the third place, we shall now discuss the organization of such a Union. If we are convinced that we have a duty in this direction, and see the task before us, the question then is, *how* to do it.

Let us say at once that we do not assume to say just how such a Union is best organized, financed and operated. We can only point to other such unions, and merely add our suggestions.

This shall be done under three heads: Membership, Management, and Money or Finances.

1. *Membership.* Naturally *every church* would be represented in the membership of such a Union, if the Union is to be really representative and have the interest and support of all Evangelical people and churches in a particular city. Indeed we would say that, by virtue of being an Evangelical church, they would be a member of the Union even as they are of the District Conference or Synod and its organizations.

The only question is whether each church should be represented only by the pastor and a certain number of members according to the membership of the church, or whether every member of every Evangelical church in the community concerned should be considered a member of the Union also.

Some unions are constituted according to the former, some according to the latter way.

It would seem to us that the latter—every member of every church a member of the union—would have many advantages over the former. By considering every member of every church a member of the Union you have just so many more interested persons, a most desirable advantage. It would make all feel their responsibility, enlist their services, call for their support, and assure their cooperation. The work would be the work of the whole Evangelical membership of the city, and call for their efforts and support as does their individual church.

We therefore favor this all-inclusive membership.

Rights of voting and holding office could be adjusted and arranged as now in our individual churches.

2. *Management.* The supervision of the Union would be in the hands of a Board of Directors, elected in general annual meeting from the general membership, but so that at least one be from every church. I would not limit election of officers to those selected and nominated by the individual congregations for it would limit

the choice and exclude many able persons, tho churches could nominate candidates. For example, not all interested in such a Union might be in a congregational meeting or thought of at time of selection. Take for instance our District conferences, they do not always, and often not by far, represent our churches. But as stated above, at least, one from each church should be in the Board.

This Board might consist of twenty-four or thirty-six members according to the number of churches involved.

This Board would organize itself into an Executive Committee or Board of Control, like our Seminary Board, and corps of officers who would have charge of supervision and execution of the work of the Union. The Board would meet monthly or bi-monthly to hear and act on reports of Executive Committee, officers and committees, and transact necessary business. An executive Secretary or Superintendent would be the acting and official head of the organization.

Once a quarter or twice a year, perhaps once with a banquet, a general meeting of all members and friends would be held at which the Board thru the Executive Secretary, officers and committees would report of the work done in a covered period, and present plans for the future. Once a year the election of the Board of Directors would be held in connection with these meetings.

The Union should be incorporated with charter so as to receive bequests and make contracts.

Just how many paid officers there should be, would have to be determined by the scope and growth of the work done.

3. *Money* or Finances. Finally, as to the money problem or financing of the Union, we would propose both the Apportionment System among the churches concerned according to their size and wealth, and Individual Contribution, solicited or voluntary. I would lay much stress on the latter. There are many among us as among other denominations who will give larger sums for local work of this kind of which they are a part, and in which they are perhaps officers, or committee-men. Solicitation of such personal gifts would have to be planned and annually sought for systematically. Even outsiders could be approached with success for such a community, city-wide work.

There should also come to the Union all Home Mission moneys for mission churches within the bounds of the Union. Furthermore, I feel sure that individuals within the District outside of the city would be found ready and willing to give for a work so close to their doors.

Here let us add that we surely will not hesitate to organize such needed Unions because of the financial side of the question. None of us as churches or people are giving nearly what we should. Dr. Patterson of the Baptist Union of Buffalo told us that the Baptists of the city are giving about $7 per member a year for the City

Union work over and above what they give for their denominational work. The budget of this Baptist Union runs between $15-20,000 a year.

In the Methodist Centenary Drive the average per member a a year for the next five years will be $6.18 for benevolences. We're hardly giving 60 cents a member for benevolences. So compared with others, we have much room for growth in giving. There should therefore be money enough for work of a City-Union.

By-Products

In closing, I would point to some By-Products of such City-wide mission work. It would most surely train lay workers and leaders. And there is no greater need in the Evangelical Church. How few of our big business laymen are conversant with and active in work of our Church? When we are asked for representative men or women for community purposes or interdenominational activities, we are oft ashamed to say we have none. Yet we have representative business and professional men among our members, oft prominent in the community otherwise, yet they are unfamiliar with the extent of our Church activities. This is because they have never had a part in the work, or the task big enough has ever been offered them. Here is a work that appeals to the big men of other churches and secures their time, talents and treasuries. It would do the same for the laymen of the Evangelical Church. What a gain such an active, supervising leadership would mean and do for our Church!

And let me say right here that, on the one hand, we would not fear such leadership and supervision on the part of the laymen. There would still be plenty for us pastors to do in the breaking of the bread. (Acts 6: 1-6). Other churches with such active laymen have highest regard for their pastors, and in churches the size of St. Peter's of Buffalo or Chicago pay from $5,000 to $7,000 a year salary, as evidence of their estimation of their pastors worth and his place as leader.

On the other hand, we need not fear that such a City Union would add work to our already overburdened shoulders. For we are right here trying to show that this work, if we allow it, should and will be largely done by the laymen. We pastors will need only to direct and guide them. They would in time assume the whole responsibility and burden. This is done in other Unions. We have in the past assumed too much of the burden, the people were and still are willing. As a result we often broke down, grew discouraged, and thus are not now willing to organize new work for fear of the burden it may mean to us pastors. Let us learn by our mistakes and failures of the past. Make the Union an affair of the laymen, and we will have trained leaders in our Church.

Conclusion

Having shown the need of such City-Wide Unions and the man-

ner in which they could be organized and managed, we close with an appeal to pastors and churches in every one of our large centers neither to shirk or neglect this responsibility in meeting the spiritual needs of the people in the cities.

Finally, it should be the work of the Home Mission Board to plan, recommend and push such Unions, for the work of such Unions falls naturally within the province of the Home Mission Board. They would promote the work of this Board in the cities as nothing else has done or can do.

The Miraculous in the Bible

(This paper was read by the Editor before a body of ministers.)

When Bishop Butler (of "Analogy" fame) wrote his celebrated defense of natural religion in general, and Christianity in particular, in order to force a deistic philosophy and loose society to a sober and earnest consideration of the claims of religion, he still advanced the miracles of the Bible among the evidences of Christianity. He tried, indeed, to vindicate their reality in several ways, for instance, by a reference to the simple, unadorned style in which they were written, being mentioned incidentally, without any special emphasis, the same as the other parts of the Biblical record, as tho they were the commonest things in the world: but then he found in them a corroboration of its teachings not to be belittled or gainsayed.

We of today have to pursue an opposite course. Instead of being able to convince the world of the truth of our religion by pointing to its miracles, we see ourselves brought to the necessity to prove the reality of the miracles and the miraculous by the sanity, reasonableness and excellence of the rest of the biblical faith, and on the ground that for some indisputable, great facts that fall under common observation a miraculous explanation is the only satisfactory one. It is not difficult to detect the causes that have brought this change about.

A *critical philosophy* from Spinoza down to Hegel has caused its guns to play on the fortress of miraculous theology from all sides, and in the opinion of many reduced it to ruins, or at least made it untenable. Spinoza denies their metaphysical possibility, for as a pantheist he does not know of a God distinct from nature, thru whose agency such breaches of the order of nature could take place.

Hume combats their historical trustworthiness. He says, "No testimony can be accepted which contradicts a uniform experience," a position which Paley in his Evidence of Christianity attacks with great skill. (Recall his assumed case of twelve reliable and competent men uniformity testifying to the reality of one incident, say the raising of Lazarus, would it be sufficient proof?) Kant is of the opinion that miracles are without any practical usefulness. Since

the main object of religion is to enable man to lead a moral life, no miracles are needed, for his own reason teaches him the wisdom of complying with the demand of the "categorical imperative" that he finds in his bosom. Schleiermacher says, "Miracles have no religious significance." No surprising position for him to take, for, aside from other considerations, there is never entirely wanting a strong pantheistic undercurrent in his system. According to Hegel miracles have no evidential value. Certainly not, for his creative brain evolves the universe out of the idea, without any external sources of miraculous or other character. Religion was to him only the pictorial representation of the idea, a view which is bound to reduce the actual facts of the faith to mere symbols.

The Tübingen school of theologians, following in the track of their great luminary, Hegel, discern in the narratives of the miracles a threefold mixture; real occurrences, where such were possible on naturalistic principles; legendary myths, springing up spontaneously out of the fertile soil of faith; and inventions pure and simple, as in the case of most of John's miracles.

With the breastworks of the miraculous position thus carried by the attacks of speculative philosophy, it seemed an easy thing for the natural science of the nineteenth century by bringing into action its artillery of the most modern improved type, to force the defenders of the faith, shut up as they were already in their last citadel, to complete and unconditional surrender. The last fifty to seventy-five years have seen a marvelous development of the exact sciences. The world had grown weary of the deductive method which seemed to spin a whole world-system out of such flimsy material as the speculative idea and explained the universe by a process of logical reasoning without once stirring from the seclusion of the study. The pendulum swung around to the other side. The human mind began to try the solution of the phenomena of nature by the *inductive* method, using the powers and instruments of minute and careful observation, and reaching out by patient, accurate, unbiased research and comparison, (or combination,) after the underlying, ultimate law. Charles Darwin, the king of observers, is the apostle of the new science. The process of observation which was tried with marvelous success in one or a few branches of the domain of natural science was extended to the whole, and at last there was built up a complete and comprehensive view of the universe, its origin and history, which seemed to dislodge the divine and miraculous from the last position which it was thought to hold by inalienable right, and which had been deemed impregnable during the fierce storms of centuries and the corroding process of millenniums. They had also this great advantage of the philosophers of the speculative school that their teachings seemed to be wholly resulting from exact observation, while with the others the spirit of a priori assumption, or logic running riot had been objectionable to sane minds of a practical turn.

The kernel of the so-called evolutionary view of the world is this that it claims to give a wholly natural explanation of the world, to the exclusion of every divine, supernatural, or miraculous agency. It has to invest the original cell out of which the universe unfolds itself into millions of forms, with marvelous powers, the source of which it cannot explain; but, this once given, the rest is easy. In unbroken process, by slow stages and infinitesimal gradations, comes the whole world of beings, inanimate and animate, its classes, orders, families, genera, species and varieties into existence, by various laws and the play of resident, inherent forces only. A grand spectacle of evolution, as foreshadowed and prefigured in the history of the individual from the germ, the hen from the egg, or in the growth of the tree from the root to the trunk and all the ramifications of the crown.

The evolutionary theory has had a most far-reaching influence on all branches of general and scientific knowledge, not only on natural history, but also on general history, philosophy and theology. There are indications that it has reached its crest. Some time ago a book appeared entitled "At the Deathbed of Darwinism." Yet, with the spokesmen of science, it still reigns to a great extent with undisputed sway, and still longer will it take till the rank and file of their followers will begin to realize that its dictates are not final. It is generally so, and not at all surprising, that a system, when buried by its foremost promoters and advocates in the upper stages of scientific society, experiences a resurrection among the unthinking multitude. So was infidelity a theory of the savants and a fad of the courtiers in the time of Louis XV., but in the next generation the submerged masses, the artisans and peasants, drew the practical consequences of the philosophical principles of Voltaire and Rousseau, while among the upper classes the reaction already set in towards the supernatural and even towards clericalism. And again in a similar way did the Socialists of Germany frankly admit, "You Liberals have given us the ideas and we make the practical application to the present state of society." The discomfited Liberals would gladly now repudiate their own offspring.

Under these circumstances must the defenders of a miraculous faith feel that they cannot float with the current, but that their fight will largely be one against the spirit of the age. The situation is a critical one. The believer in the Christian religion feels instinctively that to give up the miraculous would be to give up the very soul of his spiritual life and the backbone of his faith. At the same time he is himself thoroly imbued with the tendencies and modes of thinking of the time and more or less in harmony with the ideals of the age. He admires the achievements of modern science, he does not claim for his own realm an exemption from the general sway of the laws of nature. So we notice that quite a few are resorting

to a kind of compromise. They are not prepared to have the miraculous element eliminated altogether, but they are ready to abandon all the outposts that are not absolutely necessary. They say they will not dogmatize on the mode of creation, if evolution will let them keep the Creator. They are ready to make liberal concessions in regard to much of the rest of the miraculous, if their main defenses remain safe from attack. They are willing to sacrifice the nature miracles for instance, if the opponents will let them have those of healing, and if these must also go, they will be satisfied if they can keep the resurrection. That is a position wholly unsatisfactory, inviting the indignation of the faithful and the scorn of the other side, as when David Strauss sneeringly says: "The domain of religion is being narrowed down by the advance of science as the territory of the Red Indian by the advance of civilization."

We are by no means disposed to admit this and will endeavor to show in the following pages that we are well able to defend the miraculous element of our religion, that it is an integral part of our faith as of the Bible, that the Christian religion would not have become what it is without it, and that it alone makes possible a rational conception and explanation of Christianity, that here alone is to be found the best solution for the highest problems and the most satisfactory provision for the deepest needs of the human mind.

Miracles are "events in the natural world, but out of its established order and possible only by the intervention and exertion of Divine power" (Stand. Dict.); or as another writer says: "Events out of the common course of nature and not explicable by natural laws." We notice that in the latter definition the positive side is not stated, but it is implied. Now the very nature of our religion, purporting to be a product of revelation, introduces a miraculous element right at the threshold of the discussion. Revelation —let us try to get an adequate and clear view of this astounding word and the most audacious claim implied in it. Revelation, etymologically considered, is the act of unveiling. The subject of the unveiling process is meant to be the Deity. The Christian religion claims to be the vehicle of a unique revelation of God, and the Bible to be the depositary of this revelation. We do not go so far as to say, there is no revelation of any kind or any religious truth outside of the pale of Christianity. It is well known that the earlier Christian thinkers, trained and brought up as they were under the philosophical teaching of ancient Greece and fond of their old masters, never befouled the nest that had sheltered them as fledgelings. It was a favorite thought of theirs that the "aspirations of pagan philosophy after God were prompted by the eternal word speaking in their hearts." Justin Martyr says: "There is always a seed of divine reason in man." Origen distinguishes a two-fold revelation, one of the conscience and one of the Bible. Out of the former the

heathen drew their spermata aletheias, seed thoughts of the truth (cp. also his "stromateis", a harmony of the ideas of Christianity and philosophy. The book itself is lost). But this revelation is insufficient, subject to degeneration, and it did degenerate. It yielded for the most part only the negative result to prove that the world in its own way could not attain to the true knowledge of God, as Paul says, 1 Cor. 12: "After the world by wisdom knew not God, it pleased God to save the world by the foolishness of preaching," (of the cross).

The contention is, then, that God, forseeing this result, determined to reveal himself in a special way, and to do it in such a manner as to keep the record of this revelation, to preserve it intact and reliable, to be available for all future times and to become the text book of all the nations that were to come in contact with it. The chosen vessel to receive such revelation is Israel and the text book is the Bible.

The purpose of this great plan was, as was said before, divine self-revelation. This self-revelation could not have for its object the satisfaction of the intellectual needs of man only. God, being the source of all life and goodness, must by communicating himself to man influence all his powers, mind, will and sensibilities, re-create what was corrupt, cleanse what was impure, and quicken what was dead. The ultimate object of divine self-revelation is thus redemption.

What philosophy could not do for the world, that God did for Israel by entering into a relation with them that was not vouchsafed to any other nation. It is not claimed for Israel that it possessed greater aptitude for the task, but that it enjoyed greater privileges. "For what nation is there so great who hath God so nigh unto them as the Lord our God is in all things that we call upon him for?" Deut. 4: 7. The men who were the agents of this divine revelation —seers, prophets, when professionally exercising this function, or ordinary men, shepherds, cowherds, priests, singers, kings, generals, were in various ways approached and influenced (inspired) by God, but made so absolutely sure of the divine origin of their message that they never hesitated to proclaim it with a "thus saith the Lord." They never confounded them with their own reasonings or with the discoveries of their own minds, which might have had their origin in the wishes and hopes of their hearts. They were willing not only to die for it, but to drag out a weary existence and bear the lifelong ignominy of being thought enemies of their own country, if need be, in obedience to the divine command. I refrain from citing references but will allude at least to the case of Jeremiah, ch. 1, his call, and ch. 20, so memorable in picturing the fierce struggle of the prophet under the unbearable burden and the sovereign, constraining power of the divine voice in the conscience: "Then I said

I will not make mention of Him, nor speak any more in His name. But His word was in my heart as a burning fire shut up in my bones, and I was weary with forbearing and could not stay."

Of course, there have been fanatics at all times, and in all climes, and many wild vagaries of half-crazed dreamers or bold impostors from Mohammed to Dowie have been attributed to divine origin, but we shall presently apply ourselves to the task of showing that this is not a case in point. It has also been often advanced that the Semitic races possessed a special aptitude for religion and that this is the explanation of their importance in the history of religion. That was for instance Renan's (life of Jesus) argument, but the Bible and comparative religion disprove that view on every page.

Philosophy has long ago decreed that the claim of a special final revelation being given to Israel is against the regular and universal course pursued by the power that shapes the destinies and distributes the mental qualifications of the peoples. Nor can evolution ever admit that at any time a moral and spiritual equipment should have been vouchsafed to an individual or nation which could never be surpassed in the onward march of the race. But such is the belief of the Christian, and the time is still distant when he will be forced to award the palm of supremacy to a higher claimant.

Revelation does not posit a relation of God to man which is absolutely without parallel or precedent in human experience. Every religious person knows what it is to have intercourse with God in prayer, but prayer viewed as a dialog, not as a monolog, prayer embracing not only the aspiration of the heart after God, but also the granting of this aspiration by an unmistakable, divine answer: "I waited patiently for the Lord; and He inclined unto me, and heard my cry. He brought me up out of the pit and set my feet upon a rock." Psalm 40.

In the divine relation to the subject of revelation this assurance of divine interposition as received in prayer, is intensified to the highest degree, and then (and this is never to be overlooked,) divine revelation in the true sense is spoken of in the Bible only *in connection* with *the whole history of God's self-communication.*

The Bible does not relate detached experiences of individuals and sporadic occurrences of miraculous acts strung up on a thread like the tales of the Arabian Nights, but it gives a connected history which has for its theme the gradual self-revelation of God. Thru self-revelation He prepares in Israel a congenial soil. Within that people He unfolds His mysteries thru chosen vessels of grace. Here he establishes a form of worship and all institutions of a positive religion until this process finds its consummation in Christ. In Him dwelleth the fulness of the Godhead bodily, and He pours out this fulness into the church, which is the human permanent result of God's self-revealing and the instrument of its spreading over the universe.

Summing up what we have said on the revelation character of the Bible we would say that the process of the divine self-communication is called revelation, that the way in which it was done is by inspiration, that the record of this is the Bible, and the fruit and result the Christian church with its precursor, O. T. Israel. This is an exalted and unique claim for the Bible and it would seem hard to prove it. Secular criticism will only grant us that we have in the Bible the literary creations of a race gifted with a peculiar genius for religion, the same as we have in Homer's works the legacy of the Greek genius for poetry.

The authoritative declarations of the prophets are said to be hyperbolical expressions of persons possessed of rare moral earnestness, and their supernatural pretensions are rated as the natural language of men of a highly emotional race with a preference for the figurative way of speaking.

To all of these objections and interpretations we say "no!" And the only proof of the reality of its claims we adduce is the character of its contents. Where, in all the range of literature is there such a book as this? Where, in all the sacred writings of ancient religions and peoples, is there such an exalted form of Monotheism, and at the same time, a Monotheism so full of life; "not a bold abstraction or a bloodless phantom," (Kautzsch) but one throbbing with creative life, love, sympathy; an inexhaustible source of comfort; a pillar of strength; a generator of deathless enthusiasm? Where is there to be found a Monotheism so thoroly ethical, giving us a God whose throne is holiness and His scepter righteousness, as the God of Moses and the prophets? Where such a marvelous knowledge of the human heart that lays it bare even to the most secret springs of its hidden life, and also meeting and satisfying its most vital needs and highest aspirations? Such fruit has never grown on the tree of heathenism, therefore we are justified in saying: "God's hand has planted it in a soil of His own choosing and preparing, and, furthermore, every one can make his own test of the most practical kind, an argumentum and hominem of the most personal character. If he will open his ear to the divine voice speaking from these pages he will find that all that is good in him be quickened to new life, and all that is bad will be subdued and forced out. Of course, things of this kind can not be demonstrated like a mathematical proposition. They require susceptibility and a sincere love of truth, and also the feeling of the necessity of a guiding hand. But whosoever will do the will of God, i. e., he who comes to it with an honest purpose and a sense of his limitations, will see whether these things are of God or not.

When we have said so much of the divine side and element in the Bible it will not be misunderstood if we remark in passing, that it has also a human side like all other books, that for this reason it

is a proper subject of critical investigation, and that in the course of such investigation many discoveries have been made which have materially modified the traditional view of the Bible and the extent to which it is to be regarded as a product of revelation.

We propose now in the following pages briefly to discuss some of the miraculous features of fundamental importance, and to show, in treating them, that the miraculous principle is the only rational one for the interpretation of the grand subjects we are confronted with, and that naturalistic modes of explanation, without removing the real crux of the difficulty, leave unexplained and even untouched the very kernel of the problem.

We start with the biblical *cosmogony*, for it comes first, not only in point of time, but also in point of rank and significance. The question, as to how the universe with all its phenomena originated, has engaged the interest of philosophy since it first began to move its wings. But, however much Greek philosophy differed on the kind of matter out of which the earth was formed, the existence of matter itself was always pre-supposed, and to this day and the latest stage of the evolutionary period has the existence, and, therefore, the eternity, of matter always been, if not a dogma, at least a working hypothesis in philosophical systems. It was left for the Bible to speak here the bold, the grand, the satisfying, the liberating word! We do not say that the idea of the Creator is foreign, to the Babylonian cosmogonies, for instance, but we do say that the cosmogonies of non-biblical origin are as different from those of Genesis as the unbridled ravings and wild fancies of a madman differ from the clear, sober but sublime ideas of the man of genius. The simplicity and dignity of the Biblical account, together with some remarkable characteristics, as the arrangement of the six days' work, so strikingly in harmony with even the latest teachings of science, the position of man at the head of the creation and the explanation of his superiority, the transcendency of the deity and at the same time His sympathetic relation to the works of His hand, the majesty of the language which puts in the plainest form the most tremendous truths, all these things invest it with a peculiar grandeur, a never fading glory, a matchless and overwhelming charm. To account for these excellences in any other way than by the assumption of divine revelation acting on the cosmogonic material in existence, freeing it from all mythological, polytheistic and fantastic elements and raising it to a height sky-high above all its competitors, is utterly impossible. It furnishes at the same time the adequate, ultimate cause for the existence of nature's grand and boundless realm. Evolution evolves everything out of the original cell, but where this cell came from it cannot tell. Darwin thought that life was breathed into it by the Creator, but his followers are grieved at this concession. Altho it is gratifying to us to note that even he could not get a start-

ing point without positing a creator, we are by no means taken with the mode of creation which he proposes. We would rather, following Genesis, choose a series of creative and, therefore, miraculous acts as the beginnings of newer and higher forms of life than one primitive miracle out of which the rest of the creation evolves in a natural way. And it seems that the world in general is waking up out of its infatuation for the Darwinian view. The evolutionary conception of the origin of species from one root-form by differentiation and adaptation, has never advanced beyond the stage of a theory, and indications are getting more numerous all the time that the men of science are emancipating themselves from the shackles of its dogmatic speculations, and will distinguish more clearly in the future between observed facts and doubtful inferences, between established results of scientific research and bold dicta of the philosophers and demigods of natural science. When that will have been accomplished, it will seem preposterous to many, perhaps, that the naturalistic miracles of the eternity of matter, of spontaneous generation, of the growth of the conscious from the unconscious, and, in the last analysis, of the origin of the soul from matter, should have appealed to them more, than that the infinite created the finite, that the living God breathed into man a soul, that the voice of his conscience, his moral nature, is the heritage of his birthright, as of one made in the divine image. But outside of the Bible these questions will remain as sphynx-like and inscrutable as before, and no Oedipus will appear to solve them till the world will be humble enough to turn to Moses and the prophets as the mouthpieces and interpreters of divine revelation.

While an adequate conception of the Bible, and of the light it is able to throw on all these subjects, cannot be formed without allowing divine revelation a large share in inspiring or influencing and shaping its contents, it does not follow that God's finger wrote it from start to finish, or even that God's spirit is responsible for everything that professes to emanate from Him. The Saviour must have loved the book of Deuteronomy, for he quotes it more than, perhaps, any other book of the Old Testament. And still the merciless spirit that occasionally breaks forth in that book cannot have been to his liking. Let me give a taste of it from the 13th chapter, 6th verse: "If thy brother, or thy son, or thy daughter, or the wife of thy bosom, or thy friend, which is as thine own soul, entice thee secretly, saying, let us go and serve other gods, thou shalt not consent unto him, neither hearken unto him, neither shall thine eye pity him, neither shalt thou spare nor conceal him. But thou shalt surely kill him; thine hand shall be first upon him to put him to death, and afterwards the hand of all the people." Does this not almost read like a page from the instructions of the so-called Holy, we would say, Hellish Office of the Inquisition? Or verse 12; "if

you shall hear in any of the cities that certain sons of Belial have made the inhabitants of the city serve other gods, inquire diligently, and if it be the truth, thou shalt surely smite the inhabitants of that city with the edge of the sword, destroying it utterly, and shalt burn with fire that city, that the Lord may turn from the fierceness of His anger and have compassion on thee."

Examples of this kind could easily be multiplied, and it seems to me that Philip II., the devil of the South, who used to say that he would rather turn his domains into a desert than to allow one heretic to live in them, must have derived his inspiration from such chapters as this. But the Lord, when he discovers a similar temper in His best disciples, exclaims rebukingly: "Ye know not what manner of spirit ye are of." Luke 9: 55. The spirit of the Lord may adopt different methods at different times, but can this spirit itself be one in the New Testament and another in the Old Testament? In a similar way do we believe that that minute code of legislation to be found in Exodus, Leviticus and Numbers was the product of the growth of centuries of national and religious life, and not the ipsissima verba of the Almighty, codified and paragraphed and shelved, ready to be taken down as the emergencies of future conditions and ages would require. The Bible is the deposit of centuries of religious training and development, growing as time went on, not only in volume, but also in clearness of religious perception, in spirituality, in moral fiber and tone, in mildness and tolerance, in breadth of view and universality. It is not always easy to draw the line between the divine and human, the permanent and transitory. The full light can only come as a result of the faithful labor and advancing enlightenment of the whole church, but the supremacy of the Bible, as pointed out above, the fact that, considered as a whole, it is the book of God, giving us the history of His self-revelation to man and giving it alone, this cannot be doubted. But since this revelation has passed thru human hands it is necessary for the individual reader and the whole church to have and to abound in spiritual discernment which teacheth us rightly to divide the word of truth (in a sense a little different from what Paul meant, 2 Tim. 2: 15.)

We must now leave the outer court and prepare to enter the inner temple of the New Testament. But before we bid adieu to what was in a large degree but shadows of the true substance of things and types of better things to come, we want to say a word on the evolution of the miraculous as we witness it in the Old Testament process of revolution. We may well say, "evolution," for there is to be noticed a development, an upward movement from cruder forms to more refined ones, from miraculous occurrences of a very palpable kind to those which occur entirely in the region of the intellect and spirit. In the first stage from the parents of the race to the age of the patriarchs inclusively, the theophany, appearance of the deity

in sensible form, or its embodiment in angelic representatives, are a very frequent vehicle of divine revelation. But at the time of Moses we already perceive a marked toning down, for tho there are visions and apparitions they have a more spiritual and less corporeal character. They do not sit down to meals of flesh, milk and butter, as in Abraham's time, but converse with man on a higher level. Pictorial representations of the deity by the forces and elements of nature we find, but they partake more of the symbolical; and so the spiritualizing process continues till it reaches its consummation in the age of the book-prophets, whose miracles are on the whole those of an elevated spirituality. Again the miraculous revelation of God does not run in a continuous, unbroken stream, but has its ebb and flood tide as the great ocean. It has its mountain peaks of sublime grandeur, dazzling light and superb perspective, but between them lie the lowlands of commonplace existence and often the barren stretches of national decadence and epigonic mediocrity. Epoch-making periods are all big with miraculous forces and romantic with miraculous occurrences. So, pre-eminently, the nation-building time of the Exodus, the desert wanderings; the agitated and chaotic days of the judges teem with miraculous events and achievements; but the age of David, so rich in thrilling incident, so pregnant with theocratic and messianic meaning and so productive of poetic lore, show more the benign ruling of divine providence than the brillant and bewildering flashes of miraculous activity. The extraordinary personalities of Elisha and Elijah produce an upheaval, a new breaking forth of the supernatural element. The hungry are fed, the dead are raised, nature is acted upon. Jehovah manifests himself in the presence of the multitude, accrediting His servants and covering the idolators with confusion. But as we indicated before, when those prophets appeared to whom the world owes most, there is a dearth of miraculous incident, and yet their influence is none the less astounding, or their credentials less supernatural, for how can their loftiness of tone, fearlessness of spirit, clarity of vision, infallibility of insight, and prophetic assurance be accounted for, unless they were agents and exponents of the deity, unless their message came to them in a way different from, and superior to, the speculations of the philosopher and the inspiration of the poet?

We will not attempt to show why this process of the evolution of the supernatural in the Old Testament was natural, nor take up the question whether all the miracles recorded deserve equal credence. Suffice it to have shown that the miraculous element is there; furthermore, that it is an essential feature of biblical revelation and history; that in the nature of things it was to be expected and could not be spared; and that the way in which it is introduced and operates is sane, sober, rational, admirable and commends itself to the judgment of every unbiased, truth seeking and appreciating student.

After spending so much time in and on the Old Testament, it will be impossible to treat of the New Testament with like fulness; nor is it necessary, for the New Testament is a book of much smaller compass. It contains a portraiture of a single generation, the life of the Christ and the acts and writings of some of His apostles. It will serve our purpose best to concentrate our attention on the miraculous work and person of Jesus only. We will mainly have to discuss the short period of His ministry, three years of official life; but how much those years mean to the world and how full to overflowing of the miraculous! The various forms in which the supernatural manifests itself in the Old Testament at different times and stages all reappear unitedly in His person. He claims to be a permanent theophany, not only a transitory representation but a real hypostasis of God. The very origin of this new prophet is a mystery and miracle of the first and an unparalleled rank. What the angel of the Lord is only temporarily and perfectly, He is fully and at all times. He is the Son of God and son of man, conceived of the Holy Spirit, born of the Virgin Mary. The Word became flesh and dwelt among us; so writes John the Evangelist, in his old age; and as he writes the characters become letters of fire and of a size to attract the wondering gaze of the world. He repeats the mighty statement to himself in slow and measured tones, and as he ponders over it his heart burns within him and he continues in raptures, "And we beheld His glory as of the only begotten of the Father, full of grace and truth." The mystery of the incarnation is the miracle of all miracles. It is that in its fulness which the Old Testament divine manifestations are in part. Accept it and all other miracles fall into line, would seem the natural outcome of that great enigma at the threshold; reject it and you will end by rejecting them all and, indeed, little would it help you if you kept them all after denying that one. It is useless to make an honest effort here to try to understand it and express it in terms of ordinary language and conceptions. Augustine bent all the powers of a gigantic mind to the task. His insatiable longing was in all things to penetrate to the very bottom, but despairingly he cries, "Can a child dip out the ocean?" The only thing that can bring satisfaction and peace of mind is to prostrate yourself with the archangles in adoration: Holy, holy, holy, is the Lord! or with Moses to take off your shoes, for the place on which thou standest is holy ground! There are many problems rising before us as we view the Son of man, but the only way to come to an understanding, as far as finite minds can come to it, is to recognize that He was the Son of God (in the Biblical sense). It is easy to say wisely or scoffingly, with the Tübingen school and their followers in more recent times: The gospel of the virginity is the product of the worshipful fancy of Jesus' disciples, who began early to put the crown of legendary glory on their hero, and fill out the obscure places with the

fanciful and marvelous details which their admiring faith found easy to believe. But what other explanation have you to offer for that altogether unique life that followed? The morbid fondness for the miraculous in medieval times has, indeed, furnished a miraculous embellishment for the childhood and youth of Jesus which is a blank in the evangelists, but there is no better argument for the reality of the New Testament miracles than just these medieval miracle stories when you contrast their silliness, puerility and even genuine wickedness with the sober spirit, the purposeful, benignant, highly instructive character of Christ's miraculous ministrations.

It is not necessary to subject the Lord's miraculous activity to a detailed examination. Some general remarks will be sufficient. There was a time when miracles were only rated as to their evidential value. They have such evidential value. They are credentials that message and messenger are of God. If we accept Jesus and other men of God as teachers of divine truth who stand to God in a relation altogether their own and out of the common, it will not be surprising to see these men possessed of powers out of the ordinary. But we would rather now-a-days, lay the stress on their character as *means* of *revelation*. They exhibit the person and teachings of Jesus in deeds, as his discourses do in words. They show that Jesus is the divine healer, who has power to cure in the physical sphere as well as in the moral, for the body is according to Scriptural ideas equally God's work as the spirit, and, therefore, equally to share in the benefits of redemption. They illustrate His claim that in Him is the love of man as well as the love of God, that He is able to conquer Satan in all his dominions.

The scientific spirit of our time takes particular offense at the nature miracles. The continuity of nature will not permit an occurrence that is not subject to natural laws. But our idea of the miracle is not that of a violation of nature's laws. If God is the creator of the universe, an immanent force in His own creation and intelligently leading its course to the realization of the highest ends, as the Christian believes He is—then it follows that He must be able to so control the laws of nature as to make them subservient to His kingdom, or even so to interfere in the natural domain as to bring His own powers into operation directly, without the agency of second causes, since these powers, as soon as they are put into action, adjust themselves and are made subject to the ordinary laws of nature. If God is not the creator and ruler of the universe, then its origin, laws, mode of operation, its meaning, its purpose and end are alike insoluble mysteries and will forever remain such. To us, therefore, the nature miracles, far from being puerile conceptions of the human mind in the naive stage of its childhood, are a guarantee of the fact that the God who designed the plan of salvation is also the God of the universe and, therefore, able to carry out this plan within

man's natural and often adverse surroundings or, as Paul puts it, Rom. 8 : 28, to those who love God all things work together for good.

There is only one point left before we come to a close, the miracle of *Christ's character, teachings* and *influence,* the so-called *moral miracle.* We face here a phenomenon, the depth and marvelousness of which no amount of sagacity can fathom and no ingenuity of criticism can dispute. That he was the greatest moral reformer and champion of righteousness, the peerless philanthropist, the model ethical teacher, is readily granted on all sides. Some find that Buddha was in some respects as enlightened and sympathetic as He, others that Socrates was as wise a philosopher, Epictetus as exalted a moralist, and so forth. But these objections need not be taken too seriously, for we do not believe that any of the advocates of these views fully believed in them themselves. The greatest minds of all ages have paid tribute to His greatness as a man, His courage, the sweetness and evenness of His temper, the loftiness of His teaching, the consistency of His conduct, that wonderful combination of manly and womanly traits in His character and the striking originality of His mind. Language has been found too poor and its vocabulary too scant to sing His praises. Schleiermacher, half pantheist that he was, revered in him the model man. Theistic evolutionists reckon Him as a sociological variation, the originator of a higher species; Socialists, however bitter against His church, cast no stone at Him. But since they will not accept Him as the son of God, they fail to furnish an adequate explanation for His alpine greatness. For philosophy cannot admit that the absolute could find a full realization in the individual, nor can evolution account for his superiority by natural selection and preservation by His environment, for "His environment crushed Him out." (Bruce) Since it was impossible to properly classify Him if He stands in a class by himself, some have tried to find flaws in His perfection. Here is what they say in part: He had crude ideas of God; His denunciation of Pharisaism was excessive and often fierce; He erred on eschatological things. He believed in a personal Satan and demoniacal possession. Some of these faults seem to us rather virtues, others baseless. When he says, (as to the eschatological objection) Mark 13, 30: "This generation shall not pass till all these things be done," or Matth. 10, 23: "Ye shall not have gone over the cities of Israel till the son of man be come," or John 21, 22, of John the Evangelist: "If I will that he tarry till I come, what is that to thee?" we see this "coming" and other things referred to fulfilled with the destruction of Jerusalem, which is a type of the end of all things. Others who admit the error, explain it by their conception of the Kenosis, Phil.. 2 : 5. In His treatment of demoniacal cases He is supposed to have adapted himself to current beliefs. But in no way do we concede a defect of the religious and moral teacher in these things. So we are shut

up to the conclusion that we have in Him the revelation of the Father, the excellence of His glory, the express image of His person, the Son of God, consequently a miraculous Christ, miraculous in His beginning, His life work, His example, His abiding influence. We agree, therefore, with Peter that it was logically impossible that His soul should be left in Hades, or His flesh see corruption, Acts. 2: 31. The crowning miracle of His life is His resurrection, and without that His life would be an enigma, His cross a cruel disappointment, His church a puzzle. But now Christ is risen and everything becomes wondrously clear and intelligible. A heavenly light falls not only on His Cross and person, but its rays disclose the whole path of divine revelation, often tortuous and intricate, often deserted by faithless generations, often losing itself in the sands of deserts, or under the tread of armies of the aliens or in the capitals of world empires, but at last the goal is reached. In the fulness of time God sends His son and the dreams of seers, the hopes of patriots, the prayers of the lovers of man become yea and Amen in Him! Vetus testamentum in novo patet. The Old Testament is unsealed in the New, and in the light of the whole book we understand the world, God and ourselves. A natural world, a natural creation, a natural Christ, a faith purged of all supernatural elements will not do. It is also a contradiction in itself. Man wants an object of worship and trust. Can the unknowable be such? It would be, as one says, only the ghost of religion. David Strauss professes that he feels a reverence toward the universe as the Christian does toward God. Others propose humanity as such an object. Oh wretched substitutes! Give us the genuine, the real thing. Nothing will do but what has done so much in the past. We will hold fast what steeled the martyr at the stake, weathered the storms of ages, outlasted the philosophies of all times and nations; was found equal to all crises, and a match for all emergencies, experienced a rejuvenation with every onward movement of the human mind; the God of Moses and the prophets, a miraculous faith, a miraculous Christ, and a miraculous Bible.



Editorielle Aeußerungen

The Council of Federated Churches and the Question of Moral Leadership

For reasons once before stated this Editorial appears in English. During the war we received numerous communications from the Federal Council. In the bigger cities these came to us from the local organizations of the "Federated Churches." No one could find any fault with the patriotism of the Federal Council. It did all it possibly could to keep up the "Morale" of the folks at home and to support the government in every conceivable way. The government appreciated this loyal service and gave frequent and complimentary expression of its approval. Nor could any of the churches affiliated with the council withhold from it the testimony that it had worked with the government in a spirit of cooperation unexcelled in any country of the warring nations.

But "he that putteth off his armor shall not boast as he that putteth it on" (see "Rundschau" p. 56.) What has it done since the war has come to a victorious end? Its task surely was not completed when the armies of the Allies had vanquished the armies of the Central Powers. When the armistice was signed, then began a new task, more difficult perhaps and, to be sure, not less important than before. Then it was time to remember that its objects were Christian as well as American, that to patriotism was to be added the love of humanity. There was a committee for the preservation of the "moral aims of the war" and one for "international justice and good will." What has the Council done along these lines?

One of the first and prime needs of the world after the declaring of the armistice was the lifting of the blockade. It was left on and the consequence was the death by starvation of hundreds of thousands of women and children in the countries of our former enemies. Did the Council call to mind the injunction of Holy Writ, "When thine enemy hungers feed him, when he is naked clothe him." The Council did nothing of the kind. It gave no heed to the instincts of humanity, it did not lend the powerful support of its voice to those who in England —and here—pleaded for the raising of the blockade—charge No. 1.

The great opportunity, however, for the Council to reach out for moral leadership came when the "Big Five" met in secret conclave at Versailles. President Wilson was pledged to the "Fourteen Points" and the others to the "Secret Treaties." The president was dined and fêted and flattered. The wily diplomats of the old world knew well wherefore. And soon we on the other side found it out

also. We began to fear, and then we heard that he was fighting a losing battle against the imperialism, the vindictiveness, the selfish national ambitions of our Entente Allies. Then was the time to come to his aid. Then it was the imperative duty of all those who believed that we had been fighting for ideals and had any kind of influence to try to hold him to these ideals. Did the Federal Council rise to the call of the Hour? The Federal Council did nothing. It looked serenely on while all our ideals were immolated. Not even a whisper of protest or remonstration came from the lips of these sainted and enlightened men. And so we have the Peace of Versailles, so far from the peace we had hoped and fought for as the night is from the early morning. Do not say the Federal Council did not object because no one else found fault. There were those who were intelligent enough to see and bold enough to protest, here and over in Europe. But we got no leadership from those who are at the head of the Federated Churches. There is then one thing every loyal man will have to say for them: they did all in their power to help the government win the war. Another thing, however, has to be said against them: they did extraordinarily little to help Jesus Christ win the war. And again, they did all that was popular but absolutely nothing that was unpopular—Charge No. 2.

Finally if their political influence was so negligible that they could do nothing of the things heretofore mentioned, we will mention one thing where they could have done a great deal. We all know of that propaganda of hatred that has been carried on so long in this country. Some of our most prominent ministers have made themselves conspicuous as leaders in this campaign. Their speeches and even prayers read as tho lighted of the fires of hell. Has the Council ever taken a public stand against this? Or has it at least after the war was over taken steps for the bridging over of the gulf between the former enemies, the reconciliation of the nations. It has again done nothing, absolutely nothing. It has then failed in where above all things it should not have failed. In ordinary times we get along very well without a Council, but in the times thru which we have passed and are passing we would have been grateful for forceful Christian initiative in high quarters. We have looked for it in vain. No wonder our faith in the usefulness of the Council is sorely shaken, if not destroyed.

This editorial contains the substance of several letters we have recently written to the General Secretary of the Council. His answers were perfunctory and not in the least calculated to disprove our charges.

Die Kosten der Lebenshaltung in ihrem Einfluß auf den Predigerstand.

Daß wir bei den stets steigenden Preisen alles dessen, was zum Leben nötig ist, einer Krisis zutreiben, ist schon unzählige Male behaup-

tet worden. Wäre das amerikanische Volk nicht so unendlich geduldig und dabei so unverbesserlich optimistisch, so wäre diese Krisis längst eingetreten. Wenn sich bei der großen Masse des Volkes nicht mehr Unzufriedenheit bemerkbar macht, so liegt das auch zum Teil an den verhältnismäßig hohen Löhnen, die dem Arbeiter gezahlt werden. Am schwersten macht sich die Stellung dem Mittelstand fühlbar, besonders bei denen, die auf ein Gehalt angewiesen sind. Dieselben sind nicht in Unions organisiert und haben infolge dessen es nicht in der Hand, angemessene Bezahlung zu erzwingen. Von allen diesen sind wohl die Lehrer und Pastoren am schlechtesten gestellt. Uns interessiert naturgemäß am meisten das Los dieser letzteren.

In unserer Synode werden in einzelnen Distrikten noch heute Gehälter bezahlt, die aller Gerechtigkeit und Billigkeit Hohn sprechen. Wir sagen: in einzelnen Distrikten; denn es scheint vielfach sich nach Distrikten zu unterscheiden. Unsere Kenntnis der Distrikte ist selbstverständlich beschränkt. Aber wir haben den Eindruck, daß es im Ohio- und Indiana-Distrikt hierin am besten steht. Dagegen können wir andere Distrikte mit Namen nennen, wo die Verhältnisse äußerst traurig liegen. Um niemand zu beleidigen, wollen wir sie nicht namentlich aufzählen. Es gibt da Gemeinden, die ihrem Pastor bloß $5—600 Gehalt zahlen, und das heute, wo alle Lebensmittel um das Doppelte und Dreifache gestiegen, und Kleidung und Schuhe beinahe unerschwinglich sind! Wie soll dabei ein Pastor mit einer verhältnismäßig großen Familie auch nur leben, und wie soll er vollends seinen Kindern eine angemessene Ausbildung zuteil werden lassen?

Es ist kein Wunder, daß wir jetzt so oft hören, daß auch bei uns dieser oder jener Pastor sich einem andern Beruf zugewandt hat. Und wir haben ziemlich zuverlässige Kunde, daß eine ganze Anzahl auf dem Sprunge sind, einen ähnlichen Schritt zu tun. Bisher machten wir diese Beobachtung mehr bei den Denominationen englischer Sprache und Abstammung. Bei denen war es von jeher leichter, das geistliche Gewand abzulegen und es mit einem gewöhnlichen bürgerlichen zu vertauschen. Jetzt findet diese Bewegung auch bei uns Eingang und zwar insonderheit bei dem jüngeren, hiergebornen Geschlecht. Der in deutschen Traditionen Aufgewachsene findet es noch immer schwer, sich zu einem solchen Schritt zu entschließen. Er hungert sich lieber durch, als daß er den Talar an den Nagel hängt und Versicherungsagent wird.

Viele andere schrecken von dem Aeußersten zurück, aber da sie doch leben müssen, so suchen sie nach einem Nebenverdienst. In englischen Kirchen ist das hier und da eine so gewöhnliche Sache, daß mir z. B. von einer großen Denomination gesagt wurde, etwa ein Drittel der Pastoren versuchte es auf diese Weise ihr „Soll und Haben" in ein besseres Verhältnis zu bringen. Am Sonntag steigen sie auf die Kanzel, und in der Woche schreiben sie Versicherungskontrakte, verkaufen

Bonds, „machen" in Grundeigentum und dergl. Uns verbietet das eigentlich ein gewisser Paragraph der Statuten, aber wir vermuten, daß in Anbetracht der Not der Zeit derselbe ebensowenig angezogen wird wie der über die Angehörigkeit der Pastoren zu Logen.

Die Lage ist eine äußerst ernste, und die Distrikte und Beamten haben hier einzuschreiten. Es ist wahr, daß in letzter Zeit sich an vielen Orten eine Besserung bemerklich macht. Die Arbeit unserer Kirchenblätter ist nicht ohne Frucht geblieben, sollte aber ganz **entschieden und mit Beharrlichkeit** fortgesetzt werden (deutsch und englisch). Viele Gemeinden haben ihre Gehälter erhöht, manche freilich nur wenig und unzureichend. Die meisten aber haben es nicht getan. Geschieht es nicht bald, so wird ein großer Exodus aus dem geistlichen Stand einsetzen in mehr lukrative Berufe. Es ist wahr, wer sich von Gott berufen fühlt zum Predigtamt, wird bleiben, so lange er kann. Aber bei vielen ist dies Gefühl nur schwach und hält dem Druck der Verhältnisse auf die Dauer nicht stand. Wir stimmen mit der „Reformierten Kirchenzeitung" überein: Ein Pastor an einer lebensfähigen Gemeinde sollte wenigstens $1200 Gehalt haben, und in einer Großstadt wenigstens $1500 bei freier Amtswohnung. Unsere Gemeinden müssen dazu erzogen werden, daß sie ihre Pastoren den Zeitverhältnissen entsprechend stellen, und die Synode muß durch die Distrikte und durch ihre Blätter sie dazu anleiten.

„Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr hält uns im G'leise."

Es war Moltke, der das Wort Schillers (Piccolomini 1, 4) von der „immer gleichgestellten Uhr des Dienstes" so vervollständigte, und es geschah in schwer bewegter Zeit. Wir haben in den verflossenen Jahren oft an dies Wort und seine tiefe Wahrheit gedacht. Wenn die Welt in Stücke zu brechen droht, so bleiben doch unsere täglichen Pflichten, und wer sich ihnen treu und ohne Wanken hingibt, findet den festen Punkt, wo seine Füße stehen können. Schiller war ein Schüler Kants und ein Gläubiger seines „kategorischen Imperativs," nur daß er zu dem strengen Pflichtgefühl die innere Neigung, geboren aus der Liebe zum Ideal des Wahren, Schönen, Guten hinzufügte. Wir gehen über beide hinaus, indem wir durch Christum gelernt haben an den Vater zu glauben, der die Welt lenkt mit Weisheit und Gerechtigkeit und unser eigenes Leben, so daß uns alles zum Besten dienen muß.

Doch, dies immer im Sinne haltend, wie viel Weisheit in dem obigen Wort! Der Dichter legt es einem Soldaten in den Mund. Ein Soldat in Friedenszeiten jedoch ist uns nicht das höchste Beispiel der Pflichterfüllung und weisen Ausnutzung der Zeit. In friedlicher und steter Arbeit des Bürgers läßt es sich am besten verwirklichen. Wie heilsam die Einrichtung der 8- oder 9stündigen Arbeit für den Durchschnittsmenschen, wie charakterstärkend, wie segensreich, wie nö-

tig für den rechten Genuß der Mußezeit! Es ist dies zu einem großen Teil, was die Welt zusammenhält. Wir Pastoren allein haben das zweifelhafte Vorrecht, Herren unserer Zeit zu sein. Welch große Gefahr darin liegt! Diejenigen, die an großen Gemeinden stehen, und deren Zeit vollkommen ausgefüllt ist, sind noch am besten daran. Aber wie mit der großen Mehrzahl, die nur eine mäßig große oder kleine Gemeinde haben? Jetzt insonderheit, wo vielen Pastoren die winterliche Schularbeit genommen ist, wie groß das Problem der weisen Ausnutzung der Zeit! Natürlich es gibt viele Weisen, sich nützlich zu machen. Aber wo gäbe es eine bessere als die reichlichen Mußestunden der regelmäßigen geistigen Arbeit und Weiterbildung zu widmen? In unserem „Review Departement“ besprechen wir alle zwei Monate 8—10 Bücher, von denen viele es wert sind gelesen zu werden. Auch in dieser Nummer weisen wir auf verschiedene hin, die ein gründliches Studium lohnen (z. B. Croß, „What is Christianity?“), so sehr weit wir auch von ihrem theologischen Standpunkt abweichen mögen; oder Schneiders Kirchliches Jahrbuch für 1919, eben erst eingetroffen. Was für prächtige Morgenstunden sind das, dem regelmäßigen wissenschaftlichen Studium gewidmet, und wie fruchtbar für unsere Kanzeltätigkeit! Wer sich's zur Regel macht, mag bald nicht anders leben. und ob morgens in der Studierstube, oder nachmittags in der Gemeinde: „Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr hält ihn im G'leise.“

Kirchliche Rundschau.

Dank der deutschen Methodisten an die Geschwister in Amerika.

Vorgetragen bei der Begrüßung der Deputation in Berlin am 9. Dezember in der Kirche an der Junkerstraße, Berlin.

Zerschlagen liegt am Boden mein deutsches Vaterland!
Ach, trauert alle mit mir, die ihr es einst gekannt.
Die ihr an seiner Größe aufrichtig euch gefreut,
Die ihr es nicht beneidet, die ihr nicht Haß gestreut.
Ihr, die ihr uns getragen auf Händen des Gebets,
Die ihr mit wehem Herzen gedachtet unsrer stets;
Die ihr, nachdem der Friede, so schmachvoll er auch sei,
Geschlossen — eure Treue beweiset uns aufs neu.
Ihr wollt nun heilen helfen die Wunden ohne Zahl,
Bringt freudig eure Opfer, zu lindern Not und Qual;
Was lange wir entbehrten, reicht ihr uns liebend dar,
Und doppelt wird's erquicken, denn Lieb tut Wunder gar!
Ja, Lieb — ist nicht erstorben sie in des Hasses Glut?
Ihr könnt es kaum ermessen, wie wohl uns Liebe tut;

Die Liebe, die entzündet von ewger Liebe ist,
Gleich dieser Schuld und Fehle vergibet und vergißt!
Sie nur allein kann einen, verbinden nur aufs neu,
Was durch die Macht des Bösen im Kriege riß entzwei;
Ach, daß die Völker wieder sich alle täten nah
Und sich die Hände reichten am Kreuz von Golgatha! —
Heil euch, die ihr dem Namen, der lang verächtlich klang,
Dem Namen „Methodisten," verhelft zu gutem Klang,
Daß mit der Tat beweiset ihr, was der Name meint:
Nach göttlicher Methode in Jesu Lieb vereint.
So möget ihr ein Beispiel, ein Ansporn vielen sein,
In Jesu sich zu finden zu friedlichem Verein,
Daß sie ein Bollwerk bild'en, dran Satans Macht und Tück,
Weil Gott zu ihnen stehet, besieget weicht zurück.
Und wenn wir euch, ihr Brüder und Schwestern, danken nun,
Flehn wir: Mög Gottes Segen auf Gab und Gebern ruhn;
Mög nie das Band zerreißen, daß ihr geknüpft aufs neu,
Gott helf uns zu gedenken stets eurer Brudertreu!

Berlin, Salems-Gemeinde. Marie Becker Behr.

Unsere amerikanischen Gäste.

Von dem gestrigen Beisammensein der führenden Männer der Methodistenkirche von Nord-Amerika mit Vertretern des Auswärtigen Amtes, der Deutschen Liga für Völkerbund, der deutschen Parlamente und der deutschen Presse, das durch den Deutschen Arbeitsausschuß für Freundschaftsarbeit der Kirchen herbeigeführt wurde, wird reicher Segen ausgehen, wenn der Geist, der es beherrschte, auch die Arbeit durchwaltet, zu der man sich auf deutschem Boden zum erstenmal seit dem Ausbruch des Krieges zusammengefunden hat. Denn die Methodistenkirche der Vereinigten Staaten ist die bei weitem mächtigste unter den kirchlichen Organisationen jenseits des Ozeans. Es gehören ihr sieben Millionen erwachsene Mitglieder an, und ihr Einfluß auf die amerikanische Volksseele kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Wie ein erstes Aufdämmern gegenseitigen Verständnisses nach fünfjähriger Entfremdung leuchtete es aus den Reden auf, die von beiden Seiten gehalten wurden. Reden, die jede in ihrer Art kleine Kabinettstücke waren, wurden sie doch zum größten Teil von Meistern des Wortes gehalten. Der Vorsitzende des Arbeitsausschusses, Direktor Spieker, eröffnete die Versammlung mit einem Gruß an die amerikanischen Gäste. Dann ergriff nach dem Gesandten Pauli, der die Amerikaner als Aerzte, die zu Millionen Leidenden kämen, feierte, der Leiter der Bischöflichen Methodistenkirche auf dem Kontinent, Bischof Nuelsen, das Wort und verband seinen Dank mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß nach dem Krieg nun die friedlichen Beziehungen der Völker durch die evangelischen Kirchen wieder aufgenommen werden. Die Amerikaner kämen mit offenem Auge für die Not und das Leiden Deutschlands, aber sie kämen nicht als Almosengeber, sondern als Vertreter von vielen Millionen, die aus Nächstenliebe mitschaffen wollen am Wiederaufbau. Nicht in die Vergangenheit dürfe man blicken, sondern in die Zukunft. Dann sprach der Pfarrer Dr. Rittelmeyer von der Neuen Kirche, einer der glänzendsten Kanzelredner Berlins, von ebenso tiefem Leid wie ungebrochenem

Stolz durchwehte Worte. Die Amerikaner, die aus diesem Munde hörten, wie sich ein evangelischer deutscher Geistlicher die innere Erneuerung des deutschen Volkes vorstellt, und vernahmen, daß die sich täuschen, die etwa glauben, daß mit der politischen und wirtschaftlichen Zertrümmerung Deutschlands auch der deutsche Geist zugrunde gegangen sei, werden zwar einen tiefen Eindruck von dem empfangen haben, was uns der Krieg an Leiden gebracht hat, aber einen nicht minder tiefen Eindruck von der Unsterblichkeit der deutschen Wissenschaft, der deutschen Kunst, der deutschen Technik und der Macht, die trotz des Abfalls großer Arbeitermassen vom christlichen Glauben die Religion noch in Deutschland ausübt, die an der inneren Erneuerung, an der Erziehung zu Menschenwürde und Brüderlichkeit am Anfang einer neuen Entwicklung arbeitet. Missionsdirektor Dr. Schreiber begrüßte die Presse und versäumte nicht, die amerikanischen Gäste auf eine Stelle in dem Artikel eines christlichen amerikanischen Blattes, des „Record of Christian Work," hinzuweisen, aus der noch der ganze Haß und die ganze Ueberhebung des Krieges spricht. Und ebenso wenig wie er verhehlte der Missionsdirektor Axenfeld, der auch der Friedensdelegation in Versailles angehörte, wie ungeheuerlich die Bestimmungen des Friedensvertrages, die unsere Missionen rechtlos machen, uns erscheinen. Wie zur Versöhnung aber fügte er hinzu, daß ein Brief aus Transvaal ihm gemeldet habe, daß dort dank dem Eintreten eines edlen schottischen Geistlichen, unsere Missionsarbeit auch während des Krieges nicht gestört worden sei. An dieser mutigen Erfüllung christlicher Pflicht wurde dieser Geistliche auch dadurch nicht verhindert, daß sein Sohn eines der Opfer des Unterganges der „Lusitania" war. In einer von tiefer Herzenswärme getragenen Rede führte Geheimrat Prof. Deißmann den Gedanken aus, daß die Lösung des Problems des Wiederaufbaus der Beziehungen der Völker in dem gegenseitigen Zugeständnis der bona fides bestehe. Superintendent Reinhard aus Danzig verhehlte den Amerikanern auch nicht, daß das Evangelium in Westpreußen unzertrennbar mit dem Deutschtum verbunden sei, und daß der Mensch nicht scheiden könne, was Gott zusammengetan habe, daß der Friedensvertrag die evangelischen Gemeinden Danzigs und der abgetretenen Gebiete Westpreußens zum Hungertode verurteilt. Nachdem Herr Tiedje im Namen der Liga für den Völkerbund gesprochen und Professor Bonn diese Zusammenkunft als die erste Durchbrechung der den Schaden der wirtschaftlichen Blockade weit übertreffenden geistigen Blockade gefeiert hatte, faßte der Herausgeber des „Apologeten" in Cincinnati, Dr. Bucher, das Ergebnis des Abends in einer tief ergreifenden Rede zusammen, in der der Schmerz über die tiefe Depression zum Ausdruck kam, in der er das deutsche Volk gefunden habe, die aber mit einem wundervollen, hoffnungsvollen Vergleich schloß. Er sagte nämlich, daß er vor sieben Wochen auf den Höhen von San Francisco die Sonne über der unvergleichlichen Stadt mit ihren weißen Häusern habe untergehen sehen, einer Stadt voller Wohlstand und reichen Lebens, und doch sei vor sieben Jahren dieselbe Stadt ein Trümmerhaufen gewesen, die Erdbeben und Feuer zerstört hatten. Wie diese Stadt wieder auferstanden sei nach dem geheimnisvollen Ratschluß Gottes, so werde auch die Welt und mit ihr Deutschland sich wieder aus den Trümmern erheben.

Es ist, so glaube ich, aus diesem Kreise keiner geschieden, der nicht das Bewußtsein mit sich genommen hat, daß hier die ersten zarten Keime einer

Wiederannäherung unter voller Wahrung der deutschen Würde ausgestreut worden sind. — (Mg. im „Berliner Lokal-Anzeiger," 13. Dezember 1919.)
(„Apol.")

European Distress and American Honor

When America was balancing the case for and against entering the European war, it was impossible to say whether or not her material interests would be advanced by her belligerency, but the probabilities ran heavily that the costs would greatly outweigh any material gain. For the twenty-five billion, more or less, that was spent, what assets have we to show? Our honor saved, and the Germans thrown back from their design of ruling Europe. Those are ideal assets, but what American will say that they were not worth the material cost? Today Europe is confronted by a peril not incomparable to the German peril. It is the peril of hunger and worklessness, which menaces the lives of ten million or twenty million persons, according to the best authority in the world, Mr. Hoover. That is many more lives than were fed into the furnace of the World War. The German menace involved more than millions of lives; it involved the establishment of new conditions under which what we have most treasured in civilization might have perished. What of the menace of famine? How much of civilization can survive the decimation of a whole population by hunger, the cramping, physical and mental, of all of a rising generation by malnutrition?

Will it be to our material interest to come to the relief of Europe? That is a question that can not be answered with certainty, but the probabilities greatly favor the contention that it will. All the leading authorities on finance agree that we can not escape our share in the ultimate consequences of Europe's distress. But the calculation of profit and loss is not the essential process in the argument. What is essential is the matter of our national honor. We have overabundance for ourselves and a surplus. Other peoples that were our allies, or that were enemies indeed but now have paid the penalty and are returned to the community of nations of which we are a part, are starving and disintegrating. Is such a condition in keeping with a nice sense of honor on our part? When we helped to set up an independent Poland, Czechoslovakia, Jugoslavia, we did not promise them that we should look on indifferently while they struggled in vain to reach a firm economic footing. When we demanded of Germany and Austria-Hungary unconditional surrender, we did not proclaim that one of the consequences would be as bitter privations as they had endured in time of war. If we prove that we care nothing about the present fate of Europe, it will be impossible to convince either the present or future generations of Europe that our high professions in the late war were anything but humbug. Our record in the war will be smudged, indelibly, if we hold ourselves aloof from all responsibility for the work of restoration.

Our professions were not just humbug, and we do in fact desire to help, but how can it be done, practically? Not by private charity, for however well we might organize ourselves for charitable relief, we would reach only an infinitesimal part of the misery and disorder by such

means. Not even by public charity, for no kind of gratuity is more than a palliative. We must, in the main, work thru the normal processes of exchange of values for values, giving goods at fair prices in return for such values as the peoples needing the goods can offer. They can not offer gold nor goods in adequate volume. They can only offer their credit. That is the basis on which we are now trading with them. Their just grievance against us is that we do not take their credit at a fair value, but at a discount that makes trade with us ruinous. Take our wheat at our price, we say in effect, and we will take your sterling or francs or crowns at our price too. And that price we will fix, not according to real considerations of your solvency, but according to considerations of our strategic trading advantages, just as an unscrupulous private dealer, knowing that his customer is solvent and can pay in a year or two may charge one hundred percent in excess, counting upon the customer's need.

When the French buy wheat of us we ask only our fair price in dollars, but count the dollars as ten francs or more. Now, there is no question that the French currency is actually depreciated. You can prove that by an analysis of its purchasing power in France. But it is far from having fallen to half its value. Consequently a considerable proportion of the premium on dollars we demand of the French is simply an unjust profit we sweat out of our former Allies. We dock the pound sterling by about a dollar, which is fifty cents too much. We dock the Dutch florin eight percent, the Swedish crown twenty percent, the Norwegian twenty-five percent, the Danish thirty, altho all those northern neutrals are sounder financially than they were before the war when we took their money as often at a premium as at a discount. We take the German mark at one-tenth of its nominal value and the Austrian crown for one-thirtieth. Jugoslavia, Czechoslovakia and Poland we treat rather worse than Germany and rather better than Austria. In all these cases there is in fact a tremendous real depreciation, for which we are not at all responsible. But in every case the domestic purchasing power of those currencies argues a far higher value than the one we fix in our exchange relations. We mulct them all beyond their sins. Is it a wonder that we are coming to be regarded thruout Europe in the light of detestable extortioners, and that even the French office of reconstruction advises that purchases be made in Germany, when possible, rather than in America? The Germans have ceased destroying by artillery fire; we continue to destroy by an exaggerated rate of exchange.

That is a condition we can not afford to tolerate longer. We do not need to tolerate it. There is no fundamental reason why we should not take enough British paper, French, Belgian, Dutch, Scandinavian, to restore exchange with those countries to a normal basis. There is a reason why this does not take place automatically. Our banks and our investing public are not accustomed to dealing in long term credits with foreign commerce. They can not suddenly acquire the habit. But the Government could correct this difficulty immediately and without loss by raising a loan on its own credit and selling abroad exchange on America at par, so far as actual depreciation does not demand a definite

discount. That would restore at once normal commercial relations with western Europe and enable our late Allies and the neutrals to purchase here food and materials at reasonable prices, as measured in their own currencies. That would not suffice for the graver problems of central Europe, but it would help. The revival of commercial movements in the western countries would inevitably stimulate commerce and industry in central Europe too.

For central Europe the only adequate remedy is a long term loan, made directly to governments, with restrictions insuring that the sums loaned would be used for provisioning the people and restoring industry, not for military preparations. Such loans would involve some risk of loss. Are the people of America terrified by the thought of some risk? Let the Government try us. It is possible to do so by offering a loan on the terms of the last Liberty loan, which involved a definite sacrifice on the part of subscribers. For the sake of our national honor, let us have a chance to make a sacrifice for the rescue of the peoples of central Europe from famine and despair.

But must not the peace be ratified before we can do anything? That is an argument more cogent with those who wish a particular kind of ratification at all costs than with those who are really concerned over Europe. The correction of exchange with western Europe need not wait a moment upon ratification. Neither the need nor the solvency of those countries turns upon the character of our Treaty ratification. Final peace will hasten recovery in central Europe, but its effects will be of a character imperceptible for months. Real and immediate aid to Poland, Czechoslovakia, Austria, Jugoslavia can come only thru generous public loans. To raise the funds for such loans will take time, more than will probably be consumed in ratifying the Treaty. Why are we delaying about it? Those nations and their needs exist; their boundaries are not to be determined by our Senate, nor the indemnities they are to pay or receive. Do we fear that reparation commissions on which we may or may not be represented will permit the confiscation for other use of the proceeds of loans we make specifically for purposes of rehabilitation ? That is to impute the deepest dishonor to our Allies. No: if we refuse to help Europe, if we delay about it, let us admit frankly that it is because we care only for ourselves. Let us admit that humanity and honor count for little in the motives that rule our international policy.—*New Republic.*

Friendship or Alliance (with France)

M. Clemenceau has arrived in England to confer with our government, and the American delegates to the Peace Conference have left Paris and are returning to America. The two events are alike significant, and they are not disconnected. M. Clemenceau no doubt comes to England in order to do what he can to fill the breach caused by the withdrawal of America. As the prospect of support from America grows less the need for support from this country grows more insistent, and that not only in the military or diplomatic sphere, but not less in the financial and economic: It is a sardonic comment on the course and

the results of recent French diplomacy that the moment of greatest triumph for France should also be for her the moment of deepest anxiety. The withdrawal of the American delegates does not, of course, necessarily forbid their return, or the return of a representative of the United States, to the Conference of the Great Powers which is shortly to take place, and which is intended to carry on and complete the work of the Peace Conference. But the fact that the Peace Conference should be dispersing with so great a part of its work yet undone, and that America should have so completely washed her hands of it as to leave no one to act even provisionally on her behalf, cannot but have its significance for France, as it must for all of us. It signalizes, in fact, an immense opportunity lost, an immense failure accomplished. The opportunity was that of a real pacification of Europe; the failure is the manifest absence, either present or in near prospect, of any such result. For this unhappy situation it must be said frankly that French policy is in a great measure responsible. It may not be too late in some measure to repair the errors of the past; what is certain is that they cannot be repaired by continuance in the same courses.

The immediate cause of anxiety—apart from the drop, in itself serious enough, of the exchange value of the franc to forty-five to the pound sterling—is the doubt whether America will ratify the Peace Treaty with Germany without destructive reservations or amendments, and the still greater doubt whether she will consent to be a party to the tripartie treaty of France, Great Britain, and the United States guaranteeing France against unprovoked attack from Germany. The treaty as it stands takes effect, so far as Great Britain is concerned, only in case the United States are also a party to it. If the United States stand out it falls absolutely to the ground. But France may contend that in that case she must seek some other guarantee of her security; that her original demand was for the permanent military occupation of the left bank of the Rhine—that is, for the virtual amputation of an immense slice of German soil; that she only agreed to forego this material guarantee in consideration of the promise of political and military support from her two chief allies, and that, if that fails her, she is entitled to ask for some other means of defense in its place. If she cannot have the promise of American support, then she will ask at least for some assurance of British support. Otherwise, many of her politicians contend, she will, despite her victory, be in a worse position after the war than she was before it. She will have lost Russia as an ally and will have gained no other. She will be left to face the might of Germany alone. That is the contention. Obviously it rests wholly on the view, insisted upon by the French Foreign Office thruout the peace negotiations, that the only securities worth having are material securities, that the League of Nations is a sentimental dream, and that the fruits of victory must be expressed in these terms. Unhappily this view so far prevailed at the Peace Conference that it gave us the bad peace we have in place of the good peace we might have had, that it has almost completely ruined Germany and completely ruined Austria without, apparently, carrying with it any assurance of safety to France. We are all friends of France and earnestly desire her security, and the

grave question now arising is as to the means to be adopted to that end. Are we to despair of the League of Nations and of the establishment of any sort of rational order in Europe based on that conception, or are we to fall back on the old ideas and the old methods? In a word, has the war, so far as any real improvement in the relations of States or in the moral securities of peace are concerned, been fought in vain? Have its terrible lessons been lost, or are we even now to resolve that for the safety of the world and our own safety, and France's safety along with ours, this sinister dream must be abandoned, that we must seek security on a different principle and on wholly different lines, and that, in a world of contending ambitions and fears and hates, where absolute security is unattainable, we should have the courage to trust ourselves to the right principle and seek to build on surer ground?

What stronger proof can there be of the utter bankruptcy of the old policy and the old methods than the present unhappy frame of mind of France? She has just emerged completely victorious from a tremendous war. Her enemy is prostrate; she has recovered her lost provinces. One of the two great Empires whose united power threatened her is completely and permanently broken up; the other is so crippled that a generation at least must pass before it can recover even a semblance of its former state and power. And yet France feels no security. The warm friendship of this country and our community of interests appear to her of small account unless accompanied by a definite assurance of military support. The no less warm friendship of America and the mighty proof she has given of her readiness to give practical effect to it when the need arose bring even less of consolation, and the very magnitude of the military success breeds alarm lest it should invite reprisals. Time may do something to allay these surely exaggerated alarms, but clearly the only sure way of escape from an ever-present anxiety is by a policy larger and more generous than that which hitherto has completely dominated the official mind of the French people. No longer can any single State, however great, find safety for itself alone; it can be found only in the co-ordination and co-operation of all. Let no consideration, then, tempt us into an exclusive alliance—whether expressed or only implied makes very little difference. It would be intolerable to us because it would mean that we have adopted France's view of the true securities for peace rather than our own, and must henceforth view the whole field of European politics from the old militarist point of view and must stand prepared to act always on the assumption that force, and the instant application of force, is our only security. Nor would France gain. Faced as she is, and must continue to be, by a more numerous and potentially more powerful State, her true interest lies in the promotion by every means in her power of European accord. A policy of suspicion, hatred, and military preparation can do nothing to assure this. Will she not join us in seeking a better road?—*Manchester Guardian.*

Quoting Isaiah in Winnipeg

By A. Vernon Thomas

Ten leaders of the Winnipeg general strike of last summer are now facing trial before the Manitoba courts.* At the time of the strike much publicity was given to it in the American press, in both news and editorial columns. But without a single exception, I believe, as far as the big dailies are concerned, every reference to the Winnipeg situation was unfavorable to the strikers. The impression sought to be conveyed in practically every case was that Winnipeg was menaced by mobs incited by alien agitators, whose aim was to overthrow the authorities and usurp the reins of government. Needless to say the term "Bolshevist" was freely applied to the Winnipeg strikers.

Of the ten men now on trial, charged with conspiracy, seditious utterance, and the like, not a single one is an alien. All of the ten are British born. Six of the men were born in England, two in Scotland, and two in Canada. Two of them are ex-Methodist ministers, one is a member of the Manitoba Legislature, and two are aldermen of the city of Winnipeg. Yet the newspapers of Winnipeg and the press of Canada generally combined to create the impression that the trouble in Winnipeg was the work of the alien agitator. The so-called Citizens' Committee, the organization created to fight the strikers, inserted page advertisements in the Winnipeg newspapers which were nothing less than an incitement against the foreign population. *The Toronto Mail and Empire's* comment, "No foreign rabble will be allowed to set aside the public authorities and defy the laws of this country," is a fair sample of the drive against the foreigners at the time of the Winnipeg general strike. Great suffering was entailed. The foreigners in Winnipeg were safe neither in their persons nor in their property. They lost their employment in a great number of cases and were discriminated against in other directions. The strike leaders may have said foolish things; but is it possible to imagine anything more cruel or more cowardly, or anything less patriotic, than this incitement against a defenseless people, without spokesmen, and strangers in a strange land?

Let us look at some of the men now on trial, against whom every degrading epithet has been hurled. One of them is J. S. Woodsworth, Canadian born, whose ancestors migrated from the United States to Canada at the time of the Revolution. For many years Woodsworth was a Methodist minister. However, he resigned from the Methodist Church in 1918 because he could not reconcile war with Christianity and because he steadfastly refused to preach hatred. As recently as January, 1917, Woodsworth, at Winnipeg, was the director of a Bureau of Social Research maintained jointly by the three provinces of Manitoba, Saskatchewan, and Alberta. He is an author and writer. His book, "Strangers within Our Gates—Coming Canadians," was used by the Methodist Church of Canada in some of its branch organizations.

Another of the strike leaders now on trial in Winnipeg is F. J. Dixon, a member of the Manitoba Legislature. Twice Mr. Dixon has

*Since the above was in type the news has come that R. B. Russell, the first of the strikers to be tried, has been convicted.

been returned for one of the Winnipeg constituencies. At the last general election in the Province Mr. Dixon received the largest majority of any member in the Legislature. Mr. Dixon is perhaps the best-known single taxer in Canada, certainly in the Canadian West. The Rev. William Ivens, a well-known Methodist minister who lost his pulpit because of his pacifist views, is another indicted strike leader. Two others now on trial are A. Heaps and John Queen, both aldermen of the City of Winnipeg. At this year's municipal elections in Winnipeg, held on November 28, last, Mr. Queen was re-elected, receiving 1,968 votes against 812 votes polled for his opponent. Mr. Heaps' term had not expired.

As illustrative of the procedure of the Canadian authorities against the accused, I should like to reproduce for your readers one of the counts in the indictment against Mr. Woodsworth. It is No. 4, and reads as follows:

That J. S. Woodsworth in or about the month of June in the year of our Lord one thousand nine hundred and nineteen at the City of Winnipeg in the Province of Manitoba unlawfully and seditiously published libels in the words and figures following:

"Woe unto them that decree unrighteous decrees, and that write grievances which they have prescribed; to turn aside the needy from judgment, and to take away the right from the poor of my people, that widows may be their prey, and that they may rob the fatherless."—Isaiah.

"And they shall build houses and inhabit them; and they shall plant vineyards, and eat the fruit of them. They shall not build, and another inhabit; they shall not plant, and another eat: for the days of a tree are the days of my people, and mine elect shall long enjoy the work of their hands."—Isaiah.

This is the whole of the count. In another count, No. 6, appear several extracts from "The Aims of Labor" by Arthur Henderson, M. P., who, many people believe, will be the next Prime Minister of Britain.

Incredible as it may seem, it is nevertheless a fact that the lawyers pressing the case for the Canadian Government were all active on behalf of the Citizens' Committee, the organization which used every means, fair or foul, to fight the general strike of last summer.

To crush the strike the authorities instituted a veritable reign of terror. Mr. Ivens and others of the ten men indicted were seized last summer in their homes in the middle of the night and spirited away to a penitentiary several miles outside Winnipeg. One of them was arrested without a warrant. Upon committal by the police magistrate eight of the ten men were placed in jail, altho the refusal of bail in such a case was without a parallel in Canadian judicial history. After the men had been for several weeks in jail bail was allowed. *The Strike Bulletin*, the improvised organ of the strikers, was suppressed, but *The Citizen*, the improvised organ of their opponents, altho openly advocating violence, was undisturbed. The Crown lawyers have changed their original intention of trying the men together. If they had done so, the men would have been entitled to four peremptory objections to jurymen for each indicted man. By trying them separately the defense is limited to a total of four peremptory objections.

Totally inadequate and entirely misleading accounts of the recent municipal elections in Winnipeg have appeared in the American press. In these elections the deplorable economic strife of last summer was carried into the political field. The Citizens' Committee was again active. Candidates of the Committee were placed in the field for mayor, for aldermanic and school-board seats. Pressure was brought to bear upon all candidates likely to split the "Citizen" vote to withdraw from the contest. Labor, on its side, contested every seat. All three daily newspapers were frenziedly behind the "Citizen" ticket. Page advertisements were inserted in these newspapers by the Committee, calling upon the electors to vote for the "Citizen" ticket, denouncing them, and threatening them with pains and penalties should they fail to do so. Every conceivable means was taken to defeat the Labor ticket. And on top of this there was a more or less restricted franchise, confined to property-holders or tenants. Plural voting was legal.

For mayor 28,144 votes were cast. Of these Mayor Gray, the "Citizen" candidate, received 15,630, and the Labor candidate 12,514. Of the seven wards into which the city is divided the Labor mayoralty candidate carried four. The Labor people claim that the Mayor's majority was made up largely, if not entirely, of outside property votes. Of the seven aldermen to be elected the Labor people returned three. The Winnipeg City Council consists of fourteen aldermen and the mayor, seven aldermen and the mayor retiring annually. As there were already four Labor members on the Council, Labor has now a fifty per cent representation in the Winnipeg aldermanic body.—*The Nation.*

Ein Brief über den Scientismus.

Mein lieber Freund E.!

Ich empfange gerne Briefe von meinen Bekannten und nehme an, Du auch. So will ich Dir mitteilen, was in diesen Tagen mein Gemüt bewegt. Ich habe da gerade ein besonderes Buch gelesen, ein so merkwürdiges, muß ich sagen, wie mir noch nie eins in die Hände gekommen war. Ich hatte nämlich schon lange allerlei gehört über die sogenannte **„Christian Science,"** da dachte ich, diese Sache muß man an der Quelle kennen lernen. Somit holte ich mir das Textbuch über diese Wissenschaft, das, ins Deutsche übersetzt, den Titel führt: **„Wissenschaft und Gesundheit, mit dem Schlüssel zur Schrift."** Der Name des Autors ist Mary Baker Eddy. Ich habe nun das ganze Buch durchgelesen und muß immer wieder sagen: Ein merkwürdiges Buch, ja, ein wunderbares Buch, wie es kein anderes in der Welt gibt, die Bibel nicht ausgenommen, **wenn das, was es sein und wirken soll, auf Wahrheit beruht.**

Sieh nur einmal, **was für Wunder dieses Buch bewirken soll!** Du und ich halten ja unsere Bibel sehr hoch; sie ist uns Gottes heiliges, geoffenbartes Wort. Aber daß dieselbe an und für sich oder durch das bloße Lesen besondere Wunder an den Leibern der Menschen bewirken soll, haben wir doch noch nie von jemand behaupten hören. Anders aber ist es mit diesem Buche, nach der Aussage solcher, die es angewandt haben. Eine ganze Anzahl von Zeugnissen über die Wunderkraft desselben werden im Buche selbst erzählt. Da sagt einer, er sei von **Rheumatismus** geheilt worden, und zwar durch das einfache Lesen und die Erkenntnis der Wahrheit in diesem Buche. Ein an=

derer behauptet, in weniger als vier Monaten durch die Wahrheit in diesem Buche von **chronischer Stuhlverstopfung, nervösem Kopfweh, Augenleiden** und einem **Bruch** geheilt worden zu sein. Eine dritte Person hatte ein **Gewächs,** „Tumor," im Leibe, das nicht weniger als 50 Pfund wog — ich kann nicht sagen, wann und wie sie dasselbe gewogen haben mag. Sie ist vollständig geheilt worden, sagt sie, und behauptet, nur das Lesen von diesem Buche und sonst nichts habe das Wunder gewirkt. Ein weiterer erzählt, wie er durch einen Sturz vom Zweirad den **linken Arm gebrochen** hatte. Nachdem er aber zehn Minuten in diesem Buche gelesen hatte, war nicht nur aller Schmerz fort, sondern auch der Arm vollständig geheilt. Der glückliche Mensch hatte nur eine halbe Stunde von seiner Arbeit verloren. Wahrlich, das muß man ein Wunder nennen, da man sonst den Arm wohl sechs Wochen in der Schlinge zu tragen hat. Eine andere Person hatte den **Star** auf den Augen und konnte nur noch wenig sehen. Da las sie auf einmal vier Stunden lang in diesem Buche, und das hartnäckige Leiden, das sonst nur einer Operation weicht, war fort. Jemand anders berichtet sogar von der **Wiederherstellung von Zähnen.** Kein Zahnarzt brauchte sie zu füllen — so verstehe ich die Sache — sie wurden von selbst gefüllt, durch das Lesen von diesem Buch. In ihrer großen Angst greift eine Mutter beim **Krupphusten** ihres Kindes nach diesem Buche, fängt an, laut daraus vorzulesen, singt noch einen Vers von Frau Eddys Lied, und die Heilung ist geschehen. Ein unglücklicher Mensch befindet sich im letzten Stadium der **Schwindsucht;** er liest acht Tage lang, je zwei Stunden, aus diesem Buche und — ist genesen. Ein anderer war **taub,** aber durch das Lesen dieses Buches hat er das Gehör wiedererlangt. So geht es fort. Alle nur erdenklichen Kuren sind bewirkt worden, **nicht etwa durch gläubiges Gebet,** oder **durch Gottes gnädige Hilfe,** sondern **einfach durch das Lesen oder Studieren dieses Buches. Vom Gebet wird kein Wort gesagt.** Gott wird nicht oft erwähnt. Wenn es aber geschieht, wird Frau Eddy immer mitgenannt. Man ist ihr dankbar, daß sie der Welt dieses Buch gegeben hat. Wenn alle diese Zeugnisse auf Wahrheit beruhen, dann muß dieses Buch die größten Wunderkräfte besitzen. Es ist ein wahres Zaubermittel, besser als alle Patentmedizinen in der Welt, die irgendwo in Zeitungen und Zirkularen angezeigt werden. In der Tat, die Zeugnisse in diesem Buche lesen sich gerade wie die von Leuten, welche durch die berühmten Allerweltsheilmittel von allen möglichen Leiden befreit worden sein wollen. **Wenn man boshaft sein wollte, könnte man sagen, es seien sehr klug berechnete Anzeigen für das sehr teure Buch, das nach dem Urteil von Sachverständigen einen Profit von 500 bis 700 Prozent abwerfen soll.**

Doch Du wirst mich fragen, was es denn so Besonderes mit diesem Buche sei, daß es solche Wunder hervorbringen soll. Darüber wollen wir die Autorin, Frau Eddy, selbst reden lassen. Sie behauptet, es selbst geschrieben zu haben, obwohl Sachkundige dagegen nachweisen, daß sie eines solchen Schreibstiles, wie er sich fast durchgängig in diesem Buche findet, niemals fähig gewesen sei, am wenigsten in ihren früheren Jahren. Sie ist in Bezug auf Grammatik und Stil nie über die Art eines fünfzehnjährigen Mädchens hinaus gekommen. Die Hauptsache aber ist, daß sie beheuptet, dieses Buch **durch Offenbarung** empfangen zu haben. **Selbst die Heilige Schrift sagt sie, gab das nicht, was sie in ihrem Buche gibt, bis sie durch ihren „Schlüssel zur Schrift" das Geheimnis erschloß. Dieses Buch ist also, nach ihrer Behauptung, Gottes letzte und vollkommenste Offenbarung an die Welt, und Frau**

Eddy wäre demnach die letzte und vollkommenste Prophetin. Es übersteigt alle Offenbarung der Bücher der Heiligen Schrift, die erst durch ihr Buch ergänzt und erklärt werden müssen.

Du staunst darüber, mein Lieber, und wirst wohl meinen, ich hätte sie nicht recht verstanden. Dir kommt das wie Größenwahnsinn oder gar Gotteslästerung vor. Aber es ist wirklich so die Meinung von Frau Eddy. Ihr „Schlüssel zur Schrift" zeigt das deutlich. Niemand sonst würde so den klaren Wortlaut des ersten Buches Mose umdeuten. Sie verwirft ganz und gar den buchstäblichen Sinn und legt die Ansichten von „Christian Science" hinein. Wie sehr sie sich zum **Richter über Gottes Wort aufwirft,** zeigt sich, sobald sie an die Geschichte von der **Erschaffung des Menschen** und **des Sündenfalles kommt.** Sie bezeichnet es als falsch, daß Gott den Menschen aus Erde gemacht habe. In Bezug auf den ganzen Abschnitt sagt sie: **„Hier tritt die Lüge als Wahrheit auf." Jehova ist ihr nicht der allmächtige Gott,** sondern bloß der jüdische Nationalgott, ein Kriegsgott. **Mit ihm fängt der Götzendienst an.** Wer hätte das gedacht, daß der Ewig-Treue, der wahrhaftige Heiland, je so hingestellt werden könnte! **Alles, was über den Sündenfall berichtet wird, ist nach diesem Buche „Mythe, Legende, Lüge."**

Da kannst Du also sehen, daß **Frau Eddy ihr Buch und ihre Ansichten über die Bibel stellt,** die doch von uns immer als die einzige untrügliche Richtschnur des Glaubens und Lebens angesehen worden ist. Die Bibel ist nur wahr, insofern sie dahin gebracht werden kann, das auszusagen, was Frau Eddy denkt; wo sie das nicht tut, ist sie Legende, Irrtum, Lüge. Ihr Buch „Wissenschaft und Gesundheit" geht über alles. Es ist, samt seiner Autorin, **vorausgesagt worden** in Offenb. Joh. 10 und 12. Sie behauptet, daß es **nicht menschlichen Ursprungs sei, Gott sei der Mitautor.** Sie sei das Weib, mit der Sonne bekleidet (Offb. 12), und ihr Buch sei das „Büchlein," das der Engel dem Johannes gab (Offb. 10. 2).

Daß sie selbst so hoch geehrt worden ist, zeigt die Hoheit ihrer Person. **Sie stellt sich selbst zusammen mit Jesus von Nazareth;** und im „Christian Science Journal" ist es behauptet worden, mit ihrer Sanktion, daß sie Jesu gleich sei. Sie hat die Behauptung deutlich autorisiert, **sie sei die erwählte Nachfolgerin Jesu und ihm gleich;** ja, sie behauptet mit ihren eigenen Worten, **daß sie göttlichen Ursprungs sei.**

Das also macht das Buch so wunderbar. Es ist vom Himmel gegeben, darum bringt es solche Wirkungen hervor. Darum muß es aber auch als Gottes größte und beste Gabe **fleißig gelesen werden.** Es ist ja der **Heilige Geist selbst, der Tröster,** den Gott verheißen hat. Darum gilt es in der „Church of Christ, Scientist" als alleiniger Pastor. Einen andern darf es nirgends geben. Es gibt zwar Vorleser in den Versammlungen, aber sie dürfen aus diesem Buche nur vorlesen und keine erklärende Bemerkung hinzufügen. Und jedesmal muß der volle Titel des Buches, samt dem Namen der Autorin, genannt werden.

Selbstverständlich muß dasselbe verbreitet werden. **Jedes Glied ihrer Kirche muß es besitzen; und es ist die Pflicht eines jeden, dasselbe zu verbreiten und, so viel wie möglich, zu verkaufen. Tun sie das nicht, so mögen sie von der Kirche ausgeschlossen werden.** Wir sehen also, wie wichtig das Buch ist, und wie Frau Eddy darauf aus war, dasselbe zu dem Preise von wenigstens drei Dollars zu verkaufen.

Freilich lesen die Anhänger dieser Frau auch die alte Bibel. Aber nicht sie ist es, was die Wunder bewirkt, sondern „Science and Health." Darum darf die Bibel in den Versammlungen nie ohne dieses Buch gelesen werden; ob privatim, das mögen die Eingeweihten am besten wissen. Denn die Bibel enthält die Wahrheit nur zum Teil, und das in unvollkommener Gestalt. Das übrige ist „Legende," „Irrtum," „Lüge." Erst „Science and Health" ist die absolute Wahrheit.

Das ist also das Buch, das ich gelesen habe, und so wird es von der Autorin selbst angesehen. Du wirst mich fragen, was ich davon halte. Ich will dir sagen, **wenn dieses Buch wahr ist, dann brauchen wir die alte Bibel nicht mehr,** da sie ja ganz bedeutungslos geworden ist. Meine Meinung ist aber, daß wir es hier **mit einer furchtbaren Gotteslästerung zu tun haben, und daß zwischen dem mohammedanischen Koran und „Science and Health" in dieser Beziehung kein großer Unterschied ist.**

Hiermit verbleibe ich Dein alter Freund E.

Postskriptum: Wenn Du gern wissen willst, wo alles oben Berichtete gedruckt zu finden ist, so will ich Dir gern dienen; ich habe mir alles genau aufnotiert. („Apol.")

Das älteste Testament der Welt.

Aus den Grabstätten einer seit zweitausendsechshundert Jahren untergegangenen Welt hat man neuerdings das älteste bekannte Testament zum Vorschein gebracht. Es stammt von Sanherib, dem Könige von Assyrien. Familienzwistigkeiten, die zu jener frühen Zeit so gut vorkamen wie heute, legten dem König den Wunsch nahe, seinem Lieblingssohn Assarhaddon wenigstens eine standesgemäße Versorgung zu sichern, da er als ein jüngerer Nachkomme auf den Thron keine Aussicht hatte. So ließ er denn auf einer Steintafel folgendes Testament eingraben, das jetzt entdeckt worden ist.

„Ich, Sanherib, König großer Mengen, Herrscher von Assyrien, habe meinem Sohn Assarhaddon, genannt Assurebil-nincinpal, über vierhundert Pfund Gewicht an goldenen Ketten, Kronen, Kleinodien, Elfenbeinvorräten, Kristall und kostbaren Steinen übergeben, wie es der Wille meines Herzens war, und habe die Schätze niedergelegt im Tempel Amuks bei Nebo-irik-erba, dem Harfenspieler Nabors."

Was für Konsequenzen dieses letztwillige Geschenk des Königs an seinen Liebling für den Testator selber gehabt hat, können wir uns zusammenreimen nach der kurzen, aber schwerwiegenden Notiz in unserer Bibel, wo es 2. Könige 19, 97 heißt: „Da Sanherib anbetete im Hause Nisrochs, seines Gottes, schlugen ihn mit dem Schwert Adramelech und Sarezer, seine Söhne, und sie entrannen ins Land Arrarat. Und sein Sohn Assarhaddon ward König an seiner Statt."

Vervollständigt wird diese knappe Meldung durch eine Felseninschrift, die man in Konyunik aufgefunden hat. Sie lautet:

„Ich, Assarhaddon, tat ein Gelübde von Grund meines Herzens. Meine Leber war geschwollen vor Zorn. Ich zögerte nicht, sondern schrieb Briefe, hob meine Hände auf zu Assur, zu dem Monde und der Sonne, zu Bel, Nebo, Kergal, Istar von Ninive, und Istar von Arbela, und sie nahmen mein Gebet an. Dann, wie ein Vogel seine Flügel ausbreitet, so breitete ich meine Kriegsfahnen aus als ein Zeichen für meine Verbündeten. Und ich schlug den Weg

nach Ninive ein mit großer Beschwerde und in starken Eilmärschen. Die Feinde zwar kamen vor meinen Truppen in das Hügelland und griffen meine Vorläufer an und beschossen sie mit ihren Pfeilen. Der Schrecken aber der Götter, die meine Gebieter sind, überwältigte sie, und sie wichen zurück vor der Tapferkeit meines Heeres. Istar, die schreckliche Königin der Schlachten, stand mir zur Seite und zerbrach ihre Bogen. In ihrem Grimm zerstörte sie ihre Schlachtreihen und erwies sich den Feinden als eine unbarmherzige Göttin. Durch ihre Gunst pflanzte ich meine Siegesfahnen auf, wo ich wollte."

Das ist die Geschichte des ältesten Testaments und seiner verhängnisvollen Konsequenzen, wie sie die ausgegrabenen Zeugen einer Jahrtausende zurückliegenden Epoche malerisch und ergreifend zu unsrer Kenntnis gebracht haben. (Wbl.)

Europäische Reisebriefe.

Von Dr. A. J. Bucher.

Im Zuge nach Paris, Ende 1919.

In Frankreich.

Man bekommt ein gewisses Anhänglichkeitsgefühl an ein Schiff, das einen eine Reihe von Tagen durch Sturm und Wetter über ein Weltmeer getragen hat. Dreimal hat die gute „Lapland" mir bereits den Dienst erwiesen. Und doch freute ich mich und dankte Gott, als sie Montag, den 17. November, nachmittags zwei Uhr, vor Cherbourg Anker warf und wir sie verlassen konnten, um von einem kleineren Schiff vollends an Land gebracht zu werden.

Wie anders ist die Welt hier, die Menschen, die Sprache, die Häuser, die Straßen, die Dörfer, die Städte, alles. Die Eisenbahnen erscheinen klein. Und selbst in der besten Klasse ist alles, wenigstens auf diesem Extrazug, schmutzig und verlottert — jedenfalls infolge des Krieges. Der Wagen, z. B., in dem unsere Deputation fährt, ist seit Stunden vollständig lichtlos. Die elektrische Leitung ist kaput, und wie es scheint, kümmert sich niemand darum. Der Speisewagen, vormals ein deutscher, war auch verlottert.

Nach achtstündiger, kalter Fahrt in völliger Dunkelheit kamen wir nachts zwölf Uhr in Paris an. Es regnete und schneite. Heute war das Wetter besser. Wir lasen in den Zeitungen vom Schiffbruch des Wilsonschen Friedens- und Völkerligaprogramms und wundern uns, was nun wohl werden wird. Hier in Frankreich ist der Amerikanerschwarm bereits stark verrauscht. Als ich gestern über die herrliche Alexandrabrücke schritt, die vor einem Jahr auf den Namen unsers Präsidenten umgetauft worden war, fragte ich einen Herrn, ob dies die Wilsonbrücke sei. „O nein," sagte er, „nicht mehr, es ist die Alexanderbrücke." Die Nachrichten aus Washington sind zurzeit erstaunlich genug. Man dachte hier eben allgemein, Wilson spreche, schreibe, zeichne im Namen des Kongresses. Und nun braucht Frankreich etwas Zeit, um die Opposition unsers Senats ihm gegenüber richtig dahin auszulegen, daß das amerikanische Volk darauf bestehen **muß und wird**, sich selbst zu regieren.

Paris, den 20. November. — Heute überhörte ich beim Mittagessen im Hotel ein Gespräch, über das ich etwas berichten muß. Es tagte nämlich hier eine Kommission zur Planierung eines ökumenischen Weltkonzils, zu dem alle christlichen Kirchen ohne Ausnahme eingeladen werden sollten. Unsere Leser werden sich aus einer früheren Nummer des „Apologeten" erinnern,

daß diesem von Europa ausgehenden Versuch ein ähnlicher von Amerika kommender vorausgegangen war. J. P. Morgan hatte nämlich $100,000 ausgesetzt zur Vorbereitung einer Weltkonferenz „für Glauben und Ordnung“ („Faith and Order“); und die episkopale Kommission, die zur Ausführung des Auftrags erwählt war, hatte nichts Eiligeres zu tun, als mit dem Cincinnatier Bischof Boyd Vincent an der Spitze via London nach Rom zu reisen, um vor allen Dingen die Zustimmung des heiligen Stuhls zu dem löblichen Unterfangen und das päpstliche Versprechen der Beteiligung Roms an der geplanten Welt-Friedenskonferenz der Kirchen einzuholen. Nachdem die Herren Amerikaner an der Themse gebührend gefeiert worden waren, zogen sie, vom schweren Weihrauch der halbkatholischen episkopalen Kathedralen gehoben und gestärkt, in freudigem Optimismus an den Tiber. In „Feierkleidern und mit Palmen in den Händen“ wallten sie dem Vatikan zu und klopften erwartungsvoll an dessen eiserner, dreimal verschlossener Pforte an. Der heilige Vater ließ, nachdem er von ihrem Begehr Kenntnis hatte, sich erkundigen, ob die amerikanischen Ketzer Buß- und Reuetränen auf den Wangen hätten und den Eindruck machten, als ob sie willens seien, in den Schoß der allein selig machenden Kirche zurückzukehren. Und als die Antwort verneinend ausfiel, sandte er ihnen Bescheid, er könne sie leider nicht empfangen. Schwer gedemütigt und betrübt wandten sie ihre Schritte vom Haus der elftausend Zimmer, in denen der irdische „Stellvertreter Christi“ wohnt, warfen ihre Palmen in den Tiber, zogen ihre Feierkleider aus, kehrten an Themse, Hudson und Ohio zurück und hatten, pardon, nichts gelernt.

Am 17. November nun tagte in Paris die schon erwähnte Kommission, um von etwas anderer Seite aus die Vorbereitung einer ökumenischen Konferenz aller Kirchen im Interesse des Weltfriedens vorzubereiten. Sie war auf besonderes Betreiben des edeln schwedischen Erzbischofs Söderbloom formell einberufen von einer Kommission des „Weltbundes zur Förderung der Völkerfreundschaft durch die Kirchen.“ Sechs Wochen zuvor hatte dieser Bund im Haag in Holland eine seiner regelmäßigen Sitzungen gehalten, an der aber die Brüderlichkeit sehr viel zu wünschen übrig ließ. Als die Repräsentanten Belgiens und Frankreichs hörten, daß Deutschland von seinem Vertretungsrecht Gebrauch machen werde, sagten sie entweder direkt ab oder machten es wie jener, der auf eine ihm unwillkommene Einladung zu einem Essen antwortete, er werde kommen, wenn er gesund sei, aber wahrscheinlich werde er krank sein. Die vier deutschen Vertreter, Prof. Deißmann, Dr. Richter u. s. w., wurden geradezu beleidigt.

Die Aussichten für Paris waren somit nicht gerade rosig. Aber die Schwierigkeiten hatten nur zum geringeren Teil politischen Grund. Vertreten waren Norwegen, Schweden, Dänemark, Finnland, die Schweiz, England und Amerika, das letztere durch die Doktoren Lynch, Atkinson, Fred L. Fisher und Bischof Anderson. Für einen neutralen Beobachter müßte diese Pariser Sitzung bei allem Ernst einen Stich ins Komische gehabt haben. Die Optimisten waren diesmal die Herren Lynch und Atkinson. Der erstere besonders glaubte die Garantie des Erfolges dieses neuen Verbrüderungsversuchs in der rechten Tasche seiner weißen Weste gehabt zu haben. Er war mit Dr. Atkinson zwar nicht in Rom, aber in London gewesen, gefeiert und vom Erzbischof von Canterbury nicht nur zum Luncheon, sondern einmal sogar zum Dinner geladen worden. Die sonst sehr spröde anglikanische Kirche

schien zugänglich. Als Dr. Lynch endlich um ein definitives Versprechen des Hauptes der anglikanischen Staatskirche bat, dieselbe bei der Pariser Sitzung vertreten zu lassen, erklärte ihm der hohe Herr, das werde zwar nicht geschehen, aber er werde ihm einen Brief an dieselbe mitgeben. Erfreut barg der amerikanische Presbyterianer das köstliche Dokument in seinem Busen und ließ es niemand sehen, kannte dessen Inhalt wahrscheinlich selber nicht, bis er Gelegenheit bekam, an der Sitzung es feierlich vorzulesen. Und was stand in diesem Brief? Es stand darin, die englische Staatskirche werde das geplante kirchliche Weltverbrüderungs-Konzil beschicken, **wenn** die römisch-katholische Kirche vor allen andern eingeladen und wenn ihr volle Gelegenheit geboten werde, in der Vorbereitung und am Konzil selbst hervorragend mitzutun. Wenn Rom aber dennoch ablehnen sollte, dann müßten sich sämtliche am Konzil teilnehmenden protestantischen Kirchen erst verpflichten, mit ihren Missions- und Evangelisationsbestrebungen allen solchen Ländern fern zu bleiben, in denen die römisch-katholische Kirche die vorherrschende sei.

Herr Lynch mag ein sonderbares Gesicht gemacht haben, als er das Dokument vorlas, das in den Kreis jener Brüder gefallen sein muß wie eine Bombe in einen Teeabend. Denn niemand brauchte mehr als einen Augenblick, die Tragweite der in dem Brief zum Ausdruck gekommenen Grundsätze auszurechnen. Er bedeutete einfach die Unmöglichkeit des geplanten Konzils. Diese war auch erkennbar aus den Lücken im Kreis der die Kirchen in der Sitzung vertretenden Männer. Die Franzosen fehlten ganz, obschon die Tagung in Paris stattfand. Sie wollen nicht mit deutschen Brüdern auf derselben Bank sitzen. Auch die Engländer waren ganz abwesend. Die Staatskirchlichen kamen nicht, weil die Katholiken nicht eingeladen waren. Die Freikirchlichen blieben weg, weil sie sich an dem geplanten Konzil nicht als englisches Anhängsel beteiligen wollten, wenn die Hochkirche nicht mittat und England dann wirklich auch in einer Weise vertreten sein würde, die der Würde seiner Weltstellung entsprach. Die Wesleyaner fehlten, wil sie nach den Erfahrungen in Edinburgh (1910) in einem Kongreß mit den Hochkirchlichen nicht mittun wollten. Die zwei deutschen Schweizer erklärten, die protestantischen Kirchen ihres Vaterlands würden unter keinen Umständen das Konzil beschicken, wenn Rom zu demselben zugelassen würde. Und so ging das weiter. Die Sitzung verlief wie das Hornberger Schießen. Man sah, daß der Kongreß unmöglich und weitere Verhandlungen über denselben unersprießlich seien. Er würde jenem Messer gleichen, dem die Klinge fehlte und das keinen Griff hatte. So beschloß man, resultatlos zu vertagen und das Protokoll der Sitzung nicht zu veröffentlichen. Was Herr Dr. Lynch mit seinem erzbischöflichen Aktenstück machte, weiß ich nicht. Wie das Protokoll der Pariser Tagung, würde es ein interessantes Dokument abgeben für ein zukünftiges Quellenwerk über die Geschichte der „streitenden" Kirche des zwanzigsten Jahrhunderts. Es kann einem aber in der Seele weh tun, daß der „Leib Christi" so zerrissen ist. Es kann doch noch nicht der rechte Geist in dessen „Gliedern" sein, sonst würden sie einander suchen und dienen, statt sich zu meiden und zu bekämpfen.

Wir hatten, besonders im Anfang, schlechtes Wetter im Franzosenland. Und das erschien uns als ein Bild der Zustände in Kirche und Welt. Von der ersteren haben wir gesprochen. Es fiel am Mittagstisch in jenem Pariser Hotel noch manches Wort, das die wenig erfreuliche Situation beleuchtete. Die Rede kam auf die deutschen Missionen; ob England wohl die Mittel

habe, das Geld und die Missionare, ihr so weit verzweigtes und gründlich aufgebautes Werk zu übernehmen. Die Antwort war entschieden verneinend. Was aus alle den deutschen Missionen werden solle, das wisse man nicht; denn es fehlen die Mittel zum Betrieb der eigenen englischen. Wenn England darauf bestehen sollte, den deutschen Missionsgesellschaften das Wirken in allen unter seiner Oberhoheit stehenden Gebieten dauernd zu versagen, dann wäre das ein Schlag für das Missionswerk, wie es noch keinen erlebt hat. Das wäre eine Ueberordnung des nationalen Interesses über dasjenige des Reiches Gottes, das die schwersten Folgen haben müßte. Auch ein Optimist muß zugeben, daß hier eine große Gefahr liegt, die sich in ganz Europa zeigt. Davon noch ein Beispiel.

Das „Komitee für interdenominationelles Zusammenwirken der englischen Missionsgesellschaften" hat den Plan gefaßt, in London ein christliches Studentenheim für dort studierende Indier zu errichten, mit einem Kostenaufwand von $500,000 und mit jährlichen Betriebskosten von $15,000. Welches ist aber der eigentliche Zweck dieses großen „Missions"-Unternehmens? Man höre und staune darüber, was Sekretär Kenneth McLenan bei der Stiftungsfeier darüber erklärte. Er sagte und las es sorgfältig geschrieben vom Blatt:

„Das indische Problem hat sich zu einem ausschließlich politischen entwickelt. Alles, das zu Indien Beziehung hat, ist von äußerst prekärer Natur. Beim Errichten dieses Heims für indische Studenten an der Londoner Universität leitet uns die Absicht, dieselben mit englisch-christlichen Einflüssen zu umgeben, und zwar nicht so sehr zum Zweck, sie zu christianisieren, als vielmehr ihren guten Willen zu gewinnen, daß sie nicht als extreme indische Nationalisten in ihr Land zurückkehren, sondern als treue Anhänger des britischen Reichs." Diese Worte geben Tieferblickenden viel zu denken.

Doch ich muß schließen. Nach diesem Aufenthalt bei den neuesten und leider unfruchtbaren kirchlichen Verbrüderungsversuchen werde ich im nächsten Brief wieder auf die Reise zurückkommen. Die Leser sollen dann u. a. im Geiste mit nach dem Schlachtfeld von Chateau Tierry, wo unsere tapferen Amerikaner bluteten und siegten. („Apologete.")

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)

NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

The Social Emphasis in Religious Education by *Will Irvin Lawrance.* The Beacon Press. 1918. 123 pages

The author does not only demand the social viewpoint in religious education in the ordinary way, he carries it a good deal farther than is generally done. Man is part of the whole of nature, and according to

him religious education ought to teach him to find right relations to all parts of nature, animate and even inanimate. As there is a general interdependence between higher and lower forms of life, so ought there to be a broad sympathy including everything in its sweep. Sympathy is the key-word to a rightly-ordered life. He mentions St. Francis, who had his heart so filled with the love of God, the universal Father, that he was led to preach to his little sisters the birds, and to sing his canticle to his brothers and sisters the sun, the wind and the rain, with a great deal of approbation. We are sure that here not only the saint but the author also enlarges the scope of our task more than is practicable.

Where do we find the material for our teaching? Most of us will say, in the Bible. The writer, however, would not limit us to that book. He says, let us teach them what they need and can assimilate. "We may find it in the Bible or the world myths, or in the realm of fairy-story, or among the wonders of nature. Its source is a matter of indifference." Note that he does not mean that one should find his illustrations everywhere. To that there could be no objection. He says, we find our *teaching material* in all these sources. If it only fits the child's needs, it is good material. We are not ready to accept that. The day school is there for that purpose. In the religious school we have to do with the pupil's relation to God and man only and with the arrangements He has made and the revelation given to restore right relations.

The spirit and atmosphere of the teaching ought to be one of reverence, but also one of utter frankness. Difficulties ought not to be glossed over, the inquiring mind will never be an enemy to faith. No issues ought to be dodged, and outworn beliefs ought rather to be given up than insisted upon in a spirit of dogmatism. The author is himself a religious liberal and that fact crops out here and there in unmistakable manner.

He contends very strongly for the thoro grading of the schools from the cradle roll up to the adults, and his description of the various periods of the child's life are interesting. With most modern pedagogs he claims that the division in six classes, beginners, primary, junior, intermediate, senior and advanced, is based on psychological principle. Genetic psychology, i. e., the study of the development of child-life, has shown that about every three years an important forward step is taken and the teaching ought to adapt itself to that. The present reviewer is not a psychological expert. He knows there is development. The church has always been aware of the opportunities that the period from twelve to fourteen offers. But he is not convinced that there is a necessity of our recognizing six of the three year periods. Besides, if quarterlies are to be written and published for each of the six separately, it would seem a waste of time and effort. We have noticed that most schools, after the primary stage, manage to get along with the intermediate, senior and adult papers quite well.

The author now takes up the mode of teaching in each group and shows how it ought to be *socialized*. The pupil must be made to see that he is not an atom in the infinite but a member of human society and that the race itself is under God. Reverence and friendliness ought

to be instilled into his mind all the way up. He carries this argument for the social viewpoint on thru all the stages very consistently and nicely. Of course, we can't quite agree with the looseness of his views on the teaching *material*, fairy-tales, tales of adventure, nature stories, history, invention, etc. From all these spheres examples might be taken, but one ought to limit himself to teaching the Bible. With the little time at our disposal, it would scatter our strength to attempt too much.

His emphasis on he social principle is good and in harmony with modern tendencies. But we fear he expects entirely too much of our teaching force. He knows it, too. He knows we ought to have better trained teachers. But more than that. He claims the ministers ought to be educated differently. They ought not to be priests or theologians only, or in the first place. They should have knowledge of life, sympathetic interest in world movements, and above all, should be men who can develop and strengthen character. The first and essential equipment of a successful minister is that he should be sympathetically drawn to others. He should, before he is sent out, demonstrate by actual service that he loves his fellow-man and has power to lead them on the upward path. "To teach, that is the supreme calling. Higher work or holier no man ever did. The supreme personalities of the ages have been teachers. To quicken curiosity and provide means for its satisfaction; to make virtue alluring, commanding; to provide growing personalities with those noble ideas and stimulating ideals that will become fixed in them as character; to open up treasures of knowledge and wisdom, making possible a life time of joyful progress; to awaken such desires for greatness of soul that narrowness and conceit are done away and self-pity and despair are made impossible; above all, to know one's self, in doing these things, to be a channel of the divine power—this is the highest and holiest privilege vouchsafed to mankind." We have read the book with considerable interest. Incidentally we came across some very interesting quotations. Cautioning against the dogmatic attitude of some, for instance, he quotes Samuel Johnson, saying, "every conversation is an intellectual battle, each man striving to establish his own views and beat down those of others." Instead, says the author, one should strive for truth rather than for mastery. And again speaking of creeds and the quarrels and dissensions they cause, he says, most great and good men as they have advanced in years, have testified that "their creeds have become shorter and kindlier." Very true of some but not of all. Of course there is something to be said for loyalty to fundamentals. A thoughtful and stimulating book.

A Not Impossible Religion by *Sylvanus P. Thompson, D. S., F. R. S.* London and New York. 1918. 335 pages.

The author of the book is a scientist, thoroly imbued with the scientific spirit of the times. But he is not one of those with whom science takes the place of religion. He believes that the instinct for religion is ineradicable in human nature. He realizes that a great many men of

science, along with a great many more who are not men of science at all, are indifferent in point of religion. What they have kept of religion is of the ethical or sociological kind. But it would be impossible for them to accept any of the conventional creeds of Christendom. Yet he finds it unsatisfactory to put the negations of science or the maxims of the moral code in the place of a creed. He does not take pleasure in the task of the iconoclast. He would rather construct and erect than destroy. So he has given many years of thought to the problems of finding a kind of religion that should *not be impossible* to the *man of modern science.* The essays he has written in this connection are collected in this book.

In looking over the spiritual history of man he becomes convinced that religion is a part of his inner life without which neither his nature nor his development can be fully gauged. Some way man wants to get in touch with a power not himself. This power, while conceived by philosophers often as a metaphysical abstraction or a mechanical cause, is to the average man a personality, and here the average man seems closer to the truth than the abstract thinker. The Christian religion (and the Jewish, its parent) goes farthest in its emphasis on the personality of the deity. According to it God has revealed His nature to a certain people more particularly than to any other. He also became incarnate in the historic person of Jesus in such a way that a double nature is to be attributed to Him, a divine and a human one. The author thinks that this doctrine of the two natures is a logical monstrosity, and that the metaphysical attempts and controversies of the early Christian centuries were a waste of time and effort. Religion is the life of God in the soul. It does not lie in the sphere of metaphysical speculation. A man will naturally try to get a philosophical understanding of his beliefs, but a philosophical system thus evolved ought to be binding on no one else but himself. To make acceptance of any of the ancient creeds of Christendom the condition of membership in the church would be preposterous. Orthodoxy has always done this and has often used force for the enforcement of its decrees. It has in this way richly deserved the odium which has come down on it in these modern days. Many honest and able men it has so kept out of the church. Its thunderbolts are, however, not dangerous now any more and the privileges of true religion can be enjoyed by sincere souls without let or hindrance from the self-constituted watchmen of Zion.

The writer's conception of Jesus Christ is largely the view of the liberal school. He is the Son of Joseph and Mary. The early stories in Luke and Matthew are legends ("absichtslos dichtende Sage"). The miraculous element is eliminated. In the teachings of Christ, as proclaimed by the church, he assails especially the atonement theory. The cross is simply an illustration of human violence but not a substitutionary sacrifice. He spends much time in trying to show that the central teaching of the apostles was not the death but the resurrection of Jesus Christ. He points out that all thru Acts, from Peter's sermon on Pentecost on to Paul's speech in the Areopagus, the resurrection is the great message of apostolic preaching, and then seeks to show that in Paul's epistles also Christ's death is simply the prelude to His resurrec-

tion. It would be easy to show that the author is greatly mistaken here. The apostles naturally stressed the resurrection because it furnished the evidence that Christ was all He claimed to be, and it gave the cross its real meaning. But does not Paul in first Corinthians condense the sum and substance of his teaching in the phrase "Christ and Him crucified?" And Peter proclaims that we were redeemed not with silver or gold but with His precious blood? And in the Lord's Supper Christ says, "this is the New Testament in My blood which was shed for you for the remission of your sins." How can the author then say that Christ never makes forgiveness conditional on His death? And how he weakens his argument when he comes to explain how the resurrection changed the disciples into heroes of faith, and then says, *something* happened. What it was we may never know, but *they called* it the resurrection of Jesus from the dead, and it wrought in them a conviction which nothing could shake. So then the resurrection is supposed to be their central theme, but what it was no one may ever know! He can't believe it was a real resurrection because that would be a miracle and miracles are not in the catechism of the modern man.

Christ's mission was to reveal the character of God. He came to save, from what? from sinning, not so much from sin. God forgives sin without Christ, but thru Christ we get the inspiration that keeps us from sinning again.

The book is interesting. It is the honest effort of a man who seeks a reconciliation between science and faith. His effort is made at the expense of religious essentials, we think, but we are at least glad to find him a whole-hearted enemy of materialism, practical as well as theoretical.

Why Men Pray by *Chas. L. Slattery, D. D.*, Rector of Grace Church in New York. The Macmillan Co. 1916. 118 pages.

The book was written during the first years of the late war, before our country entered in. At that time, and later, the minds of many were perplexed on the subject of prayer. Under the crushing weight of the great catastrophe the old ideas seemed to have lost their force, and the old faith collapsed in not a few. Whatever prayer's place might be in the individual life, as a cosmic force it had gone by the board. Its influence on man was wholly a psychological one. It was an act of the soul and as such not to be underestimated, but it had no effect on outward circumstances. Wars and victories and defeats came from natural causes. Napoleon was right when he said, "God is always on the side of the mightiest battalions." And as a means to ward off world calamities prayer had been thrown into the discard.

The soul of the Church was greatly disturbed in such an atmosphere and her friends and shepherds rallied to her aid, and to the aid of prayer, so to say. So this little book was written, with many others.

The rector of Grace Church gives us six reasons why men pray in spite of all arguments against it. He does not evade the difficulties, the seeming powerlessness of prayer over against the forces of nature. Everything in this world, so say the scientists, is subject to law, how can prayers change the course of law? If the course of nature is or-

dered by wise laws how can God,—supposing there is a God—be expected to change His wise arrangements only because of the petitions of a finite being who sees but a small part of the whole world scheme? If he is a good God why should it require prayers to induce Him to do what His goodness causes Him to do any way? The writer does take up such objections, but instead of arguing at length with the theoretical objectors, he brushes their spurious arguments aside by saying: "And yet men do pray and can't help praying!" The fact that they do pray, in spite of it all, proves that they follow a natural instinct. We might as well try to find out why they follow their natural impulse as to try to show that the instinct itself is a will o' the wisp.

Six reasons he adduces why men pray: 1) because all men pray. That is certainly a startling statement since everybody knows that a great many do not pray. Yes, he says, but they lead a sub-concious prayer-life. Here he stretches the prayer idea to the limit. Every high aspiration, feeling of remorse, of duty he exalts to the rank of prayer; then he further refers to the prayers, sacrificing and other devotional usages of even barbarians. What he really wants to prove here is that prayer, or religion, is one of the natural instincts of man. The second reason is, in prayer man discovers God. In times of crisis, affliction, in enforced silence, in experiences of rapture, of self-surrender to a mysterious presence, making itself felt unmistakably, man discovers the reality of God as never before. Other reasons why men pray are: prayer unites men; God depends on men's prayer; prayer submits to the best, and prayer receives God. The line of argument can be imagined from the titles. But the presentation is not common-place but well worth reading, in chaste style, in earnest spirit, evidently from experience and at close grips with reality. One feature especially valuable is his emphasis on the fact that prayers must not only be uttered but done and lived up to, that they require obedience, sincerity, consecration and self-surrender. The argument here is exceedingly serious and heart-searching. All thru the book we hear the episcopalian speaking, but there can't be a churchman of any type who makes greater demands on the sincerity and consistency of the praying man than the rector of Grace Church in this book.

Christian Belief in God. A German Criticism of German Materialistic Philosophy by *Geo. Wobbermin, Ph. D.* Translated from the third German Edition by Daniel S. Robinson, Ph. D. (Acting Chaplain, U. S. N.) Yale University Press. 1918. 175 pages.

Only with great misgivings does the translator of this work seem to have given it to the press and the public. For it came out while the war was still going on and the question quite generally asked "Can any good thing come out of Germany?" But then he considered that the book would be used against what was called the materialistic and atheistic spirit of Germany and would perhaps find some favor and ready acceptance if this was expressed in the title. So the above substitute was added. One cannot say that it is wrong. Only the book is not so much a criticism of materialism as an interpretation and defense of the Christian attitude. And if in maintaining this it naturally be-

comes a criticism of opposing views, its criticism is directed against the materialistic philosophy and science of all countries, not of one only.

Without dwelling longer on a state of the public mind which makes it necessary to apologize for the publication of even a theological book coming from a certain country, we are glad to say that the present volume, small tho it is, is the work of a well informed thinker. Wobbermin was at the time of the publication of the book professor in Breslau university and is now a member of the theological faculty at Heidelberg. His treatise is of especial value because in defining and defending the Christian conception of God he discusses chiefly the objections of exact science and not so much those of critical or speculative philosophy. Until recently German theology paid too little attention to the modern tendencies fostered by the tremendous growth of the natural sciences and too much to the systems of thought in force 100 or 50 years ago. Wobbermin now is thoroly up-to-date in this respect. While he cannot possibly ignore Kant nor the philosophers of our times, like Wundt, Paulsen, Drews, Eucken, Fechner, Dilthey ("philosophers" is here used in the sense of teachers of philosophy), he keeps always in close touch with the leading scientists of the day.

His subject matter is presented in five chapters. First he deals with the chief tendencies of present-day philosophy. He awards by no means first place, or any considerable place, to Nietzsche. Nietzsche's name and philosophy was given great prominence during the war, but for purposes of propaganda only, not because he represented in any way the spirit of modern Germany. N. ows his reputation to the enemies of his country, not to his own people. He shares that fate with General Bernhardi. But that even N. was not entirely satisfied with the "superman" in the place of God seems to find expression in the verse from his "Midnight Song," which friends of his have chiseled on his memorial stone in the Upper Engadine:

> O Mensch! Gib Acht!
> Was spricht die tiefe Mitternacht?
> Ich schlief, ich schlief—,
> Aus tiefem Traum bin ich erwacht:—
> Die Welt ist tief
> Und tiefer, als der Tag gedacht.
> Tief ist ihr Weh—,
> Lust—tiefer noch als Herzeleid:
> Weh spricht: vergeh,
> Doch alle Lust will Ewigkeit!
> Will tiefe, tiefe Ewigkeit.

This implies that the meaning and import of the world which surrounds us is not to be fathomed by superficial reflection. It has a meaning, and he who bores into the depths can find it. The phenomenal world receives meaning only by being brought into relation to the world of the "beyond." The ardent longing for the realities of eternity over against the transitoriness of the world of sense is a fundamental motive of religion.

But as the representative tendencies of modern thought he mentions positive philosophy (the philosophy that confines itself strictly

to the analysis of positive knowledge); the Materialistic-Naturalistic Philosophy and the Idealistic Philosophy (von Hartmann, Wundt, Paulsen, Will. James, Eucken, etc.) These systems either teach the impossibility of higher (metaphysical or religious) knowledge, or the monism of matter or mind (idealistic pantheism). Over against these the theologian's task is to show up the reasonableness of the Christian conception of God. He does not expect his arguments to lead to faith in God, but they may remove obstacles, and they certainly will vindicate his own faith before the forum of his reason.

The author devotes special attention to Haeckel, the high priest of philosophical materialism. Haeckel resolved all thinking into brain functions pure and simple. Wobbermin shows how in this H. completely forgets what he ought to have learned from Kant. The Koenigsberg philosopher had taught us to distinguish between the objects and the subjects of knowledge. In order to find the super-empirical ground of our knowledge he investigated the understanding itself. All knowledge presupposes an understanding subject, a reasoning mind. The "association centers of sense" (Haeckel) in the brain cannot be substituted for the subject of knowledge itself. They are themselves objects of our knowledge. But if in this respect the call "back to Kant" is justified, we cannot entirely be satisfied with the position of the "Copernicus of the understanding" either. He subordinated religion to ethics and the emotional and religious nature to the mental and practical. Our way is therefore "on from Kant" to a better appreciation of the independent values of the religious consciousness.

In three important chapters he discusses first the cosmological argument. Does not reflection on the universe and the laws of nature justify belief in a prime cause as the source of all other causality? Does it lead to the assumption of a creative intelligence? Then he takes up the question of organic life, its origin and development. Here he treats quite fully of the evolution hypothesis, which he accepts to a very great extent. The very much debated question of ultimate purposes in the world's life—teleology—is here ably presented and decided in favor of the Christian view. Finally he argues on the conception of God from the standpoint of man himself. We cannot but apply the psychological standards to our view of God. Is He not a personality? What does that mean? It means the absolute and ethical personality of God, His absolute transcendence or sublimity and His absolute immanence and pervasiveness. The relations of transcendence and immanence are well delimited and it is lucidly set forth how they are both emphasized and harmonized in our belief in God.

The book is a masterly effort in apologetics. It is not just easy reading naturally, but the style is absolutely clear. If sustained concentration is required the reason lies in the subject matter, by no means in any obscurities of the presentation. Some chapters ought to be read several times. Every conscientious reader will find himself repaid abundantly.

The New Opportunity of the Church by *Robert E. Speer.* The Macmillan Company. 1919. 111 pages.

It is hardly necessary to say that this book is a war product. We

have had many of these and have become weary of them. The word "reconstruction" in connection with the late war has been used so often that one does well not to use it any more. But Robert Speer is a man for whom we are willing to make special allowance. We are sure he is not an apostle of race hatred. He does not indulge in self-glorification. He does not "wave the bloody shirt."

On the contrary, he knows, to speak with Mazzini, that "the morrow of victory is more perilous than its eve." He says, reversing the saying of Scripture, "Let not him that putteth off his armor boast himself as he that putteth it on."

He speaks beautifully of the effect war had on the nation. "One met no atheist in the army and navy." And the Church showed its usefulness to the fullest extent by its many auxiliaries. The war dispelled the foolish idea that historic and sacramental religion is anachronism, to be displaced by pragmatic or purely ethical religious conceptions. He gives striking illustrations of the soldiers' appreciation of the Sacrament of the Communion. There is one story especially that I would like to tell, had I the space, where a chaplain was asked to give the sacrament to a regiment leaving for the front, in the middle of the night. There were so many that he had to break the wafers first in halves, then in quarters and then, as the men still came on, he could only touch the wine to their lips. He speaks of their freedom from earthly encumbrances and possessions, their unselfishness, their heroism, their prayerful spirit, consecration to the cause, and the effect of corporate unity.

Then he derives from all this lessons for the work of the Church in the labors of peace, above all the duty of cooperation. A special chapter he gives to foreign missions showing how in this field especially the spirit and example of war-time unity and whole-hearted determination ought to be emulated.

He also sees clearly that the reaction has already come, that much of our feeling of solidarity is disappearing and group interests are coming to the front again. He warns with all emphasis against the spirit of militarism and insists on gradual disarmaments. His book was written before the peace of Versailles made the imperialistic aims of the allied nations a terrible reality. Had he known that, no doubt he would have raised his voice in most emphatic protest aaginst this immolation of our ideals and this forfeiting of opportunities that will perhaps never come again.

What is Christianity? A Study of Rival Interpretations by *Geo. Cross*. The University of Chicago Press.

The tendency to revise our doctrinal inheritances and to attempt a re-statement of our beliefs in harmony with modern viewpoints and the critical results of science is widespread. Some churches are opposed to any such undertaking from principle. If, for instance, a church takes its position on the unaltered Augsburg Confession and prohibits its ministers and professors to deviate from or go beyond, the doctrinal teachings as formulated in that document in any way or point whatsoever, there is no revision needed. A church, however, that sees clearly

that our theological conceptions are but earthen vessels for the divine truth, and that the theologians will always be dependent on the movements and achievements of the general philosophical and scientific thought, will be willing to concede the need, from time to time, of adaptation and re-statement.

On the other hand, there can be no question that there is a danger of going too far. If the investigator is caught in the strong current of the materialistic trend of the times and endeavors to find a natural interpretation of all facts of our faith, much that we must deem fundamental will go by the board.

We believe that the book before us goes to extremes in its re-interpretations of Christianity. It is written by a professor of theology of Rochester University and published by the Chicago University Press. Now it is well known that nearly all productions from that source belong to the liberal school, and we soon find that this author's book makes no exception. Nevertheless we do not hesitate to express our high opinion of the intellectual quality of the volume. The author shows a close acquaintance with the doctrinal development of the Christian Church thru all its stages. With searching thoroness he discusses the characteristics of each system of thought and life and the attentive reader will find an abundance of information. The succeeding ages or phases of the history of the church are presented with such clearness and skill that we admire his insight as well as the masterly way of his interpretation.

Of the numerous forms in which Christianity has found expression he selects six—Apocalypticism, Catholicism, Mysticism, Protestantism, Rationalism, and Evangelicism.

In this classification we cannot but take exception to the first one. How can he present Biblical and apostolic Christianity under the title Apocalypticism The chief features of Apocalypticism are a complicated symbolism; a dualistic view of the world (the righteous on one side and determined opposition to God on the other); a system of angelic mediators between God and man; a tendency to use the name of prophet or worthy of the past as the seer of the vision portrayed; an elaborate eschatology and the division of the world's life into ages (the present and the coming age). When we keep these in mind we can of course find a great many passages in the New Testament that are apocalyptic. We readily grant e. g., that the apostle Paul's angelology and demonology is quite elaborate and that they contain elements that are foreign to our views; also that the eschatology is prominent in some parts. But in the full sense of the word there is only one apocalyptic book in the New Testament, the apocalypse of John. The present author classes as apocalyptic the presence of angelic spirits in the life of Jesus, the miraculous stories at the beginning of His life, the belief of the evangelists in good and bad spirits, the faith in the coming end of the world and the general judgment. If we followed him to the end we fear there would be nothing left of the miraculous. He would have done better, we think, if he had treated the apostolic age as the normative and original rather than as the apocalyptic form of Christianity.

He goes on to describe Catholicism, that religious system that found its great pattern in the suffering Saviour, its hero in the martyr, its exponent in the hermit, a system shot thru with asceticism, its watchword "renunciation," and yet leaving room for the worldling as well, if he will use the intervention of the Church and its sacraments. The nature of Catholicism, its worship, its institution, its doctrine are ably presented.

Interesting also is what he says about Mysticism, the more so because its cultivation of the inner life is more apt to be overlooked in the great drama of the church's outward development.

There follows a sympathetic treatment of the birth of Protestantism. The individual with its privileges and duties finds recognition. The strength and weakness of individualism are pointed out.

But especial attention is to be called to the chapter on Rationalism. This phase of the history of the race is very fully treated. The author does not begin with Semler, however, the "father of rationalism," as one might expect. He finds in rationalism the assertion of the God-given reason in man to obtain rightful recognition in the sphere of religion. Therefore he follows it up to its first beginnings in Christian history, to the gnostics, to Arius and Pelagius. Then on down the line to the renaissance movement at the close of the Middle Ages. Humanism, Bacon and Locke, Cartesius, Spinoza, etc., and finally its application to theology by the German Rationalists. He does not conceal the weak points of Rationalism, particularly in the way of the feelings and the finer and higher things of the soul, but one gets the impression nevertheless that he would rather be a defender of its legitimate rights than a critic of its faults.

The last chapter is on Evangelicism. Here he unfolds very fully the revival of the religious life since the 18th century and its beneficent influence in missions and elsewhere. One might think that he would have mostly criticism for this movement because it was rather a reaction against Rationalism. But that is not so. He gives praise where praise is due, only he includes in its scope the development of the sociological interest, the interest in present life, institutions, environment, and not in the spiritual and other-worldliness only.

Finally, after his somewhat lengthy review of past developments, he asks the question that constitutes really the subject of his treatise, "What is Christianity?" His answer is given in only one chapter. So he naturally does not compose a modern theology of his own. He only lays down some leading thoughts. 1) Christianity coincides in some degree with all these historic interpretations, and yet it cannot be fully identified with any one of them. 2) Certain historic forms, liturgical, ecclesiastical, social and doctrinal are also necessary, but there is no form that is permanently necessary. 3) Christianity is to be understood primarily as a quality of spiritual life. 4) It is a distinctive type of religion. 5) Its character is determined by the personality of Jesus Christ. 6) It is the religion which is one and the same with true morality. 7) It is the religion of moral redemption and true peace. Some of these fundamentals we may agree to and others we must reject. But it must certainly be said that the book shows that it is easier

to criticise than to do better. It has pointed out where some of the past systems are weak but it has not furnished the proper material whereof to build the Christian theology of the future.

Christian Internationalism by *William Pierson Merrill.* The Macmillan Company. 1919. 193 pages.

Internationalism was the great ideal of the world before the war, or at least of the pacifists and idealists at that time. It has received a terrible backset by the Peace of Versailles. During the war the very name of "pacifist" was a by-word and the badge of disloyalty. And yet the pacifists almost to a man supported the government in the war. Except the members of the non-resistance sects—and their number was negligible—the great bulk of the nation was behind the president. He was at that time the veritable spokesman of the idealistic part of the population. The author of this book finds in him the prophet of Christian Internationalism.

Christian Internationalism is no enemy to patriotism. The writer says, to say, "I love all countries as well as I do my own," would be the same as saying "I love all women as well as I do my own wife." The Christian believes in Internationalism the same as Jesus Christ does. In turning to the Bible he admits that Jesus Christ did not teach Internationalism in so many words, just as little as He did teach the abolition of slavery or of war. But he inculcated the principles underlying internationalism, the fatherhood of God and the brotherhood of man, the evangelization of the world, etc. In the Old Testament we find the narrow horizon of Jewish hopes and Jewish theocracy. But Jewish particularism gives way to Christian universalism.

In the history of the Christian Church this high attitude of the world view could not be maintained. It was replaced by the rising tide of nationalism. The Reformation, altho in other respects emanicipating man's mind, yet accentuated the nationalistic tendency and favored national churches and so the conflicting interests of independent nationalities. The political movements, however, which led to the institution of democracy in America, France and other countries, paved the way for a coming together of the nations on the basis of political democracy. Some nations were hostile to this development. This was one of the causes of the World War.

He does not attribute to Germany the only fault for this catastrophe, but he calls her by far the chief offender. Writing during the war his judgment is naturally influenced accordingly. He denounces for instance the submarine warfare, but the bombing of unfortified German towns he excuses on the plea that "perhaps in no other way would be brought home to the German mind the frightfulness of his air raids on London and the invasion of Belgium." Nevertheless he does not approve of the boycott of German goods should Germany adopt democratic institutions and thereby show her change of mind.

He is hopeful for the future of Christian Internationalism. He wrote before the treaty of Versailles was signed, and so the defeat of all of Wilson's ideals and the shattering of the hope of the world could not quench his optimism.

Kirchliches Jahrbuch für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands. 1919. Herausgegeben von Pfarrer Dr. theol. **J. Schneider** in Berlin. 46. Jahrgang. 573 Seiten. 20—24 Mk. Gütersloh. C. Bertelsmann.

Gleich nachdem der Postverkehr mit Deutschland freigegeben war, setzten wir uns u. a. mit Bertelsmann-Gütersloh in Verbindung und ersuchten ihn um Zusendung passender Bücher seines Verlags. Es war uns eine große Freude, als endlich — als Taube mit dem Oelzweig im Schnabel — Schneiders Jahrbuch für 1919 als erstes Buch seit dem Ausbruch des Krieges bei uns ankam und damit verkündete, daß, wenn auch das Land noch nicht völlig trocken, so doch die zerstörende Flut der Kriegszeit gewichen sei. Was das für Gefühle in uns wachrief, des Dankes, der Trauer, der Teilnahme, der Hoffnung, kann sich der Leser denken. Selten — wenn je — hat uns ein Buch so gerührt wie dieses, das doch in der Hauptsache nur statistisches Material enthält. Wir begrüßen in ihm das Morgengrauen einer besseren Zeit und das Anknüpfen von Banden, die uns unser Leben lang als unauflöslich gegolten.

Der Inhalt ist, wie jeder Kundige weiß, überaus reichhaltig. Es wird nicht nur Statistisches geboten, sondern auch manche lesenswerte Aufsätze, um so willkommener jetzt, weil es jedem Freund seines alten Vaterlandes lieb sein muß, einmal wieder in seine Seele zu schauen. Das Buch beginnt mit einem Artikel von dem † Pastor Dr. theol. Hafner-Elberfeld über Welterkennen und Christenglaube. Hafner liebt es, das Paradoxe des Glaubens auf den Höhepunkt zu treiben. Das spricht sich auch in diesem Artikel aus. Er ist ein philosophischer Kopf, ein scharfer Denker und man tut wohl, sich's gut zu überlegen, ehe man mit ihm anbindet.

Die Hauptsorge, die die Kirche drüben beschäftigt, ist die der Neuorganisation. Der Summepiskopat ist gefallen, und tiefgreifende Aenderungen sind nötig. Diese Dinge kommen zur Besprechung in dem Artikel von Prof. Dr. theol. Schian-Gießen: „Gemeinde und Gemeindeorganisation.“ Dann folgt die Kirchliche Statistik von Dr. theol. Schneider, die Heidenmission von P. Richter, Juden- und Judenmission von Miss. Direktor Schaeffer, Vereine von P. Const. Frick, Evangelisation von P. Burke; dann ein besonders interessanter Abschnitt: „Die Kirchliche Zeitlage,“ von Dr. theol. Schneider. Er schildert dort den „Zusammenbruch,“ hervorgerufen durch moralischen, religiösen und politischen Zerfall, die „große Lüge“ von den Alliierten in die Welt gesetzt, die Blockade u. s. w., auch gibt er Andeutungen über den kirchlichen „Neubau.“ Sodann ein reichhaltiges Kapitel über Innere Mission. Schließlich folgt eine interessante Statistik über den Personalstand der evangelischen Kirchenbehörden und Synoden.

Das Buch kostet 20—24 Mk. Bei dem so außerordentlich niedrigen Stand der Mark ist das etwa 1½ Dollars, also für jedermann eine ganz geringe Ausgabe, und jeder wird sich freuen, das altbewährte Buch (46. Jahrgang) mit seinem reichen Inhalt zu besitzen.

Der „**Theol. Literaturbericht**“ erscheint ebenfalls in diesem Verlag, er kostet 8 Mark (= 20 Cts. augenblicklich, 21. Januar). Neu erschienen: „**Die Genesis**,“ von Eduard Koenig, 30 Mark. Man sollte sich den billigen Stand der Mark zu Nutzen machen und alles bestellen. Der Redakteur schickte 5 Dollars = 175 Mark (damals) hinüber für verschiedene Bücher und bat Herrn Bertelsmann, den Ueberschuß für spätere Bestellungen zu verwerten.

❀ Magazin ❀

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 22. Band. **St. Louis, Mo.** **Mai 1920.**

Das liberale Christusbild der letzten Dezennien.

Von Pastor W. E. K. Wüstenberg.

Das ewige, unerschaffene Wort, ὁ λόγος . . σὰρξ ἐγένετο — cf. Johannesevangelium 1, 14 — d. h. der Logos trat aus dem Unsichtbaren ins Sichtbare, aus der Ewigkeit in die Zeit, aus der Präexistenz, die ihm von Anfang an eignete, in die irdische Existenz; denn „ἐσκήνωσεν ἐν ἡμῖν," er zeltete unter uns, er, der Logos, der absolute Träger der göttlichen Heilsoffenbarung, dieser nunmehr, d. h. nach Gottes heiligem Liebeswillen und Heilsratschluß — „da die Zeit erfüllet war" (cf. Gal. 4, 4—5) — in die Erscheinung getretene Logos war und ist niemand anders als „der Einziggeborene vom Vater voller Gnade und Wahrheit," als unser Heiland und Erlöser „Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit" (cf. Hebr. 13, 8). So war der lebendige Gottessohn Mensch geworden, in die Geschichte eingetreten, eine historische Persönlichkeit geworden — unzweifelhaft und unleugbar. Sein Wesen, seine Eigenart tritt uns am unzweideutigsten, am klarsten immer noch entgegen in den Worten der Erklärung des zweiten Artikels unseres Dr. Martin Luther. Verständlicher, einleuchtender kann uns sein Wesen nicht aufgezeigt werden, als wenn wir lesen: „Ich glaube, daß Jesus Christus, wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren." Was will dies besagen? Nichts anderes als daß unser Erlöser und Seligmacher an beiden teilhaben muß, sowohl einesteils an der überweltlichen himmlischen Herrlichkeit, als andernteils am irdisch-kreatürlichen Leben. Wollte Jesus Christus wirklich der in Sündenbanden lebenden Menschheit Erlösung bringen von Sünde und ewigem Tode, so war es Naturnotwendigkeit, daß er „Gottmensch" (deus-homo) sein mußte, d. h. — mit andern Worten — „in Christo mußte die ewige und wahrhaftige Gottheit des weltschöpferischen Wortes sich verknüpfen mit der wahren Menschheit des Davididen Jesu zu persönlicher Einheit." Kraft seiner „Gottmenschheit" und ausschließlich kraft dieser vermochte Jesus

Christus seinen irdischen Messiasberuf, sein Erlösungswerk zur Krönung, zur eigentlichen Vollendung zu bringen, vermochte er seine Aufgabe als zweiter Adam; nämlich die durch des ersten Adam Schuld unvollendet, gleichsam auf halbem Wege stehen gebliebene Entwicklung des Menschheitsgeschlechts der endgültigen und schließlichen Vollendung, die im Kern und letzten Endes begründet liegt im persönlichsten Herzensverkehr, in der Lebensgemeinschaft, im innigsten Lebens- und Wesenszusammenhang mit Gott in Christo entgegenzuführen. Der Jubelruf des Gekreuzigten „Es ist vollbracht!" kann unmöglich verstanden werden von dem Todesschrei eines in all seinen Hoffnungen und Erwartungen schmählich getäuschten Schwärmers, — nein, und abermal nein — sondern vielmehr ist es ein Siegesruf, ein Triumphesschrei des nunmehr erlösten „lebendigen Gottes- und Menschensohnes," der sein irdisches Berufswirken, seine Erlösungstat ein für allemal vollbracht hat. „Er ging ein zu seines Herrn Freude." Aber, gottlob, auf Karfreitagsdunkel folgte Osterglanz, Ostersieg, Osterherrlichkeit. Er blieb nicht im Grabe. Das Grab vermochte ihn, den Gerechten, nicht zu halten. Das leere Grab in der Frühe des Ostermorgens verkündet aller Welt die herrliche, beseligende — nur für Zweifler und Atheisten unverständliche — Ostertatsache, Osterkunde: „Christ ist erstanden — er ist **wahrhaftig** auferstanden." Die Ostersonne leuchtet uns. Jesus lebt! Wie klar und wahr, mutvoll und glutvoll reden von dieser Tatsache, dem größten Wunder, das je geschehen, die biblischen Berichte. Vergleichen wir hierzu Stellen wie: 1. Kor. 15; Act. 13, 30; Act. 17, 32; 1. Thess. 4, 13—17; 2. Tim. 2, 18; 1. Kor. 15, 17; Röm. 4, 25; Röm. 1, 4 b; Joh. 14, 19. Wie überzeugend fährt dann unser Dr. Martin Luther fort: „Aufgefahren gen Himmel." Zur Genüge fließen auch zum Erweis der Himmelfahrtstatsache die biblischen Quellen. Wir möchten hier die Hauptstellen citieren: Luk. 24, 51; Act. 1, 10; 1. Petr. 3, 22; Eph. 1, 20; Hebr. 1, 3; Hebr. 9, 24; Ps. 68, 19; Eph. 4, 8—10; Ps. 110; 1. Tim. 3, 16; Joh. 6, 62; Hebr. 4, 14. Meisterhaft zeugt Luther weiter: „Sitzend zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters." (Cf. Luk. 1, 33; Matth. 28, 18; Eph. 1, 22; 2. Tim. 4, 18 a; Joh. 15, 15.) Auch für die dereinstige Tatsache der Parusie fehlen die biblischen Belege, gottlob, nicht. Zu vergleichen wäre hierzu: Act. 1, 11; Act. 3, 19—21; 1. Petr. 1, 7; Joh. 14; 1. Thess. 4, 13—17; 1. Thess. 5, 1—3; 2. Thess. 2; Jak. 5, 8; 2. Petr. 3, 4.

Das soeben Dargelegte bildet einen kurzen, knappen Umriß des biblischen Christusbildes. Dieser aufgrund der biblischen Berichte uns erwachsende Christus ist allein fähig und imstande, die Welt zu erobern, die Menschenherzen mit dem Hammer der Liebe zu zerschlagen und ihnen wahrhaft reine Herzen einzupflanzen, die Sünder, die reuevoll und bußfertig ihre Sünden bekennen, selig zu machen, sie

durch das Band der innigsten Liebe unauflöslich an sich zu ketten, sie zu beseligten Gotteskindern und zu Erben der Seligkeit zu machen. Dieser biblische Christus war nun seit jeher vielen ein schwerer Stein des Anstoßes. Dieser Christus — wie uns sein heiliges Bild so überwältigend und so mild aus den Evangelien entgegenleuchtet, — ist wiederum gerade in der Gegenwart so ungemein vielen ein Dorn im Auge, ein Gegenstand der Geringschätzung, der Abneigung, ja sogar des Hohnes und Spottes, ein Ammenmärchen, eine längst abgetane Sache, ein überwundener Standpunkt, eine Torheit. Indes, man ist noch weiter fortgeschritten. Mit raffiniertem Eifer, mit geradezu fieberhafter Begier ist man im liberal-radikalen Lager eifrigst bestrebt, dem historisch-biblischen Christus den Abschied zu geben, Jesus Christum darzustellen als etwas, was nie existiert hat. Man sucht seine historische Existenz einfach zu streichen. Witz-Oberlin, jener Wiener Dozent und Oberkirchenrat, hat vollkommen Recht, wenn er angesichts der christusfeindlichen Welt in einer „Osterpredigt" sagt: „Fort und fort sinnen die Feinde des Kreuzes Christi auf neue Mittel, auf neue Arten, Jesum zu verkleinern, zu erniedrigen, zu fällen, sein Wort zu schmähen, sein Werk zu besudeln" — ja, wir können hinzufügen, „ihn als unhistorisch und als nie gelebt habend hinzustellen." Viele, ja so viele huldigen der These, daß solch ein Christus, wie die Bibel ihn zeichnet, überhaupt gar nicht gelebt habe. Hie und da hört man in der Gegenwart Stimmen laut werden, die „eine neue Religion, einen neuen Christus" proklamieren, Stimmen, denen die schlichte Predigt vom gekreuzigten und auferstandenen Christus eine Torheit, ein Aergernis ist, die unsern biblischen Christus einfach über Bord werfen, kurzerhand abtun als ein Phantom, eine Phantasievorstellung, eine völlig mythische Gestalt.

Der erste, der sich in dieser Bahn bewegte und damit der eigentliche Urheber dieser modernen kritischen Arbeit ist, ist **David Friedrich Strauß.** Strauß (1808—74) war der erste, der den Stein ins Rollen brachte, der erste, der sich unterfing, den historischen Christus als solchen zu streichen und dafür einen andern aufgrund seiner spekulativen Betrachtungsweise konstruierten Christus zu substituieren. In seinem **„Leben Jesu"** suchte er darzutun, daß die biblische Geschichtserzählung vorwiegend an Stellen, die durch Wundertaten des Herrn bestimmt sind, wie die Geburtsgeschichte Jesu und die Auferstehungsberichte lediglich Phantasiegebilde sind. Mag Strauß sich auch wirklich und ernstlich bemüht haben, ein möglichst klares und allen einleuchtendes Christusbild zu entwerfen — die ganze Weise seiner wissenschaftlichen Arbeit verrät in mehr als einer Beziehung auf Schritt und Tritt seinen geistigen Vater, den Geschichtsphilosophen **Hegel.** Kein Wunder daher, daß das Strauß'sche Christusbild wesentlich bestimmt und beeinflußt wird vom Hegel'schen Standpunkt. Hegels

System gipfelte in dem Satze: „Das Absolute ist Geist und es entfaltet sich in dialektischen Formen: These, Antithese, Synthese." Darauf baut nun Hegel sein System und seine Einzeldisziplinen auf. Diesem System hat auch Strauß in seinem Leben Jesu Rechnung getragen. Alles ist bei Strauß — auch sein Christusbild — mehr oder minder an Hegel orientiert. Kurzum, der Strauß'sche Christus ist weder „historisch" noch ausgesprochen „mythisch," sondern er ist „spekulativ." Er trug in sein Christusbild aufgrund der ihm eigenen spekulativen Betrachtungsweise mancherlei hinein, dem er andererseits wiederum aufgrund seiner kritischen Ader den Abschied geben mußte. Am besten scheint mir der Strauß'sche Christus von Gerhard Uhlhorn (gest. 1901; 1855 Konsistorialrat; 1878 Abt zu Loccum) geschildert zu sein, wenn U. auf S. 78 seines „Leben Jesu" äußert: „Es tritt uns entgegen in Renans Christus das Bild des leichten, geistreichen, bald liebenswürdigen, bald frivolen Franzosen, in Schenkels Christus das Bild des kirchlichen Agitators und nun — was sonderlich uns angeht — in Straußs Christus das Bild des doktrinären Gelehrten, der die ganze Welt auf eine Schlußfolgerung erbaut." Der Strauß'sche Christus ist zwar ein Christus — wenn auch kein biblischer — sondern ein spekulativer Christus.

Ein rein mythisches Christusbild suchte **Bruno Bauer** zu zeichnen (gest. 1882; 1834 Dozent in Berlin; 1839 in Bonn). Er verstieg sich schlankweg zu der Behauptung, daß der Jesus der Evangelien überhaupt nicht gelebt habe. Mit diesem Satz schlug er allen biblischen Berichten direkt ins Gesicht. In seinem Geistesprodukt, dem Buche „Christus und die Cäsaren" ist Bauer rastlos beflissen, den Ursprung des Christentums herzuleiten aus dem römischen Griechentum, ihn in Beziehung zu setzen mit dem Stoizismus. Mögen nun immerhin hie und da gewisse Berührungen zwischen Christentum und Stoizismus stattgehabt haben, eine „Ausgeburt" der stoischen Philosophie war das Christentum nie und nimmer. Ein Moment überragt alle — wenn auch noch so christlich anmutenden Elemente der mannigfachsten philosophischen Systeme — das ist das gerade dem Christentum eigene ausgeprägt sittlich-religiöse Moment. Dies Moment gerade verleiht der christlichen Religion eine Separatstellung, gibt ihr die Kraft, alle Stürme der Zeit zu überdauern. Gerade dies eine Moment spendet dem Christentume dauernden Gehalt, bleibende Werte, Ewigkeitswerte. Das Zentrum des Evangeliums, Jesus Christus, den eingeborenen Sohn vom Vater voller Gnade und Wahrheit, ihn, den lebendigen Gottes- und Menschensohn, sucht Bauer herzuleiten wiederum von der Stoa. Nach Bauer ist der Christus der Evangelien ein Phantasieprodukt, das nicht etwa die Volkssage, noch die christliche Gemeinde aus sich heraus geschaffen, sondern das dem Geiste des philosophiebegabten Urevangelisten Markus seine Entstehung verdanke.

Diesen „Urmarkus“ sucht er als historisch anzunehmen zur Regierungszeit des römischen Kaisers Hadrian. Mit dieser seiner These sucht er darzulegen, daß der Urevangelist Markus hie und da wichtige Elemente des damals herrschenden Juden-, Römer- und Griechentums in sich zu einem geistesgewaltigen Ganzen verschmolzen habe. Es war damals die Blütezeit des ausgeprägten Synkretismus, der gröbsten Religionsmengerei. Dieser Urevangelist habe nun aufgrund seiner philosophischen Schulung das Zeug dazu gehabt, ein Christusbild zu entwerfen, das mehr den unteren Volksmassen sich zu akkomodieren geeignet war. So ward Bauer immer mehr dazu gedrängt — infolge dieser seiner Anschauungen — die epistolischen Schriften des Neuen Testaments in das zweite Jahrhundert hineinzuverlegen. Mit dieser Konsequenz, die er zog, mußte er auch notwendigerweise den Autor dieser Schriften, den Apostel Paulus streichen. Während der Tübinger Ferdinand Christian Baur wenigstens noch die vier großen Lehrbriefe des Apostels Paulus anerkannt hatte, erklärte Bauer auch selbst diese für **unecht**. Damit aber hatte Bauer nicht bloß Paulus, sondern auch den Kern und Stern der Paulinen, Jesum Christum, über Bord geworfen. Sie waren zu Gedankengebilden, zu „Ideen,“ die einmal im Hirn etlicher spukten, geworden. Sein Christusbild ist zusammengeschrumpft zu einem Phantasiegebilde, zu einem völlig „mythischen“ Christus. (Cf. hierzu Bauers tatsächlich romanhaft anmutendes Werk „Christus und die Cäsaren.“)

In analogen Pfaden wandelt auch der Bremer Pastor und Radikalist **Albert Kalthoff** (gest. 1907). Nach ihm ist Christus eine Fiktion. Für uns kommt aus Kalthoff lediglich das in Frage, was die Person des Weltheilandes angeht. Nach ihm sind nicht die Einzelpersönlichkeiten die eigentlichen Träger der Entwicklung, sondern das Gros, die Massen, der soziale Verband. Daraus folgt naturgemäß, daß Kalthoff die Einzelindividuen einfach ignoriert und im klaffendsten Gegensatz dazu die Massenbewegung auf den Schild hebt. So wird Kalthoff durch seine eigenen Erörterungen zu der Schlußkonsequenz getrieben, daß Jesus keinesfalls Träger des Urchristentums ist, sondern vielmehr die sozialen Bewegungen des römischen Imperiums. Kalthoff sucht in seinem „Christusproblem“ und dem wissenschaftlichen Ausbau „Die Entstehung des Christentums“ anstelle des „individualistischen Moments“ das „sozialistische“ zu setzen. Nicht der einzelne ist Stifter der Religion, sondern die „Masse,“ die „Gesellschaft.“ Infolgedessen leugnet er den Stifter der christlichen Religion, die historische Existenz Christi und ist bestrebt, das Christentum herzuleiten aus der Wurzel der religiös-sozialen Massenbewegung der 1. und 2. nachchristlichen Aera, eine Bewegung, die ihren Einfluß letzten Endes im gesamten Kosmos geltend gemacht hat. Seine Anschauung von Christus erhellt am klarsten aus einer These in seiner

Broschüre „Die Entstehung des Christentums.“ Ebendort äußert er: „Daß das Christentum als eine bestimmte Kulturerscheinung und Entwicklungsform des gesellschaftlichen Lebens, nicht als das Werk eines individuellen Religionsstifters betrachtet, der Ursprung und das Wesen des Christentums also nicht in einem von der rationalistischen Theologie an den Anfang des Christentums gestellten „historischen Jesus“ gesucht werden darf, steht für jeden, der mit den Methoden moderner Geschichtswissenschaft einigermaßen vrtraut ist, so fest, daß es schon fast zu viel Mühe gewesen sein möchte, die ich in meiner ersten Broschüre über das Christusproblem und den daran sich anschließenden Polemik auf diese Seite der Sache verwendet habe.“ In ähnlicher Weise spricht er sich aus auf S. 17 seines „Christusproblems,“ wenn er sagt: „In Ermangelung jeder historischen Bestimmtheit ist der Name Jesus für die protestantische Theologie ein leeres Gefäß geworden, in das jeder Theologe seinen eignen Gedankeninhalt hineingießt.“ (So Kalthoff in seinem Christusproblem, p. 17.) Sein Christusbild ist herausgeboren aus dem damals dominierenden Zeitgeiste und sein Christus ist absolut nichts anderes als die soziale Personifikation seiner Zeit, d. h. der 1. und 2. nachchristlichen Aera. Damit aber zerfließt die lebendige Gestalt des historischen Christus völlig und wir haben einen mythischen Christus, eine Christusidee. Aber eine Idee ist noch bei weitem keine Realität, keine greifbare Wirklichkeit, keine reale Persönlichkeit. Von einer Idee ist keine Erlösung zu erwarten, sondern nur von einer historischen Persönlichkeit. Darin ruht der Kardinalfehler, der Grundirrtum, daß Kalthoff den wahren, biblischen Christus auflöst in eine „Idee.“

Eine weitere Negierung der historischen Existenz Christi strebt der Assyriologe **Jensen** in seinem „Gilgameschepos“ an. Hier zeigt er sich als schrankenlosesten Subjektivisten. Eine große Idee liegt seinem Werke zugrunde, nämlich die Geschichte des Gilgameschepos zu schreiben und fast allerorten Gilgameschepos zu schauen. Er ist bemüht, das babylonische Epos von Gilgamesch nicht nur in Beziehung zu setzen zu Juden- und Griechentum, sondern selbst die ganze urchristliche Geschichte in einen Gilgamescheposnebel aufzulösen. So ist naturgemäß jedem auch nur entfernt nach Geschichte riechenden Streben der Lebensnerv abgeschnitten und der weitgehendsten Willkür Oberwasser gegeben. Mose, Aaron, Elias etc. bis hinab zu Jonas — alles Gilgamescheposgestalten. Auch Jesus findet nach Jensen seinesgleichen im Gilgameschepos. Alles wird bei Jensen gemessen an dem nach ihm untrüglichen Maßstabe „Gilgameschepos.“ Jensen stempelt Paulus zum Betrogenen oder zum Betrüger. Jesus wird von ihm aufgelöst in ein schier unentwirrbares Gewebe außerchristlicher Ideen. Auch nach Jensen zerfließt der historische Christus in einen mythischen Christus.

Das Christusbild, das **A. Hausrath**, der Heidelberger **Professor**, in seinem umfänglichen Werke **„Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller“** entrollt, wird am besten gekennzeichnet durch die Worte, die er p. 95 f. citiert: „Was die Kirche gegründet hat, ist die Ueberzeugung, der im Evangelium zuerst Petrus Ausdruck gibt, daß in Jesu Person alles beschlossen sei, was Israel von dem Messias erwarte, und daß seine Lehre die Segnungen für alles Volk enthalte, die die Schrift von dem kommenden Gottesreich in Aussicht stellt. Der letzte Grund für die Wirkung auf die Menschen ist und bleibt die Persönlichkeit. Nicht die Konstellationen einer bestimmten Zeitlage haben das Christentum gebracht, sondern Jesus von Nazareth. Dürfen wir von dem Reflex einer Person in dem Gemüte seiner Freunde auf diese Person selbst schließen, so ist dieser Glaube der Jünger an den Meister ein Beweis seiner Größe, einzigartiger Größe. Von Johannes dem Täufer und Paulus von Tarsus haben wir ein deutliches, fest umrissenes Bild, von Jesus **nicht**. Es sind in ihm der Gegensätze zu viele und die Erzählung hat sich bald an die eine, bald an die andere Seite gehalten.“ Daß Hausrath nur die menschliche Seinsweise, kurzum den Menschen Jesus ins Auge faßt, geht zur Genüge mit deutlicher Klarheit hervor aus dem Zitate, das er S. 274 anführt. Ebenda heißt es: „Der Himmel füllt das Sehfeld aus,“ er sieht den „himmlischen Menschen“ mit den Zügen Jesu von Nazareth und hört ihn rufen: „Saul, Saul, was verfolgst du mich? Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu löcken.“ So ist zwar der Hausrath'sche Christus eine historische Person, aber es fehlen diesem Christusbilde die genuin göttlichen Merkmale und Eigenschaften.

Auch die außerdeutsche Literatur hat gediegene Werke geschaffen, vor allem sind es englische und französische Theologen, die mit wahrem Bienenfleiß eine ungeheure Stoffmenge zusammengetragen haben, um das Christentum abzuleiten aus den Religionen des alten Orients. Und so haben gerade diese vorerwähnten Gelehrten beigetragen an ihrem Teil zur Bereicherung der orientalischen Religionen und Mythologie. Besonders glänzen am theologischen Himmel drei helle Sterne. Es sind dies die beiden **englischen Professoren James George Frazer** und **John M. Robertson.** Außerdem der Franzose **E. Burnouf.** Sowohl Frazer wie Robertson bemühen sich in ihren Werken, vor allem Frazer in *“The Golden Bough”* und Robertson in “Pagan Christs” darzutun, daß das Christentum ein unverkennbarer Zusammenfluß sei von Elementen aller möglichen orientalischen Religionen, sonderlich von solchen des damaligen Heiden- und Judentums. Wenn Frazer in dem 2. Band seines Werks “The Golden Bough” p. 197, auf das Leben, sein Ersterben und Auferstehen zu sprechen kommt, so vergleicht er diesen Vorgang mit dem Werden, Sein und Vergehen der Naturkräfte und darin sah man das Fatum

eines jungen Gottes, dessen Tod man mit Lamentationen, mit Tränenhymnen beklagte, dessen Auferstehen man mit der größten Freude begrüßte. Interessant und lehrreich ist aus dem dritten Bande seines Werkes (S. 138—200) die Stelle: Den Evangelisten habe bei ihrer Darstellung der letzten Lebensschicksale des Messias Jesus der Brauch des jüdischen Purimfestes vorgeschwebt. Sie schilderten Jesum als den Haman, Barrabas als den Mardachai des Jahres, sie übertrugen den Einzug des „Bartlosen" in Jerusalem, sein feindseliges Eifern gegen die Ladeninhaber und Wechsler und seine lächerliche Krönung zum Judenkönig auf Haman-Jesus statt auf Mardachai-Barrabas und nahmen damit sinnbildlich die Begebenheiten vorweg, die sich erst an dem Auferstandenen, dem Marduk des neuen Jahres hätten vollziehen sollen.

Burnouf ist in seinem Werk bemüht (La science des religions), zu erhärten, daß unser Heiland und Erlöser, Jesus Christus, die nämlichen Züge trage wie eine vorderasiatische Gottheit. Er meint, wir hätten in der Geschichte der Verklärung nur eine andersgeartete Fassung der Geburtsgeschichte des Lichtgottes vor uns, und eine solche soll auch vorliegen in der ursprünglichen Darstellung des Taufberichtes. Burnouf geht noch weiter. Er identifiziert ohne weiteres den Licht- und Feuergott, wie er im vedischen Agnikult eine große Rolle spielte, mit dem „Licht der Menschen," mit dem Christus unserer Evangelien, und er lebt der Ansicht, daß der Herold des Herrn, Johannes der Täufer, dem indischen Feuerglauben zuerst in Palästina Tür und Tor geöffnet hätte.

Analog **Robertson**. Auch er möchte das Christentum herleiten aus einer Mischung von mythologischen Zügen der heidnischen und jüdischen Religion. Bezeichnend ist, was Robertson mit Bezug hierauf p. 10 ff. seiner Schrift "A short history of Christianity" sagt. Er redet in der angegebenen Stelle von der Möglichkeit, daß der Ausdruck Nazaräer in irgend einem Konnex gestanden haben kann mit der Bezeichnung der Nasiräer, jener „Gottgeweihten" im Judentum, deren Ursprung zurückzuführen sei auf das Nomadentum der israelitischen Stämme, denen Schlichtheit und Reinheit der Lebensweise, Ignorierung aller die Heiligung beeinträchtigenden Genüsse und verunreinigenden Einflüsse der Welt als bindende Pflicht, als zwingende Norm galten. Vor allem findet Robertson mancherlei Relationen zwischen Christus und der Mithrasgestalt. Er redet auf p. 315 in seinem Werk "Pagan Christs" davon: „Mithras gibt sich auch der Menschheit zum Opfer. . . Das Stieropfer ist somit ein Sinnbild **des** Gottes, der sein Leben opfert, um durch seine Selbsthingabe ein neues Leben herbeizuführen. Hierin liegt zweifelsohne auch eine Hindeutung auf das Erlösungsopfer Christi. Der Vater im Himmel ward Fleisch in Christo, seinem Einziggeborenen, und Christus gab sich da-

hin als stellvertretendes Sühnopfer für die Sünden der Menschheit, und auch er hat durch sein Erlösungsleiden, durch seinen Opfertod dem Tode die Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht." So sucht Robertson das Christentum zu reduzieren auf den Zusammenfluß von Heiden- und Judentum.

Auch ein deutscher Gelehrter wäre hierher zu ziehen. Es ist der Leipziger Philosophieprofessor **R. Seydel**, der das Christentum für ungemein stark beeinflußt hält vom Buddhismus. Vor allem möchte er den Stifter der christlichen Religion, Jesus, zu einem buddhistischen Jesus stempeln. In der Tat, bei eingehenderer Beschäftigung mit Seydels Christus muß man konstatieren, daß unser Heiland und Erlöser zu einem buddhistisch-asketischen Jesus herabgerückt ist. So ist es des Autors Streben, den Christus der Evangelien in enge Beziehung zu stellen zu Buddha, und Seydel möchte dartun, daß dem Christentum und der Person Christi viele geradezu frappant übereinstimmende Züge eigen seien. Seydel meint, daß die Annahme einer indischen Beeinflussung der evangelischen Berichte keinesfalls etwas Unwahrscheinliches habe. Er sagt: „Lange vor der Entstehung des Christentums (400 a. Chr.) werde bereits in den indischen Quellen der buddhistischen Missionstätigkeit Erwähnung getan; 200 a. Chr. stände die buddhistische Mission in solcher Blüte, daß von Alexander Polyhistor von einer Verbreitung von Bettelorden in Westpersien geredet wird. Selbst auf dem Seewege sei indisches Kulturleben nach dem Westen vorgedrungen, wo vornehmlich Alexandrien eine Metropole des Ideenaustausches ward. Wie überaus rege das Interesse am indischen Kulturleben war, bekundet die Tatsache, daß die große Alexandrinische Bibliothek namentlich unter Ptolemaeus Euergetes (seit 246 a. Chr.) mit besonderem Interesse gerade der indischen Literatur den Vorzug gab. Auch soll der mönchartige Orden der Essener in Palästina unter buddhistischem Einfluß gestanden haben. So soll das Christentum befruchtet sein von buddhistischem Geist. Eine ganze Serie buddhistischer Elemente sollen ihm anhaften. Um ein überzeugendes Beispiel aus Seydels Werk „Das Evangelium von Jesus in seinem Verhältnis zur Buddhasage und -legende" anzuführen: „Wie Jesus die Gelehrten bereits in früher Jugend durch seine Weisheit in Erstaunen setzt, so beschämt der Prinz Siddharta d. h. Buddha in der Schule alle seine Lehrer durch sein überlegenes Wissen." Auch Christus soll so eine Menge buddhistischer Elemente in sich vereinen. Dennoch — welch große Kluft, welch tiefgreifender Unterschied — zwischen Jesus und Buddha. Für Jesus wurzelt das tiefste Leid des Menschen im Sündenbewußtsein; für Buddha liegt das tiefste Unglück des Lebens im Leid. So sucht Buddha das Rätsel des Leides zu ergründen; Jesus hingegen möchte dem Rätsel der Sünde gerecht werden, d. h. er möchte die Menschen befreien von der Sündenknecht-

schaft, der sie unterworfen, unter der sie schmachten. Für Buddha ist alles nichtig, eitel in der Welt, selbst der Tod bringt noch nicht Erlösung. „Jesus hingegen erblickt bereits höchstes Glück und völlige Seligkeit für die gegenwärtige Welt im Glauben, d. h. in dem kindlichen Vertrauen auf die Hilfe des Herrn, in der Gewißheit, daß, wenn das Leid dadurch auch nicht ausgeschaltet ist, doch die Sündenschuld als das tiefste Leid von dem Weltzusammenhange der Christen genommen ist." Beeinflussungen, Abhängigkeiten in dieser Weise sind ganz undenkbar, weil offenkundig derartig starke Grunddifferenzen resultieren, daß es fürwahr ein Wagnis ohne Gleichen ist, das Verständnis der Lehre Jesu und seiner Persönlichkeit vom Buddhismus her gewinnen zu wollen. Leider übersieht Seydel gleichsam die Hauptsache des Christentums, sein konstitutives Element den andern Religionen gegenüber, das es gerade himmelhoch — auch über den Buddhismus erhebt, nämlich das spezifisch „sittlich-religiöse Element," das dem Christentum eine einzigartige, nimmer zu erreichende Stellung verleiht, eine Sonderstellung unter allen möglichen andern Religionen.

Alles in allem: — Die Christusbilder, die sowohl Frazer und Burnouf wie Robertson und Seydel zeichnen, sind höchst merkwürdige, geradezu wunderlich anmutende Gestalten. An ihnen spürt man unmöglich den Hauch der wahren Christusliebe, des wahren Lebens, der rechten Erfassung des Lebens als einer Vorbereitungszeit für die selige Ewigkeit. Nichts von alledem, denn der Frazer'sche Christus ist ein Haman-Jesus, aber durchaus nicht der biblische Christus; der Burnouf'sche Christus ist der Licht- und Feuerkult des vedischen Agnikults, aber durchaus nicht der Christus, den die biblischen Berichte uns vor Augen malen; der Robertson'sche Christus trägt vielmehr die Züge des persischen Mithras als daß er auch nur entfernt die Züge des biblischen Christus an sich trüge. Endlich der von Seydel gefertigte Christus ist durchaus ein buddhistisch-asketischer Christus — aber bei weitem kein biblischer. Alle diese Christusbilder sind höchst blasse, farblose, mehr oder minder nebelhafte, ganz verschwommene Gebilde.

Kürzlich hat **Arthur Drews**, Philosophieprofessor in Karlsruhe, reinen Tisch gemacht mit all den Anschauungen, die Christus noch als historische Persönlichkeit fassen wollten. Er hat in seinem Werke „Die Christusmythe" allen radikalen Auffassungen die Krone aufgesetzt, sofern er alles negiert und Christus als „Idee" hinstellt, die in den Köpfen der damaligen Zeit herumgespukt habe. Seine ganze Christusanschauung gipfelt in den beiden Kernsätzen, die er p. 138 und 178 f. zitiert: „Wir wissen nichts von Jesus, von einer historischen Persönlichkeit dieses Namens, auf welche sich die in den Evangelien berichteten Geschehnisse und Worte beziehen." Und weiter (auf S. 178 f.): „Nicht lange, und man wird sich zu dem weiteren Zugeständnisse ent-

schließen müssen, daß ein **historischer Christus,** wie die Evangelien ihn schildern und wie er in den Köpfen der liberalen Theologie von heute lebt, **überhaupt nicht existiert,** also auch nicht einmal die gänzlich bedeutungslose kleine Messiasgemeinde zu Jerusalem begründet hat, sondern daß der Christusglaube ganz unabhängig von irgend welchen uns bekannten historischen Persönlichkeiten entstanden ist, daß er in diesem Sinn allerdings ein Erzeugnis des religiösen Massengeistes darstellt (hier ist Drews ausgesprochener Kalthoffianer) und von Paulus mit entsprechender Umdeutung und Weiterbildung nur in den Mittelpunkt der von ihm gegründeten Gemeinschaften gestellt worden ist. Der historische Jesus ist nicht früher, sondern später als Paulus, und hat als solcher stets nur als „Idee," als **fromme Dichtung** in den Köpfen der Gemeindeglieder gelebt." Kurzum: Drews ist völlig „Radikalist." Es ist wirklich unnötig, über eine solche Arbeit allzuviel Worte zu verlieren. Höchst trefflich ist die geradezu vernichtende Kritik über seine „Christusmythe," die Lic. Neuberg-Dresden im Septemberheft der „Pastoralblätter" p. 768 übt. Neuberg äußert: „Die neueste These — Jesus habe gar nicht gelebt — die von Kalthoff mit bedeutender Kraft in die Welt geworfen worden ist und von Steudel u. a. mit großem Geschick in populären Vorträgen verbreitet wird, ist jetzt von dem Philosophen des Monismus, Arthur Drews, aufgenommen worden. . . . . Seine These ist ein Kartenhaus, kunstvoll genug, aber es wird bald wieder zusammenfallen. Sie ist geistreich, aber leichtsinnig. Man wundert sich, wie ein deutscher Gelehrter mit den merkwürdigsten Saltimortali umherspringt. . . . . Wie eine Zirkusvorstellung ist es, die sich vor einem abspielt. Daß Jesus in Bethlehem geboren sei, hängt damit zusammen, daß dort ein Adonisheiligtum gestanden habe. Der Name der Maria erinnert an Maya, die Mutter des Agni in den Veden. Mose und Elia auf Tabor sind Mond (Sanskrit: mas) und Sonnengott (Helios!!). Petrus ist der feldgeborene Mithra, der auch die Schlüssel des Himmels führt. So geht es weiter. Das soll einfach und plausibel sein? Dazu gehört mehr Glaube als der Glaube, den die einfache biblische Predigt den Menschen zugemutet hat. Man verschone uns doch endlich mit solchen Mätzchen und man gebe sich darein, daß die Tage der alten Tübinger Schule endgültig vorüber sind. Wir brauchen Tatsachen und nicht weit hergeholte und gelehrtenhaft zusammengetragene religionsphilosophische Konstruktionen." Wir müssen sagen: solch ein Urteil genügt!

Alle gezeichneten Christusbilder bekunden zur Genüge, — daß die christusfeindliche Welt sich nicht genug tun kann in der Negation dessen, was uns heilig und teuer ist. Wir hingegen halten's mit der alten und doch seligen Weise: Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Wir halten's mit dem Bekenntnis zu dem

lebendigen Gottessohn Jesus Christus, der unser einige Trost im Leben und im Sterben ist. Einer ist's, an dem wir hangen. „Es ist in **keinem** andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden" — als der Name unseres Herrn Jesu Christi.

Der Rassen- und der Reichsgottesgedanke.

Vorgetragen auf dem Missionsinstitut in St. Louis, am 13. Oktober 1919, von Pastor T. Kugler.

Unser Thema ist mehr als zeitgemäß. Es verweist auf jenes bleibende Reich, das trotz dem Babel dieser Welt seiner Vollendung zugeht. Weil aber bis heute aus ganzen Rassen und Völkern gleichsam nur die Erstlinge für Gottes Reich gewonnen sind, gilt für unsere Endzeit mehr als je: Halte aus, halte aus: Zion, halte deine Treu'! Doch der Umfang unseres Gegenstandes erlaubt kein längeres Zögern an der Schwelle. Wir suchen unserem Thema in drei Punkten gerecht zu werden:

1. Rassen, Sprachen und Völker.
2. Nationale Pläne.
3. Gottes Reichsgedanken.

1. Wie der Weltkrieg ohnehin die Rassenfrage verschärfte, so ist bei uns namentlich die Negerfrage zu einer so brennenden geworden, daß sie nur noch bei weitgehendem Entgegenkommen beiderseits sich noch lösen ließe. Wollten unsere Politiker ihre heilige Pflicht gegen ihr Land erfüllen, sie könnten sich durch Schlichtung dieser dunkeln Sache ein bleibendes Denkmal setzen.

Doch wo stammen die Rassen her? Paulus sagt (Akt. 17): „Gott hat es so gemacht, daß von einem alle Menschengeschlechter abstammen und auf dem ganzen Erdboden wohnen." Und so bezeugt Gottes Wort durchgehends die einheitliche Herkunft der gesamten Menschheit von Adam und dann noch einmal von Noah her. Bereits in dessen Söhnen verzweigte sich der menschliche Stammbaum dreifach; doch hat wohl ein eugentlicher Rassenunterschied erst nach dem Gericht über die babylonischen Turmerbauer sich herausgebildet. Aber auch ein schnellerer göttlicher Eingriff mag dem Vorhandensein verschiedener Grundtypen zugrunde liegen. Manche sehen ja z. B. die Färbung der Nachkommen Hams für ein Brandmal an, das schon deren Stammvater, infolge des väterlichen Fluches anhaftete. Eine tatsächlich weiße Rasse gibt es bekanntlich nicht, nur die seltene Spielart der Albinos. Die größeren Bestandteile der verschiedenen Rassen wohnen noch heute meist räumlich und klimatisch getrennt und die gewaltsame Verpflanzung oder Vertreibung solcher aus ihrer Heimat ist eine schreiende Verletzung göttlicher Bestimmung und menschlichen

Grundrechtes. Obwohl die Bibel uns über die Entstehung der Rassentypen keinen Aufschluß gibt, verbietet doch ihr gegenteiliges Zeugnis die, ohne dasselbe, ganz natürliche und berechtigte Annahme mehrerer ursprünglicher Typenpaare. Für letztere spräche dann auch die gegenseitige Antipathie; die uns immerhin als Fingerzeig gegen Rassenvermischung gelten darf. Dagegen deuten jedoch auf einen ursprünglich einheitlichen Sprachstamm jene Ergebnisse der Sanskritforschung, die uns gemeinsame Wortwurzeln der verschiedenen Sprachen nachweisen, die trotz Babel erhalten geblieben sind.

Schwerlich wird die Ethnologie jemals die tatsächliche Herausentwicklung der vorhandenen Menschenrassen oder auch nur ihre Zahl völlig einwandfrei klarstellen können; zumal schon viel kostbare Zeit mit dem Durchsieben des Urschlammes, verfehlten Lösungsversuchen der Welträtsel und dem Suchen verlorener Kettenglieder vergeudet wurde. Dabei haben ja ihrer etliche, zum Beispiel auch ob der erschütternden Affenähnlichkeit des Menschen, schier den Kopf verloren.

Noch bis zum vorigen Jahrhundert hatte man, neben den, nach Noahs Söhnen benannten, ursprünglichen Gruppen, nur den Mongolen noch einen Platz eingeräumt. Neuerdings aber, wo man mit größeren Zahlen rechnet, werden sechs Rassen angeführt, nämlich Amerikaner, Ethiopier, Kaukasier, Malayen, Mongolen und Semiten. Doch mag ja, außer den Zigeunern, die auch als Rumänen gelten, noch manch ander Völklein unter den Sternen hausen, dessen Stammbaum unbekannt, oder auf der Wanderschaft verloren ging.

Sollte freilich jene Behauptung berechtigt sein, daß es reine Typen von keiner Rasse mehr gebe, dann könnte allerdings, bei längerer Dauer der Weltgeschichte und trotz aller Antipathie, die Rassenfrage sich schließlich von selbst lösen und eine wieder einheitliche Menschheit zustande kommen, die dann wahrscheinlich auch einerlei Sprache redete. Allein schon die hierzulande sich häufenden Rassenmorde, sowie der wiederholte Fehlschlag, den die beabsichtigten Weltsprachen bisher erlitten, setzen bedenkliche Fragezeichen hinter alle derartigen Hypothesen.

Auch die Frage, wie die ursprünglichen Rassen sich etwa abgliederten und in Völkergruppen mit verschiedenen Sprachen zerfielen, gehört schwerlich in den engeren Rahmen unserer Darstellung. Uns genügt die Tatsache, daß einst zu Babel die Ursprache verwirrt wurde und seitdem die verschiedenen Sprachen sich herausbildeten.

Später trat dann, mit der göttlichen Aussonderung Israels, neben den Rassenunterschied jene durchgreifende nationale Absonderung, die für alle übrigen typisch ist. Etwa in derselben Epoche treten ja auch schon die nationalen Pläne anderer Völker mehr in den Vordergrund. Dagegen läßt sich eine gemeinsame Bewegung auch nur größerer Teile einer ganzen Rasse vielleicht nur zur Zeit der Völker-

wanderung nachweisen. Schließlich werden, besonders seit dem Weltkriege, schon öfter auch bloße Nationen als Rassen bezeichnet. So hört man z. B. besonders oft und viel von einer Bindestrichrasse, nämlich der angel-sächsischen, aber auch von einer germanischen und lateinischen.

2. Doch damit sind wir zum zweiten Punkte gelangt, der von den Nationalgedanken der Völker handelt. Hier dient uns, wie schon angedeutet, das alte Israel zum Beispiel. Bekanntlich war dasselbe anfangs eine Theokratie. Als aber Israel einen König nach Art der Völker verlangte und auch erhielt, trat bei ihm das nationale Streben immer mehr in Gegensatz zu Gottes Bestimmung. Bereits unter Salomo hatte das Reich seinen Höhepunkt erreicht. Sobald es, nach ihm, wegen Duldung von Götzendienst, geteilt war, ging es auch schon seinem Untergange entgegen.

Besonders ähnlich lag seitdem die Sache bei solchen Völkern, die zeitweilig die Weltherrschaft ausübten, wie z. B. die Assyrer und später die Römer und andere. Stets versuchten diese Völker irdische Machtreiche zu behaupten, die mehr oder weniger in offenem Widerspruch zu Gottes Absichten und seinem Reiche standen, dessen Bürger sie zum Teil in grausamster Weise verfolgten oder gar ausrotten wollten. Damit verfielen sie dem Geschick aller Reiche, die mit sich selbst uneins sind. Die Warnungen der Propheten Israels vor verderblicher Expansions- und trügerischer Koalitionspolitik, wie auch ihre dringenden Mahnungen zu sittlicher Erneuerung passen ja nicht nur für ihre Zeit, sie sind für alle Völker zeitgemäß geblieben. Denn wie schon der erste Krieg, von dem die Schrift berichtet — derjenige Kedor Laomers und seiner Alliierten — ein Eroberungsfeldzug war, so sind seitdem die meisten Kriege, vonseiten ihrer Urheber her, nichts als Raubkriege gewesen, zur Mehrung nationaler Macht. Den Gipfel aller brutalen Kämpfe um die Herrschaft der Erde bildete aber doch der sogenannte Weltkrieg, in den die meisten Nationen durch gewissenlose Hochverräter und käufliche Politiker oder durch fremde Agenten und geheime Versprechungen reicher Beute hineingezogen wurden. Dabei haben sich aber auch gewisse Bevölkerungsteile zu doppelt Mitschuldigen gemacht, indem sie daheim satanischen Rassen- und Fremdenhaß fröhnten, und zwar ungestraft.

In eine andere Rubrik gehören ja die sogenannten Freiheits- und Verteidigungskriege, wie einst jene Kämpfe gegen die Perser, Mauren, Türken, gegen Napoleon I, unser Revolutionskrieg, Deutschlands Krieg 1870—71, oder auch die Kämpfe der Griechen, Tiroler und Schweizer um ihre Freiheit. Schließlich beweist, neben anderen historischen Tatsachen, schon vor allem die geplante politische und wirtschaftliche Versklavung und erzwungene, dauernde Zerteilung der

Ländereien und Bevölkerung der früheren Zentralmächte, daß es sich für diese tatsächlich um einen Existenzkampf handelte.

Aber noch stets hatte gottlose Nationalpolitik den schließlichen Sturz und Untergang der Bedrücker zur Folge, wie das schon bei jenem Pharao des Auszuges und später bei Napoleon I der Fall war. Weil der Allmächtige seine Ehre nicht den Götzen läßt, darum haben bereits so viele Nationen einander in der Oberherrschaft abgelöst. Denn der nationale Größenwahn etablierte noch regelmäßig die Religion des Fleisches: Nebukadnezar läßt sein Bild anbeten, die Cäsaren lassen ihren Büsten Weihrauch streuen und die französischen Revolutionare setzen Gott ab und verehren eine Göttin der Vernunft; wohl um ihren modernen Epigonen den Schritt zu bahnen für jenes Non plus ultra ihrer schamlos blöden Teufelsanbetung.

Doch wie schon einst die Juden Barabbam wählten und Jesum verwarfen, da er nicht gewillt war, ihre stolzen Nationalpläne zu verwirklichen, so haben auch die anderen Völker wiederholt die Männer mit dem blutigen Schwert als Nationalhelden aufs höchste verehrt. Was sind denn die modernen Nationalgalerien, wenn nicht Götzentempel des nationalen Heroenkultus? Oder hat das in Nativismus verkommene Nationalbewußtsein andere, wie heidnische Zustände hervorgebracht? Wurde etwa nicht der größte der modernen Lügenpropheten, der durch seine Zeitungen ganze Nationen geflissentlich zu mörderischem Haß aufstachelte, dafür hoch geadelt? Verehrt nicht die heutige Plutokratie offener als je ihren einzigen Gott Mammon; vertraut sie ihm nicht über alles, mit ihrer famosen Losung: Die letzte silberne Kugel entscheidet?! Nur in heidnischer Gesinnung konnten sich in den jüngstvergangenen Jahren selbst kirchliche Körperschaften zu feilen Handmägden willkürlicher Staatsgewalt prostituieren und den Kalvinismus seine häßlichste und perverse Kehrseite zeigen lassen. Wenn aber im Namen des Nationalismus gar Christi Zeugen drangsaliert und ihrer etliche gar ungestraft gemordet wurden; wenn ferner Hunderte von Missionaren brutal deportiert und ihre Felder „annektiert" wurden, so hat jener antichristliche Geist sich eben damit erdreistet, selbst Gottes Augapfel anzutasten. Und die jetzt — aufgrund von Geheimabmachungen, Wortbrüchen und Kartenfälschungen, vor sich gegangene und noch immer progressive sogenannte „nationale" Neuordnung — durch Zerstückelung — der alten Welt, stellt sie etwa nicht den altbabylonischen Turm noch auf den Kopf?

Jenes unvollendet gebliebene alte Gemäuer ist noch immer das Sinnbild aller vermessenen Nationalbestrebungen geblieben. Oder sollte wohl je der Größenwahn nationaler Gewaltherren stabile internationale Unternehmungen zuwege gebracht haben; hat nicht der gierige Wettstreit um die Oberhand sie noch alle stets vereitelt? Welch kriegerische Zustände herrschten doch z. B. gerade während des

Haager Weltfriedenskongresses! Tatsächlich hat der durch Selbstsucht verblendete Nationalgeist nur stets neue chinesische Mauern errichtet, und zwar heute mehr, wie je zuvor; damit doch ja die mit Gottes Fluch belegte Gier nach Einkreisung und Verengerung der Nachbargrenzen sich ins Ungemessene steigere und die wirklichen Kriegsherren und Weltbeherrscher vielleicht (?) denen gegenüber ein desto leichter Spiel hätten, die statt in einen, in Dutzende von neuen Kriegen verwickelt sind.

Zwar auch eine Nationalregierung, die wohlmeinend und unparteiisch ihres Amtes waltete, könnte Gottes Reichssache, mindestens durch treue Beschützung der garantierten Religionsfreiheit fördern. Doch die bisherigen derartigen Regierungen ließen sich zumeist von selbstsüchtigen, politischen Beweggründen leiten — zum Schaden des Volkes und seiner Religion. Mithin bildet der materialistische Nationalgeist nicht nur eine tiefe Kluft gegen Nachbarvölker, sondern wird zugleich auch zu einer bitteren Quelle inneren Haders, Neides und Bedrückung des Nächsten, vonseiten der Gewalthaber, Parteien und starken Verbände.

Bekanntlich trat ja auch schon im alten Israel — trotz der durchs Los bestimmten Landverteilung und der darauf bezüglichen Gesetze — doch eine so grelle soziale Ungleichheit ein, daß die Armen zu Schuldsklaven der Reichen wurden. Anderseits wieder empfand noch zu Jesu Zeit ein Jude die Berührung — nicht nur mit Fremden, sondern — selbst mit samaritischen Nachbarn und Volksgenossen, als ähnliche Verunreinigung, wie heute ein Hindu die Berührung mit Gliedern einer niedrigeren Kaste.

Aber ebenso läßt heute der Mammon die einzelne Nation unter sich selbst in feindliche Klassen zerfallen, oder doch in konkurrierende Stände, mit verschiedenen Rechten und Pflichten. Darum zeigt sich eine hochgesteigerte und stets anwachsende Verachtung der Gesetze; während eine immer dreistere Willkürherrschaft beim Pöbel nur zu willige Nachahmung findet und den inneren Zerfall beschleunigt. Denn ein solcher ist bereits eingetreten mit der Versklavung ganzer Völker durch die herrschende Plutokratie. Diese übt nämlich, anstelle der aufgehobenen früheren Leibeigenschaft, eine Sklaverei in erweitertem Maße aus — ohne Ansehen der Rasse oder Person. Durch militärische Diktatur verfügte sie bereits über Leben und Freiheit jener rechtlosen Millionen, die sie ihrem Moloch konskribierte. Bisher hat diese Vormacht noch stets letztendlich die Oberhand behalten. Jeder, ob durch Neid oder Not erpreßten Lohnerhöhung hat sie noch stets mit Preissteigerung der Kosten des Lebensunterhaltes geantwortet — zum offenbaren Hohn auf alle Spiegelfechtereien der Gesetzmacher und Verwaltungsbeamten.

Wohl war ja im Altertum und ist noch heute unter Heiden die

Stellung des Weibes eine besonders unwürdige. Ist aber etwa diejenige einer heutigen Modesklavin, mit Schoßhund und Hundebegräbnisplatz, darin menschenwürdiger, daß sie vertierter ist? Fürwahr, wir stehen nicht nur in den Hundstagen im Zeichen des Tieres. Denn wie einst die römischen Weltherren wilde Bestien gegen die edelsten der Menschen hetzten, so wird auch heute wieder, und zwar mehr wie je, das Tier gegen Gottes Ebenbild ausgespielt. Wenn auch zehntausende von Menschen jährlich von Löwen und Tigern zerrissen werden, so wird man deswegen doch nicht gleich diese edelsten aller Wappentiere ausrotten; zumal sie ja dem — o, so notwendigen — edeln Sport der Herren dieser Erde dienen dürfen!

Lesen wir nicht deutlich das Brandmal „Degeneration" auf der frechen Stirn der modernen Pseudozivilisation, die an denselben Fehlgeburten des alten Heidentums zugrunde geht. Mit modernen Zutaten finden sich ja auch dieselben Laster wieder, die Paulus, in Gal. 5, nennt: Götzendienst, durch fast ausnahmslose Verehrung Mammons; Unzucht, welcher durch laxe Ehegesetze ein immer breiterer Spielraum gewährt wird, und unverschämte Völlerei: ein herausforderndes Prassen und schamloser Luxus, die den Neid ganzer Klassen zum Haß schüren, werfen einen besonders drohenden Schatten auf das ganze Volksleben; zumal heute, wo namentlich in Rußland und Mitteleuropa zahllose Mitmenschen aus Mangel am Nötigsten verderben. Endlich noch der landläufige Hader, in den alle Welt gegen einander und die Volksschichten unter einander verwickelt sind. Neben den Rassenhaß ist ja, seit dem Weltkriege und vor allem im sogenannten Lande der Freiheit, auch jener „patriotische Nationalhaß" getreten, der sich in der nativistischen Losung: ein Land — eine Sprache! ungestört breit macht und sowohl bürgerliche, als auch religiöse Freiheit mit Füßen tritt. Denn eben an solcher Anarchie berauscht sich der moderne Nationaldünkel noch vor seinem tiefsten Fall; wofür ja Rußlands Geschick die flammende Handschrift an der größten Erdenwand bildet. Doch der Patriotismus des Pöbels begeistert sich nach wie vor an gefährlichen Lügenphrasen und hohlem Gepränge und ist stolz darauf, zum Wohle der Menschheit und zur unfehlbaren Sicherung des Weltfriedens, die größte Kanone, das tödlichste Maschinengewehr und den vernichtendsten Höllenstoff hergestellt zu haben. Ist endlich das Gewissen einer Nation so stumpf geworden, daß sie die zwei göttlichen Zeugen, Religion und Gesetz, ihrer großen Masse nach, verstößt, so tritt sittliche Fäulnis ein und es gährt in allen Teilen des Volkskörpers.

Dann aber ergreifen die Abgrundsmächte durch ihre Kreaturen die Herrschaft, die Adler des Gerichts schwirren herbei und weder Bündnisse noch tyrannische Macht können Untergang und Verderben mehr aufhalten. Ja, nachdem erst einmal diejenigen Nationalregie-

rungen, die noch für Friede und Gerechtigkeit aufrichtig einstanden, beseitigt sind, muß die Zeit hereinbrechen, wo auch mancher moderne Zauberlehrling, wenn er deutsch verstünde, klagen müßte: Die ich rief, die Geister, werd ich nimmer los!

Wohl wird ja noch in allerlei Zungen das Heilswort dessen verkündigt, der mehr ist, denn Salomo oder Jonas. Während aber schon auf eines letzteren Wort hin, die Weltstadt Ninive einst Buße tat, dürfte schwerlich für unsere Zeit ein ähnlicher Erfolg zu erwarten sein; geschweige denn die wirkliche Christianisierung einer ganzen Nation. Und doch kann nur dort, wo die regenerierende Geisteskraft des Evangeliums noch hinreichend Eingang findet, der schon eingetretene Verfall eines ganzen Volkes oder gar einer gesamten Generation noch zeitweilig gehemmt werden.

3. Das führt uns nun zum letzten, dem Hauptpunkte unserer Uebersicht. Derselbe handelt von Gottes Reichsgedanken mit den Völkerrassen.

„Gott hat es so gemacht, daß von einem alle Menschengeschlechter abstammen und auf dem ganzen Erdboden wohnen. Er hat ihnen zuvor bestimmte Ziele und Grenzen ihres Daseins gesteckt, damit sie Gott suchten, ob sie ihn wohl fühlten und fänden." Akt. 17. — So sprach einst Paulus auf dem Areopag zu Athen. Seine Worte bestätigen, was wir im vorigen Abschnitt als Ursache für den Verfall der Völker angaben. Sie verfehlten zumeist ihres Daseinszweckes, nämlich der Gewissensstimme und dem Heilsworte gemäß, Gott zu suchen und zu finden. Statt dessen haben ja die Völker immer wieder versucht, am babylonischen Turm eigener Größe und Macht weiter zu bauen. So unbekümmert waren sie dabei um Gottes Segen oder Fluch, daß sie letzteren vielmehr schon wiederholt herausforderten. Seitdem die satanische Lüge: Ihr werdet wie Gott sein, wenn ihr sein Gebot übertretet! — schon die Stammeltern um das Paradies betrog, hat die Menschheitsfamilie sich wiederholt derart versündigt, daß sie Straf- und Vertilgungsgerichte auf sich zog. Das alte Israel mußte gar Ausrottungskriege gegen verstockte Völker führen und der Stamm Levi einmal die Todesstrafe an abgöttischen Volksgenossen vollziehen.

Schließlich haben aber alle Zeitalter Gottes Urteil bestätigt: „Eure Gedanken und Wege sind nicht meine Wege und Gedanken. Denn ich habe Gedanken des Friedens über euch und nicht des Leides!" Und nur solches bringt die Ausführung der eigenen, widergöttlichen Gedanken über die Völkerwelt, wie wir im vorigen Abschnitt sahen.

Ja, Gottes Gedanken und der Nationen Absichten stehen allerdings in gewaltigem Gegensatz. Während die Propheten Israels Gottes Heilsplan mit den Völkern immer klarer schauten und Christi

Friedensreich aufs herrlichste beschrieben und verkündeten, folgten die Nationen ihrem eingefleischten Größenwahn. Stets aufs neue mißbrauchten sie Gottes Gaben und Güter, um im Gegensatz zu Gottes heiligem Reiche, heillose Gewaltreiche zu gründen, zu eigenem Glanz und Ruhm. Und während in Christi Reich Friede, Gerechtigkeit und Wahrheit wohnt, verlassen sich die abgefallenen Herren der Weltreiche noch heute auf Lüge, Betrug, Unrecht, Verrat und mörderische Gewalt.

Israel, ein Volk der semitischen Rasse, berief Gott zum ersten Träger seiner Reichsgedanken. Doch erst Salomo, der Friedefürst, durfte den Tempel bauen. Als dann die Juden schließlich Christum verwarfen, ließ Gott doch durch auserwählte Zeugen dieses Volkes sein Heil verkünden und durch jener Nachfolger sein Reich in aller Welt bauen. Fortan waren es, mit geringeren Ausnahmen, vornehmlich Nationen der kaukasischen Rasse, bei denen Gottes Heilspläne Eingang fanden, und welche Herolde für Christi Reich stellten. Das trat schon in der apostolischen Zeit und später namentlich in der Reformationszeit hervor, als ganze Städte und Länder Gottes erneuter Berufung folgten.

Seitdem das Christentum Staatsreligion ward, wurde die katholische bald zur Allerweltskirche; sank aber damit zugleich immer mehr zu einem vorwiegend politischen Institut herab. Gottes Heilsgedanken hat die römische Kirche in Machtgedanken eigener Größe und Herrschaft verkehrt und im einstigen Kirchenstaat, einem greulichen Zerrbild politischer Mißwirtschaft, eine denkwürdige Probe dafür geliefert, wie herrlich eine römisch-katholische Welt erst aussehen müßte! Doch stets blieben es Kreise und Glieder der sogenannten weißen Rasse, die besonders seit dem vorigen Jahrhundert durch Anstalten der einheimischen und Heidenmission der Ausbreitung des Reiches Gottes dienten.

Dem gegenüber haben leider gerade auch Nationen und Vertreter derselben Rasse durch Versklavung anderer Völker und Rassen, durch Aufwiegelung oder Zwingen derselben zu Krieg, Raubmord und Mordbrennerei; ja, durch Ausrottung fast ganzer Rassen, durch Rassenhaß und Fremdenhaß, durch Rassenselbstmord und wiederholten millionenfachen Massenmord der Brüder, sich himmelschreiender versündigt, als alle übrigen Rassen zusammen; noch dazu während der christlichen Zeitrechnung. Dabei hat der Opiumhandelsgeist das sogenannte christliche Bewußtsein der angel-sächsischen „Rasse“ derart betäubt, daß man schon auf demselben Schiffe, mit den Missionaren zugleich, auch die so notwendigen Götzenbilder zu den Heiden sandte.

Wohl sind ja, dem Namen nach, die meisten Völker kaukasischer Rasse Christen. Aber doch wird man es den überaus schweren Vergehen und argen Versäumnissen eben dieser Völker zuschreiben dürfen,

daß bis heute die meisten Glieder der schwarzen und gelben Rasse Heiden und die meisten Juden noch nicht Christen sind. Auch das Ueberhandnehmen des Islam in Afrika und Asien ist eine Anklage gegen die abgefallene Christenheit, bei welcher heidnische Religionssysteme immer mehr Anklang finden, während bei uns zugleich das Liebäugeln mit den Mormonen kein Ende nimmt. Ob nicht schon jetzt die Gnadenzeit der weißen Rasse und die Bußfrist unserer Periode überhaupt zu Ende läuft? Manche wollen ja schon in der geplanten Rückkehr eines Teiles der Juden nach Palästina dafür ein Anzeichen sehen.

Freilich, seitdem Christi Reichsbefehl erging: Machet zu Jüngern alle Völker, und dann zu Antiochien der Missionsgedanke aufflammte, ist derselbe auch im Feuer der Verfolgungen nicht dauernd verzehrt worden. Einem Paulus ähnlich, erstanden immer wieder neue Völkerapostel, wie Bonifazius, Kolumban, Ulfilas, Methodius und Kyrillus, Plütschau und Ziegenbalg und andere mehr. Seit dem vorigen Jahrhundert ist dann das Missionswerk erst recht zur Weltmission geworden, und heute steht Christi Kreuz auf allen Erdteilen. Doch immer noch heimsen nur erst wenige Schnitter des Herrn große Ernte ein. Darum muß jetzt lauter wie je der Ruf erschallen: Heraus aus dem Babel des Weltmarktes, zur Arbeit in Gottes Weinberg; fort vom Blutacker des Rassen- und Parteihaders, in Christi Friedensreich hinein!

Soll wirklich noch dem Reiche Satans unter Heiden und Abtrünnigen ernstlich Abbruch geschehen, so muß die Weltmission deutlich und stark in den Vordergrund des christlichen Interesses gestellt werden. Allein auch heute noch darf das nur in gottgeordneter Weise geschehen: Gottes Geist allein kann durch die Gnadenmittel alle Herzens- und Lebenserneuerung bewirken und damit die stets einzig notwendige Neuordnung. Noch überall, wo man Rebekkas Fehler beging und mit Fleischeshänden in des Geistes Walten eingriff oder sich Gottes Segen listig erschleichen wollte, da hat Israel zum eigenen Schaden nur sich selbst betrogen. Wie aber schon das alte Gottesvolk nur zu bald anfing, nationaler Macht zu vertrauen, so hat auch die christliche Kirche schon wiederholt Fleisch für ihren Arm gehalten und sich als Herrin oder auch Dienerin mit der Staatsgewalt verbunden. Doch war es stets ein Zeichen des Unglaubens und Anlaß ihres Niederganges, wenn die Kirche Pläne weltlicher Politik begünstigte. Zieht man das Verhalten großer sogenannter Freikirchen zu diesem Stück in Betracht, so bleibt man davor bewahrt, über frühere europäische Landeskirchen pharisäisch den Stab zu brechen. Denn die vorherrschende Signatur unseres eigenen kirchlichen Lebens ist eine arge Verweltlichung und zunehmender Abfall. Ueberall begegnet man Einrichtungen oder Veranstaltungen, die denen der gottlosen Welt wie

ein Ei dem andern gleichen und durchaus Christi Grundsatz verleugnen: Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Vor allem sind es aber doch gewiß alle sogenannten Religionskriege und jede gewaltsame Ketzerverfolgung, die jenes Wort mit Füßen treten. Gott wollte es nicht, daß Kreuzzüge zur Eroberung des sogenannten heiligen Grabes geführt wurden; am wenigsten, daß Zehntausende von Kindern diesem Irrwahn geopfert wurden. Gott wollte es auch nicht, daß kriegerische Orden Christi Friedensreich mit dem Schwert und gepanzerter Faust ausbreiteten. Darum hatten derartige Unternehmungen keinen dauernden Bestand. Und wo man heute noch Waffen weltlicher Ritterschaft in den Missionsdienst stellt oder vielmehr Kirche und Mission mit Politik verquickt, da achtet man des Allmächtigen Arm für zu kurz und verleugnet Christi Sinn. Aus demselben Grunde hatte ja einst Kalvins Theokratie in Genf keinen Bestand; denn eine Gemeinde der Heiligen läßt sich in weltlichen Staatsformen nicht darstellen und durch irdische Gewaltmittel nicht erzwingen.

Doch während unser Heiland in Gleichnissen zeigt, daß dem senfkornartigen Anfang seines Reiches ein sauerteigartiger Fortgang und eine ebenso naturgemäße Entwicklung folgen soll, die erst am Ende dieser Weltzeit ihre Vollendung findet, will man in unseren Tagen diesen allzu langsamen Vorgang möglichst beschleunigen. Große gemeinsame Unternehmungen aller Art sollen, wie geistliche Treibhäuser, die erwünschte Neukultur für Gottes Reich massenhaft zur Reife bringen, sowie schnellsten und unfehlbaren Erfolg sichern. Weiß man denn wirklich noch immer nicht — mehr wie zur Genüge — was für geistliche Eintagsgeschöpfe dem geschäftsmäßigen Bekehrungstreiben schon wiederholt entwachsen sind?

Doch dieselben Geister, welche eben noch die Losung ausgaben: Die Welt für Christus in dieser Generation! — verwickelten sich ja gleich danach mit noch viel größerer Begeisterung in die blutigen Maschen des Weltkrieges. Und heute nun wollen dieselben wieder, durch möglichst viele Millionen, die ganze Welt gleichsam im Handumdrehen christianisieren — gerade als ob Geld auch Seelen retten könnte oder das ewige Heil von Wetterfahnen abhinge. Allerdings mögen ja heute überhaupt nur noch wenige glauben, daß einzelne Männer, die wie Paulus sich völlig von Gottes Geist leiten lassen, für Christi Reich unvergleichlich höheren Wert haben, als der ganze ungerechte Mammon dieser Erde. Im tiefsten Innern halten wohl nur die allerwenigsten noch den alten Dornenpfad der Selbstverleugnung und Selbstaufopferung für Christi Weg. Oder sind etwa nicht die größten Gemeinschaften unseres Landes so weltförmig geworden und so weit von Christo abgewichen, daß von heute auf morgen ihre Losung ebenso leicht wieder Weltkrieg als Völkerfrieden lauten mag?

Weil jetzt der Zeitgeist auf allen Seiten kombiniert und alliiert und alle Welt jesuitisch denkt: Der Zweck heiligt die Mittel, darum tauchen selbst solche Pläne kirchlicher Vereinigung auf, die nur größere Zahlen bezwecken. Das Schlagwort heißt eben Erfolg — und sei es auch nur ein statistischer. Anderseits wieder wurde in unserem Lande, wo man so viel von Freiheit hört, auch schon allen Ernstes der Vorschlag gemacht, alle kirchlichen Gemeinden unter Staatskontrolle zu stellen, wohl darum, weil man allem ausländischen Staatskirchentum so schonungslos und unbedingt den Stab gebrochen. Doch das Gesagte mag genügen, um uns zu zeigen, welche Auslegung Gottes Heilspläne unter Völkern und Kirchen finden.

Dem gegenüber wollen wir uns prüfen, ob unsere Gedanken und Wege mit den göttlichen übereinstimmen und sofern sie davon abweichen, dieselben möglichst bald demgemäß rekonstruieren. Soviel ist sicher, daß wir als Kirche ein erweitertes Arbeitsgebiet mit vermehrter Arbeitsgelegenheit vor uns haben; auch sind durchaus hinreichende Mittel und Kräfte dafür vorhanden. Werden sich aber auch genügend Freiwillige bereit finden lassen, die die nötige ausdauernde Treue beweisen für den Dienst an den Seelen? Die Aufgabe ist ja heute schwieriger denn je. Allerlei neue Hemmnisse sind vorhanden, Spaltungen und Trennungen und moderne Vorurteile aller Art zu überbrücken und mancherlei klaffende Risse gähnen uns entgegen, die nur Christi Jünger, in des Herrn Kraft und getrieben von seiner Liebe, heilen können. Ihnen allein ist verliehen, ohne Ansehen der Person, Christi Reich zu bauen. Sie nur vermögen alle Rassen und Nationen unter der Kreuzesfahne zu vereinen, dem einzigen wahrhaft internationalen Banner. Weil einem Christen alle Menschen als Brüder gelten, kann auch er allein auf den bleibenden Weltfrieden hinwirken, falls ein solcher dieser Erde je beschieden sein sollte.

Besonders durch die Heidenmission vermag die Kirche die absolute Universalität des Christentums zu verwirklichen. Noch stets haben Missionare ihr Leben zur Seelenrettung fremder Rassen hingegeben. Von Christi Geist beseelt, muß heute seine Gemeinde, daheim und draußen, sich mehr als je fest und unüberwindlich erweisen. Nicht länger dürfen Kirche und Mission, die freien Diener des einigen Herrn, sich zu Mägden politischer Machinationen herabwürdigen, um, statt Seelen zu retten, ihr Erstgeburtsrecht zu verschachern. Christi Kirche darf sich durchaus nicht durch den verlogenen Zeitgeist an der einzigartigen Erneuerungsmacht und göttlichen Lebenskraft des Wortes der Wahrheit irre machen lassen. Sie soll vielmehr diese bewährte Geistessaat in aller Treue weiterstreuen. Denn nur, wo daraufhin das Friedensband der Liebe Gottes in Christo erstarkt und die Gläubigen neu umschlingt, kann unter den feindlichen Rassen und Völkern wieder eine brüderliche Familie erwachsen, die, als Gefreite Christi,

dem Brudermord und allem Sündendienst erfolgreichen Widerstand zu leisten vermögen.

Bis Christus kam, galt ja allgemein die Losung: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Da aber durchbrach der eingeborene Mittler den trennenden Zaun durch sein Kreuz. Obwohl er keine Sklaven befreite, wurden durch ihn Knechte und Freie zu gleichberechtigten Gliedern, ja ebenbürtigen Brüdern seiner Gemeinde. Fortan sollten Gottes Reichsgedanken in einer gewissen Gnadenordnung allen Völkern kund werden. Darum auch geschah das Sprachenwunder zu Pfingsten. Das war eine große Weissagung, sowohl für die folgende Missionspredigt, als auch auf die, allen Erlösten wieder gemeinsame Sprache im Reich der Vollendung.

Heute nun, wo die Todesmächte überhand nehmen wollen, müssen auch desto entschiedener die verborgenen Geisteskräfte geweckt und eifriger als je entfaltet werden, zum Kampf für Christi Reich. Wo dann, nach treuer Arbeit, des Wortes Lebenssaat wurzelt, können auch wieder jene lieblichen Geistesfrüchte gedeihen, die der Apostel gleichfalls in Gal. 5 nennt. Diesen allein wohnt die Kraft inne, der verderblichen Wirkung der fleischlichen Auswüchse überwindend und heilend zu begegnen. Wo das geschieht, da verwirklichen sich Gottes Heilsgedanken; denn aus dem erneuerten Herzensgrunde hervor werden dann auch alle Lebensverhältnisse immer mehr umgestaltet. Ja, was die wohlmeinendsten Staatsmänner aller Zeiten nie erreichten, in Gottes Garten gedieh es schon immer. Ein Paulus darf rühmen (Gal. 3, 28): „Hier ist kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib; denn ihr seid allzumal einer in Christo.

Während im alten Israel nur die Propheten heilsam national und sozial wirkten und zugleich international dachten, fand in demjenigen Reich, von dem sie geweissagt, in Christi Gemeinde, schon bald die von ihnen erstrebte, umfassende Umwandlung statt. Denn das Christentum wirkt schon an und für sich sozial erneuernd und aufbauend. Aufgrund gleicher Kindesrechte und Pflichten, macht es alle Glieder zu gleichgestellten Brüdern, und vor allem auch das Weib, aus einer Sklavin, zur ebenbürtigen Gehülfin des Mannes. Schon seit aus dem Judenapostel, der Weltmissionar Paulus ward, hat das Evangelium in stets weiterem Maße die alten nationalen und sozialen Unterschiede ausgeglichen. Auch die besten Neuerungen aller Sozialreformer sind stets christlichen Grundsätzen entlehnt.

Heute zwar haben gewissenlose Politiker die scheidenden Schranken höher wie je errichtet. Heute trennen Rasse, Nation und Stand die Menschen stärker wie je. Aber auch heute noch zimmert uns ja Gottes Wort die einzig verläßliche Brücke, um jene Gegensätze und Unterschiede auszugleichen. Darum muß auch heute noch das Evangelium, als die heilsamste Erneuerungskraft, ins Volksleben hinein-

getragen werden. Vor allem gilt es, die Worte der Bergpredigt einer von Selbstsucht erfüllten und von Zweifel und Unglauben zernagten Menschheit in schlichter Treue vorzuleben, wenn auch in unseren Tagen Christi Reich bei uns und in aller Welt gebaut werden soll. Soviel steht fest, Weltreligion, Heilsbotschaft für alle, kann nur das Christentum bieten. Wie es sich unterschiedslos für jeden Menschen eignet, reicht es auch im Evangelium Heilung für die zahllosen Schäden unserer verworrenen Zeit und bewirkt an und durch die Gläubigen die rechte, gottgewollte Umwandlung im Menschen- und Völkerleben.

Gewiß sollte das Evangelium noch immer auch an ganze Nationen appellieren; der äußere Erfolg jedoch wird wohl zunächst und zumeist in der Erweckung und Gewinnung der einzelnen Seelen bestehen. Diese sollen aber als Familien- und Volksglieder sauerteigartig auf ihre Umgebung einwirken. Die beste Frucht apostolischer Aussaat sind neue Apostel und die gesegnetste Ernte rechter Evangelisten besteht in neuen Evangelisten. Wenn aber doch alle Christen sich treulich bewähren wollten als Salz der Erde und Licht der Welt, o, dann dürften sie sich doch nimmer derselben zum Verwechseln gleich stellen! Ein Jünger des Herrn wird schwerlich dem nativistischen und unwahren Zwangswort: ein Land — eine Sprache! Vorschub leisten; obschon ja das Kommen des Gottesreiches von keiner einzelnen Sprache abhängt. Wo aber, wie bei uns, schier alle babylonischen Mundarten erklingen, dürfte am wenigsten eine so einheitliche und vielgeredete Sprache, wie es die deutsche ist, in Acht und Bann getan werden. Zudem ist dem Menschen von Gott auch in der Muttersprache ein unveräußerliches Pfund anvertraut und das Gebot: Ehre Vater und Mutter! fordert mindestens auch kindliche Achtung gegen der Eltern Sprache.

Ach möchten wir doch in dieser treulosen Zeit rechte christliche Treue beweisen; ja, möchte doch unter uns der Haß gegen den Lügner von Anfang so glühend werden, daß wir keine einzige der vielen Lügenzeitungen mehr halten, damit unsere evangelischen Blätter und Hefte mehr allgemeinen Eingang fänden. Heute stimmt Christus so wenig als je mit Belial und wer ein Herz hat für Gottes Volk und Reich, dem sind auch die Nachrichten der Vorgänge in Christi Gemeinde in aller Welt je länger, desto wichtiger und einzig lesenswert.

Soll die Völkerwelt nicht immer neuen und größeren, und ebenso mörderischen wie bestandlosen Umwälzungen unterworfen werden, so müssen alle Christen heiligen Ernst machen in selbstverleugnender Nächsten- und Feindesliebe. Sie müssen fest entschlossen werden, lieber dies Leben zu lassen, als Christum und die Liebe zu verleugnen. Möchte doch der Geist der ersten Zeugen neu erwachen! Denn, ach, während die größten Revolutionen auf allen Gebieten vor sich gehen,

verharren die meisten Christen wie in einem hypnotischen Schlaf. Möchten sie doch endlich erwachen und von den Toten aufstehen und Lebenswerke wirken. Tausend Fäden verknüpfen doch die einzelnen mit den Brüdern im Arbeitgeber- und Arbeiterstande. Diese Fäden sollten durch unser selbstloses Bemühen zu Seilen der Liebe und des Friedens werden; anders läßt sich das drohende Verderben der Letztzeit nicht länger zurückdämmen. Ja, alle, die wir erreichen können, müssen wir für die Sache des Friedefürsten zu gewinnen suchen, der allein ein neues, wahrhaft menschliches Herz und einen brüderlichen Sinn zu verleihen vermag. Denn nur, wenn noch genügend tatkräftige Bekenner Christi sich finden und gewinnen lassen, die einmütig und mit heiligem Eifer gegen die Mächte des Haders und des Todes kämpfen, kann heute noch erfolgreich an Christi Friedensreich gebaut werden.

Auch wir stehen ja, so sagen wir zum Schluß, daheim und in Indien, in der heiligen Arbeit, Gottesreichsgedanken zu verwirklichen. Das wollen wir, indem wir, im festen Vertrauen auf die erneuernde Kraft der göttlichen Gnadenmittel, in dem uns Anvertrauten ausdauernde Treue beweisen; getragen von der seligen Hoffnung: Christi Reich wird siegen über alle Reiche der Welt, siegen durch das unüberwindliche Schwert des Geistes. Oder sollte gar Gottes Wort seine Kraft verloren haben in unserer ebenso verworrenen wie ruhmredigen Zeit? Sollte schließlich die enge Pforte nicht mehr nötig sein für den Lebensweg? Und prägen Leiden seinen Arbeitern nicht länger des Meisters Siegel ein, oder ist seine Fahne heute nicht mehr als je das Kreuzesbanner?

Sollten wir nun wirklich unser indisches Missionsfeld, mit seiner fünfzigjährigen gesegneten Arbeit aufgeben, weil man unsern Arbeitern Schwierigkeiten bereitet? Dürften wir deshalb schon die Liebespflicht gegen die uns vertrauenden indischen Christen verleugnen? Oder dringt uns etwa Christi Liebe dazu, wenn wir, aus gerechtem Unmut gegen ihre Bedränger, uns verleiten lassen, den in doppelter Notlage befindlichen Indiern den erhofften Beistand zu versagen?

Nein, wir wollen doch lieber deutlichere Fingerzeige abwarten, ehe wir die uns anvertraute und heimisch gewordene Sache im Stich lassen. Werden uns erst ähnliche Zeichen zuteil, wie jenen treuen Männern, denen brutale Gewalt das Arbeitsfeld entriß, dann allerdings werden auch wir nicht zwecklos an verschlossene Türen pochen.

Bis dahin aber ruft das gesegnete Andenken unserer heimgegangenen Missionare, wie auch der redliche Eifer der noch daheim und draußen im Dienst stehenden Arbeiter, uns die Mahnung zu: „Halte, was du hast, daß niemand deine Krone raube!" Ja, wir wollen, gerade den äußeren Hindernissen zum Trotz, den unterdrückten Chamars und Hindus uns als Brüder beweisen und als Kinder des einen Va-

ters aller. Schwerlich werden wir, um fremder Ungerechtigkeit willen, gesonnen sein, denen das Herz zu verschließen, welchen wir gerade jetzt, ob ihrer zwiefachen Notlage, herzliches Erbarmen doppelt schulden.

Wie daheim, so wollen wir auch in Indien nicht ablassen, sondern zunehmen im Werke des Herrn, dessen seliger Endzweck ja kein anderer ist, als daß Gottes Reichsgedanken mit den Völkerrassen herrlich offenbar werden in der einen Herde unter dem einen Hirten.

The Community Church.

By J. J. Braun, Telluride, Colorado

The writer has been pastor of an independent community church for nearly two years. He has attended conferences of groups of community churches; consulted with denominational leaders concerning the problems of his type of church; read what he could find on the subject, including Henry E. Jackson's remarkable book: "A Community Church;" and finally he has given much thought to the matter trying to define his own relation to the denomination in which he preached for eleven years. He has already come to love devotedly the work in which he is engaged and believes that his own grasp of a minister's work is being greatly clarified by his experience. Nevertheless he will always love gratefully the Evangelical Church, the Church thru whose ministries his own religious life came into being, weathered its storms, and developed into a consciousness of the grace and power of God thru Christ. From its hymnal, its catechism and its teachings he imbibed a sense and a knowledge of the righteousness of the Kingdom. For Pfleiderer was right when he characterized the whole trend of our denomination as "einen gesunden Pietismus." He was especially thankful for the spirit pervading the Synod when he found that because of it, it was not hard to re-interpret his religious life in the new terms of social obligation when that emphasis reached us. The great question, 'How can the Synod make its distinctive contribution to the religious life of America without needlessly, foolishly giving up its existence, nor yet standing in the light of its own usefulness by its pernicious sectarianism'—this question, he thinks, is being wonderfully answered by the rise of the Community Church. Whether he is right, or there is any value at all in his contention, only time will show, and perhaps not very much time, for community churches are multiplying rapidly. He would rather wait with writing this paper. But he is urged to write for the *Magazin* now, and has decided that it cannot be amiss to call the attention of our own synodical circles thus early to one of the most interesting phenomena of American church history.

Definitions may follow. Let us describe a few concrete examples

of the community church. We shall be careful to avoid capital letters for the community church is not a new Church in the sense of a denomination. It is rather a new manifestation of the ancient and everlasting Church of our Lord, after it has been for God's own reasons divided into many branches for 400 years. The census of 1916 informed us that America harbored 162 different denominations.

Take the Telluride church first. A Methodist and a Congregational church had been established in town—a prosperous gold and silver camp. Spasmodically the churches did well. But usually they were in trouble. The difficulties presented to religious work by a rapidly shifting population of miners, largely foreign-born, living an abnormal life in a high altitude, with gambling and drinking exceedingly common vices, were accentuated by the fact that the denominations kept their strong men for strategic places and usually spared only their weakest men for such an out-of-the-way field as Telluride. At all times there were Presbyterians and Baptists and others who did not identify themselves with the existing churches. The career of the churches was haphazard and the control of them vested in persons outside the community. After a brave struggle and many sacrifices the few Methodists felt justified in giving up. Their church property was sold to the school board for recreational purposes. The Congregational Church had no minister and refused several whom the state officials recommended. At this juncture, laymen in the community decided that one independent Christian church controlled entirely within the community would be a far safer experiment than anything yet proposed. The Methodists still maintained a feeble work. But otherwise 3,000 persons in town and nearby camps were served only by one small Catholic church. The laymen concerned had a very deep conviction that the Evangelical churches thru their criminal sectarianism were failing to perform a sorely needed work in a large community. Without assistance from any clergyman they conceived the plan of a church controlled by all interested people in the community. A majority of the offices should be held by professing Christians. No one should sacrifice any denominational ideas, or any convictions in which he differed from others in order to join the new church, if only he agreed to those articles of faith which all the Evangelical churches held in common. A pastor was called and given the task of formulating a statement of faith on this basis. Soon fourteen varieties of belief were present in the one church. Each member could specify to what Board or cause his missionary offering should go. Gradually the church's own conception of itself is becoming clearer: it is to be a church controlled by the community for the community, with only subordinate divisions into sects. It is a continual surprise how much of denominational difference may safely be ignored

and how much common ground we have all long ago found. There is a large degree of unity with a very considerable degree of liberty. Maybe the free spirit of the west is guarantee against the insipid thinning out of convictions for the sake of agreement. The fact is that we discover a surprising number of moral and spiritual truths in proclaiming which we can be exceedingly positive.

Wellington and Sargent community churches are in thriving agricultural communities. Wellington is using the Congregational building while Baptists, Methodists and others work together with indeed a fine spirit of open-mindedness and loving devotion. Their Gospel team of 30 laymen holds services at smaller centers. At Sargent the people frankly confess that two years ago they were a typical quarrelsome country folk with five Sunday schools and nine day schools. Consolidation of day schools came first bringing a central, commodious building with a good auditorium. Then the Sunday schools were consolidated and met in the central building. Its phenomenal growth was so encouraging that a pastor was called and a community church organized. The minister was bidden to help them forget their differences and add together their positive convictions about the Christian life and investigate openmindedly the further will of Christ for this present age. This church has succeeded beyond the most daring dreams. The writer spent several days with the congregation and was deeply impressed by the frank and happy Christian spirit. The former divisions because of sectarianism were so destructive of all that was good in the community while the present unity with its successful promotion of sincere evangelical Christianity, missionary interest, life-enlistment is so strikingly fruitful, that everyone who knows of this experiment is full of praise. Roggen is a new community where the community idea is growing up lustily with the place.

In a new section of the city of Buffalo, N. Y., where $10,000 ready money was about to be invested in a denominational church, the people themselves were unwilling that it should be so and demanded that it be made a community church. The word "community" is not here used as a camouflage, we are assured. It is an honest community church directed wholly by the community for the community. So we could go on and tell about churches in Tennessee, and other states and in New York City as well as small villages.

A fact not to be overlooked is this that the Community churches are springing up in widely scattered parts of the country, in small towns and large towns, and in the open country. Furthermore, it should be observed that these independent churches are in each case born out of about the same kind of circumstances and taking about the same form without any general promotion agency and without any uniform pattern of organization. A long series of uniform phenomena always point to a uniform cause. The next task

of this paper should be to make a statement concerning the uniform cause.

In an able article in the *Magazin* Rev. H. L. Streich recently pointed out a fact which should of course be self-evident; that is, that every Christian church is responsible for the christianizing of its community. Caring for the poor and the prisoners, the bruised and the captives, is exactly what Jesus announced as His mission,—an announcement, however, which aroused such bitterness when made in Nazareth that his towns-people tried to cast Him over the precipice.

The community church is far freer to set forth this fundamental attitude of Jesus than a sectarian church seems to be. At present the church is the only institution from which the community can expect disinterested service. Above all it will need to be the church that shall provide for the religious education for all the people. Splendid is the insistence of our leaders in this field that we must cease to educate in the abstract. The brief Biblical instruction on Sunday must be made vital for character development during the week by play and work for the children and by social activities of value for the adults. The forum, if properly used is a most valuable agency for religious education of adults. The whole field of club work for boys and girls, boy scout and camp fire activities enters here. Nobody should misunderstand here. The experience of God's grace and power thru Christ and the enduement of the Holy Spirit remain for every Christian an essential. But we are learning what Christ meant when he said: "For their sakes I sanctify myself." His objective was not the salvation of his own soul. "Whosoever will save his life shall lose it, whosoever will lose his life for my sake, the same shall save it." Strange paradoxical truth, that it is all a gift of God's grace and it cannot be achieved by direct effort. This was nothing more nor less than what Luther found out. We are making the discovery in a new way. Christ-like character is a by-product of honest, devoted service. If our direct objective is the achievement of spiritual character, we will miss it. But if we learn to yield our lives to the sanctifying, empowering touch of God with the enthusiastic objective to preach the Gospel to the poor; heal the broken-hearted; to preach deliverance to the captives and recovering of sight to the blind and to set at liberty them that are bruised—then God by his grace will take care of our salvation. Trusting the merits of Christ does not mean centering your whole attention on those merits. It means being at leisure from that whole anxious situation which Christ takes care of for us, so that we can devotedly go and enthusiastically make disciples of all nations.

Of course it is posisble for sectarian churches to abandon theological prejudices and work together for the redemption of their less fortunate fellow-citizens. But it does not happen often and it

frequently ceases to happen after a union enterprise has been launched. Therefore our laymen are arising and demanding that we have in a community one church thinking in community terms. One of the main reasons why community service has to be dragged with such difficulty into the Evangelical churches is because the Synod has been teaching for eighty years: "Man's chief concern shall be the eternal salvation of his soul." There is not a denomination that is not similarly hampered by some unchristian dogma.

With some irony the aforementioned article of Rev. Streich set forth that eighteen Evangelical Churches, numerically perhaps the strongest communion in the city of Buffalo, had practically no sense of responsibility toward the community. In endeavoring to arouse that sense in Buffalo and other places, Rev. Streich found it necessary to make a damaging concession to another great weakness of Evangelical churches. He wrote about as follows: Of course, other denominations are doing this work, but more remains to be done. Besides, we must carry to the unchurched, to the bruised in body and character our particular interpretation of the Gospel. The article was timely and surely did much good. But how much better it would have been, if it had attained to a clear conception of a united onslaught upon the evil and misery of a large city. Instead it is guilty of the unchristian attitude of carefully guarding "our particular interpretation." Meantime denominations step on each other's toes and waste much energy, while many churches including those of our own, find the prospect of doing community service so uncomfortable that they don't even get into the ranks of practical workers for the Kingdom in their city. Our churches like most others are operated by a denomination for a denomination, and not by the people for the people. The excuse is that we must first of all contend for the faith handed down by the fathers. But that was never the attitude of Jesus. Take for example the article of faith concerning the Sabbath. Jesus boldly asserted: The Sabbath is made for man and not man for the Sabbath. He contended for the folks first and secondarily for the faith. Of course, we love our Synod so that it really hurts to be told the truth. But that matters very little, the truth will go on working whether we open our eyes to it or not. When the shortage of ministers, the shrinkage of church attendance, the increasing difficulty of proclaiming a convincing message, brings us to our feet in despair, we will inquire: "What shall we do? haven't we a good creed, and a splendid history?" Yes, but here is the difficulty: the church's work is blighted by denominationalism. As a denomination we are static instead of dynamic. We should get rid of our sectarianism and can't. The story has often been told of the snake in the New York zoological garden that for some strange reason was unable to shed its skin. The new skin was well formed underneath, so that it was hoped an operation

might help. But nothing would avail. The beast died because it could not shed its old skin.

At this point we remember another article in the *Magazin* entitled "Where shall we go?" Here was a writer so keenly aware of certain weaknesses in our Synod that he asked: "Shall the Evangelical Church become part of some larger denomination, perhaps the Presbyterian?" No! came the answer from all sides. No! echoes the present writer, and adds:—even tho the Synod be lacking in strong leadership, and hampered in its usefulness by a confused and worn-out educational policy, and not exhibiting adequate spiritual force for the mastering of its great tasks, the remedy proposed is wrong. Neither the Presbyterian church nor any other existing denomination is sufficiently free from the inherent weaknesses of the Evangelical Synod to warrant such a violent merger. It would necessarily be violent to be carried out at all because the trend of religious expression in too many of our German churches is radically different from that of the Presbyterian church.

Moreover, the same type of high-minded, restless critic whom we find in our Synod ready to make the supreme sacrifice and give up the life of our Church that we may find the larger life of the Kingdom,—that same type we find also in the other denominations. Three Presbyterian churches in the last few years have to the writer's knowledge left the Presbytery and become independent community churches. The dissatisfaction with ecclesiastical organization would very likely not be relieved thru the proposed shift from our denomination to another. The men who are gifted with open-mindedness and are able to judge somewhat their church's lack of attainment would soon penetrate beyond the seeming strength of a new denomination and not being bred to the conventions of the new church as they had been to the old, their loyalty could much less stand the strain of the newer set of criticisms than it did the original set within the Synod. They would soon find themselves exposed to one of the strongest church movements of our day—the movement toward the independent community church. Better keep the steering wheel firmly in hand and keep the glorious heritage of our Synod intact until we can make a move in which we shall know the end from the beginning.

The fact is, all denominationalism has outlived its usefulness.* Practical men are trying in a hundred ways to overcome it. International Sunday School Association, Y. M. C. A., Y. W. C. A., Federal Council, Interchurch World Movement, and many other agencies are laboring well. But so far no great success has been achieved by these means, and sectarianism goes on doing its untold

Union churches for different denominations are good in many places, but it does not follow from this that denominationalism as such has lost its usefulness.** ***Editor.

damage. It keeps the Bible out of the public school. Wisconsin and other states forbid its use in the public schools on the express ground that it is a sectarian book. But of course the Bible is no sectarian book. There is humor in the mere suggestion that Jesus should have labeled His religion perhaps after a mode of washing instead of after the abundant life of the Spirit with which he, himself, was baptized; or 'Presbyterian' after the age of the men that govern the ecclesiastical units, instead of after the government of the divine will which it was his meat to accomplish. The Bible is so profoundly and yet so simply human it may well be used in the school without any suggestion of sectarianism. In fact Huxley was right when he declared it was not known how ethical instruction could possibly be given well without the use of the Bible. But evidently as long as the church is divided against itself, the Bible will be banished from the public schools.

The sects waste the people's money. In this section more than a dozen denominational leaders cover the same ground, promoting exactly the same kind of educational policy, forward movement or what not. At Grand Junction, the writer headed a "religious census committee" and ascertained that with a population of 7,500, there were 24 sects with 14 meeting places and 12 church buildings. He had charge of a little "Evangelical Lutheran Church." Two blocks away a little "English Lutheran" church held meetings. The best laymen in both churches were quite willing to unite, but the union was prevented by denominational requirements of satisfaction and reparation, and the total number continued 24 instead of 23. Such sectarian division is a suicidal policy. The very genius and character of the Christian religion is frequently lost sight of. Men lose respect of denominations. Little wonder that, feeling the need of religion, they proceed to organize community churches. It is pathetic to see otherwise dignified church officials belittle themselves by coaxing, cajoling and even by threatening the community churches in an endeavor to bring them back into the fold. This last sentence is based on actual happenings in the West. Of course they are surprised to find that their rule is not effective over a church four-fifths of whose membership does not and did not belong to their denomination. The procedure merely serves to reveal to the people a bad principle of "authority" that goes with sectarianism, and also to show what can be expected when your churches are controlled by vested interests that have their own aggrandisement in view as much if not more than the advancement of the kingdom of God. Fortunately our laymen are waking up to a full discrimination between religion and sectarianism. If the awakening would only become general more rapidly! Nothing would save the church so surely as a real and thorogoing democracy. Independent community churches are being organized as a revolt against sectarianism. This

revolt is possible because of the rise in our day of a bolder and more Christ-like democracy.

Much could profitably be said at this point on the new convictions concerning democracy. While the extravagances in this direction are flagrant and criminal and easily judged, it remains true that our country sees the absolute necessity for a nobler and more consistent democracy. Prophetic voices are heard in politics and industry, in education and, thank God, also in the church. "Be not ye called Rabbi," said the Lord, "For one is your Master, even Christ, and all ye are brethren." What could more effectively introduce us to the democracy of Jesus than this passage? In the light of our recent world-agony we see so clearly that if America, Great Britain, and the other countries could achieve true democracy, we could actually prevent wars. The reason we so profoundly doubt whether this can be is because we doubt the possibility of developing so virile a democracy that we shall be able to keep small groups out of power. We know that Jesus' plan of brotherhood is right, but we are sceptic as to whether our nation shall be able to achieve that plan. The question as to whether the church may achieve this democracy is different, or should be different. The necessity is more apparent.

Now the contention of this paper is that in view of our beliefs about democracy, the situation with regard to the churches in America is intolerable. By this is meant that the growing generation simply will not tolerate the divisions. Nor will they tolerate a policy by which the community is dictated to from the outside and bidden to provide six times more church equipment than that community needs, simply because each denomination is determined upon larger numbers and greater glory. Nor will they tolerate a condition by which a man in order to satisfy the panting of his soul for God, has to go up unto the House of one of a series of denominations and make a choice among a list of sects. Of course, it is urged, this should not disturb the man. Is not the Evangelical Church broad enough in its creed to include every temperament? If we could but see the humor of that remark! Recently at an Interchurch gathering the writer was present at a dinner where several of the great men of different denominations each fell to contending that their church was the ideal basis for a union of all sects. The thing was done very seriously and no one smiled. The Episcopalians are strong as the Methodists in maintaining that as far as doctrine is concerned they offer the best basis for church union. The fact which interests the earnest layman is not whether or not there is this or that doctrine that is hard to accept. Laymen are far more readily led into acceptance of mystical, ununderstandable things than is generally supposed. The doctrine they can't swallow is rather the selfish insistance "We are it. If you want church union, come to us,

we are nearest the ideal." Right there is the dead lock. Democracy is breaking it with a sublime faith in religion itself. We need no denominations at all, but we do need religion. Christ is here to stay. His cross is emblazoned on the skies. All the sects can be swallowed up in the sea and yet precisely the religion that Jesus wants us to have will still remain.

But to let matters come to such a dead lock and to the consequent violence would be worse than wrong. Denominations have arisen one after another as an expression of the newer freedom after the middle ages. They have each done important work. The mighty religion of Jesus Christ was quite content evidently to operate under many labels. That same religion produces various hymnodies, various liturgies, various church practices, and looks complacently on, when we speak of our debt of gratitude to this or that denomination. In all seriousness, however, certain historic trends and developments in ecclesiastical matters should be genuinely appreciated. More than that, certain successions of persons which denominational connections have made dear to us should be kept affectionately in remembrance. How can we turn our backs upon the Synod and not remember beyond the grave the faces of the Baltzers, the Nollaus, the Wobuses. They mean so much to us personally.

Church union is not coming from above, it is coming from below. It is coming thru the organization of community churches. As Jackson describes the thing that is actually happening: Christian people are finding themselves living in two concentric circles as far as their church relations are concerned. The larger circle, that commands their greater loyalty, is the community in which they live with all the other citizens as brothers. Here they lose themselves in the unselfish local and world-tasks of their home community. The smaller circle is their historic denomination, if they have one. There will be one well equipped church building. There will be one well organized force of workers for the whole situation, perhaps one consecrated pastoral worker, one man especially trained to superintend all the religious educational work, one man talented above his brethren and thoroly trained for all social service activities. There will be a deaconess and a secretary and all the other workers that are necessary.

Meanwhile, the smaller circles remain intact as far as they care to. The Baptists meet together as often as they wish. So do the Lutherans, etc. When a man gets convictions concerning a particular mode of baptism, provide for him. If he wants the Cambelite minister to come in and baptize him, he shall have the Cambelite minister. That will still be, as far as money is concerned, a saving over the wasteful method. In Telluride, one group reads the Congregationalist and Advance. Of the twelve Evangelical Lutherans in the community, four take the Friedensbote and two the Evangel-

ical Herald. A fair percentage of offerings go to the Synod. A fair percentage also goes to the other denominations. Jackson very profitably carries out the analogy between this arrangement and that of the United States. First they tried a Confederation, but it proved an expensive experiment. The churches, too, are finding the federation plan to be of little value, except as a stepping stone to something better. Organic unity is as futile in church as it is in politics. the states would not willingly give up their existence, nor their functions in favor of the United States. It would not be right. Neither ought the denominations be called upon to give up their several talents. It does not need to be. But they should give up their selfish sectarianism. How quickly do the states forget themselves when the whole country is involved! The comforting thing in writing at this point is the plan over against all the many details that the unsympathetic objector may urge, and for this reason: demonstration is vastly better than proof. A thousand fears will vex the timid, but he who has the faith boldly to try the thing finds that the fears vanish like the shadows in the morning. Fears even of denominational antagonism have vanished. Let me illustrate. Telluride is in the midst of 1,000 square miles of unchurched territory, the only Evangelical church. Our sister church, the Catholic is the only Catholic Church in 3,000 square miles of country. The Community plan works so well in Telluride that we speak of it at many points where we go out preaching and maintaining Sunday schools. One great objection of denominational leaders was from the beginning that the Community Church of Telluride would quickly disintegrate; saying it requires the denominational machinery to keep up the missionary zeal. No, it does not. The Christian religion once implanted in the human breast is virile as the power of God and takes care of the missionary spirit well enough. In the course of time a sufficient number of outstations had been established that the thought could arise of employing a second minister. We availed ourselves of the best thought of the Religious Education Association, the Sunday School Association, and determined that the new man should be thoroly trained in religious education, and should have complete charge of this department for the whole 1,000 square miles. The first step was to hold an Institute of Religious Education. The severest snow storm of the winter impaired the attendance. Yet we had eight delegates on hand from the outside, two coming over Lizzard Head Pass needing two whole days for the trip. So our Community Church simply won over a large territory for the community plan of organization. Yet, and here is the point, two very prominent denominational leaders, one a Congregationalist, the other a Methodist, came all the way from Denver thru the treacherous Black Canon, where snow slides were daily menacing the railway, and acted as directors of our Institute and did it enthusiastic-

ally. Now that the community churches have demonstrated their position, the denominations put all their equipment at their service. Do they lose in so doing? No, they gain in every way.

Many other advantages of the community plan are evident to those in the work. But it is too early to write about them. What we have written seems to be borne out by at least a five year's history of several of the churches, including the Telluride church. It seems, for instance that the larger organization of all the Christian people of one community goes far to prevent boss rule. The slogan "by the community for the community" tends to keep religion purer. This same slogan rather than any particular view of Christian procedure seems to insure against the founding of a new denomination. It is, of course, well known that many of the denominations of today were founded by men who were determined not to start a new sect. But inasmuch as they claimed so insistently that their way of going back to the original Gospel was the only right way, they soon had a new sect on their hands. The community plan, we think, has a surer trust in the outworking of God's thoughts thru the Holy Spirit as far as interpretation is concerned, and can leave all doctrinal matters alone. In matters of life and character and Christian service, it seems quite possible to proceed together.

The Christian and The Moral Law

By R. Stave

Moral Philosophy or Ethics is the science of duty, treating of the obligations of man as a social being with respect to his conduct toward others. Christian Ethics differs from Philosophical Ethics in that it teaches the duty of living well with one another according to Christ.

Every act of man is either the performance or the violation of some duty. To perform the functions of the body, involves a physical duty from necessity, to perform the acts which we feel we ought to perform, involves a moral duty from choice.

In order to understand the reason for, the nature and the merits of his moral duties, man is in need of some standard by which he may be guided. This standard is the Will of God, as expressed in the written law of Moses and in the unwritten law of conscience.

The Will of God then is the Supreme Moral law.

If there be law, there is duty; if there be moral law, there is moral duty or moral obligation.

Religion and Morals are two inseparable elements in man's life; the former is the inspiration of the latter. Schleiermacher says "the religious feelings are to be as a holy music which shall accompany all the action of man; he should do all with religion, not from religion.

Since Christian Ethics teaches the duty of living well with one another according to Christ a studious effort to follow the lines of the ethical teachings of Jesus will enable us to gain the highest conception of our moral obligations.

In our relation to our neighbor Jesus demands the fundamental spirit of **love**. "Thou shalt love thy neighbor as thyself." This He declares to be the law of love as the fulfilment of the law and the prophets in the Old Testament, but the characteristic Christian law of sacrifice is expressed in the words of Jesus to His disciples "This is my commandment, that ye love one another, even as I have loved you. Greater love hath no man than this that a man lay down his life for his friends." Thus the Christian's self-sacrifice is the test of his love. Not the kind of self-sacrifice which was practised by the ascetic sect of the "Flagellants" in the thirteenth century, which may truly be said to have had no moral merit, but self-sacrifice in the spirit of Christ which demands self-denial while not denying the right and obligation of self-preservation.

One of the first obligations which love of his neighbor imposes upon the Christian, is *justice*—the twofold duty of *acquiring personal justness* and of *furthering the ends of justice in the interest of others.*

An imperfectly developed sense of justice tends to disturb the harmonious exercise of Christian virtues, while a strong sense of justice pervading the Christian's moral nature helps to enrich the fundamental spirit of love which is the source of all virtues.

Personal justness in thought and action is the fruit of moral training, of strict and conscientious self-discipline; the more we learn to judge ourselves, the more we shall be able to deal justly with our fellowmen.

An inspiring example of personal justness is that of our Saviour who says "My judgment is just, because I seek not mine own will, but the will of the father which hath sent me." His perfect understanding of the will of God—the supreme moral law—and His living in absolute accordance with it, qualified Him to be just to friend and foe alike.

The Christian's conception of personal justness determines his line of conduct in all matters. It reduces to a minimum the probability of his appearance in a court of justice as a prosecuting party, unless his life and honor be at stake, when legal procedure will be an ethical necessity. To go to law for the settlement of a dispute which does not involve a question of self-preservation or morals, would seem to be in direct violation of the principles of moral conduct. Practicing the spirit of Christ, "to overcome evil with good," is evidence of progress along true ethical lines.

The duty of *furthering the ends* of justice—of seeing that jus-

tice is done in the world—presents a subject of far-reaching importance to the Christian conscience.

Here the question seems to be, how far is the Christian justified or in duty bound to advocate and secure justice in behalf of others?

Hesitancy or failure to champion the rights of those who may be the innocent victims of political or religious persecution or even of social ostracism, would constitute an evasion of a plain moral duty. The importance of the Christian's obligation, to see that justice is done in the community, is measured by the influence of his official, political or social standing. The teacher in the class-room, the preacher in the pulpit, the lawyer in the court-room, the physician in the sick-room, the employer in dealing with his employes, they and others are the natural guardians of justice in a community; they are morally obligated to take an active part in public affairs to see that justice reigns supreme; for them to be indifferent to the evils of injustice in the body politic, is only one step from being indifferent to sins in their own lives.

Another moral obligation of the Christian to his neighbor is *truthfulness.*

His ethical conception of truthfulness is contained in his understanding of the personality of Christ Himself. Truth is not only *in* Him, but He is truth itself. "I am the Way, and the Truth, and the Life." Living in the spirit of Christ, therefore, will create both inward truthfulness, which is so essential to our personal integrity, and the power of expressing it *outwardly.*

Mendacity is generally held to be a social offense, because it violates the principles of social order and leads to social dissolution, but there appear to be cases where conscience would permit a limitation of our obligation in expressing the truth to our neighbor. The opinions of authorities in ethics differ as to whether the truth is to be rigorously adhered to under *all* circumstances, irrespective of consequences, or whether a falsehood *may* be told and a clear conscience retained. Kant, among other moralists, has claimed that to utter falsehood is contrary to the principles of pure ethics from *any* point of view. The language of Christ in His Sermon on the Mount is very concise on this point, "but let your communication be, yea, yea, nay, nay; for whatsoever is more than these cometh of evil." Yet it has been held by some that certain exceptions to the law of truthfulness must be recognized, such as fiction and fancy, in the form of prose and poetry, or even the little phrases of conventionality and politeness in which society delights to indulge and which do not always express the exact truth. Goethe said, "the German lies whenever he becomes polite;" scrupulous moralists should have no trouble in detecting this to exist in the social character of any nation.

It would betray a very lax conception of morality, were we to

allow this indulgence, when the motives are plainly dishonest; in that case our inward truthfulness would be made to suffer and our conduct would at once become distinctly immoral and therefore reprehensible.

A serious question arises when we consider the socalled lies of necessity, to practice deception for the sake of preserving one's own life or protecting the life of another. Generally speaking, the apostolic admonition, "speaking truth in love," imposes upon us a positive obligation, which must not be disregarded except in extreme cases, where the law of love as a supreme obligation takes precedence.

A personal experience of the writer may illustrate this point. A boy of twelve was drowned while bathing. His mother was passing thru the critical stage of a desperate illness. When her boy failed to return and she inquired the reason for his absence, it was agreed by those in attendance to withhold from her the truth until she should be strong enough to hear the fatal news. To tell the truth would have meant to jeopardize her life, to practice deception meant to avoid this danger. The occasion seemed to justify the subordination of the moral obligation of truthfulness to the supreme law of love.

A third moral obligation to our neighbor is that of *honorableness.*

The Christian's sense of honor in dealing with his neighbor, as is must be apparent in his reverence for the personality of others, springs from the consciousness of his own dignity, from an exalted conception of and a profound regard for his own spiritual being. In the parable of the Pharisee and the Publican, our Lord emphasizes the necessity of the soul's penitence thru humility as a condition of its exaltation thru grace. Self-humiliation of the soul in the spirit of Christ is equal to an expression of regard for its honor. This reverence for one's own personality leads to the all-embracing law of love in reverencing others as ourselves, and so important is this law of reverence for others, that Christ enjoins us to respect the claims and feelings of even the least of our fellowmen. "Verily I say unto you, inasmuch as ye have done it unto one of the least of these my brethren, ye have done it unto me."

The enumeration and discussion of the Christian's moral obligations would be incomplete without reference to his civic duties, as evolving from his relation as a citizen to the *state.*

The obligation of *obedience* to the government is in conformity with the express command of the word of God; "be subject to principalities and powers;" "obey magistrates;" "submit to every ordinance of man;" also the first 5 verses of Romans XIII.—The authority of government is *divine* and must be respected by the Christian as such, but where a government would adopt and enforce measures, which cannot be conducive to the welfare of the people, because

conscience does not recognize them to be in harmony with the supreme law of morality, it would seem that the obligation of obedience is not absolute and unconditional. The ruling authority must be at all times "the power that is of God," as Paul says to the Romans, if absolute and unconditional obedience is to be demanded and enforced.

The conscientious and just enforcement of the laws of the state constitutes the sacred and sworn duty of those entrusted with the administration of its affairs, and all good citizens are under moral obligations to the state to render every possible assistance in affecting such enforcement; more than that, it is their duty to take an active interest in the political affairs of the state to such an extent that the power of public opinion assert itself in the cause of civic righteousness. This may be done by appealing to the public sense of honor and justice, thereby arousing public conscience, by enlightening the public mind in all matters "pro bono publico" and by emphasizing the necessity of repudiating corrupt party influence, thereby preserving independent thought and action of the individual free citizen. It may be done further by advocating the election to office of political candidates whose private character and public integrity stand for civic righteousness, and—last, but not least—by fearlessly waging relentless war against political and social corruption.

It is positively contrary to the spirit of Christ, for the educated and moral citzen to be indifferent in matters pertaining to exigencies in the social and civic life of the community. We may assert without fear of exaggeration that the culpability of the surprisingly large number of indifferent citizens is as great as, if not greater than that of the hideous element of political and social offenders; here the sin of omission is outweighing the sin of commission.

It has been contended that Christ's own ministry does not show his active participation in public affairs; that in all national questions which were agitating the mind of the people of Israel, He appeared cautious and reticent. We must not forget that "His kingdom was not of this world;" had His kingdom been of this world, He should have surely freed John the Baptist who had taken such a decided and heroic stand against the social and political corruption of Herod's court; He should have entered Jerusalem according to the ambitious desires of His disciples; He should have demonstrated His supreme power in the hours of His deepest humiliation. But He strictly and conscientiously avoided to further the ambitious, political plans of Israel, His words, "seek ye first the kingdom of God," represented the sum total of His conception of Israel's most urgent need.

And not of Israel, but of all future generations.

Seeking the kingdom of God, as it actually exists on earth, entering into it, living in it, enjoying the highest possible good, as

part of the eternal life, is the Christian's ideal conception of life. The condition upon which it is possible for men to enter, is that of repentance, according to Christ's words *„μετανοεῖτε γὰρ ἤγγικεν ἡ βασιλεία τῶν οὐρανῶν."* Penitence— *μετάνοια* —changing our sinful thoughts, fashioning our lives after the pattern of Christ, consummating the "unio mystica," is our highest moral obligation, for in the person of Jesus Christ we find God's eternal ideal of man. *He is the true embodiment of the Christian Ideal.*

We find the *contents* of the Christian Ideal expressed by Jesus

1. In His doctrine of the kingdom of God—*„ἡ βασιλεία τοῦ θεοῦ ἐντός ὑμῶν ἐστίν."*
2. In His demand in the Sermon on the Mount— *„ἔσεσθε οὖν ὑμεῖς τέλειοι ὡς ὁ πατὴρ ὑμῶν."*
3. In His teaching concerning "life eternal," as the end and the summum bonum of our existence— *αὕτη δέ ἐστιν ἡ αἰώνιος ξωή ἵνα γινώσκονουσῖν σὲ τὸν μόνον ἀληθινὸν θεὸν, καὶ ὅν ἀπέστειλας Ἰνσοῦν χριστόν."*

This Christian Ideal, can it be realized, in other words, is it possible that the Ideal become a realistic and continuous experience in the Christian life?

Realization is possible in a twofold way: First, thru *transmission* in the Church as a primary condition and secondly, thru *reproduction* in the life of the Christian.

Transmission of the Christ ideal began with the work of the Apostles, after they had become endowed with the Holy Spirit. They were the living eye-witnesses who were commanded and authorized to testify of the Master, thus transmitting the ideal in all its originality. "That which we have seen and heard, declare we unto you also." Their writings forming the New Testament Canon contain the transmission of the ideal life and teachings of Jesus. Transmission did not cease, however, with the departing of the Apostles from the field of their labor. According to the positive assurance of Christ His spirit was to be present, *„καὶ ἰδοὺ ἐγώ μεθ' ὑμῶν εἰμὶ πάσας τὰς ἡμέρας ἕως τῆς συντελείας τοῦ αἰῶνος."* and this presence is responsible for the principle of continuity in the Christian Church. Thus the onward march of the Gospel thru almost two thousand years is conclusive proof of the fact that the transmission of the Christian ideal, as the primary condition of its final and full realization, is a continuous process.

Reproduction of the Christian ideal is the imitation of the life of Christ,—to become perfect, even as our Father which is in Heaven, is perfect. Perfection is a gradual process, a continuous resistance against temptation, a daily practice of overcoming evil with good. It is a fight against the hostile forces of Satan which will not cease until that last day when "at the name of Jesus every knee shall bow, of things in Heaven, and things in earth, and things under the earth; and every tongue shall confess, that Jesus Christ is

Lord, to the glory of God the Father," when the enemy shall be utterly routed and the words of the dying Julian Apostata shall be heard again "tandem visisti, Galilaee!" It is a process of *conflict* involving the idea of *sacrifice.*

A further method of reproducing the Christian ideal thereby realizing it, is that of *cooperation.*

The result of conflict in the individual life of the Christian is his gradual perfection in Christian virtues. Thru his association with others, the seal of these virtues is stamped indelibly upon those within the reach of his influence, in the sphere of the family, the state, the church and society, and the Christian ideal is brought to its gradual realization in a wider sense in the various forms of life of the community, the nation and of all mankind.

In conclusion we must point to the fact that past and present experiences indicate only a partial realization of the Christian ideal. Sin is still a dominating and controlling power in the world. Not until the Christians' life has become a "communion of saints," not until a visible βασιλεία τῶν οὐρανῶν on earth has been established, not until we have become τέλειοι ὡς ὁ πατὴρ, can there be αιώνιος ξωὴ, and with it the complete realization of the Christian ideal.

A Homiletic Discourse Upon Daniel IX, 24-37.

By Rev. F. C. Schmidt, Barnesville, Minnesota

The "seventy weeks" have been frequently used for a basis of reckoning world periods. According to some the "seventy weeks" have been completely fulfilled with the death of Christ; according to others with the martyrdom of Stephen, and again according to others with the destruction of Jerusalem 70 A. D.; and again according to some they are yet to find their complete fulfilment in the second advent of Christ. If now we are not to lose ourselves in utter confusion, but are to arrive at a definite conclusion, then we must abide by the literal meaning of our text; for nothing warrants an allegorical interpretation.

Two facts stand out, which may serve as valuable guide-posts. The first fact is: that our text is God's direct answer upon a very sincere prayer; and therefore must be taken upon its face-value. The second fact is: that Daniel intercedes only in behalf of his exiled people; and therefore God's answer directly concerns only the Jewish people, altho indirectly, as far as the future of the Jewish people affects the world at large, it also concerns the future of the world.

"Daniel understood by the books the number of the years, whereof the word of the Lord came to Jeremiah the prophet, that he would accomplish seventy years in the desolation of Jerusalem" (Daniel 9: 2). Because of the dark outlook his heart is weighed down with sorrow. As the leader of his people he flees to Jehovah

for refuge. He acknowledges the transgressions and disobedience of his people; he prays for God's mercy and forgiveness for their restoration to the land of the fathers and for God's rule upon earth thru them. Now the throne of David was indeed to be re-established as an "everlasting throne," but Daniel, anxious and zealous for his people, believed this event much nearer than it was in reality. God must clarify his views for the benefit of his own people; and He does that in a remarkable way. Gabriel, "who stands in the presence of God," and whom God more than 450 years later sends to announce the nativity of the Messiah to the blessed mother Mary, the central event of the kingdom of God.—God now commissions, on the one hand, to correct Daniel's views of the premature coming of God's rule, and on the other hand to nevertheless make real to him the final glorious rule of God thru his chosen people. From this point of view we must consider Gabriel's message.

The first question that presses upon us for an answer is: what are the "seventy weeks determined upon thy people and upon the holy city?" Our English version is misleading; for the best translation according to the original text is: 70 times seven. Nothing in the text determines, whether this is to be taken in the sense of days, weeks, months or years. But since Daniel was thinking in terms of years (for he proceeded in his supplications according to the second verse from the fact of the *70 years* of desolations of Jerusalem), it is only reasonable to believe that God here answered him in terms of years. "The seventy weeks" consequently are no day-weeks but year-weeks, i. e. 490 years.

The second question is: what is to be fulfilled during these 70 year-weeks? Gabriel mentions six things partly in a negative and partly in a positive class. The things of the negative class are: 1. "to finish the transgression," i. e., the tendency to transgress Jehovah's commandments will be powerfully checked thru the divine power of grace, so that all who will give themselves up to the powerful influence of this divine grace, will be able to resist the temptation to transgress; 2. "to make an end of sins," i. e., sins resulting from a life of transgressions, bad habits, will then be rooted out by this all-powerful grace; and 3. "to make reconciliation for iniquity," i. e., life's iniquities will then be atoned for by a complete sacrifice. The things of the positive class are: 1. "to bring in everlasting righteousness," i. e., not upon the old foundation of the law because of the sinful nature of man, but upon the new foundation of God's grace in Christ Jesus, which man must accept in humble faith, for "the just shall live by faith;" 2. "to seal up the vision and the prophecy," i. e., the visions and the prophecies are to be fulfilled completely and in their deepest meaning once and forever; and 3. "to anoint the most Holy," i. e., the Holy of Holies of the heavenly tabernacle, of which the temple at Jerusalem was but a mere semblance,

was to be anointed with the perfect blood of *the* great High-priest of man, so that man would have free access to the very throne of God. These are all kingdom-graces of the Great King, which are to be fulfilled in these seventy year-weeks; and in the light of history we see that these graces have been fundamentally fulfilled in Christ Jesus and have now become great spiritual and moral powers either for the rebuilding or judging of life and character.

The third question is: "when do these seventy year-weeks commence? For only then have we a clue for reckoning. This clue our text gives us: "Know therefore and understand, that from the going forth of the commandment to restore and to build Jerusalem unto the Messiah the Prince shall be seven weeks, and threescore and two weeks; the street shall be built again, and the wall, even in troublous times." *It is the going forth of the commandment to restore and to build Jerusalem.* Thru that event the national life of the Jews was to be restored, altho under a foreign protectorate. In the book of Ezra we read of several homecomings of the Jews to rebuild the temple and to restore the religious life; but it is only in Nehemia II. that we read of a decree of Artaxerxes in the month of Nisan and in the twentieth year of his reign that Nehemia with a band of Jews was to return to build "the city of his fathers." The date according to Arno C. Gaebelein (see his commentary of 1915 on Revelations, page 183) and B. S. Dean, A. M. (see his Outline of Bible History, page 99) is pretty well established as March 445 B. C. This then must be the chronological clue for our reckoning.

We now observe the fact that these 70 year-weeks, or 490 years of special Jewish history (for with such we have to deal according to Daniel's prayer for his people and according to God's answer) are diveded into three unequal parts consisting in seven year-weeks i. e., 49 years, in threescore and two year-weeks i. e., 434 years and in one year-week i. e., 7 years. The first two are linked together chronologically without a break; for they are mentioned in one breath and as a whole; but the chronological connections of the last period are problematical.

The fourth question then is: what took place in the first period of 7 year-weeks? Our text tells us that Jerusalem with its streets and walls was rebuilded even in troublous times. This Nehemia substantiates, who tells us in his book, that the enemies led by Sanballat hindered them in their work, but that in spite of all the work was finally completed.

The fifth question is: not what took place in the second period of threescore and two year-weeks (for nothing is recorded), but what took place immediately "after" the threescore and two year-weeks? Our text tells us: "the Messiah shall be cut off, but not for himself." In order to discover this event chronologicaly in history, we must reckon from the basis established, which is March 445 B. C.,

when the Jews returned to build Jerusalem. The first seven year-weeks or 49 years—the second threescore and two-weeks or 434 years, in total 483 years, deducted from 445 B. C. would bring us to 38 A. D.; but since A. D. overlaps B. C. by four years, it brings us to the month of March 34 B. C. What happened then? History tells us that Christ was rejected and crucified; and "not for Himself," for (John 11, 49-51) "Caiaphas, being the highpriest that same year, said unto them, Ye know nothing at all, nor consider that it is expedient for us, that one man should die for the people, and that the whole nation perish not. And this spake he not of himself: but being highpriest that year, he prophesied that Jesus should die for that nation." The consequence of the rejection of the Messiah is described in our text as culminating in the destruction of the city and the sanctuary by a prince and in a flood of wars and desolations for the Jews until the end. It was fulfilled according to Christ's predictions in his Olivet discourse and that by Titus in 70 A. D. (then only a prince, but later a powerful ruler) and by the Gentile powers until this very day.

Now we have come to the third period of 7 years, of which we have said before, that its chronological connections are problematical. Two questions press upon us for an answer.

The sixth question therefore is: what are the chief facts of this period? Altho the original text of this passage is somewhat uncertain; and sonsequently the translation and the meaning is somewhat obscure, nevertheless the following three facts seem to be recognizable: 1. that the events recorded in this period did not happen prior or during the destruction of Jerusalem 70 A. D., but are to be fulfilled after that event; for the events of this period are linked with the desolations of Jerusalem; 2. that a foreign ruler is to establish a covenant with the Jews and only for a year-week; for God's covenants are everlasting; 3. and that after 3½ years he will break that covenant, stop the temple-services, profane the temple, and bring desolations upon the holy place until after 3½ years the consummation of things be fulfilled. If we now bear in mind that the intent of God's message to Daniel was, on the one hand to correct Daniel's wrong view, holding that the blessed world-rule of God thru his chosen people was close at hand, and on the other hand to make real to him that it nevertheless is a distant reality, then we must come to the conclusion that this last short period of renewed and revived Jewish national life under a foreign protectorate is to lead up to the blessed rule of God upon earth thru the chosen people, as Gabriel more than 450 years later upon the occasion of announcing the nativity of Christ to the blessed mother Mary describes it (Luke 1: 32-33) "He shall be great, and shall be called the Son of the Highest: and the Lord shall give unto Him the throne of His father

David: and He shall reign over the house of Jacob for ever; and of His kingdom there shall be no end.

The seventh question then is: when are these last seven years of revived Jewish national life leading up to the millennial age to be? This is a very difficult question to answer. I know of no better way to have it answered, then to let Christ, who is the fulfilment of all Scripture and prophecy, and who by the Spirit of God knew the Scriptures, answer it. Christ in His great Olivet discourse interprets the pivotal phrase of this 27th verse: "the overspreading of abomination he shall make" thus: Matthew 24: 14-15 he says: "And the Gospel of the kingdom shall be preached in all the world for a witness unto all nations; and then shall the end come. When ye therefore shall see the abomination of desolation, spoken of by Daniel the prophet, stand in the holy place, (whoso readeth, let him understand:)" Understand what? Surely not, that with the destruction of Jerusalem 70 A. D. its final meaning was fulfilled; for at that time the Gospel had not been preached for a witness unto all nations. According to Jesus' statement a world-wide rule of the Genties, where Jerusalem is to be trodden down (Luke 21: 24), and a world-wide preaching of the Gospel to the Gentiles, is to be, before the last short period of Jewish national life is to be restored under a foreign protectorate, which is to blaze the way for the glorious millennial age and rule of Christ upon earth.

Now the last question is: are there any signs that we are about to enter upon this last short period of Jewish national history, where the history of mankind is to merge with the history of God? I think there are at least two remarkable signs. The first sign is Zionism, a movement of the unconverted Jews, which has gained in vigor since the world-war, to return to Palestine and to re-establish a Jewish state with Jerusalem as its national and religious capital. The second sign is that the peace conference at Paris has declared that such a state may be established, but under a foreign protectorate, possibly under the protectorate of Great Britain, the greatest world power of our time. That would distinctly point to the covenant of which our text speaks. Whether this covenant will be broken and the sanctuary profaned in the middle of the last year-week i. e., after 3½ years is a matter of the future, which remains to be tested. It seems then according to these (and many other) signs that we are about to enter upon the last short period of Jewish history, which is to usher in the blessed rule of Christ over all nations.

It behooves us to discover the spiritual and moral obligations therein contained for us, and as Christ's under-shepherds of His flock to sound the bugle call: (Matthew 25, 13) "Watch therefore, for we know neither the day nor the hour wherein the Son of man cometh," but (Revelations 3: 11) "Behold, I come quickly: hold fast which thou hast, that no man take thy crown."

This discourse is the outgrowth of a sermon preached upon that text. It was not intended to enter into the technicalities of exegesis and text criticism, but rather to bring out the fundamental ideas of the text in their bearing upon life. I know but too well that opinions upon these matters differ widely; and I would be very glad, if this incomplete discourse would urge someone more competent to write a better article.

Editorielle Aeußerungen.

Die Interchurch Bewegung.

Die „Interchurch World Movement" steht gegenwärtig im Vordergrund des Interesses. Die Agitation für diese Sache hat sich über das ganze Land erstreckt. Wir selbst wohnten der Konvention bei, die im Februar in **Columbus, O.,** abgehalten wurde. Sie dauerte drei Tage und war von ca. 1600 Pastoren besucht. Der Zweck der Versammlung war, die dringende **Notwendigkeit** einer **viel intensiveren und umfassenderen Tätigkeit der Kirche** den Anwesenden deutlich zu machen. Zu diesem Zwecke redeten zu uns Leute, die auf den verschiedenen Gebieten eine mehr oder weniger führende Rolle einnehmen. Die Heidenmission wurde besonders stark betont. Der bekannte Missionar Eddy machte durch seinen gewaltigen Ernst seiner in stetem Feuer stehenden Seele den tiefsten Eindruck. Doch auch die andern Zweige kirchlicher Betätigung wurden gebührend beachtet, so z. B. die Kirche auf dem Lande, die Sonntagschule, die ökonomische Stellung und Notlage der Pastoren, die Probleme der großen Städte u. s. w. Besonders wertvoll war das statistische Material, das uns in praktischer und in die Augen fallender Weise bildlich vorgeführt wurde. Es wurde keine Schönmalerei getrieben, sondern offen und nachdrücklich wurde die Tatsache ausgesprochen, daß die Berichte der meisten Kirchen nicht nur keinen Fortschritt, sondern einen Rückgang zu konstatieren hatten. Es wurde auch nicht versäumt zu betonen, daß diesem Notstand nicht so wohl mit mehr Geld, als vielmehr mit mehr Geist und Glauben abzuhelfen sei. Doch müsse die Kirche für die Zukunft ihre Ziele höher stecken, ein den großen Erfordernissen der Welt entsprechendes Programm aufstellen und die Mittel zu beschaffen suchen, um es auszuführen. Eine allgemeine „Church Survey" solle die Bedürfnisse der Stunde klar herausstellen und ein gemeinsamer finanzieller „Drive" Ende April das Geld für ein Budget von $1,300,000,000 (für fünf Jahre) aufbringen.

In einer speziellen Versammlung der evangelischen Pastoren in

der St. Johannis-Kirche (etwa dreißig gegenwärtig) wurde die ganze Bewegung vom synodalen Gesichtspunkt beleuchtet. Die Zustimmung war eine allgemeine, und der Wunsch, daß unsere Synode sich anschließe und kräftig beteilige, wurde allseitig ausgesprochen. Meinungsverschiedenheiten traten nur hervor bezüglich der **Zeit** der Finanzkampagne. Einige waren für den 25. April, die Mehrzahl jedoch war für Verschiebung bis zum Herbst. Es wurde uns auch gesagt, daß die Synodalbeamten und -behörden diesen letzteren Zeitpunkt ins Auge gefaßt hätten.

Unterdessen nun ist die Angelegenheit in unserer Synode bereits in ein weiteres Stadium getreten. Es sind schon Komitees in den einzelnen Distrikten ernannt worden, ein Leiter hat sich in der Person des Pastors F. Frankenfeld von Rochester gefunden, und, wie es scheint, neigt man dem Plane zu, am 25. April mit der Sammlung von Geldern anzufangen. Man mag über den passendsten Zeitpunkt verschiedener Meinung sein, aber darüber, denken wir, wird Einstimmigkeit herrschen, daß eine „allgemeine Vorwärtsbewegung" auch in unserer Synode nötig und begehrenswert ist. Daß für die Lehranstalten bedeutend mehr nötig sein wird als bisher, ebenso für die Unterstützung der Invaliden und der Pastorenwitwen, weiß jeder. Innere und Aeußere Mission brauchen mehr Gelder, desgleichen die Wohltätigkeitsanstalten. Es wäre doch wahrlich unbegreiflich, wenn die Synode zu einer Zeit, wo beinahe die gesamte Kirche des Landes mehr tut oder unternimmt als je zuvor, mit dem bisher Geleisteten zufrieden sein wollte. Aber das ist nicht zu befürchten. Sie wird, wenn in rechter Weise vorgegangen wird, mit weiser Rücksicht auf ihre Eigenart, ihre Pflicht tun. Nur sollte man nie außer Acht lassen, daß ein größeres Programm und mehr Mittel allein das Reich Gottes nicht wahrhaft fördern, sondern daß dazu gehört Geist und Kraft des Herrn, die nur dem gläubigen Gebet und aufrichtigen Sucher gegeben werden.

„Organic Union."

Längere Zeit hatten wir von den Bestrebungen für „Organic Union" nichts mehr gehört. Manche von uns lebten des Glaubens, daß dieselben sanft entschlafen seien. Es war auch kein Wunder, daß man so dachte, denn die „Interchurch Bewegung" trat so gewaltig auf den Plan, sie entwarf ein so umfassendes Programm, sie stellte sich vielfach so sehr dieselben Ziele, daß man annehmen konnte, die „Organic Union" hätte das Feld geräumt, um die Kirche nicht mit noch mehr Organisationsapparatus zu belasten.

Jetzt zeigt es sich aber, daß diejenigen, die so dachten, sich im Irrtum befanden. Am 3.—6. Februar fand in der Witherspoon Hall in Philadelphia, wo die Bewegung auch ins Leben gerufen wurde, eine

Versammlung des „Amerikanischen Konzils für organische Vereinigung der Kirchen Christi" statt, die mit einem ausgearbeiteten Unionsplan vor das Publikum tritt. Danach wird vorgeschlagen, daß die Kirchen, welche dem Plan ihre Zustimmung geben, sich zu einer sichtbaren Einheit zusammenschließen als die „United Churches of Christ in America." In rein denominationellen Sachen soll Autonomie obwalten. In gewissen Sachen jedoch, wie in der Gründung von Gemeinden in unserem Land, sollen die Vereinigten Kirchen durch ein zu schaffendes Konzil ihre Arbeit koordinieren. Auch soll das Konzil in Bezug auf evangelistische Bestrebungen, die sozialen Fragen und religiöse Erziehung eine gewisse aufklärende und inspirierende Führerrolle übernehmen.

Unsere Synode war, wie es scheint, auch auf jener Versammlung vertreten, und der „Evangelical Herald" hat seiner Zeit die Sache warm befürwortet, sei doch, wie er sich ausdrückte, kaum eine andere Kirche so auf eine möglichst enge Union angelegt wie gerade die unsrige. Nun das ist freilich so, und der vorgelegte Plan enthält auch gewiß, so weit wir sehen, keine gefährlichen Tendenzen. Aber auf der anderen Seite bedenke man, daß wir all die gewünschten oder vorgeschlagenen Dinge schon haben. Wie der Plan der „Organic Union" Leute ursprünglich gestaltet war, hätte er in der Tat etwas ganz Neues gebracht, nämlich die Verbindung aller protestantischen Kirchen in eine Union, worin die einzelne Kirche eine ähnliche Stellung gehabt haben würde wie ein einzelner Staat im Ganzen unserer Republik. Im Laufe der Verhandlungen zeigte sich aber, daß die Kirchen zu einem solch folgenschweren Schritt nicht bereit waren. Infolgedessen wurde der Plan modifiziert, und er läuft jetzt im wesentlichen hinaus auf die Forderung der Kooperation und Koordination in gewissen Zweigen der kirchlichen Tätigkeit. Von „Organic Union" kann man da nun strenger Weise nicht mehr reden, sondern bloß von einer Verbindung zu gewissen Zwecken und auf gewissen mehr oder weniger neutralen und gemeinsamen Gebieten.

Einen solchen Zweckverband haben wir aber schon in den „Federated Churches of Christ in America." Dieselben haben ihren exekutiven Arm in dem „Federal Council." Jetzt kommt jene andere Bewegung und schlägt vor, außerdem noch eine Verbindung zu schaffen in den **„United** Churches of Christ in America." Dieselben sollen auch ein Konzil haben, gerade wie die „Federated Churches" (deren Verfassung ihnen offenbar zum Muster gedient hat). Dies Konzil soll sich alle zwei Jahre versammeln etc. Also offenbar eine Organisation, die in Anlage und Zwecken wesentlich dasselbe tun würde wie die „Federated Churches" und ihr Konzil. Das würde aber eine Aufwendung von Zeit, Geld und Kraft erfordern, die zu unserer Zeit, die gerade auf Vereinfachung der Organisation und Vermeidung der Zer-

splitterung ausgeht, sich schwer rechtfertigen ließe. Außerdem würde auch die Konkurrenz zwischen den beiden Organisationen notwendigerweise Friktion und ein gespanntes Verhältnis hervorrufen.

Dazu ist noch zu bedenken, daß die „Interchurch Bewegung“ ebenfalls dieselben Gebiete bearbeitet, die in jenem Plan dem Konzil der Vereinigten Kirchen zugewiesen werden. Man sagt wohl, die „Interchurch“ besteht nur so lange, bis der „Financial Drive“ erfolgreich beendet ist. Das ist aber nicht so, hat sie doch in New York ein großes Officegebäude für wenigstens fünf Jahre gemietet. Aus allen diesen Gründen scheint uns eine neue Organisation nicht wünschenswert zu sein.

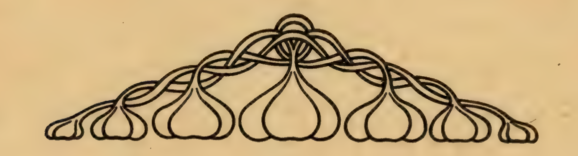
Wir haben eben auf das „Federal Council“ hingewiesen. Das veranlaßt uns noch zu einer Bemerkung. In dem Märzheft des „Theologischen Magazins“ haben wir dem „Federal Council“ seine Unterlassungssünden in Verbindung mit dem Krieg vorgehalten. Davon nehmen wir nicht ein Wort zurück. Dennoch befürworten wir nicht einen Bruch mit dem Konzil. Wir wissen wohl, daß in manchen Kreisen unserer Synode ein solcher Schritt willkommen wäre. Jedoch zu jetziger Zeit, die so stark auf Konsolidation, auf Einigung aller positiven und erhaltenden Kräfte, auf Betonung des Wesentlichen und Vergessung des Unwesentlichen drängt, würde es unserer Kirche schlecht anstehen, wenn sie sich absplittern wollte. Es ließe sich dafür auch keine Mehrheit finden, und wenn es möglich wäre, so wäre damit doch niemand gedient. Es liegt unsern Beamten und Vertretern ob, wenn in der Zukunft das Konzil es im Tun oder Lassen an dem richtigen Vorgehen fehlen läßt, darauf mit Kraft und Nachdruck hinzuweisen. Ein solches Auftreten von autoritativer Seite würde nicht ohne gute Resultate bleiben.

Evangelistische Gottesdienste.

Wir schreiben dies unter dem Eindruck der „Stillen“ Woche. Da soll alles so still sein wie möglich, daß die Predigt von dem Lamm Gottes bereite Herzen finde. Die Kirchen haben besondere Anstrengungen gemacht, diese Woche und die ganze Leidenszeit besonders fruchtbar für die religiöse Erweckung des Volkes zu machen, ihr einen evangelistischen Charakter zu verleihen. Auch in unserer Synode sind wir ermahnt worden, unsern Passionsgottesdiensten eine evangelistische Spitze zu geben. Wir sind auch der Meinung, daß wir in unserer Sitte der Wochengottesdienste in der Passionszeit ein schönes Pfund haben, mit dem wir reichlich wuchern sollten. Doch zu evangelistischen Gottesdiensten passen sie nicht. Es sind mehr „Andachten,“ in denen wir das Leiden Christi betrachten. Sie sind für das Volk Gottes, um ihr geistliches Leben zu vertiefen. Dagegen, um die Außenstehenden zu gewinnen, brauchen wir andere Gottesdienste und

eine andere Predigtweise. Man kann beides nicht wohl mit einander verbinden. Der „Evangelist" wählt ein kurzes, prägnantes Wort, vielleicht nur einen einzigen Vers, der etwas Packendes an sich hat, tut ihn wie David als einen glatten Stein in seine Schleuder und zielt nach dem Haupt des Weltmenschen oder noch Draußenstehenden. Will er den Kirchengliedern besondere Speise geben, so sammelt er sie in Nachmittagsgottesdiensten. Des Abends sind sie auch zugegen, aber mehr um der andern, als um ihrer selbst willen. Damit wollen wir aber mit nichten sagen, daß bei uns für evangelistische Versammlungen kein Raum sei. Jeder Pastor soll in seiner eigenen Gemeinde nicht vergessen, daß er viele hat, die zum Glauben erst geführt werden müssen. Wie D. Funke zu sagen pflegte: er soll nicht nur singen und sagen: Fahre fort! sondern auch: Fange zuerst einmal an!

Sodann gibt es einige wenige, denen der Herr die besondere Gabe der **erwecklichen** Rede und Tätigkeit gegeben hat. Die könnten auch bei uns ein Feld finden. Doch müßten sie nicht nach der Schablone arbeiten. Das Drängen und Forcieren der gewöhnlichen Evangelisten wäre vom Uebel, das Haschen nach Effekt, das Zählen und Bekanntmachen der Bekehrten würde nur Unheil stiften. Wer bei uns dieselben Methoden neu einführen wollte, die sich bei andern Kirchen abgearbeitet haben, täte uns keinen Dienst. Er könnte auf Anschluß zur Kirche hin arbeiten und da vielleicht auch zu Unterschriften einladen, doch er hüte sich, mit sofortigen Resultaten prunken zu wollen und sei mit dem allgemeinen Bewußtsein, das religiöse Leben befeuchtet zu haben, zufrieden. Im einzelnen könnte erst die Erfahrung den rechten Weg zeigen. Doch Leute voll Weisheit und Geistes, mit der feurigen Lippe des Barnabas (Sohn des Trostes), könnten auch bei uns Segen stiften.



Kirchliche Rundschau.

Reisebrief aus Deutschland von Dr. Bucher.

Daß des Editors Reisebriefe so unregelmäßig und mit längeren Unterbrechungen übers Meer kommen, kann niemand mehr bedauern als er selbst. Aber die Schuld daran liegt nicht an ihm selber, sondern lediglich an der Ungunst der Verhältnisse. Unterwegs ist es meist ganz unmöglich, zu schreiben; denn die Züge sind überall schrecklich überfüllt. Und in den Städten und wo wir sonst anhalten, ist unsere Zeit mit den uns obliegenden Pflichten vollständig in Anspruch genommen. Zudem wäre an ein ruhiges Schreiben auch dann nicht zu denken, wenn man Zeit hätte. Denn die Hotels sind Kohlenmangels wegen ungeheizt und die Zimmer meistens so kalt, daß ein frühes oder spätes Aufsitzen unmöglich ist. Dazu kommt noch die Unsicherheit der Postverbindungen, daß man nicht weiß, ob die Sendungen überhaupt durchkommen. Ich habe Grund zu fürchten, daß der eine oder andere meiner Berichte den Apologeten nicht erreichte. Darum, liebe Leser, bitte Nachsicht und Geduld!

Den letzten Brief schrieb ich um die Jahreswende aus dem Salzkammergut. Heute liegen Wien und Budapest mit ihrem furchtbaren Massenelend bereits hinter uns; und ich versuche, im verbummeltsten aller Bummelzüge auf der Fahrt im serbisch gewordenen Südungarn etwas zu Papier zu bringen. Hoffentlich kann der Herr Schriftsetzer die Hieroglyphen entziffern! Es fällt mir schwer, mit Gedanken und Feder aus der Umwelt hier unten weg zu kommen. Aber es muß sein. Also zurück nach Deutschland.

Mit welch banger Spannung fuhren wir bei Basel über die deutsche Grenze — wie werden wir Land und Leute finden? Wir hatten zunächst Gelegenheit, die Lage am Zustand der Eisenbahnen abzuschätzen. Wer die frühere Zeit mit ihrer ausgezeichneten Ordnung kannte, der konnte sich ob des traurigen Unterschiedes nicht genug verwundern. Wir hatten Billette erster Klasse, mußten aber mit zweiter Vorlieb nehmen bis Karlsruhe; von dort löften wir zweiter Klasse und fuhren vierter — und wie! Der Zudrang zu den Zügen ist so enorm — weil so wenige und oft gar keine, alle aber ganz unregelmäßig fahren, daß die Beamten einfach außer stande sind, die nötige Kontrolle zu üben. Nicht nur sind die Abteile alle gepfropft voll, sondern auch in den Gängen, ja auf den Treppen steht Kopf an Kopf so dicht, daß man Leute, selbst Frauen, durch die Fenster herein- und herausheben muß, wenn sie endgültig oder vorübergehend aussteigen wollen oder — müssen. Von einem Hin- und Hergehen in den Wagen ist nämlich unter den unerhörten Umständen natürlich keine Rede. Was da manche Leute, auch der sog. besseren Klassen, besonders aber Frauen, gar solche mit Kindern, und kranke und alte Leute, hineingepfercht in die Menschenmassen und deren Gepäckstücke, ausstehen müssen, ist nicht zu sagen.

Und wie sehen die Wagen aus! Viele Fensterscheiben zerbrochen, ganz weg und zum Teil mit Brettern zugenagelt. Alle Bezüge der Sitze und Wände: Tuch, Plüsch, Leder, selbst die Riemen zum Hochziehen der Fenster,

herausgeschnitten oder -gerissen. Die Polster sind fort — wohl um irgendwo Soldaten oer Zivilisten als Lager zu dienen. Und das Messing fehlt, wie überhaupt alles, was irgendwie in der allgemeinen Not für Armee- oder private Zwecke Verwendung finden konnte. Viele der Wagen hatten Kriegsdienst gesehen; und zum Schutz der übrigen fehlten dem Staat die nötigen Kräfte. So drang in die Wagen wer wollte und holte, was er loskriegen konnte — in Deutschland!

Das ganze Eisenbahnwesen ist aus Rand und Band. Es fahren fast keine Züge, oft tage-, ja wochenlang gar keine wegen des Kohlenmangels. Da stauen sich überall die Hunderte und Tausende von Menschen in und an den Bahnhöfen zusammen, wartend, frierend, hungernd, ob und wann ein Zug fahre; denn Fahrpläne gibt es nicht mehr. Und wenn endlich sich irgendwo die Barrieren öffnen, dann stürzen sie sich wie wilde Tiere auf die Wagen, kämpfen und ringen, den Fuß auf irgend ein Trittbrett zu kriegen, um wenn möglich in einem Abteil oder sonst im Gang, auf der Plattform oder selbst im Abort wenigstens einen Stehplatz zu bekommen. Die Klasse spielt keine Rolle. Und die völlig machtlosen Schaffner sind ganz außer stande, in das wilde, gefährliche Chaos ordnend einzugreifen. Die Züge fahren allesamt aufreibend langsam. Die Lokomotiven sind defekt, weil ihnen kupferne und messingene Bestandteile zur Munitionsbereitung abgenommen wurden und diese durch eiserne, leicht verrostende ersetzt wurden. Da gibt's Aufenthalte ohne Ende und oft von langer Dauer. Oder wenn der Kohlenvorrat erschöpft ist auf der Lokomotive, dann hält der Zug auf der nächstbesten Station, und die erschöpften Passagiere müssen aussteigen, um vielleicht etliche Tage, in jedem Fall auf unbestimmbare Zeit, überzuliegen.

Daß unter solchen Umständen an ein Reinigen der Wagen nicht zu denken ist, ist selbstverständlich; meist starren sie von Schmutz. Sie sind ohne Wasch-, Trink- und Spühlwasser, stockdunkel bei Nacht und ungeheizt. Für das Gepäck hat man alle Ursache, besorgt zu sein. Was man nicht vor Augen oder noch besser in der Hand hat, das ist nicht sicher, seitdem die langen Kriegsjahre die moralischen Begriffe und Empfindungen des Volkes in einer Weise verwirrt und abgestumpft haben, die man in Deutschland nicht für möglich gehalten hätte. Das Gesagte genügt, um den Lesern zu zeigen, daß die Studienreise unserer Deputation nichts weniger als ein Vergnügen war. Die Strapazen, Entbehrungen und Anstrengungen derselben waren oft derart, daß sich die Leute nicht genug darob verwundern konnten, daß wir verwöhnte Amerikaner sie überhaupt wagten — zumal im Winter. Für den Zweck der Reise aber war der Winter gerade die beste Zeit; da konnten wir die Not, sie wenigstens teilweise am eigenen Leibe erlebend, in ihrer ganzen Größe am besten kennen lernen. Wir nahmen deshalb gerne alle die Unannehmlichkeiten auf uns, die uns bevorstanden.

Wie heimatlich grüßten durch die schmutzigen, teilweise fehlenden Scheiben die süddeutschen Fluren! Man sah ihnen die Kriegsnot nicht an. Angesichts der großen Verkehrsschwierigkeiten hatten wir auf dringenden Rat wissender und um uns besorgter Freunde in Basel Billette erster Klasse nach Stuttgart gelöst. Im Lauf der langen Fahrt, auf der wir zweimal umsteigen mußten, kamen wir aber bei jedem Wechsel der Züge tiefer hinunter, bis wir endlich in tiefer Nacht in einem qualmerfüllten, stockdunkeln Wagen vierter Klasse in Stuttgart ankamen. Zum Glück war unser lieber Freund

und Bruder Ernst Gideon Bek aus Pforzheim uns bis Karlsruhe entgegengekommen und ließ uns durch seine köstliche Unterhaltungsgabe die Unebenheiten der Reise vergessen. Der Krieg hatte ihn zwar schwer mitgenommen gehabt, aber er hat sich inzwischen wieder ziemlich erholt. Auf sein sonniges Wesen scheint kein Frost gefallen zu sein, und im Geschäft hat er auch Gottes wunderbare Hilfe erfahren, das wird seine vielen Freunde in Amerika gewiß freuen, zu lesen. So Gott und unsere amerikanische Paßbehörde will, wird er in Bälde mit den übrigen deutschen Generalkonferenz-Delegaten die Reise über den Ozean antreten. Seine liebe Gattin kam in Pforzheim trotz der späten Nachtstunde und dem strömenden Regen an die Bahn, um die durchfahrenden amerikanischen Viertkläßler zu begrüßen und ihnen einen stärkenden Bissen für den knurrenden Magen zu bringen. Vergelt's Gott — wir konnten's brauchen.

In Stuttgart merkten wir bald, was Deutschland hinter sich hat an Kriegs- und Friedensnot. Unser Hotel, in dem wir beste Bedienung erwarten durften, war schaurig kalt und fast dunkel. Das Auge mußte sich erst an die Finsternis gewöhnen, in welcher abends und nachts viele Menschen dicht gedrängt in den Eß- und Restaurationsräumen beisammen saßen und in den Gängen einander passierten. Seife war nirgends zu finden und Leinwand fehlte sehr, im Speisesaal ganz. Papierene Tischtücher, papierene Servietten. Gar keine Butter, wenig und schlechtes Brot nur gegen Brotkarten; kein Ei, kein Zucker; überhaupt meistens nicht genug zu essen, wenn man nicht etwas zum Zusetzen mitbrachte. Was in normalen Zeiten selbst in geringeren Hotels unerhört gewesen wäre, das geschieht hier allgemein: die Herrschaften, sogar die vornehmsten, bringen sich in Körbchen oder Papieren dies und jenes mit, das sie sich irgendwo zur Vervollständigung des dürftigen Speisezettels ergatterten: etwas Butter, besseres Brot, Zwieback, Käse, Wurst u. dgl.; ein sonderbares Bild, das uns übrigens im ganzen Deutschen Reich begegnete.

Ein Gang durch die Stadt war höchst interessant. Stuttgart bietet dieselbe alte, saubere, heimelige Erscheinung wie immer. Wie so ganz anders, so viel interessanter sind doch die europäischen Städtebilder als die über einen und denselben Kamm geschorenen amerikanischen. Selbst die Dörfer tragen ein jedes sein eigenes individuelles, man möchte sagen persönliches Gepräge. Und erst die Städte! Ein durch viele Jahrhunderte gehendes, bodenständiges Werden und Wachsen zum Teil in großer Abgeschlossenheit von der übrigen Welt, bedingt durch lokale Verhältnisse, Notwendigkeiten, Ueberlieferungen und Talente, bestimmt durch den Willen oft wechselnder weltlicher und geistlicher Oberherrschaften, trägt eine jede sozusagen ihr eigenes Gesicht, das sie auf den ersten Blick von allen anderen unterscheidet. Wer sich auf diese Art von Physiognomik versteht, der findet in Deutschland ein fast grenzenloses Studiengebiet.

Wenn man Stuttgart mit seinem herrlichen Rathaus, seinen beiden Schlössern, seinem Königsbau, seinem altertümlichen Innenviertel und seinen schönen Parks durchwandelt, geht einem das Herz auf. Heute tut es einem dabei aber zugleich weh. Denn es ist doch hier etwas gar anders geworden! Man wüßte das auch ohne die traurig anmutenden Bekränzungen im Bahnhof mit den Bewillkommungsgrüßen an die „tapferen heimkehrenden Krieger" — die eben erst aus der Kriegsgefangenschaft Zurückgekehrten

oder — zurückersehnten. Es fehlt der schönen Königsstadt der frühere militärische Glanz und Schneid. Das Schloß ist verlassen und öde; vor ihm fehlt die Wache; im Schloßparkpavillon spielt keine Kapelle mehr für eine freudig wartende und lauschende Menge; man begegnet keinen mit Sang und Klang zu ihren Uebungen ein- und ausziehenden Truppenteilen mehr. Selten, daß man eine Offiziersuniform sieht. Die schlappig gekleideten Mannschaften der „Reichswehr", auf die man gelegentlich stößt, machen kaum den Eindruck von Soldaten. Es sind Freiwillige, die sich des Lohnes wegen eben anstellen lassen. Und trifft man wo einen Offizier, so trägt er ein trauriges, deprimiertes Gesicht. Das Heer ist aufgelöst. Die Herrlichkeit des stolzen Offiziersstandes ist vorbei. Und mancher, vor dessen hohem roten Kragen früher alles respektvoll aus dem Wege ging, weiß heute nicht, wo er morgen sein Brot hernehmen soll, und ist zur bedeutungslosen Null in der neuen Gesellschaft herabgesunken.

Auf dem Volk aber lastet der ungeheure Druck der Siegesfreude der Feinde und der furchtbar harten Friedensbedingungen, die im Urteil der Menge nichts weniger als den nationalen Ruin Deutschlands bedeuten. Diesen Druck spürt man allerorten, man liest ihn aus den Gesichtern. Nur die Kinder scheinen es noch zur Lebensfreude zu bringen, die glücklichen! Zu allem dem kommt hinzu, daß das Volk durch die Leiden der langjährigen Hungerblockade mit dem großen Sterben, das sie in ihrem Gefolge hatte, sowie durch die entsetzlichen Kriegsopfer in hohem Grade nicht nur körperlich geschwächt, sondern auch innerlich entnervt ist, wie nie zuvor in seiner Geschichte. Und es ist verarmt wie noch nie. In Stuttgart wie überall sonst ist in den Schaufenstern zwar alles ausgestellt, was noch das Licht irgendwie vertragen kann. Aber man weiß und sieht, es steckt nichts mehr dahinter. Kisten, Kasten und Lager sind leer, weil nichts fabriziert wurde im Lande selbst und nichts von außen hineinkam. Was zum eisernen Bestand der Lebensbedürfnisse gehört, Schuhe, Kleider und die hauptsächlichsten Nahrungsmittel, ist so zusammengeschmolzen und zugleich im Preis so ungeheuer gestiegen, daß es fast unerschwinglich ist selbst für besser Gestellte. Es bewegt einem das Herz, wenn man die armen, abgemagerten Leute, besonders Kinder, vor den Läden stehen sieht, die so manches hinter den Scheiben bergen, das sie haben sollten, aber nicht erschwingen können. Deutschland war nie so arm, so gebrochen, so krank wie heute. Den Eindruck gaben einem die Beobachtungen und Erfahrungen des ersten Streifzuges durch die erste deutsche Stadt, die wir besuchten. Die späteren Tage und Wochen haben ihn nur vertieft. A. J. Bucher im „Apol."

On the Republic of Germany

There is a very sympathetic article in the latest "Methodist Review," by William F. Warren. He has known Germany since 1856. The article breathes a spirit so entirely different from what we usually find that we reproduce it in part.

"Nothing in the Constitution of the new Republic will so deeply interest American Christians as its attitude toward religion and religious liberty. Its leading provisions are in these words:

"Art. 135. All inhabitants of the nation enjoy complete liberty of worship and conscience. Undisturbed enjoyment of religious liberties is

assured by the Constitution and is under national protection. This provision leaves the general state laws untouched.—136. Civic rights, state rights and duties are neither conditioned nor limited by the enjoyment of religious liberties. The enjoyment of civic and state rights, as well as admissibility to public office, is regardless of religious beliefs. No one is bound to reveal his religious belief. The authorities have only in so far to ask for the affiliation to a religious society if rights and duties are demanding such information, or in case a lawfully organized census demands such information. No one is to be forced to church duties or church festivities, or to participation in religious exercises, or to the giving of a religious oath.—137. No Government-established church is recognized. Freedom of organization for religious purposes is assured. The joining together of religious societies within the nation is not restricted. Every religious society regulates and administrates independently its affairs without the cooperation of the state or the municipality. Religious societies acquire legality according to the prescriptions of the civic law.—139. Sunday and the state-recognized holidays remain lawfully protected as days of rest and spiritual elevation.—140. To the members of the army is given the time necessary for the fulfilling of their religious duties.—148. In giving instruction in public schools care must be taken not to hurt the feelings of those who think differently....—149. The imparting of religious instruction and the using of church institutions are left to the desire of the teachers, and the participation of the pupils in religious studies and in church solemnities and acts is left to those who have the right of determining the child's religious education....The theological faculties of the colleges are maintained.—123. All Germans have the right to gather in meetings peaceably and unarmed without announcement or particular permission....—124. All Germans have the right to form societies or associations for purposes not contrary to the penal law. This right cannot be limited thru preventive measures. The same provisions apply to religious societies and unions. Every association has the right to acquire legal character in accordance with the civil law. No society may be refused this right because it pursues a political, social, political, or religious object.

"Here, then, we have a portion of the evidence that in place of the recent Kaiserreich, armed to the teeth, and dominated by an autocrat whose sole word could lawfully launch relentless war against the free governments of the world, Central Europe has today by deliberate choice of its surviving inhabitants a well-planned state whose government is of the people, by the people, and for the people. On entering the European war America little dreamed of such an outcome as this. The triumph of the American type of democracy is almost more evident and complete than the triumph of the allied armies. Here, however, the candid student of world affairs cannot fail to be struck by the astonishing silence and inertness reigning on this side of the sea. Germany has been made not only safe for democracy, but even a conspicuous champion of democracy; why are not our joy-bells deliriously swinging and ringing from the Atlantic to the Pacific?

"I devoutly wish I could find an honorable answer to this ques-

tion. Doubtless one reason for the silence is the fact that hardly one in a million of our citizens have read the Constitution of the Republic of Germany, or even had a chance to do so. But who shall tell us why our journals have been so strangely silent? So far as I can learn—and I have been on the lookout almost six full months—but one journal in the United States has given its readers a chance to see the text of the new charter of rights and liberties. Even that journal's editor has not yet printed his estimate thereof. Have our editors no disposition to distinguish between the once regnant warlords, against whom we sent forth our army, and the now regnant patriots, who after more than seventy years of struggle have at last with our aid gained control of the German government? The first lecture I heard in Berlin University, when Frederick William IV was yet on the throne, was the conclusion of a half-year course on the forms and history of human government and in it the Republic of the United States was acclaimed as the crowning product of the whole evolution and the one hope of the world. Neither the kings nor kaisers ever succeeded in eliminating the leaven that produced the revolution of 1848-49. In the new Republic of today the lump has surrendered to the leaven. In Berlin, Frankfort, Vienna and Budapest I never failed to find native citizens who were delighted to exhibit bolted and guarded doors to a treasured flag or other souvenir rendered sacred by revolutionary memories, and to talk of the coming deliverance from monarchical domination. President Ebert and his brave associates deserve the sympathy, admiration and aid of all believers in republican institutions. They have undertaken a task that calls for heroes in faith and in action. The monarchistic party on the one hand, and the Bolshevistic on the other, are hoping and working to wreck the new nation and to win thereby. If either party shall succeed, our country, by reason of its unnatural apathy and distrust, will be responsible to a degree not pleasant to contemplate. But let us not think of failure. Rather let us hail in this new republic the ally it hopes to be and is likely soon to become. We will rejoice in every national measure that leads to new and better understandings between our government and France or Italy, but let this fact never be forgotten: in proportion as our republic remains Anglo-Saxon in spirit and in institutions, in like degree will our vital affinities and alliances always be closer with people of the Teutonic race than with any of the Latin nations; since all Anglo-Saxons are of Teutonic origin and nature.

"The free Churches of all nations have cause for jubilation in the new constitutional guarantees of religious liberty in Central Europe. For the first time in history the people of Germany have an opportunity to elaborate and adopt institutional forms and expressions of the Christian life unhampered by foreign dictation or royal decree. How the peasants of Luther's time and the Moravians and Pietists of later days would have jubilated could they have seen what our eyes behold. In the World Conference of the Evangelical Alliance held in Berlin, in 1857, in which with Bishop Simpson, Father Jacoby, and William Nast, I was an American delegate, the representatives of the German state-churches would well-nigh have dropped dead at a prophecy of such an

unshackling of the gospel of Christ in their states. What new victories over the powers of darkness will now be possible to the new and aggressive leaders that God is raising up! Methodists should be among the first to befriend the new Germany, for when the Anglican father and mother and canonically ordained pastors of John Wesley had failed to bring to his anxious soul the experience of a divine sonship he was brought thereto by a humble German believer, Peter Boehler. Moreover, Wesley found in German hymnody such soul-nourishing aliment for himself and for his English converts that he felt called to give much of his precious time to the making of those matchless versions from the hymns of Dessler, Dober, Gerhardt, Lange, Richter, Rother, Scheffler, Spangenberg, Tersteegen, Zinzendorf, and I know not how many others. Were some historical student to tell me that initially and in essence Methodism was more a child of the Lutheran Reformation than of the English, I know not how I could conscientiously deny it. It was when listening to the very words of Luther that Wesley first gained the heart-warming witness of God's Spirit.

"Here some "hundred-and-fifty per cent American" is likely to be heard charging that the now dominant spirits of Germany have as yet shown no proper horror of the crimes of their late government, and given no pledges indicating a change of heart and purpose. So saying, the critic will simply expose his own ignorance or implacable temper. More than a year ago the editor of the *Evangelist für Süd-Ost-Europa*, in his New Year's address to his constituency, wrote in behalf of his nation, a *Peccavimus* as sincere and touching as the classical example in the ninth chapter of the book of Nehemiah. The latest Bulletin of the Federal Council of the American Churches gives two remarkable illustrations of the new spirit. One was the confession of the German delegates to the International Trade Union Congress recently held in Amsterdam; this was the voice of laymen engaged in business. The other was the action of the German delegates to the recent Hague Conference of the World Alliance for Promoting International Friendship thru the Churches; this voice of ministers and laymen was in the presence of representatives of fourteen different countries. It is to be hoped that every hundred-and-fifty per cent American will turn to pages 182 and 184 of said December Bulletin and get some much-needed illumination.

The opponents of our bilingual Methodist Conferences here in America, whose slogan is, "One flag, one tongue!" have something to learn from Germany. The new republic is multilingual, having tens of thousands of citizens of Slavic and other races. Naturally it desires all to understand and honor the German language. Nevertheless the authors of the new Constitution were neither so chauvinistic nor so childishly timid as to raise a hue and cry for a solitary language. As champions of a genuine world-democracy they wished their people to have access to the world. Note this provision:

"Art. 113. Those elements of the nation speaking a foreign language may not be impaired judicially or administratively in their free and popular development, especially in the use of their mother tongue

for instruction, or in matters of internal administration and the administration of justice.

"One reason for this breadth of vision and of provision is doubtless the well established European tradition according to which no person is to be counted among the educated until he can make use of more than a mother tongue. If under purblind leadership the people of the United States shall become a people of one tongue only, they will have themselves to blame if the more affable and instructed nations of South America and Europe easily win away from our unsocial monoglot merchants, mariners and consuls the best markets of the world. Our slogan should be, "One flag, the English tongue, and as many others as possible!" In our day and henceforward commerce is cosmopolitan, the arts and crafts are cosmopolitan, the task of religions are all cosmopolitan. *May the coming General Conference at Des Moines, and all similar bodies, take these facts to heart."—William F. Warren, Methodist Review.*

Der Papst und die neue Weltgeschichte.

Durch den Weltkrieg sind die Reiche dieser Welt erschüttert, teils zerschlagen worden. Neue Reiche sind erstanden. Durch die Revolution ist Deutschland seiner Fürsten beraubt worden. Der vielgepriesene Völkerbund soll in Zukunft alles regeln und eine neue und herrliche Zeit heraufbringen. Wie werden sich nun die Dinge in Zukunft gestalten? Die Geschichte lehrt uns, daß in den politischen Händeln immer der **Papst** seine Hand im Spiele gehabt, daß dieser immer hinter den Kulissen gearbeitet hat. Und dieser ist auch jetzt am Werke, um wieder zu seiner verlorenen Weltmacht zu gelangen. Auf diese Machenschaften des Papstes weist Dr. Jaeger aus Bethel bei Bielefeld in einem Aufsatz in „Licht und Leben" hin. Nachdem er gezeigt, wie das **evangelische** Hohenzollernhaus für alle Zeiten vom Thron Deutschlands ausgeschlossen und diese Ausschließung durch die ganze Macht des Völkerbundes, dessen Sekretär ein **katholischer** Engländer ist, garantiert wird, und daß es nicht ausgeschlossen sei, daß das **katholische** Haus Habsburg den Thron eines neuen Deutschland, dem Deutsch-Oesterreich angeschlossen werden könnte, besteige, fährt er fort: „Das katholische Deutschland unter habsburgischem Zepter soll den Kern bilden für eine Neuordnung Europas. Im Osten würde sich der großpolnische Staat anschließen mit Posen, Westpreußen und wohl auch bald Ostpreußen, mit Litauen, Weißrußland und ganz Galizien. Auch seinen Thron soll ein Habsburger besteigen, Erzherzog Stephan. Der eigentliche Herr wäre natürlich der polnische Jesuitengeneral Ledochowsky. Weiter sind Bestrebungen im Gange, die alte österreichische Monarchie wieder herzustellen. „Petrusblätter" und „Kölnische Volkszeitung" reden schon ganz offen davon, Nieder-Oesterreich mit Wien gäbe den wirtschaftlichen Mittelpunkt für einen Wirtschaftsbund der Donauländer, d. h. des Tschechenstaates, des ungarischen, des rumänischen und des kroatisch-slowakischen Staates. Auch sie sind weit überwiegend katholisch, Rumänien wenigstens unter katholischer Dynastie. Auch dieser Donaubund soll in Wien eine habsburgische Spitze erhalten. In Frankreich hofft man bestimmt auf eine katholische Restauration (d. i. eine Wiedereinsetzung der römischen Kirche in ihre angemaßten Rechte). Die großen französischen Generäle Foch, Joffre, Castelnau und andere sind Zög-

linge von Jesuitenschulen. Das Haus Bourbon ist dem Hause Habsburg enge verwandt, die Kaiserin Zita selbst eine Prinzeß von Bourbon. Damit erhöbe sich im Westen auch eine katholische Monarchie. Belgien ist durch und durch klerikal, soweit es nicht sozialistisch ist. Die katholische Restauration in Frankreich würde natürlich auf Italien wirken. Der König müßte sich dem Papste, der Quirinal (die italienische Regierung) dem Vatikan unterordnen. In Spanien regiert noch der Habsburger Sohn aus dem Hause Bourbon. Kurz, ganz Mittel- und Westeuropa läge dem Papst zu Füßen. Ja, weithin in den Osten erstreckt sich sein Einfluß. Die Vereinigten Staaten Europas unter päpstlichem Vorsitz, das ist das Ziel, welches uns die Völkerbundskonferenz in der Schweiz gezeigt hat. Von hier aus gesehen gewinnt die Arbeit Erzbergers natürlich eine ganz andere Bedeutung als sie sonst hätte. Mit dem europäischen Völkerbunde aber sind die **vatikanischen Pläne** keineswegs erschöpft. Jenseits der Meere, in Süd- und Mittelamerika, ist eine mächtig aufblühende neue Staatenwelt spanisch-portugiesischer Zunge und katholischer Konfession. Die führenden Staaten Argentinien, Brasilien, Chile haben sich unter päpstlicher Vermittlung zum sogenannten ABC-Bunde zusammengetan. An diesem Kern sucht nun die päpstliche Diplomatie einen südamerikanischen Staat nach dem anderen anzugliedern, um das ganze spanisch-portugiesische Amerika bis zur Südgrenze der Vereinigten Staaten in einen einzigen Block zusammenzufassen und diesen sogenannten lateinischen Völkerbund dem katholischen Völkerbund in Europa anzugliedern. Von Südamerika laufen Fäden hinüber nach Japan, und der Vatikan widmet erhöhte Aufmerksamkeit seinen ostasiatischen Beziehungen. Sie könnten im Falle eines Zusammenstoßes zwischen dem päpstlichen Völkerbund und dem angelsächsischen von Bedeutung werden und das Weltschiedsrichteramt des Papstes verwirklichen helfen. Weltweite, kühne Pläne, durch allen Wechsel und Wandel zähe festgehalten und ihrer Verwirklichung sich nähernd! Wird es den Angelsachsen gelingen, sich derselben zu erwehren, oder wird die Weltrevolution sie zunichte machen? Gott weiß es und er entscheidet." — Gewiß sind Jaegers Ausführungen vorläufig nur Vermutungen, aber durchaus nicht von der Hand zu weisen. Der Papst verfolgt mit eisernem Willen und zäher Ausdauer seine Ziele. Und er hat in der ganzen Welt seine treuen Knechte, über 200 Millionen. In Deutschland haben wir das starke Zentrum, das dem Papste in die Hände arbeitet. Warum sollte auch die Macht des Papstes nicht wieder zunehmen? Denn er ist eine Geißel Gottes, mit der dieser die abgöttische Welt straft. Und wir Lutheraner wollen uns immer wieder zur Warnung sagen lassen, daß der Papst der rechte, große Antichrist ist, der das Evangelium verflucht, der darum auch uns Feind ist. Vor diesem Feinde behüte uns der treue Gott!

F. L. in „Freikirche".

Wie die „Roten" das Land in Sibirien verteilen.

Von den „Roten" hat man hier vor ihrem Sturze in Sibirien verhältnismäßig wenig gelitten; denn ihre Prinzipien machen das Volk erst nach und nach klug. Man scheute sich noch etwas, alle Ordnungen niederzureißen, auch waren die Kosaken hier nicht besonders dem neuen Geiste zugänglich. Trotzdem ging man doch im Frühjahre 1918 auch hier an das Einteilen des Landes. Jedes Oertchen arbeitete dazu seine neuen Gesetze aus und

stellte die Norm fest. Doch kann keine Reform das Volk verändern. Davon haben wir manchen Beweis. So durften die Gutsbesitzer in einiger Entfernung von Städten und großen Dörfern ihr Land ohne weiteres bearbeiten; denen dagegen, die in der Nähe von bevölkerten Ortschaften lebten, ließ man nur 10 Desj. (25 Acker) auf die arbeitsfähige Person.

Selbstverständlich sträubten sich die Landwirte dagegen, dem städtischen Proletariat und den Händlern ihr mit großer Mühe urbar gemachtes Land auszuliefern, bis sie schließlich durch Drohungen, Vorschriften usw., getrieben, zum Abmessen schritten. In großen Schwärmen kamen dann solche roten Landsucher auf den Gutshof, der Aelteste mit dem amtlichen Papier in der Hand. Schreiben dieses war Zeuge davon, wo sogar ein solches Papier ohne Unterschrift der Behörde vorgezeigt wurde. Als man auf die fehlende Unterschrift hinwies, meinten sie, es bleibe doch vollständig gleich, da es sich eben um Land und nicht um Unterschriften handle, und die geballten Fäuste in der Luft schienen das gleich beweisen zu wollen. Gab der Gutsbesitzer schließlich zu, so erscholl großes Freudengeschrei. Bei dem Verlosen des Landes unter sich gingen sie recht einfach vor. Wenn sich zwei Parteien um ein Stück Land bewarben, so mußte das Orakel bestimmen. Ein älterer Mann mit einer Kupfermünze trat hervor und bekreuzte sich mit dem heiligen Zeichen des Kreuzes. Dann warf er die Münze in die Höhe, ihr eine um den Durchmesser drehende Bewegung gebend. Andächtig folgten die Blicke des ganzen Chores dem Fluge der Münze, und wie sie niederfiel, so stürzten alle zusammen auf die betreffende Stelle. „Der Adler oben!" rief erst eine Stimme, dann dröhnte der volle Chor das Echo dazu und jeder lief zu seinem Wagen, um so schnell wie möglich das Land in Besitz zu nehmen. Im Galopp kam dann jeder auf seinen künftigen Erbteil angesprengt. Nun wurde ausgespannt und dann ging nach kurzer Wonne die Sorge los. Es fehlten Pflug, Egge, Pferde, Geschirre und Saat. Dafür hatte man aber Land, 30—40—50 Deßjatin mehr als man in den kühnsten Versprechungen der Führer hatte erwähnen hören. Die Freude ist aber erfinderisch. Hier steht der Wald. Er gehört ja jetzt dem Volke. Es werden Wegscheit und Eggen gemacht, Baststricke gedreht usw. Nach einigen Tagen sieht man schon längst verworfene Ackergeräte herbeischleppen. Hier quält sich ein Pferdchen mit einem einscharigen Pfluge, der fünf solcher Rößlein verlangt. Dort begräbt ein anderer seine Saat, die mehr dem Hühnerfutter gleicht, mit großen städtischen Lastpferden fast knietief in dem Boden. Ein dritter eggt seinen Weizen nur ein und schimpft über die hohen Stoppeln der Deutschen. „Gott hat mir zwar keinen Pflug, aber Land gegeben," tröstet er sich, „und wenn Gott geben wird, werde ich auch bald einen Pflug haben, so wahr Gott lebt. Dann sollen die deutschen Teufel sehen, daß wir nicht dümmer sind als sie, so wahr Got lebt."

Urkomisch verliefen auch die vielen großen Kongresse der Volksdeputierten zur Zeit der Boschewiki-Herrschaft in Sibirien. Noch glaubte das Volk an Licht und Recht, obzwar es solches nie bei der Zarenregierung gesehen hatte. Freund H., der sich mit vielen andern auf „Seelenland" (15 Deßjatin auf die „männliche Seele") im Tobolschen Gouvernement niedergelassen hat, war auch als Deputierter der Bauernpartei in der Kreisversammlung zu Tjukalinsk. In schlichter Kleidung zwar, doch unter den langhaarigen Wickelfüßen (der russische Bauer dort trägt niedrige Schuhe und hat

bis zum Knie das Bein mit langhaarigem Zeug umwickelt) sticht seine Person ziemlich ab. Anfänglich geht man ihm als einem „Burguj" (Bourgeois) aus dem Wege; als man aber erst weiß, daß er ein deutscher Bauer ist, der auf „Seelenland" sitzt, reicht man ihm doch die Hand und nennt ihn „towarischtsch" (Genosse). Zu jener Zeit hatten die Bolschewiki zwar schon die Bajonette, aber noch nicht das Volk. Dieses mußte gewonnen werden. Zu diesem Zwecke schickte die Regierung junge 18- bis 19jährige Leute, Studenten oder Gymnasiasten russischer oder auch oft jüdischer Nation zu den Bauernversammlungen, die dann durch ihre demagogischen Reden das Volk immer weiter auf der abschüssigen Bahn leiteten. Doch hier in T. wird's diesen Volksbeglückern schwer, das Volk für ihre Sache zu gewinnen. Das Volk hat ja gleiche Landanteile, zahlt überhaupt keine Abgaben mehr und bemißtraut die jungen Redner am grünen Tische. Diese aber sprechen von einer progressiven Einnahmesteuer, von der Rätegewalt usw. Sie sprechen sich heiser, aber kein Erfolg. Da merkt unser Freund H., ein gewesener Lehrer, daß seine Genossen, die meistens weder lesen noch schreiben können, nichts von den gelehrten Reden und Schlagwörtern verstehen. Schließlich bittet er ums Wort. „Wir dunklen Leute," wendet er sich an das Präsidium, „verstehen die gelehrten Ausdrücke nicht, und wenn ich darf, will ich in unserer Bauernsprache das Gesetzesprojekt von der Steuer erklären." — „Bitte, bitte!" tönt's von allen Seiten. „Der Deutsche wird sprechen, Ruhe!" Alles hält den Atem an. Nun scheint's dem Freunde, er stehe wieder vor seinen Kindern in der Schule, und zielt so niedrig wie möglich. „Ich habe z. B. ein Vermögen von 100 Rubel. Nun zahle ich z. B. dafür 5 Kopeken. Mein Nachbar hat 200 Rubel. Er ist doppelt so reich. Wie viel muß er zahlen?" „Zehn Kopeken," ruft alles. „Das ist eben die Sache; nicht 10, sondern 15 oder 20 Kopeken muß er zahlen." Helles Lachen und Jubeln. Jetzt wird's den Bauern deutlich. „Du bist unser Salomo," riefen sie von allen Bänken, und nun sitzt unser Freund im Sattel. Was der Deutsche sagt, muß richtig sein in allen Sachen. „Das ist unser Mann!" Dankend schütteln sie ihm die Hände. Jetzt kommt die Agrarfrage. Unser Freund spricht gegen die Bolschewiki, und wieder jubelt ihm das Volk zu. Die Studenten müssen schweigen. Da öffnet sich die Tür, und aufgepflanzte Bajonette schieben sich herein. Viele werden bleich und verstummen. Dafür brüllen die Soldaten: „Nieder mit den Contra-Revolutionären!" Auch die Menge bekommt einen andern Geist. Das „Hosianna" verwandelt sich in „kreuzige ihn!" Unser Freund H. drückt sich und verschwindet in der Nacht. Er eilt nach Hause und ist froh, daß er glücklich entkommen ist.

Nach einiger Zeit erscheinen die aufgeklärten Bauern und verlangen Land. „Ja, wir haben ja alle gleiche Landanteile," wird ihnen entgegnet. „Wir wollen weiches, gepflügtes Land, unsere Urwiese dürft ihr haben." — „Ja, wir haben doch die Wiese gebrochen, den Wald ausgerodet, und nun wollt ihr einfach tauschen?" „Ihr habt uns nicht zu belehren! Ihr habt genug auf uns geritten. Es reicht schließlich zu." Niedrig gesinnte deutsche Elemente schließen sich ihnen an, und die Sache scheint schlimm zu werden. Es wird gedroht und geschrien. Schließlich befriedigt man die Schreier und gibt ihnen etwas weiches Land. Dafür sorgen sie dann, daß die Menge sich beruhigt und abzieht. Diese Schilderung charakterisiert die Landrevolution in Rußland, die aber nicht als solche zum Abschluß gekommen ist. — Soweit Lehrer Gäde. „Christlicher Bundesbote."

$1,300,000,000 für Weltevangelisation.

Immer großartiger gestalten sich die kirchlichen Pläne für die zu lösende Weltaufgabe. Der Horizont rückt immer weiter hinaus, das Arbeitsgebiet dehnt sich, die Möglichkeiten für die Wirksamkeit der Kirche mehren sich; die Aufgabe wächst ins Riesenhafte.

Die zwischenkirchliche Weltbewegung, die sich am 7. Januar in Atlantic City, N. J., versammelte, um das weltweite Arbeitsgebiet zu überblicken und zu besprechen, führte 1732 Vertreter aus 42 kirchlichen Gemeinschaften zusammen. Die ersten 1587 Eingeschriebenen verteilen sich denominationell wie folgt: Bischöfliche Methodisten, 375; Nördliche Baptisten, 363; Presbyterianer in den Vereinigten Staaten von Amerika, 260; Kongregationalisten, 115; Jünger Christi (Disciples of Christ), 95; Südliche Bischöfliche Methodisten, 36; Vereinigte Brüder, 34; Vereinigte Presbyterianer, 31; Lutheraner, 30; Episkopale, 29; Afrikanische Bischöfliche Methodisten, 28; Reformierte in den Vereinigten Staaten, 26; Reformierte in Amerika, 24; Orthodoxe Quäker, 19; Protestantische Methodisten, 18; Christians, 16; Presbyterianer in den Vereinigten Staaten, 12; Evangelische Gemeinschaft, 10; Zions Bischöfliche Methodisten, 10; Farbige Bischöfliche Methodisten, 9; Nationale Baptisten, 6; Evangelische Synode, 5; Holländische Reformierte, 5; Heilsarmee, 5; Scientisten, 3; Südliche Baptisten, 2; Allgemeine Baptisten, 2; Missionsbaptisten, 2; Baptisten des siebenten Tages, 2; Reformierte Episkopale, 2; Evangelisch Lutherische, 2; Freie Methodisten, 2; Mährische Brüder, 2; Reformierte Presbyterianer, 2; Freie Baptisten, 1; Brüderkirche, 1; Kirche Gottes, 1; Hebräer, 1; Vereinigte Amerikanische Methodisten, 1; Reformierte Presbyterische Gemeinschaft, 1; Cumberland Presbyterianer, 1.

Der finanzielle Voranschlag beträgt auf der Basis von einem Jahr $326,107,837; auf der Basis von 5 Jahren $1,320,214,551. Der Jahresvoranschlag wird wie folgt umgelegt: $253,193,400 werden unter die kirchlichen Behörden für das von ihnen betriebene Werk verteilt; $62,929,205 werden ohne nähere Bestimmung für besondere Zwecke und $9,985,232 ohne nähere Bestimmung für die Aufnahme neuer Arbeitsgebiete bewilligt. Für die Auswärtige Mission werden bestimmt: $104,503,909; für die Inländische Mission, $53,773,756; für das Erziehungswerk in Amerika, $84,239,050; für religiöse Erziehung in Amerika, $2,065,500; für Hospitäler und Heime in Amerika, $21,368,566; für die Unterstützung des Predigtamtes in Amerika, $60,175,326. Auf die verschiedenen Denominationen wird die Summe folgendermaßen umgelegt: Advent Christian Church, $2000; Adventisten des siebenten Tages, $526,800; Nördliche Baptisten, $26,079,181; Nationale Baptisten, $80,120; Baptisten des siebenten Tages, $635,524; Brüderkirche, $761,178; Christian Church, $1,243,752; Kongregationalisten, $30,465,228; Jünger Christi (Disciples of Christ), $19,328,652; Evangelische Gemeinschaft, $1,938,022; Evangelische Synode von Nordamerika, $1,254,460; Orthodoxe Quäker, $820,914; Lutherische Körperschaften, $6,366,023; Allgemeine Konferenz der Mennoniten und Mennoniten-Brüderkirche von Nordamerika, $850,605; Bischöfliche Methodisten, $63,819,657; Südliche Bischöfliche Methodisten, $20,413,841; Protestantische Methodisten, $1,356,285; Freie Methodisten, $1,155,197; Afrikanische Zions Bischöfliche Methodisten, $63,900; Mährische Brüder, $617,756;

Pfingstkirche des Nazareners, $137,744; Presbyterianer in den Vereinigten Staaten von Amerika, $54,176,604; Presbyterianer in den Vereinigten Staaten, $5,629,458; Associiere Reformierte Presbyterische Synode, $157,170; Vereinigte Presbyterianer, $6,202,838; Reformierte in Amerika, $1,912,404; Reformierte in den Vereinigten Staaten, $3,723,837; Vereinigte Brüder, $2,759,991; Vereinigte Evangelische, $590,041; Universalisten, $124,218.

Das hier erhaltene Protokoll der Versammlung enthielt mit Bezug auf die Bischöfliche Methodistenkirche und die Südliche Bischöfliche Methodisten-Kirche folgende Klausel: „Es sollte bemerkt werden, daß gewisse kirchliche Körperschaften, insonderheit die Bischöfliche Methodistenkirche und die Südliche Bischöfliche Methodistenkirche, bereits große Summen durch die Zentenarbewegung gesammelt haben, und daß ein neuer Appell im kommenden Frühjahr an solche, die sich bereits auf 5 Jahre verpflichtet haben, nicht erwartet werden darf.“ „Apol.“

The Executive Board of the United Lutheran Church and the Interchurch Movement

The Executive Board of the United Lutheran Church left the decision as to what relation the United Lutheran Church is to have to the Interchurch Movement to the action taken at the regular sessions of that Church. Some were not satisfied with this delay, others defended the Board. So does the "Lutheran". It says:

"These provisions should make it clear to everyone that the Executive Board has no power to form such a relationship as many desire. It believes also that these provisions are wise. The forming of such relations involves many questions of principle and expediency which are vital to the best interests of the Church. They should, therefore, never be entered upon hastily or without due consideration.

"The United Lutheran Church is a new body. Its organization is still in process of development. Its future life and destiny are still to be determined. In these formative days it is extremely susceptible to every influence with which it becomes related. The conservation of its future and the fulfillment of its mission are involved and must be most carefully guarded.

"The Church should always move as a unit, if possible, the individuals composing it surrendering their personal opinions and preferences in respect to the judgment of the majority.

"Morever, the whole subject of Protestant cooperation is at present greatly confused. The General Secretary of the Federal Council of the Churches of Christ in America, Macfarland, said publicly, at a recent meeting of the Executive Committee of the Federal Council, in Baltimore: "*The whole movement for Christian cooperation is in some peril at the present moment from the confusion resulting thru the many different and generally unrelated movements in its interest.*"

"There are at least three large movements of this kind under progress today, each working independently of the others, altho they seemingly aim to maintain relations of friendliness. If any one of these movements is to continue permanently, then the others should

be discontinued; otherwise there will be a scandalous waste of men and means. These three are: The Federal Council of the Churches of Christ in America; the Interchurch World Movement, and the Interdenominational Council of the Evangelical Churches (commonly known as the Presbyterian Union Movement).

"This fact makes it all the more apparent that any action of the United Lutheran Church should be carefully considered. We must not dissipate our energies, as we certainly would do if we were to become associated with all three of these movements. We cannot make a fair or wise selection from amongst them without action by The United Lutheran Church concerning the principles of relationship."

The Board in its report suggests the arguments for and against participation in the movement in this way:

"Arguments advanced *in favor* of participation in this Movement may be summarized as follows:

"1. The importance of the presentation of a solid, united front by Protestant forces to meet the resistance of non-Christian forces on the one hand, and the aggressions of Roman Catholicism on the other.

"2. The andvantages of cooperation, thru the concentration of effort and agencies, as compared with more or less of duplication and competition in separate denominational activities, especially on the foreign mission field.

"3. The force of the impress which a cooperating Protestantism can make thru a united impact on the non-Christian world.

"4. The practical assistance which an interchurch movement can get from a friendly, unidentified constituency, not obtainable thru separate denominational appeals.

"5. The promotion of unanimity on the essentials of the Christian religion thru the particular contributions which participating denominations have the opportunity to make.

"6. The unifying influence resulting from cooperative acquaintance and association.

"7. The provision which the Movement makes for the preservation of denominational identity and self-determination, under which it is claimed that organic union is not involved and no compromise of principles is required.

"8. The general educational and inspirational value of such a comprehensive movement, resulting in spiritual impulse, in enlarged outlook and in increased leadership.

"9. The practical need for cooperation, due to political and racial conditions, as manifested chiefly in the foreign fields, which fact accounts for the favor with which the foreign missionaries and mission boards generally view this Movement.

"Each of these arguments is subject to particular examination, involving, as some of them do, long standing open questions.

"Arguments *against participation* in this Movement may be briefly summarized as follows:

"1. The idealistic character of the ultimate objectives of the Move-

ment, which, because they cannot now be defined, are necessarily more or less obscure and uncertain.

"2. The history of some former movements, not unlike this one in underlying characteristics, in which the realization did not equal the expectation.

"3. The possibilities of entanglements and embarrassments in matters of principle, involved in policies, when those who operate under the evangelical conception of life are brought into cooperation with those who operate under the legalistic conception.

"4. The embarrassments which result from declarations of unauthorized spokesmen who, under the stress of extraordinary conditions, assume a responsibility which the world at large considers to be official.

"5. More specifically, the danger of confusion of principles in certain practical spheres like the industrial and economic, where the distinction between Church and State is essential, and the duties of Christian citizenship dare not be confused with those of Church membership.

"6. The difficulties of withdrawal from the Movement, should it assume directions which could not be followed by a particular church body, which difficulties would be more serious within the body itself than in relation to the Movement.

"7. The practical consideration of whether any denomination which has definite tasks peculiarly its own, and which are greater than it can meet thru the closest possible concentration of its resources of men and money, can justify itself in a diversion of its strongest forces to a movement of this kind since that diversion might very easily assume the character of a dissipation of energy, and the weakening of internal agencies."

Die Kirchenblätter der Methodisten arbeiten mit Verlust.

Verzeichnis offizieller Blätter, welche die Bischöfliche Methodistenkirche herausgibt.

Name und Ort der Publikation.	Begonnen im Jahre	Verbreitung 1915	Verlust in 4 Jahren
„Methodist Review", New York	1818	7,500	$6,922
„Christian Advocate", New York	1826	38,011	76,625
„Western Christian Advocate", Cincinnati	1834	35,445	28,204
„Der Christliche Apologete", Cincinnati	1839	14,968	22,239
„Pittsburgh Christian Advocate", Pittsburgh	1844	50,000	......
„Northwestern Christian Advocate", Chicago	1852	40,708	38,208
„California Christian Advocate", San Francisco	1852	8,784	31,625
„Central Christian Advocate", Kansas City	1856	31,078	42,260
„Haus und Herd", Cincinnati	1856	6,424	7,624
„Pacific Christian Advocate", Portland	1860	9,636	24,960
„Methodist Advocate Journal", Athens, Tenn.	1868	4,195	18,084

„Southwestern Christian Advocate", New Orleans	1876	12,000	27,344
„Epworth Herald", Chicago	1892	91,016	29,316
Total			$353,415

An Zuschüssen erhalten noch:

„Vastra Sandebudst", San Francisco	$7,200	
„Vedaesbyrdt", Seattle	4,800	
„La Faecola", New York	7,200	
„Osteus Missioner", New York	2,400	
„Epworth Klowken", Chicago	1,600	
„Talumet", Chicago	4,800	
		$ 28,000
Gesamtverlust in vier Jahren		$381,415

Dieser Verlust wird vom Buchverlag getragen, und die Profite des Buchverlags sind ausschließlich für Konferenz-Anspruchhabende bestimmt"

Man wird sich über den großen Verlust wundern, mit welchem alle diese Blätter betrieben werden. Von dem „Methodist Review", dem bedeutendsten theologischen Magazin der Methodisten, heißt es:

„Der größte Teil der Abonnenten besteht aus Predigern, dennoch beträgt die **ganze Abonnentenliste weniger als 50 Prozent** der Zahl **unserer Prediger.** Der Inhalt gehört zu dem Besten und Höchsten der kirchlichen periodischen Literatur. Jährlich erscheinen sechs Nummern. Die ausgezeichneten Artikel könnten mehr als fünfzigmal so viele Leser erreichen als jetzt, ohne in den 52 Ausgaben des einen Familienblattes ungebührlich vielen Raum zu erfordern. Der finanzielle Verlust, jährlich $1731.00, kommt nicht in Betracht. Der Verlust an erziehlichem Einfluß durch die die Leserzahl beschränkt haltende Publikationsweise ist überaus groß."

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

A Gentle Cynic being a translation of the *Book of Koheleth* (Ecclesiastes) stripped of later additions, also its origin, growth and interpretation by *Morris Jastrow*, professor in the University of Pennsylvania. Philadelphia and London, J. B. Lippincott Co., 1919. 255 pages.

Jastrow is an Oriental scholar of note. His chief production so far is "The Civilization of Babylonia and Assyria," which aims to give a complete survey of the whole civilization of the ancient peoples who dwelt in the Tigro-Euphrates valley. It is said to supersede all works upon the subject. He is naturally an adherent of the historical school which today holds almost undisputed sway in the field of the Old Testament. That school has substituted historical criticism for the former naive and uncritical tradition that had in course of time grown up

around the Bible. For those who accept it it has entailed a complete recasting of their views as to origin, date and method of composition of the books of the Old Testament.

In the present work now he applies the critical method to the book called Ecclesiastes. In his view we have this book not in its original form. Like so many other books of the Old Testament it has gone thru different hands. Originally, it was the book of a sceptic, a man who had grappled with the problems of life and been unable to find a solution. In fact he goes one step farther and claims there is no solution. The orthodox interpretation of life was that it was ordered by the hand of a wise and righteous God. But actual observation of the facts and personal experience showed that this view could not be upheld. The wicked triumphed only too often and the good are trampled down Moreover, there is no true satisfaction to be found in life. You say that depends on the way you live. The author of the first psalm calls the righteous blessed and predicts the doom of the wicked. Koheleth, on the other hand, makes a different distinction. To him men are either wise men or fools. But, whether wise or fools, they all die like brutes. And the wise men do not find the key to the meaning of life. He does not mean to say that being wise is not better than being foolish. A wise man knows his limitations and the limitations of all knowledge and all striving. Therefore he has no illusions. Life's disappointments don't hit him too hard. He knows how to enjoy the present hour. He believes in the necessity of a moderate amount of work and in the full enjoyment of whatever pleasure he can get out of life. Nevertheless man's labor, as far as the attainment of real results is concerned, is the ceaseless lifting of the Sisyphus stone. And that applies not only to the individual, but to the generation also. Moreover, it has always been so, and, very likely, it will always be so. All striving is, therefore, vain. Real progress has never been made. The hope to solve the riddle is as far from realization as it ever was.

So then Koheleth is not only a sceptic, he is a cynic, who has given up all expectations to find any real values in life. However, he is a gentle cynic. He is not embittered in spite of his sad philosophy. He rails not against God, nor does he hate man. He does not hate life either altho at times he seems to. He loves the good things of this world. The hereafter does not concern him. There is no otherworldliness in him. There falls no ray of hope or consolation on his path from the heavenly world.

This is, in Professor Jastrow's opinion, the original Ecclesiastes. The man who wrote it expressed in it not his own views only, but those of a considerable number of his contemporaries. The prophetic world view, as expressed in the writings of Israel's great book prophets, was the belief in a moral world order based on the character of the God of righteousness. Whatever nation violates this, will be punished sooner or later. Israel's fate is an illustration and a corroboration of this fact. But after Israel has passed thru the purifying fire, God will again restore them and use them to carry out His gracious will. The Israel that came back from the exile accepted this view, it became the orthodox view of the times. But there were always certain classes of the

well-to-do and highly educated, who had come under the influence of Greek culture, had abandoned orthodoxy and learned to look at things with the eyes of a man of the world. They find their spokesman in the author of the original Koheleth.

Following the customs of the times, this author used the name of King Solomon as a "nom de plume" in order to get ready acceptance for his production from the public. The book became popular, owing to the newness of its point of view and the writer's charm of style and personality. It could not be ignored by the orthodox. So they hit upon on ingenious plan to preserve the book and yet make it comparatively harmless. They made additions to it which counteracted the author's pessimism and secpticism and also brought it more in harmony with the Solomon of tradition under whose name it had gone out into the world. For instance, in 11: 9 the pious commentator, after Koheleth's advise to enjoy oneself to the full, adds, "but know, for all these things God will bring thee into judgement"; in 12: 7, after saying that man returns again to the dust, the revision adds "and the spirit returns to God who gave it" to make Koheleth conform to the orthodox belief.

Jastrow thinks it necessary so to distinguish in the book between an original source of sceptical and mildly cynical character and later admixtures of orthodox and traditional elements because, otherwise, the logical consistency would be lost. He claims that the grafting of conventional principles and maxims upon the real and genuine parent stock is too obvious, that the hand of the reviser mars the harmony and interrupts the flow of the language of the orthodox author all too plainly and frequently. We concede that there is inconsistency in the book, that we have in it a constant counter-pull between individual scepticism and conventional piety, between churchman and man of the world, between synagogue and market place. The professor's view is ingenious, but his reasons are not convincing. Even after he has relegated the orthodox part of the book to the rank of footnotes, he does not get rid of the inconsistencies. He says himself, "Koheleth belongs to the type of thinkers whom Rénan characterizes as not being altogether happy unless they contradict themselves twice a day. He is not afraid of the charge of inconsistency, but he would have his answer ready, "Why not—life itself is full of inconsistencies." Well said, but this concession seems to knock the very foundations from under his carefully built-up argument.

He calls Koheleth the Hebrew Omar Khayyam. And indeed they have much in common in their scepticism and their worldly philosophy.

> "Come, fill the cup, and in the fire of spring
> Your winter-garment of repentance fling;
> The bird of time has but a little way
> To flutter—and the bird is on the wing."

But on the whole, Omar is more of a bon-vivant and a worldling, while Koheleth cannot quite deny the sacred stock from which he sprang. Rénan says of Koheleth, it is the only amiable book written by a Jew. Jastrow on his part, says, Heine is the 19th century Koheleth. No compliment this to Koheleth, we think. He also calls it the most fascinating book of the Bible. We would hardly go as far as that, but we do admit that Jastrow's own book is most fascinating. The style is lucid.

The author's erudition is comprehensive, but the book itself is not erudite at all. It will have a general appeal. Could we quote the different chapters, his incidental comment on the history of the canon, the many interesting questions he raises, it would furnish a strong incitement to read the book. The author's translation of Koheleth, the additions and added proverbs, printed separately, are a very valuable contribution. If we can induce anyone to get or read the book, he will feel under great obligation to us.

Christianity's Unifying Fundamental by *Henry F. Waring.* Geo. H. Doran Co., 1919. 175 pages.

The author is correct in saying that there is growing a spirit of yearning for unifying cooperation based on that which is really fundamental. In his opinion many people, inside as well as outside the churches, are caring less and less for eccelesiastical differences and theological technicalities. They want the big, unifying things of religion and life. He aims in this book to show what really is fundamental and the way it is attained.

Two classes of people try hard to keep us from getting on to common ground, the bigots and the sceptics. The bigots think they have the truth and the whole truth. It is to be found in the creeds and catechisms of the church. It is that which has "always and everywhere been believed." The authority of the Christian past is back of it. They are opposed to change and progress. They call him who lives in the present and wishes to be in harmony with present thought and tendencies, unspiritual and puffed up with the pride of learning. Many bigots mean well, but remember, it was the bigots who crucified Jesus Christ. The sceptics, on the other hand, despair of finding truth. From various reasons, the misfortunes of life or an intellectual bent of mind, they have begun to doubt. Of many of these Tennyson says rightly, "There lives more faith in honest doubt, believe me, than in half the creeds." And it is pathetic to hear a man like the devout Keble (of "the Christian year") say "that most of these men are too wicked to be reasoned with." While we certainly cannot be satisfied with scepticism, it behooves us to be tolerant with those who are of different opinion. "Religious toleration is the great achievement of the last 400 years." And we should be benefited, not bound, by the past. Our cry should be: "Amid a world of creeds and doubts the truth, the truth!"

Some discard the old creeds altogether, others accept them literally. The right way is, not to cling to the outworn phraseology of the creeds, but to get the great truth they really contain. The historical approach is, therefore, the only successful method. Study the historical environment, the philosophical or scientific tendencies of the time, which shaped the theological forms in which the creeds were cast, and you will find out what is transitory and what is abiding in them.

But the creeds are not the source from which we get our knowledge of Christ. We go back to the New Testament. There is in it not a line written by Jesus himself. Our only authorities are the letters of Paul (and other apostles) and the Gospels. They all differ somewhat in their presentations of His unique life and its meaning. There is also

much that is figurative. Besides, the language of Jesus avoids all abstract thought. We should, therefore, not be too dogmatic in our views of His person and work. The spirit should be sought and caught beyond the words.

The most important thing Jesus has to tell us is about God, His nature and His relation to us. Now we find that the outstanding thought of Jesus' own religion was the thought of the immediacy and intimate nearness of God, the sense of oneness with Him. This teaching, the author finds, is now strongly supported by science. Laplace, in answer to a question from Napoleon I concerning the absence of God from that astronomer's great work, replied: "Sire, I had no need of any such hypothesis." But the standpoint of modern science has changed largely in this respect. It is expressed for instance, by Sir Oliver Lodge, who writes: "That is the lesson science has to teach theology—to look for the actions of the Deity, if at all, then always; not in the past alone, nor only in the future, but equally in the present. If this action is not visible now, it never will be and never has been visible. We can see Him now if we look; if we cannot see Him, it is only that our eyes are shut."

In taking up the questions and problems of the Trinity, the author advises us not to tie ourselves or any one else down to the terms and views of the age of Athanasius, which finds in Greek philosophy the phraseology for its trinitarian faith. Christ's relation to God is that He has perfect fellowship with Him and can hence reveal God's character perfectly. The Holy Spirit is Christ's spirit come to live in His disciples. Christ is at the same time man's ideal. Man attains this ideal by opening his heart to His inspiring personality and so receiving the Spirit of Christ. "Fellowship with Christlike Deity, that makes for Christlike humanity" is a hub in which all churches may center. This is the unifying fundamental he, the author, has to offer. This leaves much room for difference of opinion. What, e. g., about atonement and vicarious sacrifice? Well, there has assuredly been vicarious suffering and sacrifice enough in the world these last years to satisfy any one that were it not in the life of Christ, we would miss something. His life would not be entirely human, it could not have the force of the highest appeal. How about the hereafter? Does human personality persist after death? The author sympathizes with Goldwin Smith, who, sceptical of any future life, says: All this is said on the hypothesis that scientific scepticism succeeds in demolishing the hope of a future life. After all, great is our ignorance, and there may be something yet behind the veil." If there is any immortality, character is the way to it.

It is a disappointment to find the man who set out to give us the unifying fundamental for Christianity doubt individual immortality. Our readers will fear now that he is not a safe guide. We have had that feeling for some time. "Fellowship with Christlike Deity, that makes for Christlike humanity" sounds very well. But how do we get there? Is such fellowship not conditional on salvation from personal sin and guilt, and this salvation on the atoning sacrifice? And then, is Christ only the Son of Mary and Joseph and not the "Word that became flesh" any longer? Was the prologue of John I derived from

Philo, and is Christ only the ideal man and mankind's ideal? We fear the formula that unifies all shades of Christian belief has not been found as yet. We are sure our author cannot claim he has found it. In the meantime we continue to consider Christ's cross and resurrection fundamental. The "Christ for us" cannot be ignored in favor of the "Christ in us." Christ crucified and exalted sends the Spirit. But "if the Spirit of Him that raised up Jesus from the dead—note, it is the Spirit of God as well as of Jesus—dwell in you, He that raised up Christ from the dead shall also quicken your mortal bodies by His Spirit that dwelleth in you."

Philosophic Thought and Religion by the *Rev. D. Ambrose Jones, M. A.* London Society for Promoting Christian Knowledge. New York: The Macmillan Co., 1919. 60 pages.

The title of this book is quite pretentious, and it would seem a hard matter for any man to do the subject justice in 60 pages. The aim is apologetic. The author has a popular audience in mind; he seeks to review the philosophic thought of the past as well as of the present and to show that philosophy alone cannot meet all the needs of man. Whether he is at all capable to give an adequate presentation of the leading philosophical systems or even their chief ideas is a different question. He begins with Anselm of Canterbury and his ontological argument for the existence of God. A. said, we find in ourselves the idea of a perfect being, a being than which no greater can be conceived. The idea of a perfect being includes the existence of that being, for not to exist is to fall short of perfection. The author thinks this argument very strong in spite of Kant's objection to it. He says, God in philosophy, is the idea of necessary existence, and the argument runs: God must be, therefore He is. We think that the objections of Kant to the ontological argument holds. He said, existence has nothing to do with perfection. Existence adds nothing to the qualities of the perfect being; and the fact that we have the idea of an absolutely perfect idea does not prove its existence. On the other hand, the universality of the idea of a supreme being, the faith built on it and its influence on the life of mankind everywhere and at all times, does seem to us a very strong link in the chain of arguments for the existence of God.

The writer goes on to the name of *Francis Bacon*, the father of the inductive method. He makes the unfortunate charge against that method that no really great discovery has ever been made in that way. What, then, does he think about Darwin and the whole development of modern science? Does it not all spring from this very source?

He has a very high idea of *Butler* and the way he fought the deists and defenders of the natural religion of his time. Then he takes up *Kant* and *Hegel*, but we get very little more than a few general remarks about these great thinkers. Coming to our own time he gives a few pages to the Pragmatists. They tell us that truth is what works. Utility, not logical consistency, is the criterion of truth. Ideas are true in so far as they work. But Pragmatism has not set up an infallible standard by which to test usefulness. *Bergson* has a higher theory of utility.

The intellect and not truth is a utility. But other modes of activity are instinct and intuition. Eternal truth can be known only by intuitions. The intellect supplies the tool for intuitions to work with. After mentioning *Rationalism* and protesting against the overestimating of reason at the expense of heart and conscience, he closes his review with *Eucken.* The problem of life is his one theme. Solutions for it have been offered by religion (in the traditional form), idealism, naturalism, socialism, and individualism. All have failed. The development of the "Universal Spiritual Life" is the noblest end of man. This has to be sought by all earnest men. It may not lead to the religion of the Church, but to that of the spirit.

Philosophy and Science, while doing wonderful things, have not given to man a satisfactory answer to his yearning after the highest reality, his quest after God and after fulness of life. This can only come thru revealed religon and its custodian, the Christian Church.

Reading the Bible by *W. L. Phelps,* professor of English Literature at Yale. The Macmillan Co., 1919. 131 pages.

We had been after this book for many months at the public library, but it was always "out." It seems that title attracted others as well as it did us. At last we did get a hold of it. And were our expectations fulfilled? We are glad to say we were not disappointed. It is nearly always a good rule, in these things, "to follow the crowd". And in other things. Say, for instance, you are down town at meal time and looking for a good restaurant. Just "follow the crowd" and you come to a good place. It may not be a cheap one—for where is such a one to be found nowadays?—but it will be one where you get your money's worth. So if you follow the popular appetite in the search for a book, you will find one that has a certain appeal to the modern man. If you are guided by the prevailing taste of your clerical brethren, you will come across one that has some elements of strength in it. The present book is no exception to this.

It is written by a professor of English Literature, who has written many others. We have read his "Advance of the English Novel" and have found it interesting and instructive. It does us ministers no harm to be acquainted with the best fiction of the time and of the past, and the author's "Advance" is a good guide in that respect. His "Reading the Bible" is entirely written from the view point of "the Bible as Literature." Not being a theologian or a professor of Old or New Testament exegesis, the author has the good sense, the sense of limitation, never to try to slip in some theological or exegetical theory. He sticks to his own last thruout. No doubt he felt that on the theological side he was a layman, not a professional, but still the temptation to advance a personal opinion on mooted points must have been great at times.

The book is composed of three lectures which he delivered at Princeton Theological Seminary early in 1919. Their titles are: Reading the Bible, St. Paul as a Letter Writer, and Short Stories in the Bible. Since the Bible and Bible reading has been barred from public school, in many states as a religious book, educators have tried to find a place for it in high schools and colleges on the basis of its literary excellence.

There are many who do not expect much for religion on such a plea as that. Nevertheless, we think that, in good hands, good work can be done for the Bible and religion in this way. It is not of a directly religious character, but it can pave the way for deeper work and raise a favorable prejudice for the book and its contents.

The writer is of New England stock and was brought up on the Bible. He gives many interesting reminiscences from early childhood and impresses us with the important influence the Bible used to have in large sections of the country, in the training of the young. He also makes us realize again how the very foundations of our national life were shot thru with religion owing to the pronounced religious character of its founders. In the first lecture he speaks of the excellence of the Bible more in general. He says, it is true that the people as a rule have a greater ignorance of the Bible than former generations, but poets and leaders have the same great esteem for it as of old. He claims the authorized, or James Version of the Bible, published in 1611, is the most important and influential book in the English Literature. It is incomparably the best book for the pulpit and educated readers. The revised Version finds little favor with him. He says, what it has gained in precision and accuracy, it has lost in poetry and impressiveness He has no hesitation in saying that the King James Version was inspired and that every attempt to put the Revised in its place is detrimental to the best interests of religion. The Bible is not only the foundation of English Literature but of Anglo-Saxon civilization. Any young man ambitious to become a writer ought to be first advised to "know the Bible." Then he quotes many names from Tolstoi to Wells ("Mr. Brittling Sees It Thru,") to show how they were all influenced by the Bible.

He selects many passages from the historical, poetical and "wisdom" books of the Bible and brings into relief their beauty, simplicity, pathos, good sense. Occasionally we differ from him, as, for instance, when he doubts David's courage in the fight with Goliath and claims the shepherd boy was taking an undue advantage of the giant by not fighting according to the rules of the game. We think he misses the point here altogether. Then again he introduces a jocular element, at times, where it is out of place. Of course, we know a lecturer is supposed to be witty, no matter what his subject. But what do you think of this? In his Bible reading he came to the 8th chapter of Romans, where Paul speaks of the "groaning of the whole creation." He could not understand this. Of spiritual suffering he knew nothing, so he interpreted it in the light of his own experience. Eating green apples had been accompanied with disastrous results for him. So he imagined that Paul was speaking here of a whole creation of human beings being afflicted with indigestion! A piece of jesting, we think, about as puerile and improper as could possibly be conceived.

What he says, however, about the Psalms and Proverbs is very good. As to the latter one quotation: President Eliot of Harvard was requested by the authorities at Washington to select a sentence for a conspicuous place in the great library. He said there was nothing more worthy in the history of literature than a pair of lines

from Micah. Accordingly there they stand, as true in the 20th century as when first uttered. "What doth God require of thee, but to do gently, and to have mercy, and to work humbly with thy God?" The second chapter is on St. Paul as a letter writter, the third on the Short Stories of the Bible. Both chapters are splendid, we do not know which to prefer. He covers well known ground, of course, but not as a theologian, remember. His comment is often most happy, illuminating and full of surprises. The anecdotal, personal, picturesque, universally appealing he likes and brings out most felicitously. We do not hesitate to say, he who gets the book is sure of a treat.

Back to Christ. The Wonder of His life, The Romance of His Religion, Forgotten Truths of His Teaching, Some Practical Applications of His Gospel by Chas. Fiske, D. D., Bishop Coadjutor of Central New York. Longmans, Green and Co., London, 1918. 216 pages.

Some time ago we saw and heard Bishop Fiske, the author of this book, at a luncheon arranged by the Federated Churches. He was followed in speaking by Dr. Chas. E. Jefferson of the New York Tabernacle. While Mr. Jefferson seemed to us the bigger man of the two, Dr. Fiske made a good impression on us also. He is personally a very likable man, jovial, witty and genial. He has a robust physique and a virile presence. We had just read his book "The Experiments of Faith" (commented on in this Department a short while ago) and were glad to see the man in person. We do not think that he has the intellectual calibre of Chas. Jefferson. He does not delve as deeply into the problems of religion and life as Jefferson does. He has not the philosophical bent of the Tabernacle man, nor does he expect of his readers (and hearers) the close and continued concentration Jefferson requires. But he is a man and writer that every reader will be glad to get acquainted with.

He has the gift of clear and simple statement. He speaks thruout in short sentences, not longer than a line, or two at the most. He does not take the readers thru long drawn-out arguments, he gives the results rather, but gives them aptly, and adequately. He knows American audiences, and considers that they do not like to have too severe demands made on their thinking powers.

In addition to this he is a man who has kept the "faith of our fathers." Altho well acquainted with the modern currents of belief, or unbelief, and well read in the literature of the day, he is securely grounded on the fundamentals. The Episcopal Church contains a large element of "latitudinarian" theology among its clergy, but Dr. Fiske is not one of them. Take for instance, the title of this book "Back to Christ." That is a well known slogan of the ultra-liberal wing, whereby they mean, get away from Paul and his system of theology and go back to Christ and His undogmatic gospel. They see in Christ the great ethical leader and example, and their theology resolves itself into a code of morality. But not so with Fiske. To him Christ is the Son of God who became man. He believes in the virgin birth, the miracles of Christ and the resurrection. In the doctrine of the atonement and Christ's substitutionary sacrifice, he does not seem to come up

to our standards, but he does proclaim Christ as Saviour. Emphatically he declares that it was not enough for Him to "interpret" the Father (to reveal His character), but that thru Him it is made possible for us to have fellowship with the Father.

Three things he sets out to do in this book: first to make the readers feel the wonders of Christ's life and the beauty of His teaching, and so to give Him their devoted allegiance. Second, that there must be a Church where individual fellowship is kept strong. Third, to show that the Church is a nucleus of the Kingdom. Or briefly: individual attachment, corporate union for its safeguarding, social fellowship for its developing life.

Very good, altho told in the simplest words, is his presentation of the "Old, Old Story." It is not so easy to tell this old story over again and do it well, but he succeeds. He also throws an interesting light on Christ's healing powers and the fact that he generally used some material agency—clay, spittle, water, his hand—to convey the healing. He searches for a reason and finds it in the fact that Christ desired to teach them that, just as much as physical blessings were communicated thru material things, so could spiritual blessings be bestowed in the same way— in other words, the *sacramental* principle. And thus he goes on and preaches quite strongly the doctrine of the sacraments (including the laying on of hands). He is a good Episcopalian, not, however, of the ritualistic type. We are sure he would rather strengthen the Protestant character of his Church than its Romanistic tendencies.

So then after putting Christ first and personal religion, he defends the necessity, divine origin and usefulness of the Church. We cannot follow him here since we have exhausted our space, nor can we give his "Practical Applications of the Gospel," his views on the Social Gospel. The titles are here: The Old and the New Religion; Stained Glass Saints—and others; Christian Ideals in Business; The Church and the City; Social Christianity in the Country.

The School in the Modern Church by *H. F. Cope*, General Secretary of the Religious Education Association. Geo. H. Doran Co., 1919. 290 pages.

The Sunday school of today is a very different institution from what it used to be. It is not simply a larger one in point of numbers of pupils and schools. It is different and better in equipment, supplies, methods, and aims. The reasons that have contributed to this change are not far to seek. Better work and methods in the public schools have naturally reacted on the Sunday school. We demand professional training from our day school teachers. We insist on adequate text books, we relate our teaching to life and vocations to be chosen. No wonder that it was seen the Sunday school had room for similar improvement. The case for the Sunday school was all the more desperate because it has only one hour at its disposal to the twenty-seven of the public school. We believe it was Ruskin who coined for the awful responsibility of the minister's pulpit effort the striking phrase, "Thirty minutes to raise the dead." Who is going to find a like emphatic description for the Sunday

school teacher's task of leading the young people to the feet of the Master?

The author of this book attributes the great strides made in teaching efficiency and kindred subjects to the organization of the Religious Education Association in 1903. This judgment may be partly influenced by the fact that he is the General Secretary of the organization, but to a great extent he may be right. He calls attention to the change in name even, which expresses the change in viewpoint and aim. We used to call it Sunday or Sabbath school; then is was called Bible school by some, because the pupils were taught things out of the Bible. Now, however, the name of Church school or School of the Church, has been found more suggestive yet, for it uses the educational method to train youth in life in a religious society.

The book discusses nearly all the problems and questions arising in connection with the task of a modern Sunday school. It has no special thesis to maintain as many other books of this kind do. It rather aims to give all its manifold phases and aspects an all-around treatment. At times it nearly wearies us with its detail, and if that happens to the minister, what shall we expect of the ordinary teacher? More and more the impression is brought home to us that one hour of religious training is not enough under the most favorable circumstances, that some plans must be devised to carry it over into the weekday curriculum.

The book closes with a selected bibliography of religious education. Geo. Coe's book "A social Theory of Religious Education" and his "Psychology of Religion" are especially recommended in that list.

Premillennialism by *George Preston Mains.* The Abingdon Press. 1920, 160 pages. $1.00.

We have commented on several books on premillennialism in our last issues. Some were written by men who believed in it and others by opponents. The war has produced a great crop of premillennial writers —any great catastrophe will send quite a few earnest men into the scriptures for orientation. We noticed that at the time of the San Francisco earthquake and fire. One feels the desire to place such a visitation in the light of the word; and since the apostles concerned themselves almost exclusively with the Church and its more circumscribed affairs, resort is taken to the *prophetic* word. The prophets were authoritative interpreters of the events of their time, but they had no sense of perspective. Every great calamity was to them a sign of the coming "day of the Lord." Every judgment coming upon a sinful people was related to the final judgment of the Lord. We observe a similar phenomenon in the eschatological discourses of the Lord. The references to the destruction of Jerusalem are very plain, but the more remote events of the end of all things have so little back ground that often we do not know is he speaking of the end of the Holy City or the end of the world?

This characteristic of the prophetic writings accounts to a great extent for the confusion of our adventistic and premillennial contemporaries and their insistence on the nearness of the end. At the same time,

while they are assured that the present world era is drawing to a close, they do not expect the final judgment with the coming of the Lord. Too many signs seem to show that the world is not ripe for that. That gives the premillennial wing of the Adventists their chance. The Lord is going to come soon and usher in the reign of a 1000 years. He will come and bring about the resurrection of the saints: the first resurrection. The Jews will be restored to Jerusalem, Satan be bound, and the heathen brought into the Church, a time of unparalleled happiness and bliss will begin. At its end Satan will be released for a short time, then conquered; the general resurrection and final judgment follows.

The author shows that this whole premillennial teaching has its rise in apocalyptic sources. That one particular point of the 1000 year reign of Christ on earth has only one passage for its foundation, the 20th chapter of Revelation. The balance of the eschatological views of this class of adventists rests on Daniel and the apocalyptical literature in general. This literature had a decisive influence on the belief of the Jews at the time of Christ. It shaped their opinions on the future of the race and the consummation of God's Kingdom. From them it was taken over by the early Christians. The apostles lived at first under the impression of Christ's early return. They came to see their mistake and learned to believe in a larger development of the Church on earth. The evolutionary idea of Christian history triumphed over the catastrophic or cataclysmic. The great Augustine gave the latter its death blow in the ancient Church. Our writer demolishes the views of the premillennialists in a thoro way. He first points out that the "analogy of faith" is against them. It is true they have that one passage of Revelation in their favor. But three or four verses in a book as highly pictorial and imaginative as the apocalypse is not sufficient warrant for a doctrine as far-reaching as theirs would be. Over against that it can be said that the whole of the New Testament besides is against the premillennial view. Christ never said he would come twice, first before the 1000 years, and then, at the end. Nor did the apostles.

But this is not all our author has to say against the doctrine. He attacks the theory from the scientific, philosophical and psychological side, and herein lies the strength of the book. Is it thinkable that the earth, that the race should be destroyed, with the exception of a comparatively few "select," while it was yet in the beginning of its intellectual and moral development? Would there not seem to be more time needed for the solving of all the problems, material, intellectual, moral yet to be solved? Shall all that men have accomplished in their past history count for nought and things worth while begin to happen only after Christ's bodily return? Are not His own teachings about the normal growth of his kingdom (seed, blade, ear) against this?

Then how materialistic are many of the views of the premillennialists. They still partake of the imperfect nature of the Old Testament standpoint. Jerusalem is to be the center of the universe. There will be Christ's throne, and all the people will flock to that spot. The Jews are the favorite nation of Christ and the leaders of all the others. Have Christ and Paul and Hebrews taught in vain, are we again to return to the time of tpyes and shadows and symbols, after the "better things" have come?

It is doubtful if this writer will succeed in convincing many dyed-in-the-wool premillennialists. He may console himself with Paul, whose method it was to rebuke a heretic two or three times and then leave him alone. To all who still have an open mind his work will seem a strong and convincing effort.

The Methodist Year Book—1920. The Methodist Book Concern. 276 pages. 35c.

The Year Book offers a full and authoritative description of the present status of the Methodist Episcopal Church. Among the items of general interest we mention what it says about the General Conference to be held in the Coliseum at Des Moines, Iowa; the report about the Centenary Celebration at Columbus, Ohio.; the reference to the Interchurch World Movement; etc. The average salary paid to Methodist ministers in 1920 was $1,206.98. 49% of all Methodist pastors received less than 1000 dollars (rental value of parsonages included)! 42% rereceived from $1000 to $1,999, 7% between 2000 and 2999 dollars; 2% more. The Year Book says, "it has required exactly 34 years for the Methodist Episcopal Church to increase its payments for the support of the ministry one cent per member per week. 26% of our pastoral charges are served by supply preachers. Out of the first 91 per cent of the clergy not a man receives as much as $2,000 per year, including rent."

Aus unserer Briefmappe.

Geehrter Herr Redakteur!

Sie werden mich, bitte, entschuldigen, daß ich als ein Unbekannter mir die Freiheit nehme, mich vorzustellen.

Obschon persönlich unbekannt, sind wir nichtsdestoweniger Brüder und stehen im Dienste dessen, der sagt: „Weide meine Schafe, weide meine Lämmer!" Schreiber dieser Zeilen ist Leser des ev. Magazins seit ca. 1912. Er möchte Ihre werte Zeitschrift ungern missen, dieselbe hat sich ein Haus- und Heimatsrecht bei ihm erworben. Es kehren in diesem Hause regelmäßig verschiedene theologische Zeitschriften ein. Der Inhalt, den sie bieten, ist verschiedener Art: "Variety is the spice of life," sagt ein bekanntes Sprüchwort. Verschiedenen von diesen Gästen mußten wir gerade in den letzten Jahren den Abschied geben; deren Tendenz war uns so unbiblisch und unbrüderlich, der Geist, der sie beseelte, war nicht der Geist des Friedens und der Liebe und der Eintracht. Wohl sind wir uns der Tatsache bewußt, daß Tages- und Zeitereignisse, von spezifisch nationalem Gesichtspunkt aus betrachtet, dem Standpunkt des Schreibers entsprechend die nationale Färbung annehmen werden. Allein von theologischen Zeitschriften kann man billig erwarten, daß sie vor allem bestrebt sein sollen, gerecht zu sein, daß sie nach der Wahrheit suchen und forschen, daß sie auch den Feind gerecht behandeln. Ferner hätte man eingedenk sein sollen, daß die Religion des Nazareners die Verwirklichung der einzigen und wahren Weltbrüderschaft ist. Leider war von einem solchen Geist der Liebe und Gerechtigkeit kaum noch eine Spur zu finden; dagegen herrschte der Geist des Hasses und der Unwahrheit oder milder gesagt, der Unwissenheit und Beschränktheit. Selbst-

gefälliges und selbstgerechtes Wesen in dem Rahmen eines sündlichen Nativismus beherrschte deren Denken so sehr, daß es einem schließlich zu bunt ward, man wollte seine Herzens- und Hausruhe noch gewahrt wissen; somit beschwor man die Geister, nicht weiter bei uns einzukehren. Ruhe im Hause. Draußen tobte und lärmte der Pöbel; draußen gingen die Wogen immer höher und höher; drinnen herrschte die Gewißheit, daß der Herr im Regimente sitzt, und daß er das Endurteil zu sprechen hat. —

Welch einen Gegensatz zu oben erwähnten Gästen das ev. Magazin. Es war wie ein kühles Bächlein, das mit seinen Fluten der Menschen Herzen, Seele und Gemüt labte. — Ja willkommen du lieber Freund, du Bote einer anderen Welt, einer Welt, da noch wahre Gottesfurcht und Liebe walten und regieren. Zwei Leuchten vermissen wir: Prof. em. Otto und den seligen Editor Haas, deren Artikel, deren Rundschau und Literaturüberblick bot uns Einblick und Umschau; unsere verewigten Leiter sind von uns genommen, das was sie für uns geschrieben bleibet. —

Mancher mag etwa behaupten, das „Magazin" stehe nicht auf der Höhe der Zeit.*) Vielleicht ist etwas Wahres daran. Wir sind nicht so schnell bereit, das zugestehen zu wollen. Im Gegenteil; irgend ein Organ, das von den Geistesgedanken zweier Sprachen durchweht ist, **muß mehr leisten** und **bieten** können, als ein solches, das sich im Gedankenkreis einer Sprache und einer Welt bewegt.

Noch einen Punkt mit seinem Satzgefüge, bitte gestatten Sie uns, und dann soll Schluß sein; Schreiber gehört zu den Kreisen, die man die **konfessionelle** Richtung nennt. Bitte ihn aber recht zu verstehen — konfessionell sein ist noch lange kein Correlativ von Engherzigkeit und Beschränktheit. Manchmal fühlten wir, daß wir mit dem ev. Magazin in der theologischen Stellung differierten. Wir hielten das ja als selbstverständlich. Es sind mancherlei **Gaben, aber ein Geist** und **den,** gerade **den Geist** fanden wir immer. **Niemals** haben wir uns an Meinungsverschiedenheit gestoßen, der eine grundverschiedene theologische Stellung zu Grunde lag; im Gegenteil, wir haben uns an der ev. Magazin-Lektüre erbaut, sind erfrischt und neu belebt worden, denn **neue** Gesichtspunkte stellten gar oft unseren Gedanken eine andere Perspektive.

Zum Letzten noch dies eine: Wir kennen kein deutsches theologisches Blatt **in Amerika,** das so vielseitig und reichhaltig ist als Ihr „Magazin". Fahre fort, alter Freund und Hausgast, du bist jederzeit willkommen in unserm Heim. Wir wünschen dir fernerhin Gottes Segen.

In aller Hochachtung, Ihr

F. Engelhart, ev. luth. Pastor.
Waterville, O.

---

*) Beweise! und wie so? — Der Redakteur.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 22. Band. St. Louis, Mo. Juli 1920.

Die Hinduseele und ihr Gott.

Vortrag gehalten von Missionar K. W. Nottrott im Missionsinstitut zu St. Louis.

Bei der Behandlung dieses Themas müssen wir uns zuerst klar werden: wer ist ein Hindu? Es ist ja klar, daß nicht alle Bewohner des indischen Kaiserreiches diesen Namen in Anspruch nehmen können. Dahin gehören zuerst die eingewanderten Europäer und die Eurasiens oder Halbeuropäer, auch die 66 Millionen Mohammedaner können wohl Indier, aber nicht Hindus genannt werden. In Bezug dieser Einwohner Indiens ist kein Zweifel vorhanden, aber jetzt fängt die Schwierigkeit an. Sind z. B. die Buddhisten und die ihnen nah verwandten Jains Hindus im religiösen Sinne des Wortes? Wie weit hinein in die Urbevölkerung, die teilweise oder völlig Animisten sind, aber viele Ideen und Sitten des Hinduismus angenommen haben, kann man mit dieser Bezeichnung gehen? Bei Gelegenheit des letzten Zensus in Indien, im Jahre 1911, entbrannte ein großer Streit über die Frage: wer ist ein 100% Hindu? Einige wollten aus politischen Ursachen die Grenzen so weit wie möglich gezogen haben, andere dagegen wollten nur den wirklich orthodoxen Brahmaisten diesen Namen geben. Es wurden damals die verschiedensten Definitionen aufgestellt. Einige meinten, wer die Vedas als das inspirierte Wort Gottes ansieht und die geistige Herrschaft der Brahminen anerkennt, andere betrachteten die soziale Einrichtung der Kaste als maßgebend. Da ich keine gerichtliche Entscheidung zu geben habe, so kann ich den als Hindu bezeichnen, welcher die brahmaistische Weltanschauung und religiöse Denkweise mehr oder weniger in sich aufgenommen hat. Unter Brahmaismus verstehe ich hier diese ganze Religion mit all den Sekten, auch den Buddhismus, so weit er eben zu unserm Thema gehört, das nicht die Hindureligion, sondern die Hinduseele und ihr Gott ist. Mit dem Animismus werden wir uns nur soweit beschäftigen, als ein Teil seiner Sitten und religiösen Anschauungen in den Brahmaismus aufgenommen sind.

Der Brahmaismus ist im Gegensatz zum Mohammedanismus

und ähnlichen Religionen eine dynamische Religion. Die Lehre und der Kultus des Mohammedanismus sind durch den Koran ein für allemal festgesetzt, während beim Brahmaismus mit vulkanischer Gewalt scheinbar völlig neue religiöse Ideen zur Herrschaft gekommen sind, die aber doch ihre Ursache in den Grundideen des Brahmaismus haben, wie die verschiedenen Eruptionen der Vulkane in dem Feuer des Erdinnern. Ein Beispiel davon ist der Buddhismus. Wir müssen daher unser Thema: „Die Hinduseele und ihr Gott" in den verschiedenen Phasen oder Perioden betrachten, und zwar können wir nur auf die allerwichtigsten eingehen.

I. **Die vedische Periode:** Ihr Anfang liegt im Dunkel der Urgeschichte verborgen, wenigstens kann dafür keine bestimmte Zeit angegeben werden. Niedergelegt sind ihre Anschauungen in den drei Vedas: der Rigveda, Samaveda und der Yajurveda. Dieselben sind ja erst sehr lange nach ihrer Entstehung schriftlich niedergelegt worden und enthalten auch hier und da Ideen neueren Datums, die dann schon eine Entwickelung darstellen.

Im Anfang verehrten die Arier Gott in den Naturkräften, wie Sonne, Luft, Feuer, Gewitter, Himmel u. s. w. Allmählich entstand die Idee, daß diese Naturkräfte persönliche Götter seien. Sie wurden in drei Klassen eingeteilt. Am höchsten standen die des Lichtes, wie Sonne, Mond und Himmel, dann kamen die der Atmosphäre, wie Gewitter und Sturm, am niedrigsten standen die der Erde, wie Feuer, Tod und Opfertrank (Soma). Hier liegt schon die Grundlage für die Entwickelung der Idee eines höchsten Gottes.

Aus der ursprünglichen Gewohnheit, der Vorfahren in pietätsvoller Weise zu gedenken, war eine Verehrung und Anbetung derselben entstanden, weil man allmählich zu der Ansicht gekommen war, daß sie das Wohl und Wehe ihrer Nachkommen beeinflußten. Also auch sie repräsentierten die Idee der Gottheit.

Die Seele des Menschen glaubte man im Atem zu erkennen. Sie, asu oder manas genannt, verlor im Tode nicht ihre Existenz, sondern ging auf dem von den Vorfahren zubereiteten oder ausgetretenen Pfade in eine ewige Glückseligkeit ein, die sie in Gemeinschaft der Götter und der Vorfahren genießen durfte. Hier und da findet sich sehr unklar die Idee einer Hölle, aber sie war keine herrschende und Einfluß besitzende Ansicht. Die Lehre von der Seelenwanderung war im Anfang völlig unbekannt.

Das Verhältnis der Seele zur Gottheit fand ihren Ausdruck in Gebeten und Opfern. In der ältesten Zeit waren die Gebete Hymnen zum Lobe und Preise der Götter, die Opfer Familienfeste, bei denen man der Götter in Dankbarkeit und Anbetung gedachte. Auch nachdem sich diese einfache Idee des Opfers geändert hatte, war noch für lange Zeit das Familienoberhaupt der Opferpriester.

II. **Die priesterliche Periode:** Die Ansicht über die Gebete und Opfer veränderte sich im Laufe der Jahrhunderte des zweiten Jahrtausends vor Christo. Zu den Lob- und Preishymnen kamen Bittgebete, und die Ansicht, daß man durch diese Gebete die Gottheit beeinflussen könnte, den Willen der Bittenden zu tun, änderte dieselben in Zauberformeln um, durch welche man die Götter zwingen wollte, sich dem Willen der Menschen zu fügen. Sowie die Gebete Zauberformeln wurden, war natürlich ihre Form bedeutungsvoll, ja der geringste Fehler in der Form konnte die Wirkung zerstören. Daher wurden besondere Persönlichkeiten notwendig, welche nicht nur die genauen Worte der Gebete, sondern auch ihre Aussprache und die richtige Betonung kannten. Diese Persönlichkeiten wurden die Brahminen. Das Wort Brahman bedeutete zuerst Gebet, dann Gebetsmänner, endlich Priester. Eine ähnliche Umwandlung geschah auch mit der Idee der Opfer. Da man die Götter durch sie beeinflussen und unter den menschlichen Willen zwingen zu können meinte, wurden die Zeremonien bei denselben wichtig und der gewöhnliche Familienvater konnte sie nicht mehr vollbringen, sondern ein Priester war notwendig, der sie im Anfang an Stelle des Familienvaters vollzog, das sich darin zeigte, daß ohne Anwesenheit der Familie ein Opfer ungültig war. Später verlor sich dieser Gedanke völlig, und der Priester allein war der Opfernde.

Die Idee, daß die Menschenseele zu ihren Gunsten die Götter beeinflussen konnte, trieb neben Gebeten und Opfern zu einem dritten Mittel, dies zu tun, welches dann für das Verhältnis der Hinduseele zu ihrem Gott bedeutungsvoll wurde. Es war dies die Selbstpeinigung oder Askese. Man hatte wohl die Erfahrung gemacht, daß im Kriege diejenigen, welche Hunger, Schmerzen und andere Entbehrungen leicht ertrugen, den Feind auch leichter besiegten. Solche Menschen waren auch den Naturkräften gegenüber widerstandsfähiger, folglich mußten die Askese übenden Menschen auch den Willen der Götter bezwingen können. Diese Selbstpeinigung nannte man tapasia und die sie übten zuerst Munis oder Weise.

In dieser Periode, die etwa 600 B. C. endete, entwickelten sich diese soeben dargelegten Ideen mehr und mehr. An Stelle der Anbetung Gottes und der demütigen Darlegung der menschlichen Bedürfnisse im Bittgebet war die Ansicht der völligen Beeinflussung der Götter getreten, und wenn tapasia und Opfer nur weit genug getrieben wurden, dann konnte man die Götter mit ihrer Kraft völlig in seine Gewalt bekommen, ja der Mensch konnte sich selbst zum Gott erheben. Die Brahminen, welche sich allmählich zu einer besonderen Kaste entwickelten und die Munis wurden die Mittler zwischen der Hinduseele und ihrem Gott, und da die gewöhnliche Seele täglich ihre Abhängigkeit von dem Mittelmann, dem Priester und Muni, empfand, so ge-

wannen sie eine größere Bedeutung, als die Götter selber. Sie, vor allen die Brahminen, wurden die Götter auf Erden. Da Macht beim Heiden die höchste Offenbarung der Gottheit ist, und die Brahminen durch ihre Gewalt über die Götter sich noch mächtiger als diese zeigten, so erhielten sie auch eine höhere Stellung als die Götter. Da eine besondere Kenntnis der Opferzeremonien, das Wissen der Betonung u. s. w. bei den Gebeten zu ihrer Wirkung sich notwendig zeigte, und die tapasia auch nur dann als völlig wirkungsvoll angesehen wurde, wenn diese Kunst nach bestimmten Regeln geübt wurde, so erhielt eine neue Kraft Bedeutung für das Verhältnis der Hinduseele zu Gott, nämlich das Wissen. Diese vierte Kraft benützten die Brahminen auch reichlich. Einmal entstanden Schulen, in denen diese Wissenschaften gelehrt wurden, die auch zu Pflegestätten allgemeinen Wissens wurden. Außerdem entwickelten sich die Gedanken über die Götter oder die Gottheit weiter. Die Erkenntnis, daß die einzelnen Götter nur Typen der Naturmächte waren und ihre eigene Macht über dieselben führte zu den Gedanken, daß hinter ihnen noch ein höheres Wesen stehen müßte. So entstand die Idee eines Gottes. Derselbe war entweder einer der vielen Götter, der für mächtiger als die anderen angesehen wurde, Monolatrie. Oder die Idee dieses einen wirklichen Gottes war ein unbestimmtes Etwas, das man zuerst mehr ahnte, als erklären konnte. Diese sich in verschiedene Zweige teilenden Schulen, welche dann bestimmte Schulanstalten unterhielten, nannte man Charanas, und ihre Lehre wurde in den Brahmanas niedergelegt, die auch wie die Vedas als inspiriert angesehen wurden.

Die Ansicht der Munis, daß sie durch ihre tapasia eine Macht über die Götter erhielten, entwickelte den Gedanken, daß die menschliche Seele göttlich sei. Da zu jener Zeit noch zur Idee der Gottheit die Sittlichkeit oder Heiligkeit, im landläufigen Sinne des Wortes, gerechnet wurde, so suchten die Munis neben der Macht über die Götter die Reinheit der Seele und die Gemeinschaft mit der Gottheit zu entwickeln. Ihre Lehren wurden in Büchern, Aranyakas genannt, niedergelegt, die dasselbe Ansehen, wie die Vedas und Brahmanas erhielten.

III. **Die philosophische Periode:** Eine der interessantesten Perioden in der Religionsgeschichte der Welt ist ja die Zeit um 600 B. C. Die Grenzen vor- und nachher dürfen wir da nicht zu eng ziehen. In Persien lebte Zoroaster (660—583), in Palästina Jeremia (627—580) und die anderen Propheten, in Griechenland Pythagoras (gest. 510), in China Confucius (551—478), in Indien Gautama Sakya oder Buddha (gest. cir. 500). Aber auch außer der Entstehung des Buddhismus war diese Zeit für Indien von der größten Bedeutung. Die Brahminen und Munis, als die Mittler zwischen der Hinduseele und ihrem Gott, herrschten unbeschränkt und entwickelten eine großar-

tige Missionstätigkeit, indem sie die indische Urbevölkerung unter den Einfluß der arisch-brahmanischen Denkweise brachten, gerade wie heutigen Tages die Welt unter den Einfluß des anglo-sächsischen Gedankenlebens gebracht wird. Es wurden auch genau dieselben Mittel angewendet. Nur einige wenige Stämme, wie die Kols, Santals, Ghonds u. s. w. entzogen sich diesem Einfluß, ich glaube man kann sagen, zu ihrem Glück. Allerdings wurden sie dafür in die Urwälder und Gebirge getrieben und waren und blieben von der sich immer mehr entwickelnden Zivilisation und Wissenschaft ausgeschlossen.

Zu jener Zeit entstand, allerdings nicht ohne heftige Kämpfe, das System, das heute noch das ganze religiöse Leben der Hindus beherrscht. Das gewöhnliche Volk stand noch ganz unter dem Einfluß des Opfers, der Zaubergebete und der tapasia, um die Götter zu beeinflussen und unter seine Gewalt zu bekommen. Die großartigsten Opfer waren das Krönungsopfer (Rajasuga), das Pferdeopfer (Asvamedha) und das Menschenopfer (Purushamedha), aber in den Priester- und Munischulen, welche Sitze großer Gelehrsamkeit waren, entwickelte sich eine revolutionäre Gedankenarbeit. Der unbestimmte Pantheismus, der in den Naturkräften das Göttliche sah und die Monolatrie, welche einen der vielen Götter als den höchsten verehrte, woraus die indische Dreigottheit: Brahma, Vishnu und Siva, entstand, änderte sich in die Idee des einen, nur existierenden Gottes, Brahm (neutrum) genannt. Oder besser ausgedrückt: Dieser eine unerkennbare und unbeschreibbare wurde als das einzig Seiende in der Welt angesehen, während alles andere: Götter, Universum und Menschen u. s. w. nur Einbildung oder Maya sei. Dies einzig Seiende wurde auch das einzige Selbst oder Atma genannt. Dieses einzig Seiende oder Selbst war schwer zu beschreiben, weil man es durch jede Beschreibung zu beschränken fürchtete. So hieß es, daß man von Brahm nicht sagen könnte, es „existiere,“ da Existenz eine Beschränkung des Seins sei, aber noch weniger könne man von ihm sagen, es „existiere nicht.“ Am leichtesten konnte man es in negativer Weise beschreiben. Deshalb hieß es auch nirguna, eigenschaftslos. Da die anderen Gottheiten in männliche und weibliche eingeteilt wurden, so mußte dieses einzig Seiende auch geschlechtslos, also neutrum sein. Besonders im Gegensatz gegen Brahma, der männlich war und mit dem Brahm nicht zu verwechseln ist.

Diese Brahm oder Atma kann auch keinem Wechsel unterworfen sein. Das Universum kann daher auch nur ein Beiseiteschieben von Brahm sein. Wenn man die gewöhnliche Ansicht festhält, daß in der sichtbaren Welt der Erscheinungen eine Unterschiedlichkeit und Wirklichkeit vorhanden ist, dann kann diese Ansicht nur durch das allgemeine Prinzip der Unwissenheit, das alle Dinge und den Geist der Menschen durchdringt, entstanden sein. Diese Unwissenheit kann nur

Maya oder Einbildung sein. Maya ist kein „Sein," denn Brahm ist alles Sein allein. Wiederum ist Maya aber auch nicht „Nichtsein," denn für den Unwissenden ruft es die Welt der Phenomena hervor, welche für die gewöhnliche Erfahrung und Glauben eine wirkliche Welt bleibt, bis es eben aufgeht in der höheren, geistigen Kenntnis von der Einheit (Monismus) aller Dinge. Ein Glaube, den heute noch jeder Hindu ausspricht in den Worten: „Brahm ist Wahrheit, die Welt ist falsch."

Mit dem Wechsel der Gottesidee war natürlich auch ein Wechsel von der Ansicht über die Menschenseele verbunden. Diese galt nun als eine Emanation des göttlichen Selbst oder Geistes, als ein Funke vom Zentralfeuer, als ein Tropfen des göttlichen Ozeans. Sie ist in dem Körper inkarniert und hat jetzt keine selbständige Individualität mehr, sondern nur ein in der Welt der Maya oder Illusion sich verlorenes Teil des einzig seienden Selbst. Ihre Wohnung fand sie im Herzen und konnte nur durch eine von der Stirn nach dem Herzen laufend gedachte Arterie entfliehen.

Natürlich veränderte sich dadurch auch die Ansicht über das Verhältnis der Menschenseele zu ihrem Gott. Einmal rief die neue Idee von Gott und Seele und das Problem des täglichen Lebens, der Verschiedenheit der äußeren Lebensstellung, von Glück und Unglück und vor allem der Verschiedenheit des Charakters, zwei noch heute das ganze indische Denken beherrschende Lehren hervor. Es sind die Lehre von der Seelenwanderung und vom Karma. Aehnliche religions-philosophische Ideen, besonders die der Seelenwanderung, fanden sich zu jener Zeit auch in Griechenland, aber es würde mich zu weit führen, auf eine etwaige Beeinflussung von da aus einzugehen. Ich will nur bemerken, daß die Gelehrten sie behaupten und leugnen.

Karma bedeutet Handlung, Taten. Die Lehre von Karma ist die unbewußte Auswirkung oder Beeinflussung in jedem neuen Leben, welche die Seele auf ihren Wanderungen erhält. Die Idee ist, daß eines Menschen Körper, Charakter, Fähigkeiten, Temperament, seine Stellung im Leben durch Geburt, Reichtum und dergleichen, ja alle seine Erfahrungen, Handlungen, Gedanken und Gefühle u. s. w. die gerechten Früchte seiner Taten, gut oder böse, in einer früheren Existenz sind. Diese Nachwirkungen des früheren in dem neuen Leben werden nicht nur passiv empfunden, daß sie sich in glücklichen und unglücklichen Erfahrungen auswirken, sondern auch das Denken, die Gefühle, das Wollen und die Taten werden völlig beeinflußt. Die Taten u. s. w. im neuen Leben bilden ein neues Karma, welches sich dann wieder im nächsten Leben auswirken muß und so geht es von Existenz zu Existenz. Wie schon erwähnt, sind es nicht nur die bösen Taten, sondern alle, böse und gute, welche Gelegenheit finden müssen, sich auszuwirken, daher ruft jede Tat eine neue Inkarnation des Selbst

oder Atma hervor. In den ältesten Upanishads, den in jener Periode entstandenen heiligen Büchern, welche wie die Vedas, Aranyakas und Brahmanas als inspiriert gelten, wird die Karmalehre noch als eine Geheimlehre der Brahminen bezeichnet. Später wurde sie Gemeingut jedes Kulis.

Zusammen mit anderen Ursachen hat diese Karmalehre auch mitgeholfen das großartige indische Kastensystem hervorzurufen, sowie andere soziale Sitten und Gebräuche, welche in jener Periode entstanden sind, wie Kinderheirat, Verbot der Witwenverheiratung und die Witwenverbrennung.

Diese durch das Karma immer wieder hervorgerufenen Inkarnationen oder Wiedergeburten, man schätzt ihre Zahl populär auf 4800, verursachte, daß der Brahmaismus zu einer der hervorragendsten Erlöserreligionen der Erde geworden ist. Die Frage, wie erlangt die Seele Erlösung, nicht von dem, was wir Sünde nennen, sondern von der Kette des Wiedergeborenwerdens oder von der dieselbe hervorrufenden Tat, beherrscht von nun an das religiöse Denken der Hindus oder das Verhältnis der Hinduseele zu ihrem Gott. Hierher, d. h. zu den Erlöserreligionen gehört ja auch der Buddhismus, da aber der echte Buddhismus atheistisch oder richtiger agnostisch ist, da Gautama selbst über die Existenz Gottes sagte, daß man dies nicht wissen könne, so gehört er nicht in die Behandlung unseres Themas.

Unter Erlösung versteht man von dieser Zeit an in Indien die Wiedervereinigung des menschlichen Selbst oder Atma mit dem ursprünglich oder wirklich seienden Atma, dem Brahm. Wie die Flüsse sich ins Meer ergießen und mit demselben verbinden, aber man nicht mehr bestimmen kann, ob ein Tropfen diesem oder jenem Flusse angehörte, so ergießt sich das erlöste Atma des Menschen in dem Brahms. Oder wie ein Klumpen Salz sich im Wasser auflöst und man kein Körnchen Salz mehr einzeln erkennen kann, so ist die Erlösung.

Wie kommt nun diese Erlösung zustande? Das nächstliegende war ja natürlich die Befreiung von allem und jedem Tun zu suchen, denn die Tat verursachte das Wiedergeborenwerden und hinderte die Seele sich mit Brahm zu verbinden. Deswegen zog der Erlösungsuchende sich so viel wie möglich vom alltäglichen Leben zurück, da dasselbe die meiste Gelegenheit zum Tun gab. Die Angehörigen der höheren Kasten, der Zweimalgebornen, wie sie genannt werden, d. h. derjenigen, welche auf dem langen Wege des immer wieder auf dieser Erde Geborenseins in diese Kasten gelangt waren, zogen sich, nachdem sie ihre Pflichten im irdischen Leben, als Gründung einer Familie, Erzeugung mindestens eines Sohnes und die Verheiratung der Kinder, erfüllt hatten, zu diesem Leben der Einsamkeit und tapasia zurück.

Diese schon früher geübte tapasia fand nun eine neue Richtung, die sich aber sehr stark mit dem alten Gedanken: Gewalt über die

Kräfte der Götter zu erlangen, verband. Dies verursachte die Entstehung der Yogaübungen. Der Erlösungsuchende zog sich in die Einsamkeit zurück, machte sich so viel wie möglich von allen Taten frei, indem er auch seine Gedanken immer mehr auf einen bestimmten Punkt vereinigte.

Das Wort Yoga bedeutet yoking oder vereinigen. Patamjali, einer der hervorragensten Yogaphilosophen, der zwischen 500 B. C. und A. D. lebte, verbindet in seinem Yogasystem die Vereinigung des Verstandes mit der Materie einerseits und außerdem die Erlösung. Er erklärt Yoga als die Aufhebung der Prinzipien des Selbstbewußtseins oder die Unterdrückung der Tätigkeit des Geistes. Swatma Ram Swami, ein neuerer Yogaphilosoph, sagt in seinem Kommentar dazu: „Daß die Aufhebung der geistigen Tätigkeit die drei Welten, (Unterwelt, Erde und Himmel) mit ihrem Elend verschwinden läßt. Bei der Kunst seine Gedanken unter Kontrolle zu bringen sind alle geheimen (occult) Kräfte notwendig. Diese tapasia oder Askese kann man ohne Guru oder Lehrer niemals richtig lernen und üben. Solch ein Guru könne nur durch die besondere Gnadenerweisung von Vishnu oder Siva gefunden werden."

Dadurch entstand die große Menge der indischen Heiligen, die man gewöhnlich im Auslande, wenn auch fälschlich, Büßer nennt. Die bekanntesten Arten sind die pravivrajakas (Wanderer), bhikshus (Bettler), sanniyasies (Entsager). Sie alle haben sich in den verschiedensten Abstufungen vom Leben der Tat zurückgezogen und gelten als Lehrer der Yoga. Aus der Yoga entstanden auch die berühmten indischen Zauberer, die in so wunderbarer Weise das Gedankenleben ihrer Mitmenschen beeinflussen können, daß diese sehen, was sie sie sehen lassen wollen (Suggestion). Auch treffen wir hier zum ersten Male den Gedanken der göttlichen Gnade im indischen religiösen Leben, der sich später noch weiter entwickelte.

Das Yogasystem lehrt von der Seele dasselbe, als wie die sonst atheistische Sankhyaphilosophie. Darnach sind die Seelen oder purushas der Menschen ewig, unterschieden von der Materie, selbstexistierend und in ihrem ursprünglichen Zustande in ewiger Ruhe. In diesem ursprünglichen Zustand ist die Seele gestaltlos, untätig, passiv, durchsichtig fein und reines Licht. Widerwille, Wunsch, Glücklichkeit und das Gegenteil, Gerechtigkeit und sittliche Verkommenheit, Haß, Liebe, Tugend und Untugend gehören nicht zur Seele, sondern zum Körper. Die Existenz von unzähligen Seelen wird einfach als selbstverständlich angenommen, da es von niemand geleugnet sei. Durch das sich Versenken der Seele in die Natur oder Materie und die Möglichkeit der Scheidung davon entstand die Schöpfung. Zu diesem Gedanken fügt die Yogaphilosophie noch den Glauben an den Herrn oder Is'vara, Gott, welcher in Gnade und Barmherzigkeit die

Seele in der Konzentration der Gedanken oder Askese unterstützt.

Sei es, daß einige Denker zu der Erkenntnis kamen, daß ein völlig tatenloses, also auch gedankenloses, Leben nicht recht möglich ist, sei es, daß andere Ursachen mitwirkten, jedenfalls entstand in den Gelehrtenschulen ein anderer Weg der Erlösung, der Weg des Wissens. Die Macht und daher Bedeutung des Wissens war ja schon früher erkannt worden, und so war auch dieser neue Weg nur eine Entwickelung von früher Erkanntem. Man sagte sich: Ist meine Seele oder Atma nur ein Teil des einzig seienden Atma oder Brahm, so muß ich Erlösung haben, sowie ich dies weiß und von diesem Wissen völlig durchdrungen bin. Er gipfelt in der Formel: „Twat tuam asi." Das bist du. Mein eigenes Selbst oder Atma ist das unendliche Atma. Da dieses unendliche Atma das einzig Seiende ist, so kann kein Unterschied zwischen mir und Brahm oder zwischen mir und einem anderen Atma sein.

Du bist der Mann, du bist das Weib,
Das Mädchen und der Knabe.
Als Greis da schwankst du jämmerlich
Am Stab zu deinem Grabe.

Natürlich alles zusammen auf einmal. Diese Verse sind die freie Uebersetzung aus dem Hindi.

Durch den Philosophen Sankara (cir. 800 A. D.) wurden diese Gedanken sehr populär, sind es ja die Grundgedanken der Vedantaphilosophie. Sankara ist auch der Hauptüberwinder des Buddhismus, dessen Lehren ja im geraden Gegensatz dazu stehen, weil beim Buddhismus alles auf das rechte Denken, Tun und Reden ankam, während durch diesen Weg der Erlösung die Taten gleichgültig wurden. Welchen Einfluß diese sehr populär gewordene Philosophie auf das sittliche Leben der Hindus hatte, ist ja leicht zu erkennen.

Trotzdem diese Gedanken immer populärer wurden, so blieb für die große Masse des Volkes der Weg der Werke immer noch der bequemste Weg zur Erlösung, indem sie durch gute Taten, wie Opfer und Gaben an die Brahminen und Heiligen, Ausgrabungen von Teichen, Pflanzen von Bäumen u. s. w. in einer ihrer nächsten Geburten eine höhere Lebensstellung zu erhalten hofften, bis sie vielleicht einmal dazu kamen ein sanniyasi zu werden, oder zu der Gnade des Wissens, des „Twat tuam asi" kommen konnten. Eigentlich schließt die Lehre des Karma, die Gnade, den freien Willen und eine höhere Entwickelung aus, aber die Welt ist ja nie konsequent gewesen und am allerwenigsten die Indische, was uns die nächste Entwickelung des Verhältnisses der Hinduseele zu ihrem Gott zeigen wird.

IV. **Die götzendienerische Periode:** Die ausgedehnte Missionstätigkeit der Brahminen, die Völker Indiens unter den Einfluß der arisch-brahmanischen Glaubens- und Sittenlehre zu bringen, war ein

zweischneidiges Schwert, da sie alle Lokalgötter mit ihren zum Teil unsittlichen Kulten in ihr Pantheon aufnahmen. Dadurch entstand der grobe Götzendienst. Götzenbilder und deren Verehrung in Tempeln, welche beide dem alten Brahmaismus unbekannt waren, wurden zahlreich und ihre Anbetung ein gewöhnliches Zeichen der Frömmigkeit und in den Weg der Werke aufgenommen. Ebenso Pilgerfahrten zu heiligen Orten und der Gebrauch der Amulette. Die Zahl der Götter wuchs ins Unendliche, so daß man sie schätzungsweise auf 333 Millionen angibt. Diese götzendienerische Periode begann in den letzten Jahrhunderten B. C. und fand ihre größte Ausbreitung und ihren entsittlichendsten Einfluß in der Zeit von 300 bis 700 A. D. In dieser Zeit entstanden die so viel gelesenen Puranas. Das Wort bedeutet Archäologie und wurde zur Bezeichnung von alten Sagen und Mythen gewählt, aber die so viel gelesenen Puranas sind heilige Bücher, welche allerdings den Veda, Brahmanas, Aranyakas und Upanishads, die als sruti (Offenbarung) gelten, offiziell nicht gleichgestellt sind, sondern zu den Smriti (Tradition) genannten heiligen Büchern gerechnet werden, aber vom Volke viel mehr als die Sruti heiligen Bücher gelesen werden. Fast alle Puranas fangen mit der Entstehung der Welt an und gehen dann in die Lebensgeschichte und den Preis eines bestimmten Gottes über, sehr oft werden die anderen Götter darin verhöhnt. Jeder Hindu sucht sich einen Lieblingsgott aus, dem er hauptsächlich, aber durchaus nicht mit Ausschluß der anderen Götter, dient. Er hofft, daß dieser Gott ihn nach dem Tode in seinen besonderen Himmel aufnehmen wird, wenigstens für einige Zeit, bis er durch das Karma gezwungen, wieder auf die Erde muß. Die Verehrung dieser Götter, denn Anrufung kann man es nicht nennen, besteht in gewissen kultischen Zeremonien und vor allem in der Ausrufung, nicht Anrufung, ihres Namens, wobei es so weit kam, daß es gleichgültig wurde, ob man den Namen des Gottes im Gebet oder Fluch oder sonstwie gebrauchte.

V. **Die Periode der Inkarnationen:** Einigermaßen als Lichtpunkte in dieser dunkelsten Periode des Hinduismus kann man die Inkarnationslehre betrachten, welche eine ganz neue Idee in des Verhältnis der Hinduseele zu ihrem Gott brachte. Nämlich die Idee der Liebe, des Glaubens und der vertrauenden Hingabe. Diese Inkarnationen oder Avatare des Gottes Vishnu waren zuerst Heroen aus den Kämpfen der eingewanderten Arier mit der Urbevölkerung oder der verschiedenen arischen Königsgeschlechter unter einander, welche dann in den letzten Jahrhunderten B. C. und in den ersten A. D. allmählich zu Inkarnationen des Gottes Vishnu erhoben wurden. Da ist z. B. Krishna, einer der Helden aus dem Epos Mahabharata. In demselben wird der Kampf der beiden Fürstengeschlechter der Pandaus und Kurus in hochpoetischer Weise geschildert. Nach Prof. Deu-

sen soll derselbe 1800 B. C. stattgefunden haben. Noch 500 B. C. galt Krishna nur als Heros, aber schon Megathenes, der Seleuciden-gesandte am Hofe des indischen Königs Chandragupta (im dritten Jahrhundert B. C.), berichtet über seine Anbetung als Gott. Ebenso ist es mit dem Königssohne Ramchandra, kurz Ram genannt, dessen romantische Lebensereignisse, und besonders sein ideales Eheleben mit seiner Gattin Sita, in dem anderen großen Epos der indischen Literatur, dem Ramayana, besungen wird. Allmählich entstanden neun Inkarnationen oder Autare, und wenn man Buddha mitrechnet, der nach Ueberwindung des Buddhismus auch zu einer Inkarnation Vishnus erhoben wurde, zehn. Einer ist noch zu erwarten, der nashkalang oder fleckenlose Autar. Er wird als der auf einem weißen Rosse reitende Weltenrichter darstellt. Eingeborne Christen vergleichen ihn mit dem Reiter auf dem weißen Rosse in Offenbarung 6, 2.

Der Zweck der verschiedenen Inkarnationen Vishnus auf Erden ist wieder die Erlösung. Allerdings nicht die direkte Erlösung der Menschen von Sünde oder von der Kette der Wiedergeburten, sondern von den die Menschen verderbenden und verführenden Dämonen, die teils menschliche, teils tierische Formen hatten, und welche die Menschen zwangen, die Dämonen anstatt der Götter anzubeten. Ein sittlicher Unterschied besteht ja nicht zwischen den Göttern und den Dämonen oder den Suras und Asuras. Der Ausgangspunkt ist der Kampf der Arier mit der Urbevölkerung oder der Götter der Arier mit denen der Urbevölkerung. Nach und nach wurde die ganze Geschichte umgestaltet, so daß aus den Göttern der Urbevölkerung die die Menschen verführenden Dämonen entstanden, und der Gott Vishnu in den verschiedenen Autaren kam, um angeblich die Menschen zu retten, in Wahrheit aber die Götter zu retten, die ja ohne die Anbetung und Opfer der Menschen nicht leben konnten. Die erste Inkarnation, die des Fischautars, erinnert an die Sintflut.

Aber wie ich schon erwähnte, das Bedeutungsvolle der Inkarnationslehre ist die Idee der Liebe, des Glaubens und des hingebenden Vertrauens, welche durch dieselbe in das religiöse Leben der Hindus gebracht und vor allem populär gemacht wurden. Es war dies zuerst der Dank für die Errettung und später Mittel der Erlösung. Wenn auch diese Hingebung und Liebe, besonders bei Krishna ins Kraß-Sexuelle ausartete, so war es doch eine neue Idee, die dann in der später zu besprechenden Bhaktibewegung sich zur ethischen Höhe entwickelte.

VI. **Die Rekonstruktionsperiode:** Nach diesem Fall in den groben Götzendienst, der weder mit der Philosophie der Upanishads und der Gemeinschaft mit Gott suchenden Munis, noch mit der mehr kindlichen Anbetung der Naturkräfte in den Zeiten der Vedas etwas ge-

mein hatte, kam eine Zeit der Rekonstruktion und neuen Erhebung. Ihr Hauptmerkmal ist **die Verbindung der Philosophie** mit der Inkarnationsidee. Der schon erwähnte Sankara und andere Reformer, auf die einzugehen mich zu weit führen würde, bildeten die Führer. Einige von ihnen schrieben und lehrten noch im alten Sanskrit, aber der von den Buddhisten eingeführte Gebrauch der Volkssprache nahm überhand. Aus dieser Zeit der Rekonstruktion., die von cir. 700 A. D. an datiert werden kann, entstand die Bhaktibewegung, welche allmählich einen großen Einfluß gewann.

VII. **Die Periode der Bhakti:** Das Wort Bhakti, gleich Glaube, Liebe, Hingebung und Anbetung, findet sich schon in den philosophischen Upanishads, die etwa 1000 bis 600 B. C. entstanden sind, aber durch die zwischen 300 bis 800 A. D. entstandene Bhagavatgita, ein Buch, das zu den sittlich höchsten gehört, das die indische und die außerchristliche Literatur aller Völker hervorgebracht hat, und durch Persönlichkeiten, wie Ramanuja 1100 A. D. und Ramananda 1400 A. D., Männer, welche eine hohe Stellung in der Religionsgeschichte einnehmen, ist die Bhakti zur allgemeinen Geltung gekommen. Die seit 1200 A. D. in Indien eingedrungenen Mohammedaner hatten jedenfalls in der späteren Entwickelung der Bhaktibewegung einen nicht unbedeutenden Einfluß, wie gerade Kabir, der Luther Indiens, zeigt, dessen Anhänger in Chhattisgarh weit verbreitet sind.

Bhakti war zuerst mit der Gottheit Vasudeva, der später mit Vishnu identifiziert wurde, verbunden. In der schon erwähnten Mahabaratha (200 B. C. bis 75 A. D.) wird gelehrt, daß es eine von Gnade erfüllte ewige und unbegrenzte Gottheit sei. Alle diejenigen, welche Vasudeva im Glauben und ohne Hoffnung auf Belohnung ihrer Taten anbeten, erwartet eine ewige Seligkeit im Himmel in der Nähe ihres Herrn. Durch diesen anbetenden Glauben oder Liebe oder Bhakti der Anbeter floß die Gnade Gottes in sie, so daß sie der ewigen Herrlichkeit und Freude im Himmel gewiß wurden. Diese Anbetung Vasudevas oder Gottes war ein intensives und eifriges Meditieren oder sich Versenken (upasana) in das Höchste, in Bezug auf seine Immanenz im Universum und in den Menschen. Es entwickelte sich dann in Bhakti oder anbetenden Glauben und Liebe zu Gott. Erinnert uns das nicht an Augustins Worte: "Quid est credere in Deum? Credendo amare, credendo diligere, credendo in Eum ire, et ejus membris incorporari."

Besonders klar tritt uns die Idee der Gnade (prasada) eines Gottes der Liebe zu seinem Gläubigen in den letzten Kapiteln der Bhagavatgita entgegen. Hier lehrt Krishna: „Durch Bhakti erkennt man in Wahrheit, wer und was ich bin; wer dann in Wahrheit mich erkennt, vereinigt sich schnell mit mir. Wer immer meinen Willen tuend in mir seine Wohnung nimmt, der gelangt durch meine Gnade

zu den ewigen Regionen. Wenn du mit deinen Gedanken bei mir weilst, so wirst du durch meine Gnade alles Schwere überwinden." „Verlaß alle Gerechtigkeitswerke, stelle dich völlig unter meine Leitung, sorge nichts, ich werde dich von aller Sünde befreien. Sage dies niemand, der ohne tapasia und ohne Bhakti ist, noch zu denen, die nicht hören wollen oder Uebel von mir reden." Wir brauchen nur an die Stelle von Krishna Christus zu setzen und diese Worte klingen fast wie solche aus dem Johannesevangelium.

Dieses Zitat aus der Bhagavatgita zeigt uns auch, daß der Grundgedanke der Bhakti Erlösung ist. Hatten die Brahminen die Möglichkeit der Erlösung auf die höheren, die zweimalgebornen Kasten und auf das männliche Geschlecht beschränkt, so lehrten die Bhaktiführer die Möglichkeit der Erlösung für alle Menschen, selbst für die niedrigsten outcasts und auch für die Frauen. Einige von ihnen, wie schon Ramananda nahmen zu ihren direkten Schülern oder Jüngern Angehörige jeder Kaste, selbst Mohammedaner, auf. Auch die von den Brahminen gelehrte Ansicht, daß das Böse durch die Speise in den Menschen eingehe und die zur Stärkung des Kastensystems gebraucht wurde, wurde von ihnen geleugnet. Die alte Monolatrie des Lieblingsgottes und die Idee des einen unpersönlichen, unbeschreibbaren Brahm wurde in die mehr monotheistische Lehre von dem einen Gott, Schöpfers Himmels und der Erde umgewandelt, zu dem die Menschen durch gläubige Hingabe in innigen persönlichen Verkehr treten konnten. Dazu kommt die Erlösung von Sünde durch die Gnade Gottes. Die zahlreiche durch die Bhakti hervorgerufene Literatur atmet ein Suchen und Sehnen nach der Erlösung und Gemeinschaft mit Gott, kann aber von dem Zweifel, ob Gott auch wirklich gnädig sei, nicht frei werden, noch dringt sie zur völligen Gewißheit der Gemeinschaft mit Gott durch.

Auch zeigte sich bald die alte Lehre vom priesterlichen Mittler wieder, und zwar in der Gestalt des Guru oder Religionslehrers, welche bald eine Verderbung und Entsittlichung der reinen Bhaktilehre brachte. Gott, der eine, reine, heilige, war der Hinduseele doch zu fern und unerreichbar, besonders da die alten Anschauungen keineswegs überwunden waren, sondern noch weiterlebten. So kam es, daß man bald im Guru die Inkarnation der Gottheit sah, der an Gottes Stelle angebetet und durch völlige Hingabe von Leib und Seele verehrt wurde. Was das besonders bei dem weiblichen Geschlechte, das ja jetzt auch zu den Gläubigen gehörte, bedeutete, kann man sich hier zu Lande kaum denken, geschweige denn beschreiben, da es zu den krassesten sexuellen Ausschweifungen trieb. Bald wurde als Grundsatz aufgestellt, daß „ohne Guru zu machen," um eine wörtliche Uebersetzung aus dem Hindi zu gebrauchen, keine Seele zur Gemeinschaft mit Gott kommen könne. Nur der Guru konnte die Gläubigen zur

Gemeinschaft mit Gott und daher zur Erlösung von dem Wiedergeborenwerden bringen.

Es würde zu weit führen und liegt wohl auch nicht innerhalb der Grenzen meines Themas, auf die neueren Reformbewegungen einzugehen. Dieselben sind entweder wie der Brahmosamaj eine Verbindung christlicher und indischer Ideen und in mancher Beziehung den Unitariern verwandt, oder sie sind eine Wiederbelebung der alten Ideen der Vedas und Upanishads oder einer beliebigen Auswahl davon, verbunden mit Okkultismus, wie der Ariosamaj sie bietet. Das haben wir wohl erkannt, daß der Hindu sich nach Erlösung sehnt und sie gesucht hat, aber daß der Hinduismus auch den besten Beweis bietet, daß ohne die Offenbarung Gottes in Christo Jesu eine Erlösung nicht gefunden werden kann.

Sonntagschule oder Gemeindeschule?

Von Pastor R. J. Kurz.

Eine evangelische Gemeinde erhält ihren Gliederzuwachs auf zweierlei Weise: Von außen her, durch die Arbeit der Mission, das ist durch den Anschluß an die Gemeinde von bisher Fernstehenden; von innen, durch die Erziehung ihres Kindernachwuchses zur vollen Gliedschaft, welche Gliedschaft durch die Konfirmation erteilt wird. Im Folgenden soll nur der zweite Punkt berührt werden, nämlich die Aufgabe einer jeden evangelischen Gemeinde, ihre Kinder zu vollen Gliedern zu erziehen. Erziehung ist gleichbedeutend mit Schulung. Nun ist es ja wahr, daß das Elternhaus Gottes erste und heiligste Schule bildet, Vater und Mutter sind die ersten und besten Lehrer, . . . die Erfahrung lehrt aber, daß einesteils Berufspflichten der Eltern eine solche Hausschule hintenan drängen, andernteils Nachlässigkeit sich nur zu leicht einschleicht, oder auch die nötige Befähigung seitens der Eltern mangelt; darum sieht sich die Gemeinde genötigt, selbst ihrer Lämmer sich anzunehmen, wie ja schon unser Heiland zu Petrus spricht: „Weide meine Lämmer," St. Joh. 21, 15, und sie zu vollen Christen zu erziehen und zu schulen, nachdem in der heiligen Taufe der Grund gelegt. Diese Erziehung oder Schulung wird bewerkstelligt durch die Einrichtung und Erhaltung einer religiösen Schule. Zweierlei religiöse Schulen bieten sich unsrer Kirche, der Evangelischen Kirche Amerikas, dar:

A) Die Sonntagschule.
B) Die Gemeindeschule.

A) Die Sonntagschule. Wir sind als Kirche noch am Experimentieren mit der Frage: „Welcher von diesen zwei Schularten soll der Vorzug gegeben werden?" Je nachdem die Antwort auf diese Frage ausfällt, wird auch unsre Zukunft im Dienst des Evangeliums

sich gestalten. Dabei sei gleich zu Anfang bemerkt, daß das Geburtsland der Sonntagschule niemand für oder wider dieselbe beeinflussen sollte. Wir haben es mit der Sonntagschule an und für sich zu tun, mit ihren Methoden und Resultaten, nicht mit dem Volk oder Land, von dem sie zu uns gekommen, sei das betreffende Volk oder Land nun spanisch, englisch oder sonst etwas. Ebensowenig haben wir es hier mit der Sprache zu tun, in welcher die Sonntagschule in unsern Gemeinden abgehalten wird, denn immer mehr bricht sich jetzt der Grundsatz Bahn: Die Sprachenfrage ist Gemeindesache. Vielmehr handelt es sich für uns Evangelische darum: Bereitet die Sonntagschule das evangelische Kind in wirklich evangelischem Sinn und Geist auf die Konfirmation, das heißt die Gliedschaft in der Gemeinde vor? Das vom Schulwesen ihrer Kirche zu erwarten, haben Eltern und Paten gewiß ein volles Recht. Die Frage muß aber verneint werden. Die Sonntagschule im großen und ganzen angesehen, ist eigentlich gar keine Schule, denn es fehlen ihr die folgenden, in einer religiösen oder irgend einer andern Schule unerläßlichen Stücke:

1) **Die rechte Disziplin.**
2) **Ein Lehrer mit der nötigen Autorität.**
3) **Ein Lehrer, der seinen Lehrstoff beherrscht.**
4) **Schuleinrichtungen und -hilfsmittel.**
5) **Obligatorische Vorbereitung seitens der Schüler.**
6) **Prüfungen.**
7) **Genügende Unterrichtszeit.**

1) Der Sonntagschule mangelt die rechte Disziplin. In der Durchschnittssonntagschule hat das Kind die Freiheit, resp. es nimmt sich die Freiheit, mit seinen Nachbarn zu schwatzen, das Zimmer zu verlassen, unaufmerksam zu sein, ohne weitere Entschuldigung einen Sonntag oder auch mehrere auszubleiben, spät zu erscheinen u. s. w. Fast scheint es, als sei das harte Wort wahr: „Die Kinder regieren in der Sonntagschule, . . . nicht die Lehrer." Rühmliche Ausnahmen gibt es ja gewiß in allen Kirchenkörpern, aber im großen und ganzen ist das Durchschnittsbild einer Sonntagschule doch das einer wohl gutgenährten und nett gekleideten, dabei aber schwatzenden, unaufmerksamen, unruhigen und oft . . . gelangweilten Kinderschar, deren Lehrer oder Lehrerin sich treulich Mühe gibt, das Interesse und die Aufmerksamkeit der jungen Herren und Damen auf irgend eine Art und Weise zu erringen, und wenn er anheben müßte, über base ball zu reden, oder sie über seidene Kleider. Da denkt wohl mancher evangelische Christ an seine eignen Gemeindeschultage zurück, wo man die Kinder nicht mit base ball, scout troops, fairy tales, parties und andren Nebendingen so allmählich in die Tageslektion hineinchloroformierte. Damals gab's ein anderes, probates und sehr schnell wirkendes Mittel gegen Faulheit und Unaufmerksamkeit, nämlich das

schriftgemäße Mittel, Sprüche 13, 24: „Wer seiner Rute schonet, der hasset seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtiget ihn bald." Mancher evangelische Christ dankt heute seinem Gott, seinen Eltern und seinem Gemeindeschullehrer, daß dieses Mittel auch bei ihm nicht geschont wurde; daß durch die Züchtigung seines Körpers seine Seele die Erkenntnis gewann, wie unausbleiblich auf die Uebertretung des Gesetzes die Strafe folgt. Sollte die Disziplin in der modernen Sonntagschule vielleicht so schlecht sein, weil man die Begriffe Gesetz, Furcht Gottes, Gerechtigkeit, Heiligung vielfach zum alten Gerümpel geworfen hat und alles nach dem Grundsatz einer falschen, menschlich ersonnenen Liebe regieren will? Und wiederum, man frage sich nur, was ist denn das Ziel einer solchen rückgratlosen Schulung? „Freie Selbstentwicklung des Kindes," lautet vielfach die Antwort. Gottes Wort aber kennt diese Phrase nicht, sondern spricht durch Paulus: „Wir nehmen gefangen alle Vernunft unter den Gehorsam Christi," 2. Kor. 10, 5. Wer mit dem Zeitgeist glaubt, daß der wild wachsende Baum der geradeste sein wird und die süßesten Früchte bringen wird, der lasse seine Kinder immerhin ruhig in diesem Sinn und Geist erziehen, das heißt verziehen. Die evangelische Christenheit aber glaubt dem Worte Gottes, wenn es redet vom Pfropfen, Umgraben und Beschneiden des wilden Baumes oder Weinstocks, bis er endlich durch Gottes Gnade Frucht bringt zum ewigen Leben; selbst dann glaubt sie dem Worte Gottes, wenn es frei erklärt von unsren Kindern, die uns doch so lieb sind: „Das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf," 1. Mose 3, 21. Soll der wilde Baum ein Edelreis werden, so gehört er von Jugend auf, schon als junges Bäumchen, in stete Pflege und Disziplin.

2) Der Sonntagschule fehlt aber eben ein Lehrer mit der nötigen Autorität über seine Schüler. Fast das einzige disziplinarische Mittel, das dem Lehrer oder der Lehrerin in die Hand gegeben wird, ist die Ueberredung. Wie weit die Macht der Ueberredung im Fall von Trotz und Widerstand reicht, weiß jeder, der schon Kinder zu unterrichten gehabt. So greift dann der Unterrichtende manchmal in Verzweiflung zu einer vergifteten Waffe, dem Sarkasmus, der Bloßstellung des Kindes vor den Genossen. Was tut's? fragt der moderne Geist, er hat ja nicht die Rute genommen und das Kind etwa **geschlagen!** Nein, er hat den **Leib** nicht geschlagen, aber die **Seele** des Kindes hat er zerfleischt, wozu ihm weder Gott noch Mensch ein Recht gegeben. Körperliche Schläge, wenn verdient, lassen keine Narben zurück im Seelenleben, aber Ironie, Sarkasmus, Bloßstellung, die letzten Waffen eines autoritätlosen Lehrers, lassen faulende Stellen an der Seele zurück, die wohl niemals heilen, gleichviel ob das Kind Züchtigung verdiente oder nicht. Nach dem göttlichen Erziehungsplan, der ja bedeutend älter ist als das 20. Jahrhundert, steht der

Lehrer, wie auch die Eltern und die Landesregierung, an Gottes Statt vor den Kindern; darum soll er nicht nur das Recht haben Gehorsam zu verlangen, sondern auch die Macht ihn nötigenfalls zu erzwingen.

3) Dem Durchschnittssonntagschullehrer fehlt aber nicht nur die nötige Autorität, sondern auch die rechte Beherrschung seines Unterrichtsstoffes, das ist Bibel, Katechismus, Biblische Geschichten, Kirchenlied u. s. w. Wir wollen ganz gewiß den Ruhm und das Verdienst der großen Armee unsrer Sonntagschularbeiter nicht schmälern. Unsre Kirche hat noch immer ihre Sonntagschullehrer und Lehrerinnen für christliche Persönlichkeiten gehalten, die in aller Treue und mit allem Eifer da dienen, wo man sie hinberufen, die auch kein Opfer scheuen an Zeit noch Geld, um sich tiefer in ihre Aufgabe hineinzuarbeiten. Und doch, und doch, . . . ist ein solcher Mann oder ein solches Mädchen selbst nur durch eine Sonntagschule hindurchgegangen, durch ein Jahr oder zwei Konfirmandenunterricht und dann durch eine nur nach Tagen zählende Sommerschule oder Ausbildungsklasse, wo soll denn die Ausrüstung fürs Lehramt und die Beherrschung des Stoffes herkommen? Die Schrift warnt ausdrücklich vor dem schnellen Hineinspringen ins Lehreramt an heiligen Dingen, Jak. 3, 1: „Liebe Brüder, unterwinde sich nicht jedermann, Lehrer zu sein; **und wisset, daß wir desto mehr Urteil empfahen werden.**" Mögen darum die Sonntagschullehrer von heute im Durchschnitt überzeugte Christen sein, worüber wir nicht urteilen können, mögen sie willig, ja enthusiastisch sein im Hinblick auf das Lehramt, so muß es trotz alledem um der Heiligkeit und Verantwortung des Amtes willen doch immer heißen: „Wer lehren will, muß selbst erst lernen." Hier möchte man nun einwerfen: „Wir werden unsre Ausbildungsklassen und unsre Sommerschule so erweitern und verbessern, daß jeder Lehrer sich die zum Lehramt nötige Ausrüstung und Kenntnis mit der Zeit holen kann." Wird aber unsre, oder irgend eine andre, sogenannte Sommerschule, in der heißen Jahreszeit abgehalten, auf wenige Wochen beschränkt, zusammengestückelt in der „Fakultät," von Jahr zu Jahr in Programm und Ueberzeugung variierend, ihre Zeit mit Kinderspielen auf dem Rasen vergeudend, je das leisten können, was ein festgegründetes Lehrer-Seminar leistet, wo Lehrer und Lehrerinnen in jahrelangem, ernsten Studium sich auf das Amt vorbereiten, das nächst dem Pfarramt das köstlichste und auch in Gottes Augen das verantwortungsvollste ist? Gewiß nicht, noch auch irgend eine sogenannte training class, eben weil unsre Sonntagschullehrer nur wenige Tage oder Wochen einem solchen Kursus widmen können, und weil sie nur **eine Stunde pro Woche** in der Sonntagschule unterrichten sollen; mit andren Worten, weil das Lehreramt beim Sonntagschullehrer nicht **Beruf** ist, sondern nur **Nebenbeschäftigung,** bei allem zutage treten-

den Enthusiasmus. Eine wirkliche Wendung zum Besseren inbezug auf gründlichere Kenntnisse und Ausbildung seitens des Sonntagschullehrers ist daher kaum zu erwarten, trotz aller vielgepriesenen summer schools und training classes. Daß die persönliche, christliche Ueberzeugung erste und unerläßliche Vorbedingung zum christlichen Lehreramt ist, gibt ja jeder als selbstverständlich zu, aber in einer **Schule** soll **gelehrt** werden; fehlt darum dem Unterrichtenden selbst die **sachliche, pädagogische** Kenntnis, Durchdringung und Aneignung des Gegenstandes, wie hoch wird sich etwa das Resultat in Gedächtnis, Sinn und Herz des Schülers stellen? An manchen Orten erheben sich Klagen, daß Kinder in die Konfirmandenklasse eintreten, die seit ihren frühesten Jahren die Sonntagschule besucht, und kaum wissen, wer Moses und Elias gewesen, geschweige denn eine Katechismusfrage in der Sonntagschule gelernt haben. Wo liegt die Schuld? Am ungenügend ausgebildeten Lehrer; ja, das bedeutet aber: Am ganzen System, an dieser ganzen Idee und Einrichtung, die sich Sonntagschule nennt, welche ihren Lehrern niemals eine wirkliche Ausbildung bieten wird noch kann.

4) Der Sonntagschule fehlen auch die primitivsten **Einrichtungen** und **Hilfsmittel** einer rechten Schule. Wo sind Schreibpulte, Bücher, Griffel, Federn, Papier, Tafeln u. s. w. in unsren Sonntagschulen? Die Klasse wird auf Stühle oder steife Bänke plaziert, und nun beginnt die Lektion, die hauptsächlich im **Reden** des Lehrers oder der Lehrerin besteht, mit höchst selten einmal einer **Frage**. Man handelt nach dem Grundsatz, in der zu Gebote stehenden kurzen halben Stunde dem Kinde soviel wie möglich zu **geben**. Muß aber nicht das Kind das Gehörte auch verdauen, verarbeiten? Und gibt es einen besseren, ja, einen anderen Weg für das Kind in der Schule, das verarbeitete Material sinnlich wahrnehmbar niederzulegen, als durch Malen und Schreiben, sei es auf Tafel, Wandtafel oder Papier?

5) Hierhin gehört die obligatorische Vorbereitung der Lektion seitens des Kindes, die in jeder des Namens würdigen Schule erfordert wird. Kommen aber Hans und Liesel Sonntagmorgens in die Sonntagschulklasse, so muß der Lehrer schon ein gewaltiger Kinderkenner sein, um an ihren Mienen abzulesen, wer seine Lektion präpariert hat und wer nicht. Hans und Liesel wissen ja wohl: „Wir **sollten** unsre Biblische Geschichte studiert, wir **sollten** den Katechismusspruch dazu gelernt haben, aber es ist ja auch so all right. Was wir nicht wissen, sagt uns ja die liebe Lehrerin selbst vor; Strafe gibt's nicht, und die liebe Lehrerin bittet uns bloß recht herzlich, zum nächsten Male doch bitte, bitte uns die Lektion ein bißchen anzugucken." Ja, in eine solche „Schule," wo man nicht zu lernen braucht, wenn man nicht will, die auch keine weiteren Beziehungen mit den vielleicht strengeren Eltern der Schüler unterhält, in eine solche „Schule" ge-

chen Kinder gern, viel lieber als in die alte, so scharfe Gemeindeschule; und einem so lieben Gott, der einem so ganz und gar den eignen Willen läßt, dem dienen dann die späteren Männer und Frauen auch gern, viel lieber als dem alten Gott der Väter, der immer redete von Gesetz und Autorität und seinen Geboten, wie in 5. Mose 27, 26: „Verflucht sei, wer nicht alle Worte dieses Gesetzes erfüllet, daß er darnach tue.“ Eine solche religiöse „Schule“ ohne Zwang gefällt schon den Kleinen, und ein solcher Gott ohne Gebote gefällt schon den Großen. Sieh zu, in welchem Geiste deine Kinder an und in die Bibel geführt werden. Eine Schule oder irgend eine ander Einrichtung ist nicht schon darum gut und christlich, bloß weil sie die Bibel handhabt.

6) Der modernen Sonntagschule fehlen weiter die periodischen Prüfungen. Ein rechter Lehrer überzeugt sich von Zeit zu Zeit davon, daß der dargebotene Stoff auch wirklich im Verständnis des Kindes haften geblieben und verarbeitet worden ist, daß das Kind auch eine seinem Fassungsvermögen angemessene Uebersicht gewonnen hat. Dies erreicht der Lehrer, wie angedeutet, durch von Zeit zu Zeit abgehaltene Prüfungen, vorzugsweise schriftlich. Fehlt es dann irgendwo, so ist es dem Unterrichtenden möglich, an der schwachen Stelle nachzuhelfen. Die Sonntagschule hat aber keine Prüfungen. Daher findet sich's wohl zumteil, daß das Sonntagschulkind aufwächst ohne **bestimmte** religiöse Kenntnisse. Halb verstandene biblische Namen und Persönlichkeiten liegen kunterbunt im kleinen Gehirn, und das kleine Herz hat nur verschwommene Vorstellungen von Gott, Heiland, Heiligem Geist, Gesetz, Erlösung, Verantwortung, Sittlichkeit u. s. w. Man hat dem Kinde eine große Masse gegeben, die dazu manchmal teils trivialer, teils zu schwerer Natur ist, und das Kind kann die Masse nicht verdauen. Was der Schüler in Wahrheit benötigt, ist dieses: Einige wenige grundlegende Biblische Geschichten, dazu die wenigen zum kindlichen Heilswissen wirklich notwendigen Glaubenssätze, und diese Glaubenssätze und Geschichten, in der gleichen und in wechselnder Gewandung, immer wiederholt, resp. immer wieder Prüfungen darüber angestellt, selbst auf die Gefahr hin, daß das Kind die Arbeit des Lehrers an seiner Seele langweilig findet. Welcher von beiden weiß denn, was gut und heilsam ist: Lehrer oder Schüler, Mensch oder Gott? Was haben wir nun von einer sogenannten „Schule“ zu halten, welche es fertig bringt, ein Kind sechs bis zehn Jahre lang und noch länger zu unterrichten, bezw. vollzustopfen, ohne auch nur eine einzige rechte Prüfung? Warum wird die Prüfung, das Examen, eins der grundlegenden erzieherischen Mittel, unterlassen? Verdient die Sonntagschule, wie sie heute gang und gäbe ist, überhaupt den Namen „Schule?“

7) Es ist wohl kaum zu erwarten, daß eine durchgreifende Wen-

dung zum Besseren im Betrieb der Sonntagschule eintreten werde. Selbst im Fall, daß die Sonntagschulbewegung, die jetzt ja hundert Jahre alt ist, korrekte pädagogische Prinzipien anerkennen und ausreichende Vorbildung für ihre Lehrer bieten sollte, so fehlt doch immer noch genügend Zeit zum Klassenunterricht. Durch Eröffnung und Schluß, Kollekte, Ausfüllen der Klassenbücher u. s. w. schmilzt die eigentliche Unterrichtszeit am Sonntag auf kaum eine halbe Stunde zusammen. Dreißig Minuten pro Woche für den religiösen Unterricht unsrer Kinder, unter wohl willigen, aber schlecht oder gar nicht ausgebildeten Lehrern, . . . können evangelische Christen damit zufrieden sein? Eine halbe Stunde alle sieben Tage für die Beschäftigung mit göttlichen Dingen, ist das genug? Ist nicht vielleicht der alles anfressende und verfaulende Materialismus unserer Zeit mitverschuldet durch eine solche religiöse „Erziehung," welche Gott eine halbe Stunde überweist, der Welt die ganze übrige Woche? Man sagt: „Wir sollten mehr Zeit haben für die Sonntagschule." Gewiß, aber wo soll sie herkommen, sintemal der Sonntag nicht ein **Schultag**, sondern ein **Ruhetag** der Kirche ist?

In den letzten Jahren mehren sich nun auch die Zeichen des Verfalls der Sonntagschule, dazu, wie so oft in der Geschichte, gerade in dem, was man als den allergrößten Fortschritt gepriesen. Die Sonntagschule hat nämlich in den letzten Jahren auch die Erwachsenen unter ihre Flügel versammelt, in die verschiedensten Sorten von Senior und Adult classes. Die unausbleibliche Folge solchen Eindringens Erwachsener in eine Kinderschule, was die Sonntagschule doch sein soll, zeigt sich hierin, daß die ohnehin schon dürftige Erziehung der eigentlichen Schüler, das heißt der Kinder, noch weiter leidet. Man hat es ausgesprochen, ja, geradezu zum Schlagwort (slogan) gemacht: "The whole Church in the Sunday-school." In der durchschnittlichen evangelischen Gemeinde sind aber gewiß mehr Erwachsene als Kinder; ist es nun Ziel der Sonntagschule, alle Erwachsenen in die Sonntagschule zu bringen, so steht nichts anderes zu erwarten als daß der Schwerpunkt des Interesses von der Vorbereitung unsrer Kinder auf den Konfirmandenunterricht sich völlig verschiebt auf die Adult classes, . . . Versammlungen, wo die Männlein und Weiblein wohl sitzen mit dem Wort Gottes in der Hand, aber ihr Mund redet gar andre Dinge, nämlich Prohibition, Social Service, Community Uplift, Social Center, und wie die neuesten, vom Menschen- oder auch einem andren Geist ersonnenen Allheilmittel für das menschliche Elend alle heißen mögen. Solcher "classes" gibt es jetzt leider viele, auch unter uns. Der Ort für ein ernstes, aufrichtiges Bibelstudium ist doch immer noch das eigne Heim; finden sich aber in einer Gemeinde solche erwachsenen Personen, die neben privatem Studium und der Predigt des Seelsorgers auch noch in Klassen Gottes Wort

lernen möchten, so ist das ja unter geeignetem Leiter gewiß nicht zu verwerfen, doch sollen solche Klassen, gleichviel unter welchem Namen, sich nicht in die Schule der Kinder eindrängen, sondern sich an einem anderen Ort oder zu einer anderen Zeit versammeln; und weiter soll erst einmal die ganze Sonntagschule in der Kirche zu finden sein, bevor man die Sonntagschule in so eine Art Nebengemeinde verwandelt, mit einer oft zum mindesten bedenklichen Lehre und Praxis. Die Alten gehören nicht notwendigerweise in die Schule der Gemeinde, aber Jung sowohl als Alt gehören in den Gottesdienst der Gemeinde, wo durch den ordnungsmäßig berufenen Diener Gottes Wort erschallt, und die Sakramente verwaltet werden. Sintemal denn die Sonntagschule von Anfang an keine rechte Schule gewesen, und nun durch das Eindringen oder -locken von Erwachsenen ihren Schulcharakter völlig einzubüßen droht, so ist es kaum zu verwundern, wenn ernste evangelische Christen, unbefriedigt von all dem Schein ohne Sein, sich nach einer anderen, dem evangelischen Geist mehr entsprechenden Schulform umsehen.

B) **Die Gemeindeschule.** Die Gemeindeschule! Das Wort ruft bei manchem Leser eine Jugenderinnerung wach, denn die Zahl von ehemaligen Gemeindeschülern ist unter uns noch immer groß. Der Zeitgeist ruft ja wohl: „Die Gemeindeschule ist veraltet, paßt nicht mehr ins fortschrittliche zwanzigste Jahrhundert." Mancher aber, des Segens eingedenk, den er selbst in einer Gemeindeschulerziehung empfangen, stimmt nicht mit ein in das Verdammungsurteil der modernen Zeit, sondern erwägt im Stillen, ob es nicht besser für das irdische und ewige Wohl seiner Kinder wäre, sie gingen in eine Schule, die altmodisch genug ist, fünf Tage in der Woche christliche Glaubenslehren in streng positiver Weise zu treiben, als daß sie mit dem Strom in eine super-moderne Sonntagschule schwämmen und da ein nebliges, verwässertes Christentum einsaugten, wenn nicht gar etwas Schlimmeres. Noch ist die evangelische Gemeindeschule nicht tot, ob ihr gleich schon manch Verblendeter den Tod gewünscht. Ja, es mehren sich sogar die Anzeichen, daß man wieder anfängt, sich auf dies köstliche Erbe der Gründer unsrer Kirche in Amerika zu besinnen, als auf ein überkommenes Gut, das hoch und teuer zu halten ist. Man beginnt vielerorts des unaufhörlichen Geschreis „Fortschritt" satt zu werden und übersatt, da man nachgerade erkannt hat, daß es auch einen „Fortschritt" nach abwärts statt nach aufwärts gibt, zu welcher heilsamen Erkenntnis der kürzliche Weltkrieg wohl viel beigetragen hat. Dieser wiedererwachenden Wertschätzung der evangelischen Gemeindeschule Rechnung tragend sei es erlaubt folgende Punkte vorzulegen:

1) **Kinder christlicher Eltern gehören nicht in die Schule des**

Staats (public school), **sondern in die Schule der christlichen Kirche (Gemeindeschule).**

2) **Eine rechte Gemeindeschule lehrt alles, was zur irdischen und ewigen Wohlfahrt nötig ist.**

3) **Eine wohlunterrichtete Gemeinde hat ihre Gemeindeschule lieb.**

4) **Ein treuer Seelsorger sieht, in Ermangelung eines Lehrers von Beruf, den Gemeindeschulunterricht nicht als Bürde, sondern als Vorrecht an.**

5) **Gemeindeschullehrer von Beruf können beschafft werden.**

6) **Schulräume sind in den meisten Gemeinden schon vorhanden.**

7) **Die nötigen Geldmittel kommen mit der Liebe zur Sache.**

---

1) Eine heutzutage weitverbreitete Meinung ist die, daß die modernen Kulturstaaten „christlich" seien. Dieser Meinung kann jedoch ein evangelischer Christ nicht beistimmen. Kein Staat, alter oder neuer Zeit, auch nicht unsere eigne Regierung, baut sich auf durchweg christlichen Grundsätzen auf. Wohl alle zivilisierten Staatsgefüge moderner Zeit ruhen auf der Grundmauer heidnisch-römischen oder heidnisch-germanischen Rechts, resp. einer Vermischung dieser beiden Rechte. Es gibt keinen „christlichen" Staat, und kann auch, diesseits des Jüngsten Tages, einen solchen nicht geben. Alle Versuche, einen „christlichen" Staat zu gründen, sind fehlgeschlagen, von den Tagen Karls des Großen und Johann Kalvins bis auf unsere Zeit. Ein Gesetz, das dem Bürger christliche Moralität aufzuzwingen sucht, muß allemal fehlschlagen. Staat und Kirche sind eben zwei grundverschiedene Mächte, . . . die eine materiell, die andere geistig. Der Staat hat sich nicht in die Befugnisse der Kirche zu mischen noch derselben zu diktieren, ebenso wenig wie die Kirche dem Staat. Leider hat man in den Kriegsstürmen der letzten Jahre diesen Grundsatz unsrer Landesverfassung oft aus dem Auge verloren. Doch soll jetzt nicht hiervon die Rede sein, sondern von der Frage: „Wem gehört das Vorrecht unsere Kinder zu erziehen, dem Staat oder der christlichen Kirche?" Die Beantwortung dieser Frage bereitet wenig Mühe, wenn man, wie angedeutet, Staat und Kirche gegen einander hält. Der Staat ist in religiösen Dingen bestenfalls neutral. Dergestalt ist dann auch die Staatsschule, hierzulande public school genannt. Religiöser Unterricht irgendwelcher Art ist in der public school ausgeschlossen durch unsere nationale Verfassung und durch die vielen unter den Schülern vertretenen Konfessionen. Diese Verbannung religiösen Unterrichts aus der öffentlichen Schule ist auch ganz in der Ordnung. Die public school, als Schule des Staats, hat keine weitere Aufgabe als die, intelligente und treue Bürger zu erziehen. Moralische Menschen oder gar Christen zu schaffen, liegt außer ihrem Bereich und Plan. Christlichen Eltern aber, eingedenk des apostoli-

schen Wortes: „Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen," Apgsch. 4, 19, ist es in erster Linie darum zu tun, daß ihre Kinder zu **Christen** erzogen werden, was sie durch den Lehrgang der public school nimmer werden können. Darum liegt es an den christlichen Eltern selbst, wo anders ihrer Kinder Seelenheil ihnen hoch und teuer ist, diese ihre Kinder in die Schule der Kirche, hierzulande die Gemeindeschule, zu schicken. Die Weltanschauung des Staats ist materialistisch und agnostisch; er sieht das Heil des Menschen in einem möglichst großen Quantum irdischen Wissens und Könnens, nicht aber in einer Umwandlung des Herzens. Daher bildet die public school auch nur den Kopf und die Hand aus, während das Herz leer bleibt. Das Resultat einer solchen Bildung zeigt sich denn auch je länger je abschreckender in unsrem Volksleben: Aeußere Politur, aber ein eiskaltes Herz; freundliche Mienen, dabei aber innere Selbstsucht; viele Worte, die doch nur auf Uebertölpelung des Nächsten berechnet sind; zweifelhafte Geschäftskniffe, Unredlichkeit, Korruption, Gottes- und Menschenverachtung. Ein gebildeter Schurke ist ja doppelt gefährlich. Die Gemeindeschule dagegen bildet nicht nur den Kopf aus, sondern als Gegengewicht und Korrektiv auch das Herz, und zwar im Geist des Christentums. Evangelische Kinder gehören nicht in die materialistische public school, sondern in eine christliche Kirchenschule, die Gemeindeschule.

2) Man hört manchmal den unbesonnenen Einwurf: „Die Kinder lernen nichts in der Gemeindeschule." Die Erfahrung lehrt aber gerade das Gegenteil. Die Kinder lernen nicht nur mehr in der Gemeindeschule als in der public school, sondern auch Besseres. (Ob, beiläufig gesagt, die Gemeindeschule deutsch oder englisch oder gemischt sein soll, muß sich nach den örtlichen Gemeindeverhältnissen richten. Man soll nur ja nicht meinen, eine Gemeindeschule **müsse** deutsch oder englisch sein oder auch an sonst irgend eine Sprache gebunden sein.) Die Gemeindeschule, einerlei in welcher Sprache abgehalten, erfüllt eine doppelte Aufgabe.

Erstens tut sie dieselbe Arbeit, wie die public school, indem sie Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie und andere weltliche Fächer lehrt. Die Gemeindeschule erzieht also die Kinder zu Bürgern und zu solchen Menschen, die sich in dieser materiellen Welt helfen können. Sie tut dies aber **besser** als die public school, indem sie ihre Zeit nicht mit allerlei fads und Steckenpferdchen wie Belehrung über die Giftigkeit des Tabaks, Weins und Kaffees, mit „sexueller Aufklärung" u. s. w. vergeudet, sondern gründlich und treu das zum zeitlichen Fortkommen wirklich Nötige lehrt; und indem sie dem Kinde beibringt, daß Gott selbst die Arbeit auf Erden eingesetzt, und daß Gott selbst in seinem Wort vom Bürger Gehorsam der Obrigkeit gegenüber verlangt, solange die Obrigkeit nicht befiehlt, was Gott verbietet.

Dieser Ewigkeitsgrund fehlt aller und jeder Instruktion in der Staatsschule. Darum darf der evangelische Christ sich dessen wohl versichert sein, daß eine gute Gemeindeschule aus seinen Kindern treuere Bürger machen wird als irgend eine Staatsschule, und wäre es die allermodernste.

Zweitens hat die Gemeindeschule die ungleich höhere, wichtigere Aufgabe, volle, bewußte Christen aus ihren Schülern, die ja bereits getauft sind, zu machen. Ob ein Mensch ein Bürger irgend eines Landes war, hat schließlich in Gottes Augen und dereinst in der Ewigkeit wenig zu sagen, aber ob er ein Jünger und Erlöster Jesu war, hat alles zu sagen. Evangelische Kinder gehören in **die** Schule, welche, wenn auch vielleicht oft in Schwachheit, doch allewege das „Eine, das not tut“ lehrt. Ein treuer evangelischer Christ glaubt an den ersten Satz unsres Katechismus: „Eines jeden Menschen vornehmste Sorge soll sein das ewige Heil seiner Seele;“ er handelt nach dem Grundsatz seines Herrn und Meisters: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ St. Matth. 16, 26. Darum, sollte es selbst vorkommen, was ja aber noch zu beweisen wäre, daß die Gemeindeschule an irgend einem Ort nicht das leistete, was die public school des Ortes vorgibt zu leisten, so würde sich der treue evangelische Christ sagen: „Ich schicke meine Söhne und Töchter dennoch in die Schule meiner Gemeinde, denn meine erste von Gott mir auferlegte Pflicht ist die, meine Kinder, die Gott mir gegeben, zu Jüngern und Jüngerinnen Jesu zu machen; und für mein und ihr irdisches Fortkommen hat Gott verheißen, daß er sorgen wolle, da mein Heiland spricht: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“ St. Matth. 6, 33.

3) Wie aber, wenn keine christliche Gemeindeschule am Ort ist? Wie, wenn von der Ortsgemeinde gesagt werden muß: „Die Gemeinde gibt nichts um eine eigne christliche Schule?“ Leider finden sich ja solche Gemeinden. Was ist an dieser Gleichgültigkeit schuld? Zum guten Teil doch wohl die Tatsache, daß manche evangelische Gemeinde, wie es scheint, ganz und gar vergessen hat, was sie ihren Kindern schuldet, was ihre Kinder vor Gott von ihr fordern dürfen, nämlich eine streng-christliche Schulung und Erziehung. Man hat sich in den letzten Jahren mit allem Möglichem mehr oder minder Gutem abgegeben, z. B. dem Vereinswesen, und dabei merkwürdigerweise das eine Unerläßliche, Fundamentale vernachlässigt, nämlich das christliche Schulwesen. Wer für eine gründliche kirchliche Schulung unsrer Kinder im Geiste der Väter eintrat, wurde nur zu oft als Rückschrittler angesehen. Die Vereine und Vereinlein sind in den letzten Jahren wie Pilze aus der Erde geschossen, jeder selbstverständlich mit dem ganzen überwältigenden Apparat von Konstitution, Neben-

gesetzen, Beamten, Versammlungen und Extraversammlungen, Programmen, Komiteen u. s. w., so daß der abgehetzte Seelsorger sich bisweilen an den Kopf greifen und fragen mußte, wie es eigentlich komme, daß aus einer einzigen Gemeinde eine solche Reihe von mehr oder minder selbständigen Pseudo-Gemeindlein entstanden sei? Es will dem treuen Seelsorger manchmal scheinen, als decke all diese Vereinsmeierei nur einen Mangel an Interesse für wirkliche Reichsgottesarbeit zu. So erscheint z. B. die Sonntagschule wie so eine Art Generalverein, der die strengchristliche **Schule** ersetzen soll und bringt's doch nimmer fertig. Fehlt es also einer Gemeinde an Interesse und Liebe für eine eigne Gemeindeschule, so liegt die Schuld, kurz und offen gesagt, entweder an mangelnder Information über ihre Pflichtn, oder an der geistlichen Trägheit der Gemeinde. Da hilft nichts anderes als eine auf Gottes Wort fest gegründete Belehrung, bezw. Erweckung, die immer wieder hinweist auf Schriftstellen wie Eph. 6, 1—4. Die Gemeinde muß an ihre heilige Pflicht eindringlich erinnert werden, ihre Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn aufzuziehen, gleichviel was die Wünsche der Kinder selbst sein mögen. Die Gemeinde muß durch ihren Seelsorger immer wieder überzeugt werden, warum sie dieser heiligen Pflicht weder durch Vereine (junior, young people's societies etc.) noch durch eine Sonntagschule genügen kann, sondern allein durch eine wohleingerichtete Gemeindeschule. Soll eine Gemeindeschule eingerichtet werden und soll die Gemeinde ihre Schule auch wirklich lieb haben, so gehört freilich unendlich viel Belehrung, Aufklärung und Ermunterung vonseiten des Pastors dazu. Derselbe darf auch hierin nicht ermüden oder nachlassen, nachdem eine solche Schule eingerichtet. Der Schulraum muß der Gemeinde ein ebenso vertrauter Ort werden wie der Kirchenraum. Hat doch einer der Großen des Mittelalters, Leonardo da Vinci, das auch hier passende geflügelte Wort geprägt: „Du kannst nur lieben, was du kennst."

4) Ist aber das Heilmittel für die Gleichgültigkeit der Gemeinde die auf Gottes Wort gegründete beharrliche Aufklärung und Ermunterung vonseiten des Seelsorgers, so erhebt sich die Frage: „Wie nun, wenn er, der Pastor selbst, gleichgültig oder ablehnend sich stellt gegen eine Gemeindeschule?" Die Antwort auf diese Frage greift zurück in den Studienplan unsrer Lehranstalten. Zu Luthers Zeiten, wie aus seiner Vorrede zum Kleinen Katechismus ersichtlich, hat es protestantische Gemeindehirten gegeben, die aus purer Faulheit keine christliche Schule halten wollten. Ob es auch in der Evangelischen Kirche solche Hirten gibt, die aus Trägheit die ihnen vom Herrn anvertrauten Lämmer vernachlässigen, bleibe dahingestellt. Tatsache ist, daß viele der ehrlichen Ueberzeugung leben, die Sonntagschule sei unsrer Zeit und unsrem Geschlecht besser angepaßt als

die alte Gemeindeschule, . . . wobei man aber übersieht, daß die Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts eben auch bloß Kinder sind, gerade wie die des neunzehnten oder irgend eines andren Jahrhunderts, daß ihnen die Heilswahrheiten eben auch nur auf demselben alten Wege beigebracht werden können, nämlich durch Gedächtnis und Gemüt, und daß die Sonntagschule, wie schon ausgeführt, dieser Aufgabe nicht gewachsen ist, schon aus Zeitmangel nicht. Manch solch ehrlicher Zweifler an der Gemeindeschule ist aber, Gott sei Dank, durch die Ereignisse der letzten Jahre zu neuem Nachdenken veranlaßt worden. Zuweilen bringt es eine von der Schriftgemäßheit und kirchlichen Notwendigkeit der Gemeindeschule überzeugte Gemeinde selbst dahin, ihren zuerst zweifelnden Seelsorger auch zu überzeugen; im großen und ganzen ist aber von einem beträchtlichen Teil der kommenden evangelischen Pastoren wenig Verständnis und Anerkennung für die Gemeindeschule zu erwarten, es sei denn, sie erhalten schon im Seminar diesbezüglichen Unterricht. Soviel steht fest, ein treuer Seelsorger, der einmal davon überzeugt worden ist, daß die Zukunft der Evangelischen Kirche von der strengchristlichen Schulung ihrer Kinder abhängt, sieht, in Ermangelung eines Lehrers von Beruf, den Gemeindeschulunterricht nicht als Bürde, sondern als Vorrecht an, er scheut kein Opfer an Zeit, Kraft, Mühe und Talent, um eine christliche Schule zu errichten und im Gang zu halten, womöglich mit dem Beistand eines aus den Vätern der Gemeinde gewählten Schulrates. Ihrerseits darf ja auch die Gemeinde von ihrem Pastor nicht nur die Befähigung zum Predigen, sondern auch zum Lehren erwarten, nach dem Vorbilde Petri, dem Christus nicht nur den Befehl gibt: „Weide meine Schafe,“ sondern auch: „Weide meine Lämmer,“ St. Johannes 21, 15—17. Hat der Pastor nicht die nötige Zeit, so entbürde man ihn, indem man ruhig ein paar Vereinlein eingehen läßt. Hat die Gemeinde erst eine festgegründete christliche Schule, so verlieren ohnehin die Vereine, wie auch die Sonntagschule, ihre gegenwärtig so außerordentlich überschätzte Bedeutung. Man braucht dann nicht mehr alle möglichen Veranstaltungen zu ersinnen, um nur ja die Kinder und jungen Leute zu interessieren und bei der Gemeinde zu erhalten. Das ist schon der erste Segen der Gemeindeschule, daß den Kindern ins Gedächtnis und Herz eingeprägt wird, warum sie der Kirche und Gemeinde, in der sie getauft und konfirmiert, treu bleiben sollen. Die Erfahrung lehrt, daß eine Gemeinde mit eigner Gemeindeschule nicht beständig in Sorge zu leben braucht, ihre Jugend möchte von andren Kirchen weggeschnappt werden, wenn man sie nicht immerwährend interessiere und amüsiere. Gemeindeschüler halten im Durchschnitt treu zu ihrer geistlichen Mutter, auch wenn diese nicht beständig etwas Neues bietet in Augenlust und Magenlust.

5) Ist die Zahl der eingereihten Schüler zu groß für die Kräfte

des Seelsorgers, so stelle die Gemeinde einen Lehrer von Beruf an. Gegenwärtig haben wir ja keinen Vorbereitungskursus für Gemeindeschullehrer. Der Kursus in Elmhurst ist eingegangen. Elmhurst ist wohl auch, besonders seit der Umwandlung in ein junior college nicht mehr der eigentliche Ort für einen solchen Kursus, sintemal der ja doch auf einen rein kirchlichen Beruf vorbereitet. **Wir sollten ein eignes Lehrerseminar haben.** An den Geldmitteln zum Bau oder Erwerb eines solchen Seminars fehlt es unsrer Kirche nicht. Das hat sich gezeigt, als wir ein Schlafgebäude in Elmhurst errichteten, aus freiwilligen Gaben, zum Preise von $70,000.00; und heuer fließen wieder die Tausende für eine Bibliothek. Klopfe an, Evangelische Kirche! — in der festen Zuversicht, daß unter der großen Zahl deiner Söhne und Töchter, die in ihrer Jugend den Segen einer Gemeindeschulbildung unter deinen treuen Lehrern und Lehrerinnen genossen, opferwillige Herzen und Hände sind, bereit, in Gottes Namen zu Anfangsgaben und -stiftungen für den Bau oder Erwerb eines evangelischen Lehrerseminars, durch welches auch ihren Kindern der unaussprechliche Segen einer positiv-christlichen Erziehung zuteil werden soll! Und können wir keine separate Anstalt bauen oder erwerben, so können wir doch immerhin eine Lehrerabteilung im Predigerseminar einrichten, um christliche Erzieher unsrer Jugend auszubilden. Mancher schüttelt wohl das Haupt und meint: „Wir würden keine Kandidaten für das Lehreramt bekommen." Nun, wir leben in Amerika, wo ja doch das gesamte Schulwesen in den Händen der holden Weiblichkeit liegt. Könnten wir also keine **Männer** als Kandidaten bekommen, so hindert uns nichts, als gute Amerikaner, nach geeigneten Jungfrauen Ausschau zu halten. Sind diese Jungfrauen Diakonissen, . . . um so besser. Warum sollte die eingekleidete Schwester ihr Arbeitsgebiet nicht von Hospital- und Gemeindepflege erweitern in den Schulraum der Kinder der Gemeinde? Sollten wir nicht selbst von unsrem Erbfeind, Rom, das Gute lernen, nämlich die Vollverwendung unsrer Frauen-, resp. Diakonissenkräfte, sei es in Hospital-, Gemeinde- oder Schulpflege? Der schriftgemäße Weg für Frauen und Jungfrauen in den Dienst der Kirche ist noch immer, wie in den Tagen der Phoebe, das weibliche Diakonat. Wenn die Evangelische Kirche ihren Ruf an die Jungfrauen und auch Witwen ihrer Gemeinden ausgehen läßt, sie herzlich mahnt und einladet zum Diakonat, das heißt zum Dienst nicht nur in Hospital- und Armenpflege, sondern auch in der christlichen Schule, . . . was gilt's, Hunderte von diesen Jungfrauen und Witwen, die soweit von keiner andren kirchlichen Dienstart wußten als der einer Sonntagschullehrerin oder Vereinsbeamtin, werden den Ruf in einen höheren Dienst am Reich Gottes vernehmen, sie werden, gedrungen von der Liebe Christi, kommen, trotz aller erforderten Opfer, um sich im Lehrerseminar oder in

der Lehrerabteilung im Predigerseminar ausbilden zu lassen zu Diakonissen am Schulwerk ihrer Kirche, zu Lehrerinnen. Somit hätten wir eine Antwort auf die auf den ersten Blick so schwierig erscheinende Frage: „Wo sollen wir unsren Lehrer oder unsre Lehrerin hernehmen, wenn wir eine Gemeindeschule einrichten?"

6) Eine weitere Frage, die nach dem Raum oder den Räumen, die zu einer Schule nötig sind, ist wohl leichter beantwortet. In den meisten Gemeinden findet sich schon jetzt, unter verschiedenen Namen, ein solcher Raum; ja, ganze Gebäude sind in letzter Zeit von dieser und jener Gemeinde für Schulzwecke errichtet worden. Allerdings hatte man bei dem Bau solcher Zimmer oder Gebäude nur eine Sonntagschule im Auge, doch lassen sich wohl in den meisten Fällen solche Räume leicht umwandeln für Gemeindeschulzwecke durch Errichtung oder Niederlegung von Zwischenwänden, Beschaffung von Pulten, Wandtafeln, Karten u. s. w. Nur muß bei Luftzufuhr, Licht u. s. w. berücksichtigt werden, daß die Kinder nunmehr nicht nur eine Stunde pro Woche, sondern fünf Tage lang täglich fünf bis sechs Stunden in dem betreffenden Raum zubringen sollen, und die Aenderungen müssen dementsprechend sein.

7) Schließlich noch eine letzte Erwägung, die in alle menschlichen Pläne sich einzudrängen pflegt: Das Geld. Es kostet wohl nicht viel, Sonntagschulräume umzuwandeln in Wochenschulräume, oder den Seelsorger extra für die Schularbeit zu bezahlen. Sollte die Schule aber über vierzig bis fünfzig Schüler einreihen, so muß ein eigner Lehrer oder eine eigne Lehrerin berufen werden. Für diese muß dann von der Gemeinde, gerade wie für den Pastor auch, ein Gehalt zum Lebensunterhalt aufgebracht werden, und das bedeutet eben: Geld. Auf den ersten Blick erscheint es wirklich als eine große finanzielle Last für eine Gemeinde, einen Pastor und auch noch einen oder gar mehrere Gemeindeschulkräfte zu unterhalten, und doch, und doch, . . . die Katholiken können es und tun es, . . . die Lutheraner können es und tun es, . . . sollten Evangelische weniger tun können und wollen für das ewige Seelenheil ihrer Kinder, sollten Evangelische ihren Heiland und ihre Kirche weniger lieb haben als jene? Dann müßten wir für immer den Mund zutun, dürften uns nicht mehr als Kirche des einfachen Evangeliums rühmen, als Evangelische. Gott hat die Evangelische Kirche nicht weniger mit irdischen Gütern gesegnet, als die katholische oder die lutherische, eher noch reichlicher. Fehlt uns vielfach nur die Erkenntnis unsrer Pflicht gegen unsre Kinder und das rechte Verständnis der Wichtigkeit der Sache. Der evangelische Christ, so lehrt die Erfahrung, ist stets zum Opfern und Geben bereit, wenn eine Sache, die an und für sich würdig, ihm recht erklärt und seinem Gebet und seiner Opferfreudigkeit recht empfohlen worden ist. Für eine Sache, die nicht verstanden, dem Herzen nicht

nahegelegt worden ist, gibt keiner gerne, Christ oder Unchrist, ist ihm auch nicht zu verdenken. Wir haben aber jetzt schon Gemeinden in unsrer Mitte, die einen Katechisten, ja, die einen Missionar samt Frau in Indien erhalten. Es kostet nicht mehr, eher weniger, einen Gemeindeschullehrer zu besolden als einen Missionar in Indien. Sollen wir für die christliche Erziehung der Heidenkinder in Indien sorgen, was ja gut und recht und dem Befehl Jesu gemäß ist, dabei aber unsre eignen Kinder in der public school zu Heiden und Widerchristen heranwachsen lassen? Sonntagschule und Vereine sind ja leider zu schwach, all das in der Staatsschule während der Woche eingesaugte Gift aus Herz und Seele unsrer Kinder wieder hinauszuschaffen. Die Mehrzahl unsrer evangelischen Gemeinden **kann** einen Gemeindeschullehrer besolden, sie **wird** es tun, sobald das rechte Verständnis und die rechte Liebe zur Sache gekommen sind. Das Verständnis aber zu fördern und die Liebe zu erwecken, muß ernstes Anliegen des Pastors und zuständiger synodaler Autorität sein.

Und sollte doch hier und da ein Pastor oder eine Gemeinde sich finden die, trotz erwachtem Pflichtgefühl und erweckter Liebe, zaghaft vor dem entscheidenden Schritte stehen, die es noch nicht wagen zu können meinen, ihre Kinder aus der ungöttlichen öffentlichen Schule zu nehmen und in der eignen christlichen Kirchenschule zu erziehen, so bietet sich ein Uebergangs-, ein Probestadium: Die Sonnabend- und Sommerschule, nach Gemeindeschulprinzipien eingerichtet. Erstere findet Sonnabendvormittags statt, letztere eine beliebige Anzahl Wochen während der Sommermonate. Durch Sonnabend- und Sommerschule wird ein Einblick gewonnen in die Art und Weise, wie eine Gemeindeschule einzurichten sei, und in das, was dieselbe leisten kann. Eine Gemeinde, die sich entschließt, eine Sonnabend- und Sommerschule einzurichten, ist wenigstens auf dem rechten Wege, der zu einer wohlgegründeten Gemeindeschule führt.

Ein Kind, das vom 6. bis wenigstens zum 12. Jahre den Unterricht einer christlichen Gemeindeschule genossen, kann als genügend auf den Konfirmandenunterricht vorbereitet angesehen werden, was ja leider von den Schülern auch der „besten" Sonntagschule nur selten gesagt werden kann. Gewiß soll nicht behauptet werden, daß der bloße Besuch der Gemeindeschule und das bloße gedächtnismäßige Aneignen der Biblischen Geschichten, des Katechismus, der Kirchenlieder an und für sich das Kind schon zu einem überzeugten Christen mache. Ach nein, auch mancher frühere Gemeindeschüler vergißt später, was er vom frommen Lehrer oder Pastor gelernt und kommt auf die abschüssige Bahn. Was aber vom Konfirmandenunterricht gilt, darf wohl in noch umfangreicherem Maße von der Gemeindeschule gesagt werden: Das Kind mag wohl manches, was es da lernt, manchen Bibelvers, manche Heilstatsache zurzeit nicht völlig ergrei-

sen, . . . das ist auch gar nicht anders zu erwarten, denn auch wir Großen verstehen nicht alles in Gottes Wort Dargebotene, . . . das Gelernte bleibt aber als guter Same im Gedächtnis des Kindes liegen, bis vielleicht erst im Mannes- und Weibesalter die Tränenströme der Trübsal darauf hernieder regnen; alsdann keimt der Same und wächst zur Frucht, das heißt der im Herzen tätige Heilige Geist ruft die einst ins Gedächtnis eingeprägten Worte in die Erinnerung zurück und sie werden nun, da sie durch eigne Erfahrung verstanden, zu Wegweisern und Führern zu Jesu und zur ewigen Seligkeit, Jes. 55, 11; St. Joh. 14, 26. Das ist der Segen des in der Gemeindeschule so eifrig getriebenen Gotteswortes, der durchs ganze Leben reicht.

Möge unsre Evangelische Kirche stets eingedenk sein, daß es gegen die finstren Mächte, die sich jetzt unheilvoll in der ganzen Welt erheben, nur ein Mittel und eine Waffe gibt: Gottes teuer, heilig Wort, und daß dieses Wort Gottes tagtäglich, nicht bloß sonntäglich, in Herz, Sinn und Gedächtnis unsrer Kinder gelegt werden muß, damit sie gewappnet und gefeit seien, wie einst unser Heiland bei der Versuchung, gegen den aus der Hölle gezeugten, alle Autorität im Himmel und auf Erden verachtenden, nur seinen eignen Lüsten lebenden Zeitgeist. Wer den Antichrist täglich überwinden will, muß sich täglich zu Christo halten. Opfer wird es schon kosten, christliche Schulen zu errichten und zu erhalten, aber wem fiele je eine himmlische Gabe, ausgenommen die durch Gottes Sohn selbst erworbene Erlösung, mühelos in den Schoß? Darum, Evangelische Kirche:

„Was von den Vätern du ererbt,
Erwirb es, um es zu besitzen.“

Zur Gehaltsfrage der Pastoren unserer Synode.

Von Pastor A. Dietze.

Zum ersten Male tritt Schreiber dieses mit einer Arbeit im „Theologischen Magazin“ vor die Oeffentlichkeit, obwohl er bereits seit 1893 ein interessierter Leser desselben ist. Man mutmaßt deshalb vielleicht in ihm einen Schwaben, dem der „große Augenblick“ endlich gekommen sei, und den er flugs ausgenutzt habe. Doch ist Schreiber dieses nur ein Sachse, und längst über das sogenannte Schwabenalter hinaus; aber die Sachsen sind ja bekanntlich immer „helle.“ Es soll nun hier keine wissenschaftliche Abhandlung über irgend ein Fachthema folgen, sondern nur eine freie Besprechung etlicher Fragen, die sich auf die Besoldung der Pastoren beziehen, sowie auf die etwaige Stellung, welche die Synode zu dieser Sache nehmen sollte. Die Gehaltsfrage ist gewiß ein zeitgemäßes Thema, das schon längst hätte zur Sprache kommen sollen. Schreiber dieses beansprucht nun durchaus nicht, mit dem Folgenden in jeder Hinsicht das Rechte getroffen

zu haben, sondern möchte nur die Sache hiermit anregen und in Gang bringen. Wenn die folgenden Erörterungen eine solche Anregung hervorriefen, daß andere Brüder auch ihren guten Rat beitrügen, und somit nach und nach etwas Greifbares in der Sache zustande käme, wäre seine Absicht erreicht, und seine Mühe reichlich belohnt.

Nahezu dreiundzwanzig Jahre ist Schreiber dieses im Predigtamt und hat in all den Jahren außer den reichen Freuden und Segnungen, welche dieser hohe Beruf gewährt, auch dessen Bürden reichlich erfahren. Nun hat ja gewiß jeder Beruf seine Licht- und Schattenseiten, doch ist es nicht unsere Pflicht, die Schatten im Leben zu beseitigen, sofern das in unserer Macht liegt? Gerade das bezwecken wir mit den folgenden Erörterungen.

Zu den entmutigendsten und niederdrückendsten Erfahrungen im Predigerstande gehört ohne Zweifel mit die Tatsache, daß der Gehalt trotz aller Einschränkungen und Entsagungen in der Regel nicht ausreicht, dem Pastor und seiner Familie ein ordentliches Auskommen zu bieten. Und das ist ein Uebelstand, an den sich unsere Gemeindeglieder so gewöhnt haben, daß er gar nicht mehr als Uebelstand erkannt wird, und man es für selbstverständlich hält, daß sich der Pastor mit einem geringen Gehalte durchzuschlagen habe. Soll dieses Mißverhältnis für alle Zeiten fortbestehen? Es sind absolut keine unüberwindlichen Hindernisse vorhanden, die eine Besserung der mißlichen Lage der Pastoren unmöglich machten. Daher ist es hohe Zeit, daß hier eine Besserung angestrebt werde, die allerdings niemals vom Pastor allein herbeigeführt werden kann, sondern die Kirche oder Synode selbst muß hier helfend und bessernd eingreifen, wenn etwas erreicht werden soll.

Der Uebelstand der Unterbesoldung der Pastoren ist ein Erbstück aus der sogenannten „guten alten Zeit." Als vor vierzig, fünfzig, und noch mehr Jahren unsere Gemeinden noch arm waren, hat der Pastor die Armut mit ihnen getragen und mit den Seinen ein entbehrungsreiches Dasein gefristet, weil es die damaligen Zeitverhältnisse nicht anders gestatteten. Trotzdem aber die Gehälter in jener Zeit sehr niedrig waren, stand sich der Pastor, selbst mit großer Familie, verhältnismäßig besser als heute. Das gilt besonders von Pastoren an Landgemeinden, die von ihren Gliedern so reichlich mit Naturalien versorgt wurden, daß sie nur selten Lebensmittel zu kaufen brauchten. Ein alter Bruder, dessen Fixum jährlich nur $300.00 betrug, das ihm gewöhnlich am Ende des Jahres ausbezahlt wurde, erzählte mir, daß er seinen Gehalt als Sparpfennig auf die Seite tun konnte und doch mit den Seinen das ganze Jahr hindurch reichlich zu leben hatte. Kleidung, Schuhwerk und sonstige Bedürfnisse deckten die wenigen Nebeneinnahmen. Das mag nun ein vereinzelt dastehender Ausnahmefall sein, dennoch ist es eine Tatsache, daß der Pastor damals nicht knapper

leben mußte, als er's heute zu tun gezwungen ist. Vergleicht man die Verhältnisse der Gemeinden und die Stellung der Pastoren zwischen einst und jetzt, so erscheint die heutige Lage des Pastors bei weitem nicht so glänzend, als von unseren Leuten gewöhnlich angenommen wird. Welch gewaltige Veränderungen haben sich im Laufe der Jahre auch auf kirchlichem Gebiete vollzogen! Das gilt sowohl bezüglich der Gemeinden, als auch der Pastoren. Die Anforderungen an den Prediger wurden früher bei weitem nicht so hoch gestellt, als es die Gegenwart erfordert. Heute hat nahezu jeder Pastor in zwei Sprachen zu dienen und muß seine Zeit und Kraft obendrein noch mit allerlei Vereinsversammlungen und Nebendingen aufreiben. Wenn er die englische Sprache nicht vollkommen beherrscht, hat er fast keine Aussicht mehr, eine Gemeinde zu bekommen. Mit dem oft mangelhaften Deutsch der jüngeren Brüder ist man mehr nachsichtig. Und die Gemeinden sind durchschnittlich wohlhabend oder gar reich geworden, was aus ihrem Eigentumswert, noch mehr aber aus dem Privateigentumswert der einzelnen Glieder ersichtlich ist. In dieser Prosperität unserer Gemeinden mit all ihren Begleiterscheinungen liegt die Ursache der höheren Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der heutigen Pastoren begründet.

Trotzdem aber die Gemeinden reich geworden sind, und die Anforderungen an den Prediger höher gestellt werden, ist dem Pastor in den meisten Fällen ein nur dürftiges Auskommen geblieben, was unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen weit drückender empfunden wird, als das früher der Fall war. In meinem ersten Arbeitsfelde hatte ich auch nur $300.00 Jahresgehalt von drei Gemeinden, mußte Pferd und Fuhrwerk halten, und wegen der Bequemlichkeit etlicher Glieder der Hauptgemeinde auf vier Plätzen predigen. Die Nebeneinnahmen betrugen in den drei Gemeinden etwa $20.00 pro Jahr, und Naturalien gab es keine, nicht einmal fürs Pferd. Dennoch brauchten wir uns damals nicht so einzuschränken wie heute, und konnten uns wenigstens echte Butter aufs Brot leisten, was man sich bei den hohen Preisen der Jetztzeit versagen muß. Und so steht es mit den meisten Pastoren. Sie werden unten gehalten und sollen sich mit dem begnügen, was die Gemeinden ihnen von ihrem Ueberfluß gnädigst zukommen lassen. Und aus verkehrter Bescheidenheit haben wir entsagt und uns mit Weib und Kindern eingeschränkt, und tun es noch, womit wir stillschweigend zugeben, daß unsere Dienstleistungen, die unsere ganze Zeit und Kraft erfordern, nicht mehr wert seien. Fern sei es von mir, die Dienstleistungen des heiligen Predigtamts nach Geldwert zu bemessen; doch ist es meines Erachtens eine Entwürdigung und Entwertung des heiligen Amtes und ein himmelschreiendes Unrecht gegen die Inhaber desselben, daß man sie so knapp hält. Ist es unbescheiden, anspruchsvoll und sündhaft, wenn der Pastor eine

wirklich ausreichende Besoldung verlangt, die ihn sowohl während der aktiven Dienstjahre, als auch im späteren Leben vor Not und Mangel schützt? Ist es ein Mangel an Glauben und Gottvertrauen, wenn wir Pastoren etwas mehr begehren als gerade „Nahrung und Kleider," was nur einem „von der Hand zum Mund Leben" gleichkommt? Aufwand und Luxus in Lebensweise, in Essen und Kleiden u. s. w., wie wir es täglich in unsern Gemeinden vor Augen haben, waren nie mein Begehr und sind es auch heute nicht; nur ein bescheidenes, sorgenfreies Auskommen, und die Möglichkeit und Gelegenheit, sich für böse Tage und fürs Alter einen Zehrpfennig auf die Seite legen zu können, ist mein und gewiß aller Brüder berechtigter Wunsch, der sich aber bis dato bei den wenigsten und auch bei mir noch nicht erfüllt hat, und bei der jetzigen Gehaltsrate nie erfüllen kann. In fast allen andern Berufsarten sieht man die Leute voran kommen, zumal die Farmer. Junge Leute, die ich vor fünfzehn und noch mehr Jahren getraut habe, und von denen manche mit großen Schulden anfingen, haben seit Jahren ihre Farm oder ihr Haus nicht nur schuldenfrei bekommen, sondern haben es in manchen Fällen sogar zu einem gewissen Wohlstand gebracht. Sollte nicht auch der Pastor, wenn auch keine Häuser, Farmen und Reichtümer, so doch ein wirklich sorgenfreies, seinem Stande gemäßes Auskommen, sowie das Recht beanspruchen dürfen, sich für Zeiten der Not und fürs Alter etwas ersparen zu können? Wenn der Herr sagt und sein Apostel es bestätigt: „Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert," ist damit schlechtweg nur ein knappes von der Hand zum Mund Leben gemeint? Ich meine nicht! Wohl ist das paulinische Wort 1. Tim. 6, 8 in seinem Zusammenhang gegen das Jagen nach Reichtum, nicht aber gegen die gerechten Ansprüche auf die nötigen Lebensbedürfnisse gerichtet. Und doch ist es der meisten Pastoren trauriges Los, daß sie mit ihren Familien gerade das Nötigste entbehren müssen, wie mir das so manch vernommenes Klagelied aus dem Bruderkreise und die eigenen Erfahrungen zur Genüge bestätigen.

Es unterliegt absolut keinem Zweifel, daß das Pfarramt durchschnittlich ein sehr kümmerliches Auskommen gewährt. Besonders trübe und sorgenvoll gestaltet sich des Pastors und der Seinen Los, wenn er mal für längere Zeit oder dauernd dienstunfähig werden sollte, oder wegen hohen Alters vom aktiven Dienst zurücktreten muß. Was wird bei Eintritt solcher Fälle aus seiner Gattin und den minderjährigen Kindern, wenn solche vorhanden sind? Oder was wird aus ihnen, falls ihm der Herr Feierabend gebietet? In jedem Falle ist ihrer aller Los ein höchst trauriges, trotz der verbesserten Pension und Unterstützung seitens der Synode. Diejenigen, welche in Distriktsbehörden der Pensionssache dienten, werden meine Worte nicht übertrieben finden.

Aus dem bisher Gesagten wird jeder zugeben, daß wirklich eine Notwendigkeit vorliegt, das Los der Pastoren erträglicher zu gestalten dadurch, daß man sie finanziell sicher stellt. Und der einzige Weg und das alleinige Mittel, dieses Ziel zu erreichen, ist, daß die Synode die Gemeinden verpflichtet, ihre Pastoren so zu besolden, daß dieselben ein hinreichendes, sorgenfreies Auskommen haben, und weder in Krankheitsfällen noch im Alter von der Barmherzigkeit ihrer Gemeinden oder einzelner Glieder derselben abhängig sind. Was nun die Synode in der Sache tun kann und wie sie es tun soll, um dieses Ziel zu erreichen, wollen wir in dem Weiteren darzutun suchen. Folgende Fragen sollen uns dabei leiten:

Kann, soll und darf die Synode etwas tun, (eine Art Druck ausüben), wodurch die von ihr bedienten Gemeinden verpflichtet würden, ihre Pastoren so zu besolden, daß sie sowohl während ihrer Dienstjahre als auch im Alter vor Mangel und Sorge geschützt wären? Und wenn die Synode einen solchen Druck auf die Gemeinden ausüben kann und darf: warum soll, und wie kann sie dieser Aufgabe gerecht werden? Bei der Beantwortung dieser Fragen wollen wir auch der Ursache der Unterbesoldung auf den Grund zu kommen suchen. I. Auf den ersten Teil der zu erörternden Fragen antworten wir mit einem kräftigen „Ja," und begründen dasselbe mit folgenden Tatsachen:

1.) Daß die Synode bezüglich der Besoldung ihrer Pastoren etwas tun „kann" und „darf," hat sie bereits selbst schon bewiesen mit einem dahingehenden Beschluß, der während der letzten Generalsynode zu Pittsburgh, Pa., gefaßt, und auch bald darauf ausgeführt wurde. (Siehe Protokoll der 21. Generalkonferenz, Seite 260, Artikel XXXIV, unter „Einzelne Beschlüsse," 1.)

2.) Daß die Synode in dieser Angelegenheit etwas tun „soll," bejaht ebenfalls genannter Beschluß, sonst wäre derselbe nie gefaßt, geschweige ausgeführt worden.

3.) Daß jener Beschluß, der von den Laiendelegaten der Generalkonferenz ausging, von der Konferenz akzeptiert und von den ehrw. Synodalbeamten ausgeführt wurde, beweist endlich auch die Tatsache, daß der Synode bis zu einem gewissen Grade das Recht, ja sogar die Pflicht zusteht, von den Gemeinden zu verlangen, daß sie ihre Pastoren ordentlich besolden und es nicht deren willkürlichem Belieben zu überlassen.

Es ist mir gesagt worden, die Synode könne in dieser Hinsicht nichts tun, weil sie damit gegen ihre Statuten verstoßen würde, worin den Gemeinden das Recht zugestanden werde, ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen. Doch kann ein solches Vorgehen der Synode weder als ein Verstoß gegen ihre Statuten, noch als ein unbefugtes Eingreifen in die Gemeinderechte ausgelegt werden, denn sonst müßte auch das während der Generalkonferenz geschaffene Synodal-Budget,

welches doch die Gemeinden direkt der Synode gegenüber verpflichtet, in deren Rechte eingreifen und damit gegen die Synodalstatuten verstoßen. Und sollten die Statuten hier wirklich hindernd im Wege stehen, so könnte dieses Hindernis durch Abänderung der betreffenden Paragraphen bald beseitigt werden. Tatsache aber ist, daß sich viele Gemeinden dem Beschluß der ehrw. Generalkonferenz fügten und das Budgetsystem einführten, ohne sich in den ihnen zugestandenen Rechten beeinträchtigt zu sehen. Diese Neueinrichtung zur Finanzierung unseres Synodalwerkes hat trotz und gerade wegen eines äußeren Drucks einen schönen Erfolg aufzuweisen, der, wie wir alle hoffen, von Jahr zu Jahr zunehmen wird.

Auch jener Beschluß der Generalkonferenz, der sich mit einer bessseren Besoldung der Pastoren befaßte, ist im Spätherbst 1917 sämtlichen Gemeinden zugesandt worden mit dem Ersuchen, den Gehalt ihrer Pastoren zu erhöhen, und das Ergebnis der Ausführung desselben war ebenfalls nicht ganz ohne Erfolg. Laut der Berichte der ehrw. Distriktspräsides haben etliche Gemeinden in den verschiedenen Distrikten dem Ersuchen der Synode Folge geleistet, was gewiß ohne diesen äußeren Druck nicht geschehen wäre. Doch ist dem Mangel und der Sorge der meisten Pastoren damit nicht abgeholfen worden, weil einerseits nicht alle Gemeinden den Gehalt erhöhten, und die es taten, ihn nicht genügend, d. h. nicht den gegenwärtigen Zeitverhältnissen entsprechend, erhöhten, und weil andrerseits die Kosten für Lebensunterhalt seitdem fortwährend höher gestiegen sind und noch immer steigen, wofür allerdings nicht die Synode verantwortlich ist. Dennoch bleibt das in jenem Beschlusse zugestandene Mißverhältnis, „daß die Pastoren zu gering besoldet werden,“ bestehen, ja es gestaltet sich dieses Zugeständnis zur Anklage, und zwar nicht nur gegen die Gemeinden, die ihre Pflicht nicht tun wollen, sondern auch gegen die Synode selbst, in deren Macht es zum Teil liegt, in dieser Sache Wandel zu schaffen.

Wir wollen damit das, was die Synode in dieser Hinsicht bereits getan hat und noch tut, durchaus nicht verkennen noch schmälern, sondern es dankbar anerkennen, erlauben uns aber auch, darauf hinzuweisen, daß es nicht genügte, und daß überhaupt die ganze Art und Weise, in der die Sache betrieben wird, ungenügend ist, wie wir später noch beweisen wollen. Soll dem Pastor wirklich zu einer gerechten Besoldung verholfen werden, so muß weit mehr geschehen und energischer vorangegangen werden. Wohl haben etliche Gemeinden den Gehalt ihrer Pastoren erhöht, weil sie darum ersucht wurden, doch mit Willigkeit und aus Ueberzeugung und Pflichtgefühl hat wohl kaum eine dem Appell der Synode Folge geleistet. Gemeinden, die sich zu einer Gehaltserhöhung herabließen, haben doch nicht wirklich Befriedigendes geleistet, weil sie fast alle den Fehler begehen, ihre diesbe-

züglichen Leistungen nach den Verhältnissen vor dem Kriege zu taxieren. Tatsache aber ist, daß Gemeinden, die vor dem Kriege $600.00 bis $800.00 Jahresgehalt zahlten, nun aber vielleicht auf $1,000.00 bis $1,200.00 herauf gingen, heute ihren Pastoren bedeutend weniger Gehalt zahlen als ehedem, weil jetzt der Dollar weit weniger als die halbe Kaufkraft besitzt.

Der Durchschnittsgehalt betrug vor dem Kriege etwas über $600.00, wie aus folgender Tabelle ersichtlich ist. Dieselbe enthält eine stufenmäßige Angabe der Gehälter von 827 Pastoren, also von reichlich zwei Dritteln aller im aktiven Dienste stehenden Pastoren der Synode. Nach dieser Tabelle beliefen sich die Gehälter dieser 827 Pastoren in runden Summen wie folgt:

6 auf $200;	184 auf $600;	33 auf $1000;	1 auf $1400
29 auf 300;	96 auf 700;	4 auf 1100;	12 auf 1500
152 auf 400;	73 auf 800;	33 auf 1200;	4 auf 1800
168 auf 500;	28 auf 900;	3 auf 1300;	1 auf 2000

Obige Tabelle wurde vor zehn Jahren von der Pensionsbehörde aufgestellt. Die Zahlen haben sich seitdem geändert, doch das Verhältnis wohl kaum. Der Durchschnitt mag sich heute auf etwa $700 belaufen, doch ist es irreführend und ungerecht, in solchen Sachen den Durchschnitt in Rechnung zu ziehen. Nach obiger Tabelle bezogen reichlich zwei Drittel der 827 Pastoren einen Gehalt, der weit unter dem Durchschnitt stand, und da das Mißverhältnis noch besteht, ist es für diese Brüder ein schlechter Trost, daß der Durchschnitt heute vielleicht $700.00 beträgt. Nicht der Durchschnitt sollte hier maßgebend sein, sondern das Verhältnis des Gehaltes zu den Arbeitsleistungen, und da dürfte kein wesentlicher Unterschied zwischen den Pastoren bestehen. Wohl haben Pastoren an großen Gemeinden bedeutend mehr Amtshandlungen u. s. w., haben aber auch dafür außer einem großen Gehalt weit mehr Nebeneinnahmen, die sich in manchen Gemeinden auf $1,200.00 pro Jahr und noch höher belaufen. An kleinen Gemeinden haben die Pastoren nicht so viele Amtshandlungen, doch ist ihre Zeit und Kraft beständig auch in Anspruch genommen mit anderen Arbeiten, als da sind: Chorleitung, Schulehalten u. s. w., wofür sie meist sehr wenig oder gar nichts bekommen. In zwei Gemeinden, die Schreiber dieses bediente, hatte er sieben, resp. acht Monate im Jahr, wöchentlich vier Tage Schule zu halten, und nur in einer erhielt er dafür eine geringe Besoldung. Ob daher die Gemeinden groß oder klein sind, ob in der Stadt oder auf dem Lande, an Arbeit fehlt es keinem. Daher sollten auch die Brüder an kleineren Gemeinden ordentlich besoldet werden.

Ausgehend von der zugestandenen Tatsache, daß der Gehalt der meisten Pastoren, zumal unter den abnormen Verhältnissen der Gegenwart, nicht ausreicht, sich und ihre Familien ordentlich zu nähren

und zu kleiden, geschweige sich für Zeiten der Not etwas ersparen zu können, und sie infolgedessen durch beständige Sorgen in der freudigen Ausübung ihres verantwortungsvollen Berufes beeinträchtigt werden, ergibt sich die dringende Notwendigkeit, daß in der so wichtigen Sache eine Besserung angestrebt werden muß, und zwar von der Synode, die ihren ganzen Einfluß energisch zur Geltung bringen sollte, nicht nur um ihrer Pastoren, sondern auch um ihrer selbst willen. Bevor wir aber diese Behauptung weiter ausführen, wollen wir ein kurzes Wort über die finanzielle Leistungsfähigkeit der Gemeinden reden, um der Ursache dieses Mißverständnisses der Unterbesoldung auf den Grund zu kommen.

Woran liegt es, daß die Pastoren in der Regel so gering besoldet werden? Nennen wir des Uebels Grund beim rechten Namen: es ist der Geiz der Gemeinden, resp. ihrer Glieder. Jeder Pastor macht die traurige Erfahrung, daß oft die best bemittelten und einflußreichsten Glieder mit ihrer Kirche so billig wie möglich wegzukommen suchen und die weniger bemittelten diesem Beispiel folgen. Es liegt nicht am Nichtkönnen, sondern am Nichtwollen. Unsere Gemeinden sind, mit wenigen Ausnahmen, durchweg gut bemittelt, so daß sie ihren Pastoren ein ähnlich gutes Auskommen bieten könnten, dessen sich die meisten ihrer Glieder erfreuen. Was z. B. der Farmer durchschnittlich zum Haushalt seiner Gemeinde und Synode jährlich beiträgt, das bringen ihm zu gewissen Jahreszeiten allein die Hühner in einer Woche ein, und noch mehr dazu. Die Ursache, daß man den Pastor so knapp als nur möglich hält, ist der Geiz der Gemeindeglieder, Ausnahmen allerdings abgerechnet. Mit Recht nennt der Apostel den Geiz „eine Wurzel alles Uebels." Weil der Geiz die meisten Herzen beherrscht, wird mit dem, was der Kirche und dem Pastor von Rechtswegen zukommt, gekargt und geknausert. Da liegt des Uebels wirklicher Kern. Ein wenig mehr Gerechtigkeitsgefühl und guter Wille seitens der Gemeinden und ein wenig mehr autoritatives Vorgehen seitens der Synode würden hier nach und nach schweres Unrecht gegen die Pastoren beseitigen.

II. Treten wir nun an den andern Teil der zu beantwortenden Fragen, nämlich: Wenn die Synode bezüglich der Besoldung ihrer Pastoren etwas tun „kann" und „darf," was wir oben nachgewiesen haben: „Warum soll, und wie kann sie dieser Aufgabe gerecht werden?"

Auf das „Warum?" antworten wir:

1.) Weil es der Synode von Rechtswegen zusteht, die Besoldung ihrer Pastoren bis zu einem gewissen Grade zu regeln, und weil infolge ihrer Autorität ihre Abmachungen bei den Gemeinden eher Gehör und Befolgung finden, als wenn der Pastor selbst die Gehaltsfrage regelt. Der Pastor ist Diener seiner Kirche oder Synode, welche durch ihre Beamten vakante Gemeinden besetzt und die von ihnen be-

rufenen Diener am Wort in ihr Amt einführt. Daraus ergibt sich ganz naturgemäß für die Synode das Recht und die Pflicht, einen ordentlichen Gehalt festzusetzen, und die Gemeinden kontraktlich zu verpflichten, den von der Synode festgesetzten Gehalt zu zahlen. Unser Gott ist ein Gott der Ordnung und der Gerechtigkeit, darum sollte auch in dieser Sache Ordnung und Gerechtigkeit walten und die Besoldung nicht dem willkürlichen Belieben der Gemeinden überlassen werden.

2.) Weil der Pastor in seinem Ansehen leidet und es seinem Amte schadet, wenn er selbst auf einer genügenden Besoldung besteht, woraus ihm nicht selten Schwierigkeiten in seiner Wirksamkeit erwachsen.

Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß, wenn der Pastor selbst in der Sache handelt, er aus Bescheidenheit in der Regel den kürzeren zieht. „Der Pastor," denkt man, „ist verpflichtet, in der Genügsamkeit voranzuleuchten, also wird und muß er sich mit Wenigem begnügen." Sieht er sich dennoch genötigt, um eine Gehaltszulage zu bitten, sei es vor oder nach seiner Berufung, so macht er sich dadurch nicht selten Feinde, weil sein Gesuch, mag es noch so berechtigt und einleuchtend sein, von manchen Gliedern oft so gedeutet wird, als ob er sein Amt „um schändlichen Gewinns willen" treibe. Dadurch ist ihm ein erfolgreiches Wirken in der Gemeinde nicht nur sehr erschwert, sondern oft fast unmöglich gemacht, und nicht selten führt das früher oder später zu einem Bruch zwischen Pastor und Gemeinde. Das sind nicht nur meine persönlichen Erfahrungen, sondern viele andere Brüder haben Aehnliches erfahren. Davon nur etliche Beispiele.

Ein Bruder sah sich genötigt, zu wechseln. Nach vielem Schreiben und langem Suchen und Warten erhielt er endlich eine Einladung zur „Probepredigt." Im Einladungsschreiben ward ihm mitgeteilt, was man von ihm erwarte, und was man ihm für seine Dienste biete. Der Bewerber nahm die Einladung an, predigte in beiden Sprachen und wurde gewählt. Der Gehalt betrug $800.00 nebst freier Wohnung. Jedoch nach näherer Einsicht in die Lokal- und Schulverhältnisse an Ort und Stelle kam er zu der Ueberzeugung, daß er mit dem ihm gebotenen Gehalte mit seiner Familie nicht bestehen könne. Weil es eine Landgemeinde mit Filiale war, hatte er Pferd und Fuhrwerk zu halten und für Futter und dergleichen aufzukommen; oder er hätte sich ein Auto halten müssen, in beiden Fällen eine Auslage von $100 bis $150 pro Jahr vor dem Kriege; (jetzt belaufen sich diese Ausgaben auf mehr als das Doppelte.) Er hatte Kinder, welche die Hochschule besuchten, die viele Meilen von seiner Wohnung entfernt lag, weshalb er seine Kinder während der Wintermonate in Kost geben mußte. Amtshandlungen wurden nicht vergütet. So sah er sich genötigt, um $100 mehr zu bitten, als ihm ursprünglich geboten war. Die Ge-

meinde stimmte darüber ab, und seine Bitte wurde mit einer größeren oder geringeren Mehrheit gnädigst gewährt, während die Minderheit von Stund an gegen ihn war. Nach etwa drei Monaten zog der neue Pastor auf. Inzwischen hatten sich seine Gegner schon verabredet, es ihm so schwer als möglich zu machen, um ihn bald wieder los zu werden. Eine Zeitlang ging alles gut, nach und nach aber fand man alles mögliche an ihm auszusetzen, um das gesteckte Ziel, seine Entlassung, zu erreichen. Der bessere, einsichtsvollere Teil der Gemeinde war mit dem, was vorging, durchaus nicht einverstanden, tat aber auch nichts, um den Krakeelern und Wühlern das traurige Handwerk zu legen; im Gegenteil; manche ließen sich nach und nach aus Freund-, Nachbarschafts- und anderen Rücksichten von den Gegnern des Pastors überreden und machten, wenn auch vielleicht nicht offen, mit ihnen gemeinsame Sache. Andere folgten noch nach, und das Böse hatte gewonnenes Spiel. Nach etlicher Jahre treuer, mühe- und verleugnungsvoller Arbeit und bitterer Erfahrungen und Enttäuschungen wurde seine Resignation gefordert, und weil er sich dazu nicht gleich entschließen konnte, wurde ihm gekündigt. Und wenn die Gemeinde beim Präses auch keinen wirklichen Grund für eine solche Handlungsweise anzugeben vermochte, so schützte man doch vor, im Interesse und zum Segen der Gemeinde zu handeln, indem man einen andern Pastor berufe, selbst auf die Gefahr hin, dem etwaigen Nachfolger einen noch höheren Gehalt geben zu müssen, was in der Regel aus Trotz gegen den Vorgänger geschieht. Mancher Bruder wird Aehnliches erfahren haben, denn dieser Fall steht durchaus nicht vereinzelt da. An der Synode hat der Pastor in solchen Fällen weder Rückhalt noch Schutz, und bei den Brüdern findet er selten Trost und Teilnahme; er ist fast immer der „Schuldige" und muß gehen, während die Gemeinde, an deren Geiz allein die Schuld liegt, frei ausgeht und möglichst bald einen Nachfolger erhält. Brüder, es fehlt bei uns an der Kirchenzucht! Die Ewigkeit wird es einst offenbaren, wie viel und schwer Gemeinden gegen ihre Pastoren gesündigt haben!

Dem Schreiber dieses wurde in einer seiner früheren Gemeinden, nachdem er dieselbe schon nahezu fünf Jahre bedient hatte, in einer Jahresversammlung ganz unerwartet, weil ohne sein Wissen und Zutun, der Gehalt von $700.00 auf $800.00 erhöht, (nebenbei bemerkt, der höchste Gehalt, den er vor dem Kriege bezog.) Darüber große Freude! Doch das dünne Ende kam bald nach! Von der Jahresversammlung abwesend gebliebene Glieder waren mit der Gehaltserhöhung nicht einverstanden, überredeten nach und nach andere zu ihrer Ansicht, da die Gemeinde seit ihrem Bestehen nie einen so hohen Gehalt gezahlt hatte, und man ob dieser Verschwendung fürchtete, die Welt aus den Fugen zu bringen. Kurz, in der folgenden Jahresversammlung, die wegen schlechten Wetters nicht gut besucht war, wurden

die $100.00 mit zwei Stimmen Mehrheit wieder abgezogen. Die Folge war ein baldiger Wechsel, und mein Nachfolger, ein junger, lediger Mann, bekam sofort $900.00 Gehalt, worüber ich durchaus nicht eifersüchtig war. Ich könnte noch viele ähnliche Fälle anführen, die mir in meiner dreiundzwanzigjährigen Amtstätigkeit zu Ohren gekommen sind, in denen fast immer das leidige Geld die Ursache war, daß es zwischen Pastor und Gemeinde zu Zerwürfnissen kam, und zwar war es nicht gerade immer wegen des Gehaltes, wodurch sich der Pastor unmöglich machte, sondern gar oft auch wegen der obligatorischen Kollekten, die er für seine Synode zu erheben verpflichtet ist. Doch lassen wir es mit den beiden obigen Erlebnissen bewenden. Die Lehre aber, die wir daraus ziehen wollen, ist die: Würde die Synode die Besoldung ihrer Pastoren regeln, dann brauchte der Pastor weder um mehr zu bitten, (was stets ein gar sauerer Schritt für ihn ist), noch könnte er, was, o Schande! auch vorgekommen sein soll, sich nicht für weniger Gehalt anbieten, als eine Gemeinde willens und verpflichtet ist zu zahlen; auch könnte dann keine Gemeinde den Gehalt willkürlich verringern.

2.) Antworten wir auf das „Warum soll die Synode sich dieser Aufgabe unterziehen?“ Weil es zu ihrem eignen Vorteil und der Kirche zum Segen wäre.

So lange ich mich erinnern kann, ist die Klage über Pastorenmangel bei uns nie verstummt. In unsern synodalen Blättern und auf Konferenzen haben wir dieses Klagelied in den verschiedensten Tonarten vernommen. Oft sind auch die Gründe dieses beklagenswerten Mangels richtig angegeben worden, die immer in den einen Ton ausklangen: Zu geringe Besoldung! Doch ist seitens der Synode nichts zur Abhilfe dieses Mißverhältnisses getan worden, wenigstens nicht in dem Maße, daß eine wirklich durchgreifende Besserung in dieser Sache erreicht worden wäre. Mit der wohlgemeinten „Ehrenliste“ im „Friedensboten“ und „Herald“ wird nicht viel erreicht, und so etwas führt nie zum Ziele, denn die meisten Gemeinden werden großmütig auf diese Ehre verzichten. Auch wird damit nur die entwürdigende und demütigende Meinung bei unseren Leuten weiter genährt, als ob des Pastors Dienste keine ordentliche Besoldung wert seien und man an ihre Barmherzigkeit appellierte, doch dem Pastor das ihm Nötige gnädigst zu gewähren. Wohl haben heute die jüngeren Brüder wegen ihrer geläufigeren Beherrschung der Landessprache ein etwas besseres Los, und brauchen nicht mit einem Jahresgehalt von $300.00 zu beginnen, und wir gönnen ihnen diesen Vorteil von Herzen, obgleich die Predigt des Evangeliums in der einen Sprache so viel wert sein sollte als in der andern. Immerhin gewährt der geistliche Beruf unter dem gegenwärtigen System nicht die Chancen, die jungen Männern in anderen Berufsarten offen stehen. Würde

nun die Synode ihren ganzen Einfluß dahin geltend machen, daß ihre Pastoren finanziell so gestellt würden, daß sie, auch mit großer Familie, ein ohne peinliche Einschränkungen getrübtes Dasein führen könnten, bis der Herr sie abruft, so würde das heilige Predigtamt auf begabte junge Männer ohne Zweifel eine stärkere Anziehungskraft ausüben als bisher, und dem Predigermangel wäre damit abgeholfen. Und das wäre nicht nur direkt, sondern auch indirekt zum Vorteil und Segen der Synode. Ist der Pastor sicher gestellt, so daß er eine sorgenfreie Zukunft bis ins Alter vor sich hat, so kann und wird er in der Ausübung seines Berufes leistungsfähiger sein, weil ihn dann keine pekuniären Sorgen quälen, die oft so hemmend, entmutigend und niederdrückend auf ihn einwirken. Und auch die Gemeinden würden nicht schlechter dabei fahren, sondern in jeder Beziehung profitieren. Es wäre also für alle Beteiligten zum Vorteil und zum Segen, für die Pastoren, für die Gemeinden und für die Synode.

III. Wir haben nun die bestehenden Mißverhältnisse und deren Ursache genügend beleuchtet und dargetan, daß sie nicht nur trübend und hindernd auf den Pastor wirken, sondern auch nachteilig auf die Gemeinden, sowie die Gesamtkirche. Wie kann diesen Mißverhältnissen abgeholfen werden? Ich gestehe, daß es nicht so leicht ist, hier das rechte Heilmittel zu finden, als es ist, bestehende Schäden aufzudecken und bloßzulegen. Doch wären obige Auseinandersetzungen und Erörterungen absolut zwecklos, wollten wir nicht auch Mittel und Wege andeuten, wie dem Uebelstande der Unterbesoldung abgeholfen werden kann. Das soll nun zum Schlusse geschehen, indem wir noch die Frage zu beantworten suchen: „Wie kann und soll die Synode dieser Aufgabe gerecht werden?

Es könnten hier verschiedene Methoden zur Abhilfe der bestehenden Uebelstände angegeben werden, die durchaus nicht unausführbar wären; doch würden sie, weil vielleicht zu radikal für manche Brüder und Gemeinden, nur Opposition hervorrufen, weshalb wir nur solche Mittel und Wege anraten wollen, die sich ohne besondere Schwierigkeiten durchführen lassen, und denen daher jeder ohne Bedenken beistimmen kann.

Wie oben schon wiederholt gesagt, kann nur dann etwas erreicht werden, wenn sich die Synode als solche der Sache annimmt. Bei den Presbyterianern z. B. hat der Pastor mit der Gehaltsregelung absolut nichts zu tun. Er wird von seiner Kirche angestellt, welche den Gemeinden vorschreibt, wie viel sie für Predigergehalt aufzubringen haben. Wenn eine Gemeinde zu klein oder zu arm ist, die festgesetzte Höhe zu erreichen, so wird dem Pastor das Fehlende monatlich als Zuschuß von seiner Kirche erstattet. Warum sollte so etwas nicht auch bei uns möglich sein? Es mögen uns daher in dieser Angelegenheit solche Kirchengemeinschaften als Wegweiser dienen, die uns in der

Sache längst weit voraus sind, und darum wollen wir deren Methoden hier als Richtlinien für uns anführen. Wir antworten daher auf die Frage: „Wie kann die Synode hier helfend und bessernd eingreifen?“

1.) Dadurch, daß sie einen hinreichenden Minimalgehalt festsetzt, wie es andere Denominationen getan haben. Die Presbyterianer und Kongregationalisten haben das Minimum auf $1,200.00, resp. auf $1,500.00 festgesetzt.

Hier entsteht nun die heikle Frage: Wie können kleine oder arme Gemeinden einen so hohen Gehalt aufbringen? Wir schrecken davor zurück, weil wir es an unsern Gliedern von Alters her gewohnt sind, die Kirche mit einem Almosen abzufertigen. Doch ist die Sache gar nicht so gefährlich als sie aussieht. Der nächste Weg, den die Synode einschlagen sollte, ist daher:

2.) Die Gemeinden jedes Distrikts nach ihrer Gliederzahl in Gruppen zu klassifizieren, und sich über deren finanzielle Leistungsfähigkeit zu orientieren. Jeder Präses könnte sich da mit Hilfe der ihm unterstehenden Pastoren bald Klarheit darüber verschaffen. Gemeinden mit fünfzig bis sechzig angeschlossenen Familien können ohne besondere Anstrengung $1,200.00 bis $1,500.00 pro Jahr für ihre Kirche aufbringen. Denke keiner, daß das zu hoch taxiert sei. Familien, die nicht im Durchschnitt $25.00 bis $30.00 jährlich für ihre Kirche übrig haben, ist überhaupt nichts an der Kirche gelegen. Selbst Lohnarbeiter sind imstande das zu zahlen, ohne sich besonders einschränken zu müssen. Gemeinden, die weniger als fünfzig angeschlossene Glieder zählen, sind in Parochieen zu vereinigen, und wo das wegen zu großer Entfernung nicht angeht, könnte ein Reiseprediger verschiedene Gemeinden abwechselnd bedienen. Davon wären selbstverständlich solche Gemeinden ausgeschlossen, die das Minimum aufbringen.

3.) Müßte eine besondere Kasse geschaffen werden, aus welcher Pastoren kleiner und armer Gemeinden, die weder das Minimum aufbringen könnten, noch sich in Parochieen vereinigen oder von einem Reiseprediger bedienen ließen, entsprechenden Zuschuß erhielten. Diese Kasse könnte aus folgenden Quellen gespeist werden:

a) Jeder Pastor der Synode entrichtet einen gewissen Prozentsatz von seinem Fixum;

b) jede Gemeinde erhebt jährlich ein Opfer für diese Kasse, das obligatorisch gemacht und mit im Budget eingerechnet wird;

c) sollte durch die Synodalorgane eine wirksame Propaganda betrieben werden, wodurch vielleicht Vermächtnisse und größere Geldschenkungen gewonnen würden.

4.) Sollte auch auf Konferenzen durch Referate und durch Verteilung von Traktaten für die Sache agitiert werden, wie überhaupt

jedes Mittel in Anwendung kommen, das in dieser Sache belehrt und aufklärt, und dieselbe fördert.

Damit wollen wir unsere Erörterungen beschließen. Wie schon zu Anfang gesagt, behauptet Schreiber dieses nicht, mit den angeführten Ratschlägen in jeder Hinsicht das Rechte getroffen zu haben. Wer daher Besseres zu raten weiß, sollte nicht damit zurückhalten. Möge der Herr diese Arbeit dazu segnen, daß das Los der Pastoren nach und nach ein besseres werde!

What is the Lord's Supper?

1 Cor. 11: 23-26

By H. L. Streich

Long ago, from far-off lands, pilgrims came to behold the newborn King. How much they suffered on their pilgrimage, we do not know. Nor do we know the pent-up feelings of love and longing that filled their heart. But we know that, obedient to the guidance of that mysterious star, they came to Bethlehem where the child was "and they came into the house, and saw the young Child with Mary, His mother, and they fell down and worshipped Him."

So thruout all the centuries since pilgrims came from many lands and races to see the Christ, and so we too, twenty centuries after, come, in obedience to our Master's bidding, "this do in remembrance of Me!" into His blessed presence, to the holy ordinance of the altar. We also are led by the star of faith, and moved, as were the Magi, by love and reverence to bring unto Him, our King, our gifts and offerings; gifts and offerings more precious to Him than gold, frankincense and myrrh, even our hearts, our minds, our bodies, that He may purify us by the "blood shed" for the remission of sin, and redeem us by His Body "broken" for us, and sanctify us by the power of His spirit. For all this is offered us in the holy sacrament of the Lord's Supper. And in faith we receive all this,—all that Christ is to man by reason of His atoning redeeming death.

It behooves us, therefore, to come into his presence with due reverence and truly worthy to receive there the "body and blood" of our Lord Jesus Christ. With profoundest humility we should come where angels dare not tread. In all the experiences of a Christian's life there is none so profound, so wonderful, so glorious. Here physical and spiritual, earthly and heavenly, time and eternity meet. It is truly a communion of man with God. Thruout the Christian era this sacrament has therefore been looked upon and revered as the highest expression of spiritual devotion, the mountain top of divine grace! With what great desire and pleasure, therefore, should every Christian soul long to partake of these benefits of God, to enter into

this sweet communion with the Lord, to receive this, His gracious pledge of forgiveness, peace and joy?

But, we must seek the proper attitude toward this holy ordinance; we must guard against two extremes, walk between idolatry and indifference. An idolatrous reverence of the Lord's Supper not only transgresses the second commandment, but also dishonors Christ. We must not worship Him in the form of bread and wine, but "in spirit and in truth."

On the other hand indifference to the sacrament casts contempt upon an ordinance instituted by our Saviour himself, who said: "Do this in remembrance of Me!"

While the Catholic Church has made practically idolatry out of this sacrament, Protestants incline to too great indifference toward it. They greatly neglect it, put little importance upon it; they partake of it seldom, very seldom, many doing without it altogether. Yet they would be the Master's followers, even when indifferent to His commmandment: "Do this in remembrance of Me!" There are those, indeed, who are so impressed with the sacred mysteriousness of the act, that they fear its consequences and therefore avoid it altogether. They are like the Jews, who, fearing to misuse the name Jehovah, never uttered it at all.

This indifference and superstitious awe should be overcome and dispelled by a thoughtful and earnest consideration of this sacred subject. There are two factors essential for a worthy partaking of the Lord's Supper; knowledge and faith. We must recognize the importance of the act and have faith in its promises.

While theologians differ as to the exact manner in which the visible signs, bread and wine, produce spiritual blessings, (perhaps not two of any one Church beholding in it the same in all respects), we can realize these blessings nevertheless, and thoughtful, earnest consideration of this subject can only help to make its meaning clearer, grander and more important to us individually.

Let us approach the subject from three sides. In answer to the question, "What is the Lord's Supper?" we say "It is an act of commemoration, an act of grace, and an act of communion."

I. An Act of Commemoration

In the first place it is an act of commemoration, of remembrance. Twice, both while giving the bread and while passing the cup, Christ repeated the words: "This do in remembrance of Me!"

In the life of our nation there are many days we celebrate in commemoration of some man, some deed, some event: Washington's birthday, Decoration Day, the Fourth of July, Thanksgiving Day. All these are days of commemoration. In the life of every family there are also certain days and happenings that are remembered in one way or another as they return year after year. Yes, in the life

of every individual there are certain experiences that are commemorated, tho often only in a quiet way. And in the church year we likewise celebrate certain days in remembrance of events in the life of Christ or the history of the Christian Church: Christmas, Easter, Pentecost, Reformation Day. Thus we commemorate special events in public and private, in state and church life.

At the institution of this sacrament Christ commanded, "Do this in remembrance of Me!" He erected a monument, as it were, to remind us of Him and of what He did for us. And as a monument is something visible, so here He has made use of visible means, bread and wine, that thru the senses we might more readily be reminded of Him.

"Do this in remembrance of Me!" First, Christ would say in these words, "remember Me yourself, then remember Me to others." Remember Me yourself as oft as ye eat My body and drink My blood. Let the bread and wine stand for My body and blood, broken and shed for the remission of your sins. Let this sacrament recall to yourself the life I lived for you. My holy life, in which I perfectly fulfilled the law of God in your stead; My life of service to relieve man of misery, pain and sorrow; My life of truth proclaiming God's love and mercy; My life of suffering, enduring in your stead the wrath of God against sin; My life of sacrifice offering myself as the Lamb of God that taketh away the sins of the world,—and your sin. All this remember as oft as you partake of the bread, My body, and drink of the wine, My blood; for it was for you that it was broken and shed.

As the Jewish Passover, which Christ converted into the Lord's Supper, was a festival of joyful remembrance of the passing from bondage into freedom, so the Lord's Supper, should be to us a joyful festival reminding us of the passing from sin to righteousness, from death to life, from sadness to joy thru our Lord Jesus Christ, who is our Life and our Light. For behold, you were dead, but now you are alive; you were lost and are now found! Indeed, enough to be remembered! If we joyfully remember Washington as the Father of our country; if the Negro gratefully remembers Lincoln as the Liberator of his race,—truly we should joyfully and gratefully remember Him who is both our Father and Liberator, our Lord and Saviour, our God and our Redeemer, our Friend and Brother!

We call it the "Lord's Supper." Supper implies evening, night. Those words "night," "supper," "Lord," carry us back over the centuries to that night, that supper, that Lord. "The same night," Paul says, "in which He was betrayed." What a flood of thoughts comes to our mind! How the events of that night crowd upon us! We see Him with His disciples seated there in that room in Jerusalem. They have gathered to eat the Passover. "With desire have I desired to eat this Passover with you before I suffer," Jesus had

told them. How little they understood. See how they quarrel for first place at the table. Jesus must teach them humility and unselfishness by washing their feet. He seeks to prepare them for higher things. He tells them of the coming suffering, and that one of them would betray Him. There was darkness without, and a blacker darkness in the soul of one. Then He took the bread, and, when He had blessed it, said: "Take, eat!" In like manner He took the cup: "Take, drink!"—"do this in remembrance of Me!"—And they passed out into the night. The night in which Judas betrayed Him, and Peter denied, and all the disciples deserted Him; the night in which He went to the slaughter-bench like a lamb that openeth not its mouth; the night in which He showed how He loved; "loving His own, He loved them unto the end." And that end was death, the atoning death for you and me. Therefore, "Do this in remembrance of Me."

And then, "as oft as you eat of this bread, and drink of this cup, you show the Lord's death" not only for you, but also for all men.

How indelible must have been the memories of that awful, eventful night to the disciples. How often afterwards,—at first behind locked doors,—did they recite the incidents of those dark hours! And as they broke the bread and passed the cup, they reverently related to the others all that happened, "showing the Lord's death." Then Peter, remembering his proud boast of that night and then his shameful denial, would, perhaps, with a deep feeling of gratitude remark, "We know we are redeemed not with corruptible things, not with silver or gold, but with the precious blood of Christ." And Thomas, recalling how he had doubted would perhaps joyfully declare, yes, Christ is "my Lord and my God!" And John would quietly add, yes "the blood of Jesus, God's Son, cleanseth us from all sin." Thus, as oft as they ate of this bread and drank of this cup they proclaimed the Lord's death as an atonement, "a propitiation for our sins; and not for ours only, but for the whole world." What blessed memories were thus awakened in their hearts; what a joyful occasion was the celebration of this sacrament! It was the climax of their devotional service, the mountain top of their Christian experience. No wonder they allowed no Sabbath to pass by without its celebration.

And to us it should also be all that it was to the disciples. A remembering for ourselves and a reminding of others; an act of commemoration done in remembrance of Him, His life, His sufferings His death, and all that for us and others. Yes, each one saying in his inner heart: "He did it for me."

II. A Means of Grace

While the Lord's Supper is an act of commemoration with all

that this implies, it is much more than a mere memorial; it is essentially a means of grace.

The Lord's Supper is a sacrament which the Evangelical Catechism defines "as a holy ordinance instituted by Christ himself in which, by visible signs and means, He imparts and maintains the new life." While the Roman Church has seven sacraments, Protestants know but two. For to be a sacrament the act must be established by Christ and have visible signs of recognition. Only two fulfil these conditions, Baptism with water as its sign, and the Lord's Supper with its symbols of bread and wine. The visible signs are signs of invisible grace. The outward transaction represents an inner act. The physical element stands for the spiritual gift.

In Baptism the water represents the inner cleansing that makes one a member of God's kingdom. For Christ says, "Make disciples of all nations, baptizing them." Baptism thus becomes the act of reception into the kingdom of God, and into the Church of Christ. It is the beginning of the new life. But only the beginning. In the same way as Baptism imparts God's grace in this beginning of the new life in the reception into His kingdom, so in the Lord's Supper He imparts the nourishment of that new life, the repeated lifegiving assurance of abiding fellowship with Him. The bread and the cup are to us a visible guarantee of the body and blood of Christ. As these elements are offered us in the sacrament, so the body and blood of Christ were offered for us in His death, broken and shed for the remission of our sins as the only means of salvation. As we accept and receive the bread and wine with a believing heart, we accept and receive the sacrificial death of Christ as the atonement for our sins. And as we assimilate the elements, bread and wine, and they become part of physical nature, so Christ, thru our reception of Him in faith, becomes part of our spiritual being. As He himself says, "For My flesh is meat indeed and My blood is drink indeed. He that eateth My ffesh and drinketh My blood abideth in Me and I in him."

The Scriptures are silent as to the manner in which the spiritual blessings imparted by the sacrament are conveyed by the elements, the bread and the wine. In the same way as the exact processes by which the food we eat is transformed into mental power or physical energy, or the way in which the plant is nourished by the soil and the air, lie beyond our powers of comprehension, so the manner in which the spiritual life of the soul is nourished and strengthened remains a sacred mystery to the human mind.

For centuries Christians have quarreled over theories in regard to this mystery with no other result than that of producing continuous schisms and divisions among themselves and obscuring the precious blessings which the sacrament offers. We judge no one who regards these discussions as important, and we recognize their

value at least in the historical and the doctrinal development of the Christian Church. But we are convinced that if an understanding of this mystery were essential to the proper partaking of the sacrament, or even conducive to greater spirituality, Jesus would surely have explained it to His Disciples, or these to their fellow-Christians; or there would be, at least, some way provided in which the veil could be lifted.

For practical purposes—and the Christian religion is always intensely practical—we do not need to know just how God imparts His divine gifts to human hearts, but everything depends upon our accepting what He so graciously and bountifully offers to meet our most crying spiritual need.

But nevertheless the question, "How do we receive Christ in the sacrament?" has an answer. We receive Him in the sacrament as we do elsewhere and whenever we take Him into our hearts by faith thru the Holy Spirit. He stands ever at our heart's door, knocking and pleading with His gentle, wooing voice: "If any man hear My voice and open the door, I will come into him and will sup with him and he with Me." Whenever a heart is ready and willing to receive Christ, into that heart He gladly enters and abides there as Saviour, Lord, and Friend. Thus He does also at the communion table.

And surely you must have received Christ into your heart before you come to the communion. For remember it is "a commemoration of the life, suffering and death of Christ for you." And if you do not believe this you cannot truly celebrate that fact in the Lord's Supper. For only he "who eats and drinks with heartfelt repentance and true faith is alone truly worthy and well prepared" for the spiritual feast.

And if we come thus, we will find then, as we should and as every true believer does, Jesus Christ as really present as the bread and wine. The bread and wine are a tangible assurance of Christ's presence in us as the nourishment of the new life. The sacrament thus becomes a means of strengthening our faith, of rekindling our hope, of increasing our power to resist temptation, and a source of every Christian virtue.

As there is in Baptism a reception of the new life, there is here a nourishment of that new life; as there is in Baptism the assurance of entrance into membership, there is here the assurance of abiding membership in the Church. "For he that eateth My flesh and drinketh My blood abideth in Me and I in him."

This is the "New Testament" in His blood, the gift of God thru Christ in the Lord's Supper. It is the free pledge, the positive assurance, given us by Christ himself that He broke His body and shed His blood for the remission of our sins. He has here given us these visible signs as a seal, that the debt of our sins is paid. We re-

ceive here into our own hands the guarantee of our salvation. We have but to stretch forth our hands and accept. It's a grace of God. "O taste and see that Jehovah is good" and gracious!

III. A Communion

Finally we answer to the question: What is the Lord's Supper? with the statement that it is an act of communion.

It is not only a commandment,—it's all that and more; a means of grace, the assurance of the forgiveness of sins and of our salvation; and thus it becomes an act of communion, a coming into contact, into a union with Christ and thru Him with all believers. It is a feast of fellowship with Christ and of brotherhood among His followers, an intimate communion with one another.

First it is a communion, a fellowship with Christ. "For he that eateth My flesh and drinketh My blood agideth in Me and I in him." A union is formed. As we take the elements, bread and wine, into our bodies, into our physical lives, so Christ comes into our hearts, into our spiritual life. As bread and wine unite with our flesh and blood, so Christ unites with our soul and spirit. So with Paul we may say: "It is no longer I that live, but Christ liveth in me." Thus a new force enters into our life, Christ thru the Holy Spirit comes to dwell, abide and work in us and with us with all His grace and power.

As at the first celebration of the Lord's Supper, "in that same night in which He was betrayed," He sat in their midst and they enjoyed His fellowship; so we, as we gather around the Communion Table, should know and feel that He is in our midst, He is one of our number, and we may enjoy His fellowship just as really as those first disciples. Oh, the bliss of this fellowship with the Master at table! He is one of us. It ever and again assures us: "Lo I am with you always, even unto the end of the world."

Let us remember, not we break bread with each other, but it is Christ breaking bread with us as He did there with His first disciples. We are receiving from His hands. He it is that speaks: "Take, eat!" "Take, drink!" "Broken and shed for you for the remission of your sins." We are the guests, He is the host. We here enjoy the same privilege of communion and fellowship and just as real as did Peter, James, John and the rest; as did those two at Emmaus. He sups with us and we with Him. That's the communion with Christ in His supper.

In the second place the Lord's Supper is also a communion of believers, a feast of brotherhood of Christ's followers. Thru Him they are one, even as He and the Father are one. When we as a nation celebrate the Fourth of July we forget our differences in station, rank, position, party, class, and color. We remember only that we are all one people, one nation,—all rejoicing in the one glorious land,

the one mighty government, and the one grand principle; equal rights and liberty in the land of the free and home of the brave.

Thus thru Christ all believers come, all belong to the same family, the same Kingdom. All recognize one Lord, worship one God, rejoice in the same Saviour. And here they all gather at His table. All differences disappear. Station, position, rank, age, class are of no moment. There are none rich, none poor,—all poor sinners, but rich in the Lord; none high, none low,—all raised high to be sons of God. No kings, no paupers; none wise, none simple; none great, none weak,—all alike children of the Father and brothers of the Son. Many are the members, but one body. So all believers are joined together first to Christ, and thru Him to one another. And like the radii of a circle, the nearer to the center, Christ, the nearer to one another. What a means of encouragement, a source of enthusiasm, an ever flowing fountain of spiritual strength and inspiration is here provided!

"We are not divided,
All one body we;
One in hope and doctrine,
One in charity."

And who are these that with me have fellowship with my Lord, and with whom I am united thru the bonds of His redeeming Love, and with whom I gather round His table? Look, here is many a Peter who confessed not when he should have done so fearlessly, and boastfully said he would; here is many a Thomas who was filled with doubt when joy should have enthused him; here are many Johns and Jameses who showed blind zeal instead of peaceful charity; here is also many a Magdalene whose passion was not Christ and His charity. Here is many a Martha, impatient in her work, lacking the one thing needful. And so they all come; humble, penitent, pleading sinners,—loving their Master and seeking forgiveness and His fellowship at His table. And in them all I recognize myself. In them I behold my own self. What they are, I am. What they seek, I seek. With them I gather round Him at the communion table. There I find what they find. My prayer is theirs: "O Lamb of God who, bleeding upon the cross, didst languish . . . . . Have mercy upon us, Lord Jesus!" Keep us from being a Judas who "eateth and drinketh damnation to himself, not discerning the Lord's body."

Then as I stand there with other pardoned sinners, the voice of the Master comes as in that "same night in which He was betrayed," saying: "A new commandment I give unto you, that you love one another, even as I have loved you. By this shall all men know that ye are My disciples, if he have love one to another." This is the blessed communion of believers which we find expressed in the Lord's Supper.

Thus the Lord's Supper is a commemoration of Christ, His life, His death, for us, for me; a means of grace, the visible pledge of the forgiveness of our sins and the nourishment of the new life; and a communion with Christ and all believers.

"Body of Jesus, O sweet food!
Blood of my Saviour, precious blood!
On these, Thy gifts, eternal Priest,
Grant Thou my soul in faith to feast.

Weary and faint, I thirst and pine,
For Thee my bread, for Thee my wine,
'Till strengthened, as Elijah trod,
I journey to the mount of God.

There clad in white, with crown and palm,
At the great supper of the lamb,
Be mine with all the saints to rest,
Like him, that leaned upon Thy breast.

Saviour, till there I fain would know,
That feast above by this below,
This bread of life, this wondrous food,
Thy body and Thy precious blood!"

The Home Department an Evangelical Institution.

By Rev. E. Gehle

In the past year special efforts were made to gain a larger recognition for this particular department of organized Sunday school work thruout our Evangelical Church. We set our goal at three hundred new Home Departments. While we did not succeed in actually bringing about the organization of that many new departments in the prescribed length of time, it was possible to gain a larger measure of attention and interest for this work than ever before.

Home Department work on a large, synod-wide scale is a comparatively recent venture in our circles. As such it encounters a host of objections and objectors in all parts of our Church. Most of these may be finally sifted down to the one fundamental objection that the Home Department in theory and practice is unevangelical.

It is with the hope of removing these misgivings and of interesting a still larger number of our brethren in the work of this blessed institution and of winning them into a definite and active cooperation in the same that we submit the following discussion on this subject.

In the first place we would say:

The Home Department is an evangelical institution, using the word "evangelical" in its original meaning and in its widest sense, as being true to and in harmony with the spirit and the demand of the evangel, the gospel of Jesus Christ.

The Home Department is evangelical in this sense of the word in its very *origin* and *inception.* It was Dr. Wm. A. Duncan, a Congregational pastor of the state of New York, who in 1881 began what he called the "Home Class" to meet the religious needs of large numbers of children, who, living in rural neighborhoods remote from established Sunday schools, were deprived of the blessings of regular teaching of God's Word as done in the Sunday Schools.

M. C. Hazard, the Home Department historian, has this to say about the Home Class, the original idea and form of the Home Department: "The Home Class was the first organized, systematic attempt to make the Sunday school extend over the outlying districts. Instead of requiring that persons should come to the Sunday school, it carried the Sunday school into their very midst, starting a little class among the children of the most distant neighborhood, which was regarded as much a part of the school as any other class in it."

Dr. Duncan, the Father of the Home Department, himself has this to say about it: "Where there is a parlor, a kitchen, an empty room in the barn; where there is a tree which God has made to throw shade upon the earth; where there is a Christian mother wo loves her sons and daughters; where there is a Christian sister who feels like doing something for the Master,—there these boys and girls can be gathered in and taught about Jesus."

The advocacy of the Home Class idea gave birth to the "Woman's Sunday School Mission Aid Association," which further developed it and carried it into practice, not only as a Home Class but later on as a Neighborhood Class consisting of persons from five to twenty-one years of age.

In this Home Class and Neighborhood Class project we see an effort on the part of Christian pastors and lay people, with the love of Christ in their hearts, working together to bring the blessings of the Gospel to neglected and forgotten children, in obedience to the Master's command: "Suffer little children to come unto me." Surely this origin stamps the Home Department as evangelical in its truest sense.

The Home Department idea in its present formulation and practice, as including people of all ages who anywhere and for any reason are deprived of the benefits of Sunday School Bible study, dates back to 1885 and has its source with Dr. S. W. Dike, then of Vermont, and later secretary of the League for the Protection of the Family. Dr. Dike was deeply impressed with the spiritual

needs of great masses of people in outlying districts and with the conviction of the great peril which threatened the churches and society in general, unless these needs should be met. "How to reach them was the question. Dr. Dike's pastoral experience and sociological studies suggested the most effective way would be thru the family to connect the home with the church. To secure this connection, he suggested that efforts be made to secure the study of the Bible in the home, under the auspices of the Sunday School." (Hazard: The Home Department of the Sunday School.)

Here again, the Home Department idea in its new formulation and application is truly evangelical both as to contents and spirit—it is just a modern expression of the spirit of Him who came to seek and to save that which is lost.

The Home Department is evangelical in its *ideal* and *purpose*. This ideal and purpose is:

A. *The open Bible for all people.* The Home Department, thru the gentle, tactful service of the Home Department visitor, opens up the hitherto closed and neglected Bible in the homes of the people and makes possible and desirable a systematic, personal study of God's Word, and realizes the blessings of the Word in the lives of people. Because of its adaptability to all conditions of life, it makes possible the open Bible for all classes of people without any restrictions whatsoever.

B. *The evangelization of the home life* of our people, that is, bringing the homes under the direct and telling influence of the Gospel word. There can be but one result of this effort: evangelization will lead to Christianization of home life, instilling Christian atmosphere, Christian principles of life and service, Christian motives of fellowship—indeed bringing about a veritable rebirth of the home life into the divine ideal, which shall evidence itself in the truly Christian characters and lives which go forth from it into the world. For we believe it to be true with respect to the home as with respect to the life of the individual person: the Gospel is the power of God unto salvation.

C. The wider, practical fulfilment of the *missionary duty* resting upon the church. In going after those whom the blessings of church fellowship have been denied or who deny themselves of these blessings, the Home Department is a prcious agency enabling the church to enlarge its scope of usefulness and power and blessing, and thus to more truly fulfill the missionary command of the Saviour.

D. *The specific emphasis* laid upon the principle of "the universal priesthood of believers"—a precious evangelical privilege and principle which is so frequently neglected in our circles. The Home Department brings about a new emphasis and a new practical expression of this principle by enlisting men and women for the service of administering the Word of God to others; the visitors in their

ministrations to the homes, the parents in their special service for the family.

E. *The recognition of "the diversity of gifts"* and talents and abilities among Christian people and the *employment* of them for the progress of the Gospel, the edification of the saints and the glory of our Saviour. The Home Department is peculiarly well adepted to utilize workers who for some reason or other do not find a place for service in the Sunday school proper, but may in this wise carry on the real work of the Sunday school among those outside the school.

The Home Department is evangelical in its *means* and *methods.* All its efforts center about the Word of God and by every effort it seeks to make this Word acceptable, intelligible and systematically read and studied:

Acceptable—by making the study of the Bible easy, agreeable and well guided and directed;

Intelligible—by the splendid, penitent lesson helps which it offers in printed form;

Systematically read and studied—by tying up this home study of God's Word with the regular work of the Sunday school.

Furthermore, every effort of the Home Department is a direct, personal effort. This is one of the strong points in Home Department work. Where correctly carried on, the Home Department is not and must not be a "mail order department" of the Sunday school, except in so-called correspondence groups comprising out-of-town members. The real work of this department is the personal work of the visitors, done quietly, unostentatiously, but withal faithfully, systematically and, therefore, effectively. These visitors, where they follow up their work in the right spirit, are in fact itinerant evangelists, going from home to home as the Master Himself and His disciples were wont to do it.

And finally every effort of the Home Department seeks to emphasize anew the "communion of saints" in its true interpretation as given in our catechism, and to make this fellowship possible to such who otherwise would be denied its blessings. To this end the members of the Home Department are organized into groups or classes, usually by neighborhoods, each one under the care of a visitor. By the visitors' ministrations, by group gatherings and in other practical endeavors, real Christian fellowship is fostered and developed. Also the general meetings of all Home Department members are nothing less than an opportunity for the expression and development of this fellowship.

The Home Department is an *Evangelical institution,* using the Evangelical in a restricted or denominational sense. It is Evangelical in this sense by *adoption.* While we cannot claim to be the originators of the Home Department as a distinct institution, we are glad to know that the General Conference of 1905 held at Ro-

chester, N. Y., officially recognized the Home Department as an institution and encouraged its adoption everywhere. Since that time many districts have again and again said a good and encouraging word for this department. In other words we have as a church made the Home Department a real, vital part of our Evangelical Sunday school work and have encouraged its adoption everywhere, irrespective of language, or location or working conditions, correctly recognizing the fact that in our denomination this blessed institution will find a peculiarly well adapted soil for growth and development.

The Home Department is Evangelical in the denominational sense by its very conception. Its ideals and principles and purposes are true to and in harmony with our Evangelical principles and policies—without an element which could be in the slightest degree extraneous or antagonistic. As an Evangelical Church we recognize the Holy Scriptures of both the Old Testament and New Testament as the Word of God, as the infallible authority and standard of faith and life. To bring this to pass in deed and in truth, both in the personal and home life of people, is the great ideal of the Home Department.

As a denomination we stand for the open Bible for all people—herein, indeed, consists the very life of the Home Department.

As a denomination we are ideally a missionary church. Herein again the Home Department as a missionary agency par excellence finds in our church and brings to our church a very favorable attitude and atmosphere.

As a denomination we are in our organization and polity a "democratic" church in the ideal conception of this term. We are not and refuse to be a "Pastoren-Kirche"—but a church of Christian brethren, and as such we seek the employment and cooperation of all forces and talents for the interests of the kingdom of God. The Home Department in its organization and work emphasizes and realizes this very thing.

The Home Department is Evangelical in the denominational sense because of its very promising possibilities and opportunities within our denomination.

There can be no doubt that the need for just the services which this institution seeks to perform is equally as great with us as with any other denomination. In every congregation we have the "shut-ins" and "shut-outs," in all parts of our country we have the churches with a membership spread over a wide area and therefore spiritually neglected, everywhere within and without our congregations we have the homes where the Bible is a closed book and where the fire on the family altar has been extinguished or never lighted, on all sides we see the lack of real Christian home-training. This evident need is a great challenge and a great opportunity which we

too may meet effectively with aid of the Home Department. More than that, we have the people in every one of our churches who are thinking earnestly along these very lines, who if called upon would prove themselves able and willing to handle this work successfully, who in fact are burning to go ahead with just the kind of work which the Home Department represents. As a proof of that fact we need but to point to the fine number of Home Departments already in existence in our synod which are doing such excellent work that they rank among the biggest and most efficient in the country. They are to be found in city churches, as well as in rural and village communities, in predominantly German as well as in strongly English congregations, in old charges as well as in such of more recent origin, and they are fostered and championed both by pastors of venerable age and ripe experience and such who are young in years and in experience, all of which merely goes to show what a natural place this institution can and should have and find in our churches everywhere.

Indeed it is my conviction that our Evangelical church is called by its more universal adoption and adaptation of this department to so mold and fashion and construct it that it will become even more truly an evangelical institution and meet even more effectively the present day needs of Home and Family Life and intelligent Christian parenthood.

The present Forward Movement of our Evangelical Church with its emphasis on the deepening of the spiritual life and the development of spiritual resources is a challenge to all Evangelical people, and particularly to all who occupy the position of leadership in our Evangelical Church, to lay hold of and make use of the divinely blessed instrument lying at their very door. Where the Home Department does not yet exist let us put it into operation. Where it exists let us develop it and extend it to the very limits of its usefulness.



Editorielle Aeußerungen.

Die Aussichten der Vorwärtsbewegung in unserer Kirche.

Obwohl die „Vorwärtsbewegung," während wir dies schreiben, (18. Mai), in unserer Synode erst in den Anfängen steht, so läßt sich doch ohne Prophetengabe voraussehen, wie sich dieselbe entwickeln wird. Wo bis jetzt gemeinsame Versammlungen in den größeren Städten abgehalten worden sind, hat der Leiter der Bewegung williges Gehör und herzliche Aufnahme gefunden. Die Beteiligung seitens der Gemeinden mag nicht überall so zahlreich gewesen sein wie in St. Louis, noch die Begeisterung so durchschlagend, doch glauben wir nach unserer persönlichen Erfahrung sagen zu können, daß gerade das Laienelement der Sache großes Verständnis und Interesse entgegenbringt. Die packenden und anschaulichen Darlegungen von Pastor Frankenfeld haben vielen die Augen geöffnet. „Das haben wir nicht gewußt," haben manche gesagt, wenn sie hörten, wie wenig wir pro Glied für das Reich Gottes gegeben haben, oder wie schlecht z. B. im allgemeinen die Pastoren gestellt sind. Eine wohlgeleitete, systematische, andauernde Aufklärungs- und Erziehungsarbeit wird hier eine große Wendung herbeiführen. Es ist auch nicht abzusehen, warum unsere Leute nicht ebenso willig sein sollten, für die Bedürfnisse des Reiches Gottes außerhalb der eigenen Gemeinde reichlicher beizusteuern, als die Glieder anderer Kirchen. Nehmen wir zur Vergleichung z. B. nicht eine der englischen Kirchengemeinschaften, sondern den **deutschen** Zweig der **Reformierten** Kirche. Derselbe beteiligte sich an dem gemeinsamen Sammelwerk in der letzten Woche des April. Die noch unvollständigen Berichte, die bis jetzt eingelaufen sind, sind erstaunlich. Um nur einen Fall zu erwähnen: Die achte Reformierte Kirche von Cleveland hatte eine Quote von 8,800 Dollars (Liebesgaben für fünf Jahre). Bei einer Versammlung in der Woche zeichneten 21 Glieder dieser Gemeinde allein ca. 9,000 Dollars! Bis jetzt haben sie 12,000 Dollars aufgebracht. Die Gemeinde zählt 200—225 Einzelglieder vom selben Schlage wie unsere Leute. Sie gaben also über $10.00 per Glied im Jahr. Andere Gemeinden dieser Kirche haben ihre Quote zwei- und dreifach überzeichnet.

Es mag sein, daß wir nicht ganz so glänzende Resultate aufzuweisen haben wie manche andere Kirchen. Aber es kann kein Zweifel sein, daß wir bei tüchtiger Arbeit und gutem Willen unser Ziel erreichen werden. Die Distrikte, die bis jetzt getagt haben, haben ihre freudige Zustimmung erklärt. Einzelne Distrikte, die der Sache nicht ganz so unbedingt zustimmen mögen, tun das nicht, weil sie weniger

freigebig oder fortschrittlich sind, sondern weil in der vergangenen Kriegszeit Dinge vorgekommen sind, die ihnen die Lust zur Mitarbeit mit den englisch-amerikanischen Kirchen vergällt haben. Aber wir wollen ja unser Werk auch ganz selbständig führen. Wir haben unsere Einerntezeit in die letzte Oktoberwoche verlegt und gehen also völlig unabhängig vor.

Etwas ganz anderes ist es natürlich, wenn es sich um die geistlichen Ziele der Vorwärtsbewegung handelt. Man kann eine Kirche von der Notwendigkeit größerer Gaben für das Reich Gottes überzeugen und durch geschickte und zweckmäßige Agitation auch überraschend viel erreichen. Aber für das geistliche Wachstum und Leben ist dadurch noch wenig gewonnen. Und der geistliche Gewinn soll doch im Vordergrund stehen. Die Blätter unsrer Kirche, insonderheit der „Herald,“ betonen das ja mit aller Macht und wieder und wieder. Ihnen gebührt Dank dafür.

Darum lasse man hier das Schablonen- und Zahlenmäßige beiseite. Man kann und soll ein Budget festsetzen und die Mittel dafür aufbringen. Man kann auch sagen: Wir wollen 200 neue Studenten im Seminar haben für die nächsten fünf Jahre und 100 Diakonissen. Ob man sie aber bekommt, ist eine andere Frage; und falls man sie bekäme, ob sie die inneren Qualifikationen hätten, auf die es doch ankommt, ist auch noch sehr zweifelhaft. Wir müssen gestehen, daß uns einzelne Punkte unsres Programmes sehr fremdartig anmuten: „6,000 Familien mit Hausandacht, 10,000 Einzelpersonen, die ihre Andacht halten, 10,000 Glieder, die einen bestimmten Teil ihres Einkommens opfern, 10,000 Konfirmanden, 10,000 neue Mitglieder“ etc. Warum so bestimmte Zahlen? Wer kann das festsetzen, ohne im Rat des Allmächtigen zu sitzen? Es ist ein Element der Willkür darin. Es ist unbiblisch. Es ist von anders woher entlehnt, aber nicht von dem Wort Gottes. Der Amerikaner will immer gleich greifbare Resultate haben. Er setzt ein Ziel, selbst im Geistlichen, und dann geht er drauf los, es zu erreichen. In den Mitteln ist er nicht wählerisch; wenn nur der äußere Erfolg da ist. Aber wie jämmerlich wenig bedeutet der äußere Erfolg! Ein Beispiel. Seiner Zeit wurde in unsern Sonntagschulen eine Kampagne zur Gewinnung neuer Mitglieder geführt. Das Ziel war 25% Zuwachs. Schreiber dieses ging pflichtschuldigst ans Werk. Alle Gesellen begaben sich ebenfalls an die Arbeit. 25% wurden gewonnen in der angegebenen Zeit. Und wie viel blieb davon? Nichts, absolut nichts!!

Also man lasse die Zahlen ganz beiseite. Vorher wenigstens; nachher kann man ja zählen, wenn der Herr Segen gegeben hat. Die Jünger zählten auch zu Pfingsten die Bekehrten, aber sie sagten nicht vorher: so viele wollen wir haben. Gut und nötig ist es, während dieser ganzen kommenden Zeit daran zu gedenken, daß **erst Pfingsten**

kam und der Geist Gottes, und dann begann die Vorwärtsbewegung auf allen Gebieten. So muß es auch bleiben, aber man kann das nicht in sechs Monaten zwingen. Auch kann man nicht das Maß festsetzen, sonst möchte es heißen: „Beschließet etwas, und es werde nichts daraus“ (Jes. 8, 10).

Sozialismus und Religion.

Der Krieg hat den Arbeiterstand in den Sattel gehoben. Was sonst Jahrzehnte gedauert haben möchte, ist jetzt das Werk weniger Jahre gewesen. Am vollständigsten war der Sieg der arbeitenden Klassen in den Ländern Europas, doch auch bei uns ist ihr Einfluß gewaltig gestiegen und birgt in sich den Keim schwerer Erschütterungen des ökonomischen und politischen Lebens. Mit dem Arbeiterstand ist der Sozialismus in vielen Ländern eine herrschende Macht geworden. Am vollständigsten war sein Sieg in Rußland, wo er in der Alleinherrschaft des Proletariats seine extremste Ausgestaltung gefunden; doch auch in Deutschland, Oesterreich, Czechoslovakien ist der Sozialismus an der Spitze, und in Rumänien, Italien, Belgien und Frankreich ist er die stärkste einzelne politische Partei. In England ist die Arbeitergruppe nach der Meinung vieler die kommende Macht, und auch ihr Programm ist stark sozialistisch. In den Vereinigten Staaten allein hat der Sozialismus durch den Krieg an Macht verloren, doch ist bei der allgemeinen Unrast des Volkes nicht zu sagen, wie hier seine Zukunft sich noch entwickeln mag.

Unter diesen Umständen ist es von der höchsten Bedeutung, wie dieser weitverbreitete Sozialismus sich zu Religion und Kirche stellt. Es ist allgemein bekannt, daß die Stifter des Sozialismus Atheisten waren, daß ihr einseitig ökonomisches Programm alles Gewicht auf das Diesseits legt und geistige und religiöse Faktoren geringschätzig behandelt oder gar ganz eliminiert. Doch hat es seit langem auch christliche Sozialisten gegeben, welche die sogenannte ökonomische Geschichts- und Weltbetrachtung des Sozialismus zwar annehmen, ihm aber die sittlichen und religiösen Kräfte des Christentums zuführen wollen. Wir brauchen nur an Rauschenbusch zu erinnern, welcher dieser Aufgabe die besten Kräfte seines Lebens gewidmet hat.

Bisher hat man wenig wahrnehmen können, daß die Tätigkeit dieser Männer auf den Sozialismus im ganzen einen besonderen Einfluß ausgeübt hat. Aber seitdem er in einzelnen Ländern zur Herrschaft gekommen ist und er gezwungen war, Positives zu leisten und nicht bloß in der Opposition und Negation zu verharren, ist doch eine starke Ernüchterung eingetreten. Hier möge an das Wort eines preußischen Ministers erinnert werden, das er unlängst im Parlament gesagt: „Wir Sozialisten glauben, daß Sittlichkeit auch ohne Religion bestehen kann. Im Lichte neuerer Ereignisse müssen wir freilich ge-

stehen, daß wir in dieser Beziehung bis jetzt noch wenig oder gar keinen Erfolg aufzuweisen gehabt haben." Das war ein bedeutsames Wort und ein schwerwiegendes Zugeständnis. Freilich hatte sich auch die Begehrlichkeit und Zügellosigkeit, ja der sittliche Bankerott der großenteils sozialistischen Massen in einem solch abschreckenden Lichte gezeigt, daß es kein Wunder war, daß den Führern ihr Latein ausging. Nun der starke Arm der bisherigen Ordnung gebrochen, lösten sich alle Bande der Scheu. Die Vernunft machte dem Wahnsinn Platz, und es ward zur Evidenz klar, daß der bare Sozialismus dem Verderben nicht einmal Einhalt gebieten, geschweige denn Kraft zur Wiedergeburt des Volkes geben könnte. Es steht zu hoffen, daß diese Erfahrung sich den Gemütern tief einprägen möge, und sie erkennen, daß ihre bisherigen Lehren und Lehrer sie nicht ins gelobte Land führen werden.

In unserm Lande hat sich auch im sozialistischen Lager Bemerkenswertes zugetragen. Auf dem letzten Parteitag wurde der Beschluß gefaßt, den Kampf gegen die Kirche nicht auf die Fahnen zu schreiben. Die Illinoiser Gruppe hatte einen Passus beantragt, der besagte, daß die Kirche meist von den Reichen in Privatpacht übernommen sei und also für eine Feindin des arbeitenden Volkes gehalten werden müsse. Dieser Passus wurde mit überwältigender Majorität verworfen und unter anderem darauf hingewiesen, daß viele Prediger und Rabbiner die Sozialisten in ihrem Kampf gegen die New Yorker Legislatur in Wort und Schritt unterstützt hätten.

Dieser Schritt war zwar wesentlich von politischen und Gründen der Zweckmäßigkeit bestimmt. Doch wird infolgedessen die Stellung vieler Sozialisten weniger kirchenfeindlich und unsere Arbeit an ihnen leichter sein. Die Kirche wird sich die Erfahrungen der letzten Monate zu Nutzen machen und noch entschiedener als zuvor die Notwendigkeit sittlicher und religiöser Kräfte betonen. Sie wird sich aber auch keiner politischen oder ökonomischen Forderung widersetzen, bloß weil sie im Programm der Sozialisten steht. Die alten Parteien haben sowieso abgewirtschaftet. Wer wird dem Volk der Führer sein zu einer besseren Zeit und Ordnung? Wir wissen es nicht. Aber wenn die Kirche einerseits treu ist dem Geiste des Evangeliums und andererseits die Zeichen der Zeit wohl beachtet und richtig deutet, so wird sie nicht sehr fehlgehen, noch ihre Arbeit vergeblich sein.

Die sonntäglichen Abendgottesdienste.

Die Abendgottesdienste am Sonntag sind seit Jahren das Kreuz der Pastoren gewesen. Es ist damit in den letzten Jahren nicht besser, sondern schlimmer geworden. Autos und „Movies" machen so starke Konkurrenz, daß viele Pastoren sich zu verzweifelten Anstrengungen gezwungen sahen, die Abendgottesdienste einigermaßen über Wasser

zu halten. Immer pikanter werden die Themata, die sie in den Zeitungen veröffentlichen, um den verwöhnten Gaumen zu kitzeln, immer reichlicher die musikalischen Nebengenüsse, die sie anpreisen, immer neue Methoden werden ausgesonnen, um im Wettlauf mit der Findigkeit der Kinder dieser Welt nicht dahinten zu bleiben. Manche verlegen die Zeit auf 4 Uhr nachmittags und nennen sie „Vesper"gottesdienste; dieselben sind großenteils musikalische Kunstgenüsse. Andere halten sie wie bisher am Abend und liefern Vorlesungen oder Erörterungen über die laufenden Tagesfragen, oder machen die Kanzel zum „Forum," von wo aus Debatten über Geistliches und Weltliches gehalten werden. Das mag dann mehr oder weniger Nutzen stiften, aber Evangeliumsverkündigung ist es nicht.

Wer diese Sachen nicht mitmachen kann, weil er im Prinzip dagegen ist, oder weil es Mittel und Verhältnisse nicht zulassen, der sieht sich vor die Frage gestellt: Was soll ich mit meinen Abendgottesdiensten tun?

Glücklich derjenige, der eine kirchliche, treue Gemeinde hat, die an der guten Gewohnheit festhält, sonntäglich zwei Mal sich im Hause Gottes einzufinden! In manchen kleineren Städten, wo die weltlichen Attraktionen nicht so unwiderstehlich und zahlreich sind, ist die Lage noch nicht aussichtslos.

In den großen Städten dagegen haben viele den Kampf schon aufgegeben. Einige heroische Brüder behaupten noch das Feld und sammeln um sich eine, wenn auch kleine, Zuhörerschaft. Die Mehrzahl aber hat sich ins Unvermeidliche gefunden. Die Kirchen sind dunkel am Sonntagabend. Es ist dabei noch zu bemerken, daß die verschiedene Sabbathsauffassung des deutschen und englischen Volkes hier mitspielt. In England und Amerika hatte die puritanische gesetzliche Anschauung vom Sabbath starke Wurzel gefaßt. Der Sonntag war wesentlich der Sabbath des Alten Bundes. Strenge Arbeitsenthaltung wurde gefordert. Weltliches Vergnügen, ja harmlose Zerstreuungen, Spaziergänge, Ausflüge waren verpönt. Man ging zwei oder drei Mal zum Haus Gottes und beschäftigte sich auch zu Haus mit religiösen Dingen. Dem gegenüber war der deutsche Sonntag von allem gesetzlichen Zwang frei. Man ging wohl morgens in die Kirche, so man anders nicht ganz geistlich tot war, aber der Rest des Tages gehörte dem Vergnügen und der Erholung. Diese Dinge machen sich noch heute bemerkbar. Zwar ist der Sonntag auch in amerikanischen Großstädten nicht entfernt mehr der puritanische Sabbath; aber doch ist es leichter, in einer englischen Kirche zwei Mal am Sonntag das Haus zu füllen als in einer deutschen. Unsere Leute, auch wenn sie hier geboren sind, sind im allgemeinen der Meinung, daß **ein** Gottesdienst am Sonntag genug sei, zumal in der schönen Sommerszeit. Es scheint uns also nichts anderes übrig zu bleiben als uns mit dieser Lage ab-

zufinden und unsere ganze Kraft auf den Morgengottesdienst zu konzentrieren. Wer da seine Gemeinde sammelt und das Evangelium in Lauterkeit und Kraft verkündet, dessen Arbeit wird immer noch Segen schaffen.

Der Hilferuf der Barmer Mission.

In dieser durch den Krieg aus allen Fugen gerecken Welt ist Not überall und Hilfe nötig an tausend Stellen. Es ist schwer, gleichsam am sicheren Ufer zu stehen und die vielen Hände derer zu sehen, die am Versinken sind, und keinen Versuch machen, sie zu retten. Ganz besonders ging uns von den vielen Notschreien, die an unser Ohr gelangen, die verzweifelte Lage der Barmer Mission zu Herzen. Sie ist beinahe die einzige deutsche Missionsgesellschaft, die noch ihr Werk unverkürzt weiter treiben kann. Sie war in der günstigen Lage, daß ihre Missionsfelder außerhalb des Kriegsgebietes lagen. Auch hat sich das Missionsinteresse in der Heimat nicht verringert, sondern gesteigert, und die Gaben sind größer als je zuvor.

Da kam der Sturz des Geldkurses, infolge dessen die Mark nur ein Zehntel, ja ein Zwanzigstel wert war von dem, was sie vorher galt. Die Missionsgesellschaft war große Schulden bei auswärtigen Banken eingegangen, um während des Krieges ihre Arbeiter in der Heidenwelt zu besolden. Diese Schulden müssen bezahlt werden, erfordern aber Summen, die bei dem niedrigen Stand der Mark die Mission zum Bankrott treiben würden. Besonders ist ihre Arbeit in China bedroht. Sie bittet um $50,000 (mexikanische). Wir hatten gehofft, daß unsere Synode mit einer größeren Summe den Barmern unter die Arme greifen würde. Doch dafür sind keine Fonds vorhanden. Es bleibt also nichts anderes übrig, als daß Pastoren und Gemeinden nach Kräften in die Bresche springen. Wir sind überzeugt, daß, wenn nur von den Pastoren die Tatsachen bekannt gemacht werden, die Gemeinden ihr Bestes tun werden.

Die Baseler Mission bittet ebenso dringend um Hilfe, wie wir vernehmen. Beide Gesellschaften haben ihre Freunde in unserer Kirche. Wenn jeder seine Pflicht tut und sich der Mission annimmt, die seinem Herzen am nächsten steht, so wird die Last ihrer Schulden erheblich erleichtert werden.



Kirchliche Rundschau.

Europäische Reiseskizzen.

von A. J. Bucher.

Bei Präsident Ebert.

Der Präsident der neuen deutschen Republik, Fritz Ebert, der von der Konstituierenden Nationalversammlung in Weimar anfangs 1919 zu seinem hohen und ungeheuer schwierigen Amt erwählt wurde, ist ein Mann aus dem Volke, eines Arbeiters Sohn und selbst bis zu seiner Volljährigkeit Arbeiter gewesen. Unter der sozialistischen Partei, deren Führer er war, fehlt es bekanntlich nicht an akademisch gebildeten Männern; es ist eigentlich erstaunlich, wie viele Gelehrte ihr zugehören. Wenn deshalb ein repräsentativer und hochintelligenter Körper, wie die Weimarer Nationalversammlung, in schwerster Zeit einen Mann ohne Universitätstitel zum Haupt eines neugeborenen Volkes wählt, so ist das Beweis genug für die hervorragende Fähigkeit dieses Mannes. Mögen die Berliner Witzbolde immerhin von „S. M." Ebert reden und dabei statt „Seiner Majestät" den „Sattler-Meister" im Sinne haben — sie tun ihm damit keine Unehre an. Unseres Lincolns Größe litt nicht unter seinem früheren Beruf, so wenig wie die unseres Benjamin Franklin. Wir Amerikaner sind die letzten, die einen Mann vor allem nach seinen Schulzeugnissen einschätzen. Etwas können muß der Mann; ob er aber auf dem gewöhnlichen oder auf einem ungewöhnlichen Wege zu seinen Errungenschaften gekommen ist, das ist uns weniger wichtig. Ein Doktorhut gilt uns so wenig wie eine Krone, wenn nichts Ordentliches dahinter steckt. Wir ehren weder Kittel noch Titel, wir ehren hier in Amerika die Leistung, den Mann, zumal den Mann, der ohne die üblichen Vorteile einer schulgerechten Bildung und eines höheren Standes und der Tradition etwas Tüchtiges aus sich macht und etwas zustande bringt in der Welt. Darum trugen wir angesichts des Werdeganges Präsident Eberts keinerlei ungünstiges Vorurteil in uns, als wir bei ihm vorsprachen — eher ein günstiges.

Zur festgesetzten Stunde fuhren wir an der weltbedeutenden Wilhelmstraße am Palais des deutschen Staatsoberhauptes vor. Der vornehm-einfache Bau steht nahe dem früheren Reichskanzlerpalais; er diente bis zur Revolution dem Haushofmeister des Kaisers als Wohnung. Die Ehre, die uns die paar Bajonette der Torwache erwiesen, war die, daß sie uns durchließen. Die Leute dachten wohl, wie eine Anzahl Gaffer und Knipser, die dort nie fehlen, es werde wohl „wieder" irgend eine ausländische Mission den Präsidenten zu plagen gekommen sein. Denn gute Botschaften brachten sie ja gewöhnlich nicht, wenn sie kamen, diese Franzosen, Engländer etc. Daß wir keine Berliner waren, das brauchten wir nicht zu sagen, auch nicht, daß wir Amerikaner waren. In Paris sagte mir jemand: „Wir brauchen euch nicht sprechen zu hören; wir kennen euch an euren B r i l l e n. Fast alles, was von „drüben" kommt, trägt eine Brille auf der Nase, Mann und Weib, ja schon die Kinder — und was für Wagenräder und in was für auffällig plumpen Fassungen. Die Optiker müssen alle steinreich werden in Amerika!"

Wir kamen aber als gewöhnliche Bürger „auf Reisen“ ins Präsidentenpalais, ohne Frack, Schwalbenschwanz und weiße Binde. Wir gingen ja zu einem Republikaner. Im Korridor nahmen Diener unsere Karten entgegen, versorgten unsere überflüssige Garderobe und öffneten uns die hohe Tür in den Empfangssaal, in welchem uns ein Herr Legationsrat und ein Herr Doktor freundlichst begrüßten. Die Herren sprachen Englisch, hatten im Ausland diplomatischen Dienst gesehen, der eine von ihnen auch in Washington, und hatten ganz und gar die vornehme Manier der Kaiserzeit. Bei aller liebenswürdigen Gesprächigkeit schien uns aber doch der Schatten auf ihnen zu liegen, den der Umsturz so tief und schwarz in das Leben der Beamten, gerade ihrer hohen Schicht, geworfen hat. Wie anders war die Welt um sie geworden; wie schwierig mochte es Leuten ihresgleichen fallen, sich in den neuen, so radikal anderen Verhältnissen zurecht und gar heimisch zu finden.

Während mich diese Gedanken bewegten, ging am jenseitigen Ende des Saales die große Doppeltüre auf und hereingeschritten kam der Mann, dessen Bekanntschaft wir mit so besonderem Interesse entgegensahen. Präsident Ebert erschien in tadellosem schwarzen Anzug, Prinz Albert-Rock, eine durchaus würdige, feine Erscheinung. Seine Haltung war durchaus natürlich, doch vornehm; aus seinem von üppigem, schwarzem Haupthaar beschatteten Gesicht sprach Intelligenz, Energie und Milde. Er ließ sich uns durch den Legationsrat einen nach dem anderen vorstellen, gab jedem freundlich die Hand und bat uns, Platz zu nehmen. „Meine Herren,“ sagte er, indem er sich setzte, „welche Sprache sprechen wir? Ich bin leider des Englischen nicht genügend kundig, mit Ihnen darinnen zu verkehren; sprechen die Herren vielleicht Deutsch?“ Bischof Nuelsen antwortete ihm, daß alle zwar etwas Deutsch verstehen, etliche sehr gut, daß aber der Schreiber dieses Berichtes gerne den Verkehr als Dolmetscher vermitteln werde. Uebrigens sei Bischof Dr. Burt aus Buffalo unser Wortführer; er werde zunächst für uns andere sprechen.

Und nun wandte sich Bischof Burt mit seinem liebenswürdigen Lächeln an den Präsidenten und erklärte ihm in einer ganz ausgezeichneten, kurzen Ansprache, wer wir seien, was für eine Kirche, welche Interessen wir vertreten und Anlaß und Bedeutung unseres Kommens. Politische Aufträge, Interessen oder Nebeninteressen hätten wir gar keine. Unsere Mission sei eine Mission der Hilfe. Wir seien nicht nur gekommen, nach unseren eigenen, nächsten Glaubensbrüdern in den Zentralländern Europas zu sehen, sondern auch um Informationen einzuholen, wo und wie wir des weiteren der Not der zu besuchenden Völker steuern helfen können. Er erwähnte, was bereits durch unsere Kirche geschehen sei in dieser Richtung durch unsere Missionsbehörde, die, sobald es nur möglich war ohne Verstoß gegen ein Regierungsverbot, bedeutende Summen Geldes an Bischof Nuelsen gekabelt habe und dann auch durch die Leserschaft des Apologeten, des offiziellen Organes unserer amerikanischen Kirche in deutscher Sprache. Und er fügte dann hinzu, daß wir alles bisher Geleistete nur als einen Anfang betrachten; und daß es uns besonders darum zu tun sei, durch Verkündigung des Evangeliums, durch die hohe Moral Jesu Christi am innersten Aufbau des deutschen Volkes, soweit es uns möglich sei, mitzuhelfen. Der Bischof verhehlte nicht seine und unsere Freude darüber, daß das deutsche Volk vom schweren Joch der Militärwirtschaft befreit sei und eine Regierung bekom-

men habe, die alle Menschen vor dem Recht auf gleiche Stufe stellte und allen gleiche Gelegenheit gebe in ihrem Leben und Streben, und die Geschicke des Volkes in dessen eigene Hand lege, eine Regierung, wie Lincoln gesagt habe, aus dem Volke, für das Volk und durch das Volk. Er schloß mit den Fragen, wie es nach der neuen Reichskonstitution mit der Religionsfreiheit in Deutschland stehe und wie um die korporativen Rechte der Religionsgemeinschaften. Er versicherte den Präsidenten unserer Sympathie in seiner schwierigen Stellung und Aufgabe und unserer Kirche und unseres Volkes besten Wünsche für Deutschlands neue Zukunft. Ich übersetzte immer das Gesagte, und Präsident Ebert, den der Bischof immer als „Eure Exzellenz" anredete, hörte aufmerksam zu, indem er dabei immer einen nach dem anderen von uns ruhig ins Auge faßte. Dann antwortete er, wobei ich nun umgekehrt seine Ausführungen ins Englische übersetzte.

Der Präsident dankte zunächst für unseren Besuch und für die Informationen des Bischofs, die ihn auf das lebhafteste interessiert hätten, obschon ihm der Methodismus nicht fremd sei. Er sprach sein großes Bedauern darüber aus, daß der unglückliche Weltkrieg auch Amerika wider Deutschland ins Feld gerufen habe; sein und seiner Genossen Wille sei das nicht gewesen. Nun liege Deutschland am Boden und sei infolge der Geschehnisse in eine unsagbare Not gekommen. Während es nun freilich in der Lage sei, jede dargebotene Hilfe mit Dank entgegennehmen zu müssen, so freue er sich doch weit mehr als über die materielle Hilfe, die wir brachten und brächten, darüber, daß er in unserem Kommen wenigstens einen Anfang der Umstimmung des amerikanischen Volksempfindens Deutschland gegenüber glaube erkennen zu dürfen. Er schilderte dann etwas eingehender die Not des Volkes, die dringende Notwendigkeit von Rohstoffen und langfristigen Krediten, um Deutschland industriell wieder auf die Füße zu helfen. Er habe die Ueberzeugung, das deutsche Volk sei willig zur Arbeit, wenn ihm die physische Möglichkeit dazu gegeben werde. Was die Religion betreffe, so sei auf diesem Gebiete die weitgehendste Freiheit im neuen Reiche garantiert. Die Sozialisten seien von jeher gegen jede Verquickung der Kirche mit dem Staat gewesen; die sei nun völlig und hoffentlich auf alle Zeit aufgehoben, und jede Religionsgemeinschaft genieße nun völlig gleiche Rechte, die Methodisten also eingeschlossen. Ihr Recht, Eigentum zu halten und zu verwalten, sei garantiert. Er bat uns, uns nur gründlich im Volk umzuschauen und die Situation nicht vom Hotelfenster aus zu beurteilen, sondern hinabzusteigen ins Niveau der Not. Es sollen uns alle Mittel an die Hand gegeben werden zur Gewinnung eines richtigen Bildes.

Präsident Ebert sprach, mit leichtem süddeutschen Akzent, im korrektesten, elegantesten Deutsch, klar zur Sache, mit großer Ruhe und Sicherheit. Er machte durchaus den Eindruck eines Mannes von hoher Intelligenz, dem langjährige Betätigung im politisch-parlamentarischen Leben und im Redaktionsberufe, rastloses Studium aller brennenden Fragen der Zeit und eine reiche Erfahrung im Reichstag und an vielen Parteitagen einen Schliff und eine Schärfe des Denkens gegeben haben, die manchem akademisch Abgestempelten fehlt. Der Eindruck, den wir alle von ihm empfingen, war durchaus günstig. Freilich auch auf ihm lag sichtbar der Schatten der schweren Zeit, der überaus ernsten und noch nichts weniger als sicheren Verhältnisse. Man ging nun über zu einer etwas allgemeineren Unterhaltung; es gab Frage

und Gegenfrage, bis man sich nach etwa drei Viertel Stunden verabschiedete. Es war ein Erlebnis, das uns lange in Erinnerung bleiben wird.

Deutschland war unter sozialistischer Regierung und sein stolzer Kaiser als gebrochener Mann in der Verbannung! Wer hätte das vor fünf Jahren für denkbar gehalten! Der Gedanke kam einem immer wieder. Keinem von uns fiel es natürlich ein zu denken, daß die jetzige Wandlung die erste, zugleich auch die letzte sei im neuen Werden des alten Vaterlandes. Die politische Konstellation des Reichstages ist nicht befriedigend, den sozialistischen Ideen und Idealen kann man vielfach nicht beipflichten; die neue Konstitution wird noch mancher Verbesserung bedürfen. Und doch mußten wir Gott bitten um Schutz der jetzigen Regierung, der ganz gewiß das Wohl des Volkes wenigstens so sehr am Herzen liegt als der früheren, wo es immer Adelsstand und hohe Privilegien zu schützen gab auf Volkskosten; wo eiserne Zäune und Fäuste rückständige Einrichtungen aufrecht erhielten, die ihr Existenzrecht im zwanzigsten Jahrhundert längst verwirkt hatten. Wir hatten den Eindruck, daß die sozialistische Regierung im ganzen vorsichtig und ruhig zuwege geht, nichts weniger als nur darauf bedacht, mit eisernem Besen nur einfach alles Alte, bloß weil es alt war und aus der Kaiserzeit stammte, mit Stumpf und Stiel auszurotten. Es ist ihr augenscheinlich mit Ernst darum zu tun, positive und konstruktive Arbeit zu leisten, das Volk vor der drohenden Gefahr des Bolschewismus zu behüten und dem neuen Reich ein Fndament zu bauen, das auch starke Stöße wird ertragen können. Deutschlands Geschicke liegen nun in seines Volkes Hand. Die bald kommenden Wahlen werden zeigen, wie das Volk denkt, und was für Leute es am Staatsruder haben will. Präsident Ebert aber, seinem ersten selbstgewählten Präsidenten, der sich auf keines Vorgängers Erfahrungen stützen konnte, der seinen Weg selbst finden mußte, und der mit viel Selbstbeherrschung und weiser Zurückhaltung die Verhältnisse umgestaltete, wird es immer Dank und Anerkennung schulden. Mit diesen Empfindungen verließen wir sein Palais. Ob der Präsident wohl damals schon ahnte, was nun in der dritten Märzwoche geschah, die seiner Regierung ein Attentat von monarchistischer und gleich darauf eines von bolschewistischer Seite brachte? Eine Krone, die ihn drücken könnte, trägt er nicht. Aber dornig sind auch die Präsidentenstühle. Amerikas und Frankreichs Geschichte beweist, daß ihre Inhaber oft ihres Lebens nicht sicher sind. Wir wünschen Präsident Ebert und mit ihm seinem Volk das Beste.

The Treaty a Covenant of Hate

TO ANYONE

Whether the time be slow or fast, Enemies, hand in hand,
Must come together at the last And understand.
No matter how the die is cast Nor who may seem to win,
You know that you must love at last—Why not begin?
—*Witter Bynner.*

The Peace Treaty, a document of hate and fear, came to the Senate after it had been incubated in darkness and secrecy.

It is of great length, involved in a multitude of cant phrases and obscure terms. It is interwoven with the league of nations, meant to make us a party to all the ills of war and hate created without our

consent. It provides that we cut loose from our foreign policies as laid down by Washington and followed by every statesman down to the reign of autocracy under Wilson. The treaty came to the Senate with the demand that it be accepted without change.

It had been evolved by four elder statesmen, Clemenceau, Lloyd George, Orlando and Wilson. Of these Orlando and Wilson were puppets in the hands of Clemenceau and Lloyd George,—men of superior genius and skill.

The treaty is found to be a base betrayal of the express terms of the armistice upon which the last bloody days of the war came to a close.

It would bind us to hishonor, intrigue and secret treaties in which we have no part and of which the people had no knowledge when we entered the war.

It confirms a gross fraud perpetrated by England on Egypt.

It forever forecloses the aspirations of the Irish for freedom and decent government.

It lowers the standard of American labor to that of Europe and Asia.

It would take from us our freedom and independence and transfer the management of our foreign affairs from Washington to Geneva.

It would give us an insignificant representation in a voting trust controlled by England.

It would make us a party to the most oppressive and cruel terms ever imposed by civilized nations on a fallen foe.

It would pledge the blood and life of our sons in every foreign war for which we would not be responsible and which we would be helpless to prevent.

It would make us a party to the greatest military establishment the world ever witnessed in time of peace.

These facts are certain. They do not admit of honest doubt.

The Senate refused to confirm the treaty after nine months of debate.

Certain timid souls with un-American fears, known as mild reservationists, sought to bedevil the issues thru long weary months, trying to make the treaty seem all things to all men. In the end the necessary two-thirds of the Senators present could not be secured to vote for the monstrosity.

* * * *

But the issue is not dead. In one way or another it will come up in the Senate again.

When that time comes it is hoped that one subject little discussed up to date will be fully considered. That is the terms of the peace treaty with Germany as distinguished from the provisions of the league of nations. Senator Knox outlined these provisions, but their full effect and criminal folly have never been made clear.

On this subject an English educator in Kings College, Cambridge, England, John Maynard Keynes, has published a book that illuminates the terms and effect of this most shameful document.

There are many things that Mr. Keynes does not tell—being an Englishman perhaps he could not tell—but so far as he goes he states the facts clearly so that none may doubt; and none may justify the treaty as made.

Mr. Keynes was an adviser to the British members of the conference at Versailles. He saw from the inside, and his description of the position of the president is humiliating to Americans.

Mr. Keynes finds the peace terms the consummation of inexcusable folly and hate.

They make of the Germans industrial slaves for generations to come.

The treaty imposes terms upon the Germans that can never be complied with, and which are intended to keep them in servitude forever, hopeless and helpless.

It scraps the Fourteen Points and the solemn terms of the armistice which concluded the war.

It subjects the German people to such depths of degradation as no other civilized people have ever been made to suffer in modern times.

It means the utter annihilation of the German nation if enforced. But as no people will yield to slavery forever without a struggle, the treaty means another war as a certainty. And in the war the German people will have the sympathy of every lover of liberty.

The treaty not only imposes obligations which are impossible of fulfillment, but it provides for quartering foreign armies on the German people at their expense for a long period of time. It provides for a host of foreign collectors and administrators to be located in Germany at German expense, a source of constant irritation and friction. It deprives the Germans of their shipping and gives the foreign administrators control of German waterways. It meddles with the German tariffs and other purely local and economic policies.

The inevitable result of such a treaty is already seen. Witness the following press dispatch of April 7th:

"Frankfort, April 7.—Colored French troops today opened fire with a machine gun on a large crowd in the Schillerplatz, killing one man and a child and wounding eight women and forty-four men, some of them fatally."

Now bring this home to American citizens. Suppose that after a peace treaty based on an armistice the terms of which guaranteed justice, a foreign soldiery should be imposed on us for fifteen years, and that these foreign troops should open machine gun fire on American women and children in a public park. How long would such a peace last?

The treaty is deliberately intended to foster riots and rebellions in order to furnish the excuses for the troops that create the riots. Then follows further encroachments and more outrages.

The United States and Great Britain deny complicity in this proceeding. Great Britain cannot escape the consequence. She is a party to the pact. Fortunately we are not guilty save as we have procrastinated in making an honorable peace.

The treaty as is so well pointed out by Mr. Keynes repudiates the guarantees to the German people upon which they laid down their arms and established a government responsible to the people. He truly calls it a betrayal of the armistice agreement. Probably no civilized people have been before guilty of such base deceit. Heretofore a flag of truce has been respected by barbarians and the terms of an armistice in war are as sacred as a flag of truce.

The consequences of the treaty are already apparent as we have seen, and to Englishmen they begin to be alarming. British workmen are in no mood to make slaves of other workmen. They know that only slaves can compete with slaves. What is true of the British worker is true in a large measure of the workers everywhere. There is a brotherhood of the toilers in feeling at least. This brotherhood well understands how little the common man has to say about the beginning of war, and how much he has to suffer as the result of war. This brotherhood knows that the common people of Germany did not will the war. They know that other forces were at work to bring about the war which they suspect if they cannot prove. When President Wilson said at St. Louis that "it was a commercial war" the common people believed he had finally learned the truth.

The treaty pact with Germany is a reproach to Christianity. It is a reversion to barbarism. It is a disgrace to its authors. *It is the beginning of war and not the end of war.*

It must be rewritten in the spirit of peace and justice or another great calamity will befall the world.

Robert M. LaFollette.

Die **Allgemeine Missionszeitschrift** (gegr. von Dr. Warneck) **in ihrem Bestehen bedroht.**

Sr. Hochwürden
Rev. H. Kamphausen,
Cleveland, Ohio, corner West 98th and Cudell Ave.

Ew. Hochwürden

gestattet sich der ganz ergebenst Unterzeichnete auf Veranlassung von Herrn Bucher in Cincinnati Folgendes zu schreiben:

Die langen Kriegsjahre und die damit verbundene völlige Absperrung vom Auslande haben dem deutschen Verlagsbuchhandel und ganz speziell dem christlichen Verlage so schwere Wunden geschlagen, daß viele von uns jetzt so schwer geschädigt sind, daß wir fürchten müssen, daran zu verbluten. Wenn ich von meinem Verlage aus hier auch leider mitbetroffen bin, so ist es in erster Linie die „Allgemeine Missionszeitschrift," die ich nur mit allergrößten Opfern bisher habe erhalten können. Sie kennen gewiß diese Monatsschrift, die mein sel. Vater, der spätere Universitätsprofessor D. Gustav Warneck, gegründet hat und an die er den größten Teil seiner Lebensarbeit einsetzte. Ich hielt es daher bis jetzt durch die Pietät geboten, gerade dieses Blatt nicht eingehen zu lassen, weil ich weiß, wieviel Segen von ihm ausgegangen ist, und daß es nicht nur Deutschland ist, welches hiervon betroffen wurde, sondern man kann getrost sagen die ganze Welt. War doch viele Jahre hindurch die „Allgemeine Missionszeitschrift" das einzige führende Organ, welches sich auch in den Dienst der internationalen Arbeit auf dem

Gebiet der Mission in der Heidenwelt stellte. Durch den Krieg habe ich nicht nur sämtliche Auslandsabonnenten verloren, sondern leider auch mußten viele Leser in Deutschland die Zeitschrift abbestellen, weil sie infolge der großen Teuerung nicht mehr in der Lage sind, sich Zeitschriften halten zu können. Wir stehen also vor außerordentlich ernsten Fragen, ob derartige Blätter in Zukunft von Deutschland weiter gehalten werden können oder nicht. Meine letzte Rettung ist hier das Ausland und speziell die Christen Amerikas. Sie werden mich fragen, was Sie hier tun können, und da erlaube ich mir, Ihnen folgenden Vorschlag zu machen:

Erstens wäre es sehr wesentlich, wenn von einer Zentralstelle aus eine Anzahl von Exemplaren abonniert werden könnten, auch wenn frühere Jahrgänge nachbezogen würden. Ich besitze sogar einige komplette Exemplare vom ersten Jahrgang an, die ich mir mit vieler Mühe im Laufe der Jahre zusammenstellte. Es sollten doch drüben eine Anzahl von Freunden sein, die auch diese führende Zeitschrift noch jetzt lesen würden, und wenn etwa 20 oder gar 50 Exemplare von Ihnen abonniert werden könnten, so wäre das schon eine Hilfe.

Ein Zweites wäre, wenn Sie einige Freunde willig machen könnten, einen kleinen Beitrag für die Zeitschrift zu übersenden, und zwar natürlich in Dollarwährung, wodurch ja hier infolge unseres niedrigen Kurses schon ein recht beträchtlicher Betrag zusammenkäme.

Seien Sie überzeugt, daß es uns Deutschen außerordentlich schwer wird, mit solchen Bitten zu kommen, aber auf der einen Seite das Gefühl, daß wir doch auch früher für die Allgemeinheit viel getan haben, und daß die Hoffnung, daß wenn Deutschland jetzt durch die Hilfe der außerdeutschen Christen gestärkt wird, wir auch wieder eine Mission werden erfüllen können, gibt uns den Mut, solche Bitten zu äußern. Wie es vielfach in privaten Verhältnissen geschieht, daß von den Verwandten oder Freunden drüben der eine oder andere einer deuschen Familie monatlich in einem Briefe 10 oder entsprechend mehr Dollar einsendet, so würde dies vielleicht auch hier möglich sein.

Gleichzeitig erlaube ich mir, Ew. Hochwürden meinen soeben erschienenen Verlagskatalog zu übersenden, worin ich auf 25 Jahre zurückblicken kann. Aber kaum ist derselbe heraus, so sind die Verhältnisse so wesentlich verschlechtert, daß wir mit der allergrößten Sorge in die Zukunft sehen. Die Herstellungskosten für neue Unternehmungen sind so unendlich groß, daß man nicht weiß, woher das Geld dafür nehmen. Und es hält auf der anderen Seite unendlich schwer, überhaupt größere Beträge jetzt zu bekommen, um das Geschäft auf eine feste Grundlage zu stellen. Die Geldknappheit besonders auch in den christlichen Betrieben ist allgemein. Wir sind nicht in der Lage, wie die Aktiengesellschaften es machen können, ihr Betriebskapital durch neue Anleihen zu vergrößern, ja oft zu verdoppeln, sondern sind auf uns selbst gestellt. Die Einnahmen, welche wir von unseren Büchern erzielt haben, haben uns eben nicht in die Lage versetzt, irgend ein kleines Reservekapital zu schaffen, sondern die Dinge liegen vielmehr so, daß wenn wir noch vor kurzem ein Werk mit einem Kapital von 50,000 Mark haben herstellen können, so erfordert dasselbe heute wenigstens den dreifachen Betrag, und dafür sind eben die Einnahmen nicht eingegangen. Wenn es Ihnen daher möglich wäre, auch für die Verbreitung meiner anderen Verlagsartikel irgend etwas tun zu können, so würde ich

das mit herzlichem Dank und großer Freude begrüßen. Ich denke hier zunächst an meine theologische Literatur, seien es Predigtwerke oder Andachtsbücher, sodann aber auch an meine gute christliche Unterhaltungs-Literatur, über die ja mein Katalog ausführlich berichtet. Nun weiß ich nicht, welche Absatzmöglichkeiten sich gerade für Ihre Synode ergeben, aber es wäre vielleicht doch möglich, daß von drüben eine Bestellung gemacht würde, und Sie dann durch Ihre Blätter diese Bücher Ihren Lesern anbieten. Die Preise, welche mein Katalog aufführt, sind ja leider heute nicht mehr maßgebend, die ändern sich ja, man kann sagen, von Monat zu Monat. Wenn Sie also die Güte haben könnten und mir einen Auftrag überweisen, so müssen Sie mir eine gewisse Bewegungsfreiheit in der Ausführung überlassen. Sei es, daß ich für etwa inzwischen vergriffene Bücher Ersatz schicken dürfte, oder daß Sie inbezug auf die Preise sich nicht unbedingt binden.

Ich wäre Ihnen zu großem Dank verpflichtet, wenn Sie mir auch noch sonstige Adressen angeben könnten, an die ich mich drüben wenden kann. Bitte, nehmen Sie mir diesen Hilferuf nicht übel, und er würde auch nicht ergehen, wenn eben unsere Not in der deutschen Christenheit nicht so groß wäre. Bitte, überlegen Sie, was Sie tun können, um uns hier zu helfen. Sie werden uns zu unendlichem Dank verpflichten, worin auch der Dank derer inbegriffen ist, die von ihrer geistigen Arbeit leben müssen, und die neben uns Verlagsbuchhändlern ja auch ganz außergewöhnlich leiden.

In der Hoffnung, von Ew. Hochwürden verstanden zu werden und bald von Ihnen etwas zu hören, begrüße ich Sie in vorzüglicher Hochachtung ganz ergebenst Martin Warneck.

Wer hilft mit, die „Allgemeine Missionszeitschrift" vom Untergang zu retten? Der Editor.

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

Theology of a Modern Methodist by *Raymond Huse.* The Methodist Book Concern, 1920. 125 pages, 75 cents.

This is not a text book on systematic theology (say, like Clark's Outline) at all. It is rather a discussion of religious questions that are of interest to the modern church members, and an attempt to restate them to the satisfaction of such as find considerable stumbling blocks in the ordinary interpretations. He has in mind the practical man of the more educated class and seeks honestly to bar all speculative and merely theoretical material. To this end, and to make it a real discussion, he organizes a modernized class meeting, composed of a commercial traveler, a mill superintendent, a physician, and others. A professor of theology is the leader of the class.

The first subject discussed is the Trinity. Of course that is the

hardest and deepest of all. How can there be three persons and yet only one God? And why were there three persons in the Trinity even before God's self-revelation to man had begun? He answers by saying that the two main attributes of God are righteousness and love. These are social qualities. If there had been one person only, there could have been no room for the display of the one or the other. So then we have Father and Son, and divine love makes one of the two, so there is never any possibility of antagonism or disharmony.

The Holy Ghost he does not mention in this connection at all. He bring Him in later, when speaking more directly of Christian experience, and suggests that perhaps the Holy Spirit represents the mother element in the Trinity. He emphasizes the self-effacement of the Spirit, "He will not speak of himself," corresponding to the mother's characteristic self-forgetfulness.

The next chapter is on the Fatherhood of God. He is in harmony with the modern tendency to see in God not so much the monarch and autocrat, than the one who deals with man in the terms of a fatherly relation. Of course, he says, a man is not God's spiritual child until he takes the right spiritual attitude, but since Christ came we are justified in regarding God as a Father rather than as a king and judge.

In speaking of the Atonement, he advocates the "moral influence" theory. There is sin in the world and sin needs chastening to be overcome. Christ had no sin, but He took our nature and therefore came in contact with sin. He overcame it and His character developed in this battle. In suffering He proved obedient and faithful to the last. We appropriate His example by faith and so Christ's victory becomes ours. Christ did not die to fulfill the demands of divine justice, but to make men better. It is here that we differ from the author: "He gave His life as a *ransom* for many;" "God sent him forth to be a propitiation thru faith in His blood;" "God made Him a curse for us," these and many other statements might be quoted to show that the moral influence theory alone is not an adequate evaluation of the death and sacrifice of Christ.

Of the inspiration of the Bible we are convinced by its purity. There are other books which may claim some measure of inspiration, but the men of the Bible are the great discoverers of the land of divine truth. All that others have to do is to explore and to cultivate it. In conversion the crisis is not important, there may not have been any crisis, but the life that follows. And yet, in another connection, the writer believes "that men are apt to advance by a series of crises toward God." Such a one is that called the Second Blessing. Entire Sanctification does not mean the end of development, but simply a perfect growing condition.

The book is stimulating. It is not expected that one should agree with everything. Its chief aim is to interpret all difficulties so that the average man can understand it, and to keep within the scope of really practical questions. The author does this very satisfactorily. The only problem not touched upon is that of miracles. It is surprising that he

omits this, but, nevertheless, every interested reader will be helped by following his discussions. They show as to material and method how these things ought to be handled in the pulpit or in personal intercourse.

New Thoughts of an Old Book by *William H. Brown.* The Abingdon Press, 1920. 151 pages, $1.00.

The "Old Book" is the Bible or rather the New Testament. The writer's treatment of the Bible is new because it is wholly from the standpoint of the foreign missionary. Of course, we all know that the Bible is shot thru with the foreign mission idea, but, at the same time, it is so much a part of our intellectual, moral and religious heritage, it has so long been the chief power in moulding our literature, in shaping our laws and institutions ("the sheet anchor of American liberties," Grant; "the secret of England's greatness," Queen Victoria), that we forget that is was originally written for foreign people, that it is a product of the foreign missionary movement. This fact the author brings out in a telling manner. He establishes it in 14 interesting chapters. Some of the results we will quote here: (1) "Every book in the New Testament was written by a foreign missionary. (2) Every epistle written to a church was written to a foreign missionary church. (3) The one book of prophecy in the New Testament was written to the seven missionary churches in Asia. (4) The language of the books of the New Testament is the missionary's language. (5) The problems which arose in the early church were largely problems of missionary procedure. (6) of the 12 apostles chosen by Jesus, all except one became foreign missionaries. (7) Only a foreign missionary could write an everlasting gospel. (8) According to the apostles, the missionary is the highest expression of the Christian life."

In making out these propositions he tells us a great many things about the writers of the different books and the churches and individuals to whom they were written, which we generally find in books of introduction, but which are here given in a popular and interesting form. The secret why he is looking at the book so entirely from this one view point comes out towards the end, when he tells us, or rather tells it to a fellow traveler, in a Pullman car, that he is himself a foreign missionary. When asked why he went to a particular tribe of heathen, altho they had not asked him to come, he tells a story how he, as a student, discovered a fire in one of the homes near the college buildings, and aroused the family in the house without asking leave first. The lesson he draws from this is: "No, those heathen people did not ask me to come, but I knew the peril of people out of Christ; and I knew what the love of Christ meant to the life; and knowing that, I was bound to go and tell them. The story is told with great effect. The closing chapters especially get quite a grip on the heart, but the whole book is full of serviceable material and many illuminating touches. His chief aim, to bring out the missionary character and appeal of the Bible, is pursued with great skill and success.

Garments of Power by *Fred. B. Fisher.* The Abingdon Press, 1920. 76 pages, 75 cents.

This little book is a very original production. It says on the front page, "This is a pathway for mystics. It winds thru the valleys of human reality and over the hills of vision. Except spiritual imagination accompany thee, enter not by this gate." If one was to infer from this that he was here to meet a mystic in the conventional sense, one who seeks communion with deity thru contemplation, he would be very much mistaken. What we get is the spiritual interpretation of Oriental imagery in the Bible. Of course, if applied to the whole Bible, this would be too large a subject for an ordinary book, but the author confines himself solely to the application of his method to the eighth verse of psalm 45: "All thy garments smell of myrrh, and aloes, and cassia, out of the ivory palaces, whereby they have made thee glad."

The ordinary minister or writer would find it hard to say anything very acceptable about this. The author, however, has the advantage of having been in Oriental lands. He describes every article in the verse, from the garments to Cassia, with an accuracy of information that only his experience could give him, and his skill to get at the spiritual meaning of each is simply wonderful.

Beautiful is his description of the "ivory palaces" of the East, and it makes us understand the poet's description "Out of ivory palaces whereby they have made thee glad." Also what he says about the "perfumed garments" of the rich easterner, and his interpretation of it as a prophecy of the coming Messiah, "No longer will this perfume and incense be the exclusive right of palace dwellers. The fragrance of His presence will sweeten every place where He dwells." Wonderful is what he says about the "Myrrh." "In its natural state it is a little crystal berry about the size of a tear drop. It exudes from the leaves and stems of wild Oriental shrubs along the streams and in the oases. As a pearl is formed by the living oyster covering the irritating sand grains with saliva to ease the pain of friction, so the myrrh drop is formed by the plant covering with its sap the wounds from piercing insects. It is the blood-mixed salve of a wonderful life. It is a tear drop crystallized." And the application: "He who would be clothed in garments of power must have been dipped in the tears of a suffering world." Equally good is what he says about the "Aloes." But we would have to quote too much. Simply to condense it would be to rub off the delicate bloom of his style. Me may not be able to follow his allegorizing altogether in actual preaching, either because we have not the detailed information, or the poetical imagination, or the spiritual insight. But to read the booklet is to enjoy a rare treat, and the writer's talent and experience invest it with an exquisite charm.

The Living Bread and other Communion Addresses by *E. E. Helms.* The Methodist Book Concern, 1920. 181 pages, $1.00.

A whole book of addresses on the Lord's Supper by a Methodist minister may seem to members of some other churches a remarkable thing. Their idea is apt to be that a church which sees in the Lord's

Supper only a memorial and a symbol of Christ's atoning death would not do justice to the importance of the Sacrament. However, this may be with regard to the non-sacramental churches as a whole, the book before us deserves commendation. It would be hard to approach the Lord's Table with a more reverential spirit than the writer does. It is true he does not take time to discuss the question whether it is the *true* body and blood of Christ we receive, or whether in, with and under the "elements" we get the body and blood of the Lord. To him it is a memorial and symbolical meal only. He does not call it a "means of grace" in the sense of the Reformers and the confessions. But the way in which he exalts it, interprets it, and prepares for it, would make it to him who comes worthily an actual means of grace. In 40 brief chapters he looks at the Communion from every angle. We cannot recall a simple desirable aspect that he has overlooked.

He wants a place made there for the children (of reasonable age), saints and sinners. He emphasizes the fact that Christ's death is by it put in the foreground. The Saviour instituted in it a memorial of His death, not his life, altho the tendency now is, as the author well knows, to stress Christ's life more than His death. At any rate, Christ himself is in the center, nothing ought to divert our gaze from Him. Here he has a fine illustration. "When Leonardo Da Vinci had finished his great painting 'The Lord's Supper,' those who came first to look upon it, exclaimed, 'O, what a beautiful cup!' Da Vinci had placed in the Christ's hand a cup of wondrous finish and fashion. Instantly, according to the story, Da Vinci seized a brush and, to the pained amazement of all, obliterated the cup in the painting, his explanation being, 'If my cup detracts from the face of my Christ, it shall have no place in the picture.'

So he goes on, with undiminished earnestness and fervor, as far as we have seen, in chapter after chapter, to spread before us the beauties and blessings and mysteries of the Sacrament. It is a fine book to read for the personal preparation for communion days, more modern of course, than Kempis, fourth book on the Supper in his "Imitation of Christ," and is bound to be a welcome aid to the minister in preparing his own communion addresses.

The Rebirth of Korea. The Reawakening of the People, its Causes and the Outlook by *Heung Wo Cynn* . The Abingdon Press, 1920. 272 pages. $1.50.

This book will be one of absorbing interest to every reader. It was written by a native Korean, the principal of a school at Seoul. It is remarkable how this Oriental has learned to master the English language. But the story itself is still more remarkable. It tells us of the birth of a new Korea, a Korea leavened with the spirit of democracy. Ever since the armistice was signed in the late war, the people of Korea had begun to hope and to aspire. The ideals of Mr. Wilson fired not only the minds of European peoples, but of Asiatics as well. His word about the rights of weaker nations and backward races struck a responsive chord in the hearts of the Koreans. They could not then know that the imperialism of our allies would so sadly defeat the idealism of our president. A spark only was needed to set the nation on fire. That

spark was supplied by the state funeral of the former emperor of Korea, which happened in the beginning of March 1919. It was said that he had been poisoned by traitors because he refused to sign a paper which said that the Koreans were perfectly happy under Japanese rule. 200,000 Koreans marched the streets of Seoul. Scenes happened which recalled strikingly some incidents of the French Revolution of 1789. The independence of Korea was declared in Pagoda Park, and all rushed up the street toward the Palace shouting "Mansei!" Similar demonstrations took place in all the important centers of the country. The author thinks that these manifestations mark the birth of the national consciousness of the Koreans.

The Japanese government was at first completely taken by surprise. Soon, however, the most severe measure of punishment and supression were used. Militarism has been supreme in Japan for many years, and militarism had long laid its heavy hand upon the subject and defenceless people of Korea. There followed now an orgy of vindictive cruelty and tyranny worthy of the dark ages of the past. We have read about this in the daily press.

The wrath of the militarists directed itself especially against the Christian churches and institutions. The Y. M. C. A. and Y. W. C. A. were raided. High school girls were arrested in large numbers and treated with savage brutality and indecency. We all heard about the one case where, in a village, the Christians were first summoned to the church. Then the doors were locked and soldiers shot at the unhappy inmates thru the windows. Finally it was set on fire and all were burned. It is sickening to read in the book the treatment meted out to the ones sent to prison for taking part in the demonstrations.

In the next chapter the author tells us why the Koreans are dissatisfied with Japanese rules. The natives are absolutely under the heel of the Japanese police and gendarmes. The police have not only the power of arrest for and provention of crimes, but also the power to sentence the prisoner to fine, flogging, imprisonment and exile. Any one taken by the police is ipso facto supposed to be guilty. Very, very few succeed in proving their innocence. The educational system favors in every way the Japanese living in Korea. The curriculum for the Korean children is very meager. Only the most elementary education is provided. The chief object is to make the youth Japanese as soon as possible, and to hold out no inducement and no hope to the Koreans as such. Private schools and church schools are required to use the Japanese language and are so throttled with regulations and handicapped by chicanery that hundreds of them had to be closed.

The people have no freedom of speech, press or assembly. Not a single newspaper is published by a Korean. So the story goes on, portraying a militaristic regime aiming to crush the spirit of a down-trodden people—and then, to think that Japan was allied with us to conquer militarism, to give freedom to the small nations of the world, and to make the world safe for democracy: War, no less than politics, makes indeed strange bedfellows.

The key to Japan's policy concerning Korea is found in the long-

cherished plan to dominate China and eventually, Asia. Korea is the stepping-stone to higher ambitions. Japan must be absolutely sure of it as the connecting link with the mainland. And yet it would be better even for Japan to adopt a conciliatory attitude and win the Korean by fairness and humane dealing. Here the missionaries have stepped in and have petitioned the government to give the people of Chosen (Japanese name for Korea) religious and political rights. What the future will be is hard to say. The author thinks the growing movement for democracy everywhere, also among the intellectual and laboring classes of Japan, will in the end compel Japan to listen to reason and justice. Let us hope that it may be so, hope that everywhere militaristic imperialism will soon be shorn of its power by the growing power of the masses if the classes fail us.

There are a number of appendices. The first two contain statements by missionaries and missionary boards on the situation. It is pointed out in these that the missionaries have consistently abstained from meddling in politics, but have felt constrained to petition for the human rights of their charges. Then there are given the different "treaties" between Japan and Korea, by which the former gradually took over the affairs of the latter. The last is the treaty of annexation in 1910. The emperor of Korea had put his country under the protection of Russia. When that country was defeated by Japan, the fate of Korea was sealed. It will be recalled that Korea appealed to the United States to be saved from extinction. It was under President Roosevelt, Mr. Root being Secretary of State. Our government refused to interfere.

We wish the book the great circulation it deserves and the new Korea a great many new friends.

Hear Ye Him by *Charles Nelson Pace.* The Methodist Book Concern, 1920. 159 pages, $1.00.

In ten chapters the author presents Jesus and His gospel as the only way for the individual and the world to find truth and power. The first is entitled "His Viewpoint." You see in life what you are looking for. If you are a pessimist you say, "Happiness is *nowhere*," if an optimist, you say, "Happiness is *now here*." He shows that a fatalistic view of life kills hope and effort, and that a materialistic view can offer no satisfaction to the deeper needs. The Master suggests the spiritual view: He who has that, will find evidences of God's presence and power, and the common day will be filled with an uncommon glory. The writer is well versed in current fiction and draws on it liberally for illustrations. He has here a very striking story from C. F. Goss' "Redemption of David Corson." Corson one day feels impelled to go to a lumber camp and preach the gospel. When he arrives the lumbermen are gone. Yet, following the spiritual impulse, he enters the largest cabin and begins to preach. Then the folly of the thing occurs to him. He hurls the Bible at a serpent that just then crept across the threshold of the open door, and goes away. He even repudiates his former faith. Years later he hears a street preacher in the "Bowery" in New York City ad-

dress a crowd. The man tells them the story of his conversion. He had been a lumber man out West. One Sunday they had broken camp, but he had gone back to the cabin to get his ax. When he came near he heard a man pray and then preach. The effect on him was so strong that he at once went into the bush to throw himself down before God. He was converted, but in going back to the cabin, he found no one, only the little Bible on the floor, which he then showed the audience. One can imagine what an impression this story made on D. Corson. He found again his faith and his God. The moral is that the leading of the spirit is reliable and the spiritual view point the only satisfactory one.

In the following chapters Mr. Pace speaks about Christ's authority, His law, His example, His words, His greeting ("Be of good cheer"), His cross, His victory, His program. Each chapter is headed by a Bible verse. The chapters are all good, and it is hard to make a distinction in favor of one or the other. The last one, "His Program," appealed to us very much. "Thy kingdom come," is the Bible verse chosen. He discountenances the adventistic, catastrophic view. The kingdom comes not by transportation, but by transformation, not by miracle, but by man, not by the calendar but by character. The question is not "Is the kingdom coming?" but " Are we coming?" He writes under the influence of the victory of American arms. He no doubt also expected the American program to prevail. So he draws a picture of coming developments in the rosy colors of his optimism. It would be easy to marshal facts in plenty that would add considerable shade to his light. The state of mind of the present time is not what it was only a short while ago. But it would be an unpleasant task to do this. Let the author's enthusiasm have its way. "There is progress. The kingdom is coming. Selfishness under his government disappears. His way is best. His will is good. The program of Jesus will save the world." We all agree with him there. His book is a tonic to the discouraged. It rings out in the triumphant shout:

> "From sea to sea
> Shall his dominion be—
> According to the promise written:
> And he in scorn and insult smitten
> Shall have the welcome salutations
> Of long oppressed and weary nations—
>   And He shall rule,
>   Star-crowned and beautiful."

Flutes of Silence. Meditations on the Inwardness of Life, by *Lucius H. Bugbee*. The Methodist Book Concern, 1920. 173 pages, $1.00.

Under this somewhat unusual title the writer gives us—as indicated in the explanatory subtitle—thoughtful meditations on the inwardness of life, on the "eternal values" (Prof. Munsterberg) of the life of the spirit. The "flutes" might seem to suggest a musical or poetical character of the contents as to substance or form. But such is not the case. There are some brief poems interspersed thru the chapters (by

another author, Emily Bugbee Johnson), but the chapters are all in prose and all on religious subjects. As the shepherd's flute naturally emits quiet, pastoral airs, so the writer touches on the chords of the soul and they respond with the music of the spirit.

His themes are such as these: "Inarticulate Religion" (a subject much discussed of late; here he tries to show that there is a potential Christian in every man, and that it is the chief function of the church to make that Christian articulate); the "Personalizing of the Life," the "Quiet of Unquestioning Faith"; "Prayer as a Force" (prayer is not only communion with the Invisible. In its deepest meaning it is an expression of what we are and of what we most desire. The spiritual forces demanded by the times can only be released thru a settled and determined craving of the soul); "An Adventure of the Spirit" (the Christian faith is a challenge to a great adventure of the spirit, a challenge to the highest living. It puts before us an absolute ethical ideal. It demands self-conquest and the mastery of will in ourselves and in society); the "Autocracy of Service"; "Does the Future belong to Christ?"

To give an illustration of his way and style, we quote from the chapter "Seeming Poverty and Real Wealth." Referring to the arrest of Jesus, he says, "Physically Jesus was apprehended, but His spirit, His ideas were as free as the air. They were in the market place, in the streets, in the villages among the people. No armed force could apprehend or imprison His spirit. Even when Jesus stood chained among the soldiers in the judgment hall and His enemies seemed to have Him in their grasp, in reality He was superior to them in influence and power." Then, to show that values which are of vast significance in the physical world are frequently of no moment whatever in the realm of the spirit, he relates an impressive incident about Emerson. "There was once a fanatic in Boston. He thought he had a revelation that the world was coming to an end that very night. He was strongly impressed with the idea that he must go at once and tell Emerson about it. So he hastened to Concord and, bursting in the door of Emerson's study, he cried out: 'O, Mr. Emerson, I have the assurance that the world is coming to an end this very night.' 'Well,' said the philosopher calmly and serenely, lifting his eyes from the desk where he was writing, 'we can get on very well without it.' That was the spontaneous expression of a man who lived so largely the inward life of the spirit that outward values had ceased to be of vital consequence."

At times the thoughts of the writer become a little mystical and too high or too elevated for the matter-of-fact reader, but he who likes to listen to the voices of the spirit will gladly follow this interpreter of the inwardness of the true human life and its surpassing worth.

Overland for Gold by *Frank H. Cheley.* The Abingdon Press, 1920. 272 pages. $1.50.

The Abingdon Press sends us this book of fiction for review. We do not object at all to examine books, at times, that are not theological, but

provide wholesome reading of an entertaining or instructive kind. Such a book we find the present one to be. It tells us of a number of friends who went to Colorado in the early sixties of the last century to hunt for gold. Their experiences from the time the plan was first suggested by their uncle, who had been thru the Californa gold craze in 1849, up to the point where they actually found gold in sufficient quantities, are graphically told. The preparations for the great trip, the long drive thru the pathless wilderness and over blazing deserts, their conflicts with wolves, buffaloes and Indians, their arrival at Denver, the actual operations in the mining country, the hazardous conditions amid wild and lawless elements are portrayed in a way so true to nature as could only be produced by a master, or one who had been over every inch of the ground. The author never lays on his colors too thick, his incidents and situations are often exciting and unusual, but never unlikely and forced. Furthermore, he has a definite object and sticks to it to the last. His object is to give a faithful picture of one of those sensational gold hunting epochs and to show how they affected, not the wild and reckless, but the decent, healthy, but adventure-loving part of our population. He does not inject religious motives into the story. There is no "sky-piloting" in it after the O'Connor manner. Law and order begin finally to rise out of chaos, but the church is never mentioned. So the book is for those who love a well-told story, and to whom the do-and-dare element appeals. Preachers who are brain-fagged from too much theology will enjoy this story and appreciate the skillful artist who threw the pictures on the screen. Yes, it would make a fine photoplay, for it is all action and words only enough to describe it. The outbreak of the Civil War, for which the chief figures enlist, lends itself for an effective close.

A Vital Problem of American Protestantism. A Study of the Relationship between Lutheranism and Calvinism, by *Rev. J. H. Horstman*, Editor of the "Evangelical Herald."

The series of articles on this subject as originally printed in our Magazine, appears here in pamphlet form. We have read these articles, as they came from the author's pen, with great interest. He delineates both types of Protestantism ably. He brings out their distinctive features with skilful hand; he distributes light and shade justly and sympathetically. He pays special attention to the historic development of the two churches and systems in our country. Finally he presents our own standpoint and the solution it offers of the problem, on the basis of a union in essentials and freedom of choice in controverted points. This thoughtful study ought to commend itself to Lutherans and Calvinists as an able analysis of the opposing views, a strong defense of our own attitude, and a noteworthy contribution to the task of bringing the two camps of Protestantism into closer relations. One cannot but feel that at the present juncture it is a particularly timely production.

Magazin

— für —

Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.

Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 22. Band. St. Louis, Mo. September 1920.

Das religiöse Leben der Kirche.

Von Prof. D. Irion.

In unsern Tagen drängt sich in christlichen Kreisen unwillkürlich die Empfindung und Einsicht in den Vordergrund, daß die Kirche auf eine Neubelebung des Glaubens im Volke dringen muß. In dieser Hinsicht leben wir sicherlich in einer Zeit geringer Dinge. Das Glaubensleben wird selbst in den Gemeindekreisen immer oberflächlicher und weniger spürbar und wird nach und nach seinen Einfluß auf das persönliche Leben verlieren. Das Salz will dumm werden. So steht es in Gemeindekreisen. Kein Wunder, daß ihr Einfluß auf die breiten Massen des Volkes ganz zu schwinden scheint. Diese breiten Massen des Volkes sind keineswegs durch die furchtbaren Kriegsjahre zu Gott getrieben worden, im Gegenteil, sie stehen ihm ferner als je, sind tiefer hinabgesunken in Weltsucht und Gottentfremdung.

Man konnte in den Zeiten, als unser Land in den Krieg eintrat, und die junge Mannschaft zu den Waffen gerufen wurde, in fast allen kirchlichen Blättern über die schöne, große Gelegenheit der Kirche lesen, die sie bei der Bekehrung dieser Millionen junger Leute zu einem verinnerlichten Glaubensleben haben würde. Diese Verinnerlichung mag bei einzelnen wohl stattgefunden haben, aber die Regel war es sicherlich nicht. Das zeigt die Erfahrung so vieler Pastoren mit den jungen Männern aus ihrer Gemeinde, die glücklich von dem überseeischen Kriegsschauplatz zurück gekehrt sind. So viel als möglich haben wohl die meisten Seelsorger sich bemüht, ihre Soldaten in lebendiger Verbindung mit ihrer Gemeinde zu erhalten. Aber nach ihrer Rückkehr sieht man diese jungen Männer nur zu selten in der Kirche. Nicht näher zu Gott, ferner von ihm sind sie gekommen.

Kriegszeiten sind keine Segenszeiten, sind es nie gewesen und waren es für keins der Völker, die sich an dem Weltkrieg beteiligt haben. Kriegszeiten sind Zeiten des Gerichts. In solchen Zeiten läßt Gott die Völker sich ausleben, sich austoben. So haben wir es in den schrecklichen Jahren des Weltkriegs gefunden. Es war eine Kriegs-

psychose, die immer weitere Kreise in den allgemeinen Strudel gezogen hat. Die Kirche hat tatsächlich versagt, denn sie hat sich in den Dienst der Regierung gestellt, anstatt, wie die alten Propheten Israels, ihre Stimme zum Bußruf zu erheben. Für die Kirche war diese Zeit eine schwere Versuchung, und sie hat diese sicherlich nicht in allen Fällen bestanden. Anstatt Buße zu predigen, hat man vielfach die Predigt des Hasses gehört. Die Pastoren wollten doch auch ihre patriotischen Pflichten erfüllen. Da sah man Männer der Kriegspsychose zum Opfer fallen, von denen man das nie erwartet hätte, von denen man sagen muß: Gewogen und zu leicht erfunden. An den Folgen dieser Psychose kranken wir jetzt, und das fühlen wir. Dies Gefühl findet seinen Ausdruck in mancherlei kirchlichen Bestrebungen, die eine Art Reaktion darstellen. Mit Gewalt sollen die Massen wieder gewonnen werden.

Wenn die Kirche wieder Einfluß auf das Volk gewinnen will, so muß sie natürlich die Arbeit in ihrem eigensten Kreise beginnen, in der christlichen Gemeinde. Das Gemeindeleben hat schwer gelitten, besonders dadurch, daß der Kirchenbesuch stark nachgelassen hat. Wir finden allerdings in jeder Gemeinde noch einen Grundstock treuer Kirchgänger, die man fast in jedem Gottesdienst sieht; aber weite Kreise der Gemeinde kommen nur ganz unregelmäßig zu den Gottesdiensten. Unter solchen Umständen läßt sich keine Liebe zum Gotteshaus und keine Begeisterung für das Reich Gottes erwarten. So lange aber diese Zustände herrschen, bleiben fast in allen Gemeinden weite Kreise für Gottes Wort unerreichbar. In gewissen amerikanischen Kirchen sucht man sich durch sogenannte „Revivals“ zu helfen. Durch möglichst ausgedehnte und auffallende Bekanntmachung sucht man die Massen in die Kirchen zu locken, wo dann ein „Evangelist“ in stark volkstümlicher Weise predigt und durch allerlei „geistliche“ Kunststücke die Leute zu bewegen sucht, sich der Gemeinde anzuschließen und die Gottesdienste regelmäßig zu besuchen. Ein nachhaltiger Erfolg bleibt gewöhnlich aus, selbst nach persönlichen Unterredungen des Evangelisten mit vermeintlich Erweckten. In unserer Stadt ist es vorgekommen, daß nach einem „Sunday Revival“ im nahen Chicago der evangelische Pastor von dem Agitationskomitee zwei Namen von jungen Männern aus seinem Kreise zugesandt erhielt, die ihren Anschluß an seine Gemeinde in Aussicht gestellt hätten, und deren er sich seelsorgerlich annehmen sollte. Beide waren schon seit ihrer frühesten Jugend regelmäßige Kirchenbesucher und fromme junge Männer, die nicht erst gewonnen zu werden brauchten. Wo das nicht der Fall ist, wo wirklich Fernstehende angeregt werden durch ein „Revival,“ da ist es in weitaus den meisten Fällen nur eine vorübergehende Gefühlssache ohne nachhaltigen Erfolg.

Wenn wir unsere Gemeindeglieder und ihre Familien wieder

zum regelmäßigen Kirchenbesuch erziehen wollen, dann müssen wir in geduldiger Arbeit auf das Herz und auf das Gewissen einzuwirken suchen. Kirchengehen muß eine liebe Gewohnheit, etwas Unentbehrliches werden. Die Erziehung muß im Hause anfangen. Man hat sich der Kirche entwöhnt; sie zu meiden, ist zur Gewohnheit geworden. Das Gotteswort ist zum größten Teil aus dem Familienkreis verschwunden. Der Hausaltar fehlt, und die Jugend wächst unter dem Eindruck auf, daß Bibellesen, Beten und jegliche Andachtsübung in die Kirche und Sonntagschule gehört. Im Hause braucht man sich nicht damit abzugeben. Der Geschmack an geistlichen Dingen nimmt schnell ab, in die Kirche geht man nur noch selten. Man macht sich kein Gewissen mehr daraus, wenn man auch die Gottesdienste versäumt. Wenn man eine solche üble Gewohnheit angenommen hat dann muß sie durch eine gute Gewohnheit ersetzt werden. Das Kirchengehen muß zur Gewohnheit werden und zur Gewissenssache, und das um so mehr, als sich Einflüsse geltend machen, die im Gegensatz zu früheren Zeiten mithelfen, die Leute vom Besuch der Gottesdienste fern zu halten.

Zu diesen Einflüssen rechnen wir in erster Linie die Wandelbilder-Theater, die „Movies." Direkt hindern sie allerdings nur vom Besuch der Abendgottesdienste, aber wenn man den meist sensationellen Charakter er Vorführungen in Betracht zieht, muß man unwillkürlich zu dem Schluß kommen, daß der habituelle Besuch der Wandelbilder verflachend und unendlich zerstreuend auf die Gemüter einwirken muß, so daß sie keinen Geschmack mehr an Gottes Wort finden können. Die Beschäftigung mit geistlichen Dingen ist langweilig. Man amüsiert sich in den „Movies" viel besser; daher werden sie gut besucht. Ganze Familien gehen dorthin in der Woche zwei-, dreimal, bezahlen gern das Eintrittsgeld, lassen sich's gefallen, oft eine Stunde und länger an den Türen zu stehen, bis es Platz gibt. „Da hat man doch etwas." Es ist außer Frage, daß der moralische Einfluß dieser Theater auf das religiöse Gefühl nur nachteilig wirken kann, ganz abgesehen von der Saat des Hasses, die besonders in den letzten Jahren in unserm Lande durch diese Vorstellungen ausgestreut worden ist.

Auch das Automobil hat seinen Teil dazu beigetragen, die Kirche zu entleeren. Am Sonntag werden, besonders in der schönen Jahreszeit, ausgedehnte Ausflüge gemacht. Man fährt an der Kirche vorbei; „sie läuft nicht fort." Man fühlt es nicht, daß dem Herzen etwas fehlt, wenn man am Tage des Herrn nicht mit der Gemeinde angebetet hat. Man gewöhnt sich daran, ohne die Kirche fertig zu werden. Auch früher war das ja der Fall. Sonntagsexkursionen und andere Vergnügungen haben die Massen der Kirche entwöhnt, lange ehe es „Movies" und „Autos" gegeben hat, aber die Kreise der Kir-

chenentfremdung werden immer größer, und die Gleichgültigkeit gegen Gott und sein Wort wächst mit jeder Gelegenheit, die der Vergnügungssucht geboten wird. Was ein Segen sein könnte, wird zum Fluch.

Wie sollen wir den Massen der Christen den Weg zur Kirche weisen und sie unter den Schall des Wortes Gottes zurückführen? Man rät zu diesem und jenem. Die einen fordern: Macht Gottesdienst und Predigt interessanter. Ihr predigt zu viel Buße und Glauben, zu viel Jenseits. Predigt aus dem Leben und für das Leben. Große und kleine Prediger haben das versucht, haben Sensationshascherei in den Dienst der guten Sache zu stellen versucht. Die Kirchen waren ein- oder zweimal gut besetzt mit neugierigen Massen; nachher waren sie leerer als vorher. Mit der Weltpredigt kann man keine Menschen fangen. Wir sind für eine lebendige, lebenswarme Predigt; aber sie muß ihren Inhalt aus Gottes Wort schöpfen und die Gedanken und Absichten Gottes, die Bibelwahrheit verkündigen. Wo das nicht geschieht, ist sie ein innerer Widerspruch und wirkt destruktiv anstatt konstruktiv.

Andere raten: Nehmt die Mittel, die die Welt gebraucht, in den Dienst der Kirche. Gründet Vereine, zeigt Bilder, bietet besoners der Jugend allerlei gute Unterhaltung, Konzerte, gelegentlich auch Bankette, zieht sie zur Tätigkeit, zur Selbstbetätigung heran. Das läßt sich hören, und wenn der Seelsorger stets diese Betätigungen unter Kontrolle hält, vor Ausartung und bösen Auswüchsen schützen kann, mögen sie viel zum Aufbau der Gemeinde beitragen. Aber, aber! Wie mancher Seelsorger seufzt über die vielen Bankette in seinen Vereinen! Heute der Jugendverein, morgen die Bibelklasse; dann will der Chor feiern, dann der Frauenverein u. s. w. In all dieser Aufregung wird das Eine, was not ist, übersehen und vergessen. Nicht immer, nicht überall ist es so, aber oft, ja leider meistens. Gehen die Mitglieder solcher Vereinigungen lieber zur Kirche, sind sie empfänglicher für Gottes Wort, angeregt durch ihre Zugehörigkeit zum Verein?

Wie führen wir unsere Gemeindeglieder wieder in die Kirche, gewöhnen sie an regelmäßigen Besuch der Gottesdienst?

Mir will es scheinen, daß wir nur **einen** Weg dafür haben, den der treuen Zeugenschaft und einer geduldigen, aber unermüdlichen Erziehungsmethode. Wenn ein Konzert gegeben wird, dann kann ich hingehen oder fortbleiben nach Belieben. Bleibe ich fort, so verletze ich damit keine Pflicht, höchstens versage ich mir unter Umständen einen Kunstgenuß. Anders steht es, wenn ich zu einer Gemeinde gehöre. Die Zugehörigkeit zur Gemeinde schließt zugleich die Pflicht ein, daß ich die Gottesdienste dieser Gemende besuche. Es ist vor Gott nicht gleichgültig, ob ich sie besuche oder fortbleibe. Es ist meine

Pflicht, mit der Gemeinde anzubeten, eine Pflicht, die ich als solche anerkenne durch meinen Anschluß an die Gemeinde. Wir laden die Gemeinde zu den Gottesdiensten ein, aber es will mir scheinen, daß die Einladung, so herzlich sie auch zum Ausdruck kommt, den einen Punkt vermissen läßt, daß die Gemeinde, jedes einzelne Glied derselben, **verpflichtet** ist zu kommen, und daß das Fernbleiben eine **Pflichtverletzung** bedeutet. Man wird mir einwenden, daß der Besuch der Gottesdienste freiwillig sein muß und das Element der Gesetzlichkeit ausgeschaltet sein sollte. Ich kann diesen Einwand nicht anerkennen. Die Zugehörigkeit zur Gemeinde ist ein freiwilliger Schrtt, mit welchem sich der betreffende selbst bindet. Er übernimmt freiwillig die Pflicht, sich nach den Ordnungen der Gemeinde zu richten und damit die Pflicht, die Gottesdienste zu besuchen. Wer sich einer Gemeinde anschließt, erkennt das Bedürfnis seiner Seele an, mit Gott in Verbindung zu treten und nach der Gemeinschaft mit Gott zu streben. Durch Fernbleiben von den Gottesdiensten setzt er sich in Widerspruch mit einer anerkannten Pflicht, und durch die Gewöhnung an regelmäßigen Besuch der Gottesdienste macht er die Pflicht zum Lebensbedürfnis. Je regelmäßiger ein Mensch lebt, desto gesunder ist er dem Leibe nach. Ein unregelmäßiges Leben in Essen und Trinken, Arbeit und Ruhe wirkt nachteilig auf den Körper zurück und ist eine Sünde gegen unsere Gesundheit. Je regelmäßiger wir Gott suchen in unserer privaten und gemeinsamen Anbetung Gottes, desto normaler wird auch unser geistliches Leben sein. Je seltener und unregelmäßiger wir das tun, desto nachteiliger für unser geistliches Leben.

Darum halte ich es für eine Pflicht des Seelsorgers, im Gottesdienst sowohl wie auch bei Privatbesprechungen den Mitgliedern der Gemeinde in aller Liebe und mit Takt den Kirchenbesuch nicht bloß anzuempfehlen, sondern geradezu als eine Pflicht zu fordern und ihnen zu zeigen, daß Vernachlässigung dieser Pflicht Sünde ist vor Gottes Augen und dem eigenen Gewissen. Wohl wird man den Einwand zu hören bekommen: „Kirchengehen macht nicht selig." Dagegen kann man die Frage aufwerfen: Nicht in die Kirche gehen, macht denn das selig? Und soll man denn glauben, daß ein Mensch selig werden kann, wenn er in Gleichgültigkeit und Verachtung der gottgegebenen Gelegenheiten, Gottes Wort zu hören, dennoch ganz gut selig werden kann? Wenn die Gemeindeglieder regelmäßig ihr Gotteshaus besuchen, sind sie jedenfalls unter gutem Einfluß, auch wenn einzelne darunter sind, die innerlich noch in Weltseligkeit dahinleben. Im Gotteshause sind sie jedenfalls für den Einfluß des Wortes erreichbar. Der Pastor kann dann doch sehen, für wen er predigt, und die Möglichkeit ist gegeben, die Herzen zu erreichen. Er predigt sicherlich auch mit größerer Begeisterung, wenn seine Kirche voll besetzt ist, als wenn ihn bei jedem Gottesdienst einige Dutzend leere Kirchenbänke angähnen.

Eine Gewohnheit muß anerzogen werden. Die Gemeindeglieder, jung und alt, müssen es immer wieder hören: Kommt am Sonntag zum Gottesdienst. Versäumt ihr das, dann tut ihr unrecht, begeht eine Sünde. Die Konfirmanden müssen es immer wieder hören, die Sonntagschüler, die Sonntagschullehrer: Kommt in den Gottesdienst: Wegbleiben ist unrecht. Wir müssen unsere evangelischen Christen unter den regelmäßigen Einfluß des Wortes Gottes bringen. Nur durch fleißigen Kirchenbesuch kann die Liebe zum Hause Gottes und zu seinem Worte erhalten und vertieft werden. Sagt es immer wieder, selbst auf die Gefahr hin, bei einigen Leuten lächerlich zu erscheinen. Gebraucht die Methode des älteren Cato: "Ceterum censeo" u. s. w. Er vertrat eine nur vom Staatsinteresse diktierte, an sich durchaus ungerechte und grausame Sache, und wenn er den Schluß seiner Reden immer mit demselben "Ceterum censeo" machte, dann wurden die Gesichter der Senatoren breit; aber zuletzt ist er doch durchgedrungen, und Roms Rivalin wurde zerstört.

Wir agitieren für eine bessere Sache, dürfen es darum wohl riskieren, den Gemeinden die Pflicht des Besuchs des Gotteshauses immer wieder zu empfehlen. Wir dürfen es auch andeuten, daß es gar nicht darauf ankommt, ob der Pastor interessant predigt oder nicht, ob uns seine Art anspricht oder nicht. Man geht nicht ins Gotteshaus um des Pastors willen, sondern um Gott zu dienen und mit der Gemeinde zu feiern. Man kann dabei von dem Gedanken ausgehen, daß schon der gemeinsame Gesang eine Erbauung bedeutet, und wenn er recht gepflegt wird, ist es schon eine halbe Predigt. Darum kann nicht emphatisch genug betont werden, daß alle mitsingen. Je voller der Gesang, desto schöner und erhebender ist es für den einzelnen. Solche gemeinsame Feier, an der jeder Besucher des Gotteshauses tätigen Anteil nimmt, wird Bedürfnis, sobald sie zur Gewohnheit geworden ist.

Das Kirchengehen soll zur Gewohnheit werden! Viele sehen darin eine Gefahr für das geistliche Leben. Eine solche kann es ja auch werden. Die zum Bösen geneigte menschliche Natur kann auch das Beste in Gift verwandeln, kann aus dem regelmäßigen Kirchengehen ein Pflaster auf die Wunde innerer Gottentfremdung machen und sich in falsche Sicherheit wiegen. Aber das ist dann die Schuld des einzelnen, wenn der Geistliche in der Verkündigung des Wortes eine deutliche Sprache redet. Die Sache ist gut. Besser, wir haben die Leute im Gotteshaus als regelmäßige Besucher, als daß wir sie in den einzelnen Häusern aufsuchen und immer bitten müssen: Kommt!

Es erübrigt noch, nach diesen Ausführungen ein kurzes Wort an meine Brüder im Amt zu richten. Jeder Prediger will lieber eine volle, als eine nur mäßig gefüllte Kirche vor sich haben, wenn er das

Wort Gottes verkündigt. Darum wird er auch gern alles tun, was er kann um seine Gemeinde zum regelmäßigen Kirchengehen zu erziehen. Er wird es daher auch nicht unterlassen, mit Fleiß und Gebet sich auf seine Predigt vorzubereiten. Wenn er das Wort verkündigt, muß der Hörer gleich den Eindruck gewinnen: Hier spricht ein Mann, der seine beste Kraft auf seine Botschaft verwendet, der seine Predigt durchdenkt und aus persönlicher Erfahrung weiß, wovon er spricht. Es muß inneres Leben durch seine Worte klingen.

Noch ein anderes ist nötig. Der Prediger muß **priesterlich eintreten** für seine Gemeinde und für die einzelnen Glieder derselben. Treue Fürbitte für seine Herde ist die natürliche Folge seiner geistlichen Beziehungen zu seiner Gemeinde. Eine Gemeinde, die von ihrem Seelsorger das Empfinden hat, daß er das Heil jeder der ihm anvertrauten Seelen in seinem Privatgebet vor den Thron der Gnade bringt, gewinnt Vertrauen und Liebe zu ihm und wird ihn gern hören, und was noch mehr ist, sein Wort mit Sanftmut aufnehmen. Das geschieht natürlich nicht auf einmal, es mag lange dauern, bis er sie gewonnen hat, und er mag manchen gar nicht gewinnen können; aber er tut seine Pflicht, tut sie mit ganzem Herzen und innerer Hingabe, und darum kann er auch erzieherisch und hebend auf die Gemeinde einwirken. Was gesammelt ist, kann er halten und dem großen Hirten der Schafe immer näher führen. „Man sucht nicht mehr an dem Haushalter, denn daß er treu erfunden werde."

Diese Stellung des Seelsorgers zu seinem Amt und zu seiner Gemeinde macht es ihm auch möglich, wo es nötig wird, zu tadeln und zu rügen, ohne daß er dadurch Schaden anrichtet, weil auch ein scharfes Worte immer die Liebe hindurch blicken läßt. Diese Stellung bewahrt ihn vor dem Anstoß, den schon mancher durch sein Privatleben in seiner Gemeinde gegeben hat. Eine leichtsinnige, oberflächliche Auffassung des Amtes hat schon viel Unheil angerichtet. Sie wird nicht aufkommen können, wenn wir im lebendigen Verkehr mit unserm Herrn stehen und stets der Würde und Verantwortung unsers Amtes eingedenk sind.

Jede Zeit stellt an den Diener des Worts ihre besondere Aufgaben, und unsere Zeit mahnt uns: Holt zurück, was sich in der Welt verlieren will, und ruft die Menschen aus den Zerstreuungen des Lebens und aus der Weltseligkeit zu dem, der allein wahre Befriedigung gibt, zu Christo. Laßt uns in all der Unrast der Gegenwart immer hinweisen auf den rechten Lebenszweck und das große Lebensziel. Der Herr wird sich auch in unsern Tagen nicht unbezeugt lassen.

Das Gebet in den verschiedenen Religionen der Welt.

Referat von Past. G. Voegtling, verlesen auf der Indiana-Distrikts-konferenz und auf Wunsch derselben veröffentlicht.

Christus sprach im Tempel: Mein Haus ist ein Bethaus für alle Völker. In gewissem Sinn kann man sagen: die ganze Erde ist ein Bethaus. Ununterbrochen steigt von der Erde gen Himmel der Weihrauch des Gebets. Wenn die Sonne aufgeht, so treffen ihre Strahlen zuerst die Japanesen betend in ihren Schinto- und Buddhatempeln, weiter westlich erhellt sie die Pagoden- und Ahnenhallen Chinas, voll von Betern; sie umstrahlt kurz nachher die Brahmanen in Indien knieend vor ihren Götzen; umleuchtet darauf in Arabien die Moscheen der Muhammedaner; umglüht die Fetischanbeter in Afrika; bescheint weiter nördlich die unzähligen Dome und Kirchen Europas; geht über den Atlantischen Ozean, um bei uns in Amerika zahllose Kirchen, Kapellen und Tabernakel zu erleuchten. In Moschee und Kloster, Tempel und Kirchen, überall treffen ihre Strahlen betende Menschen. Es gibt kein Volk, sagt schon Plutarch, ohne Religion und ohne Gebet. Ueberall hebt der Mensch betende Hände empor zu einer Gottheit, überall hofft er durch das Gebet etwas zu bekommen, das er ohne das Gebet nicht bekommt, überall glaubt er an eine unsichtbare Macht, die über ihm ist und doch nicht fern von ihm, mit der er reden kann und die seine Gebete erhört. Mag er Jäger, Fischer, Nomade, Ackerbauer sein, zivilisiert oder unzivilisiert, in der Wüste oder in Städten wohnend, er betet.

Und auch zu allen Zeiten haben die Menschen gebetet. In den Särgen der ältesten ägyptischen Mumien hat man Gebete gefunden, und Gebete auf Tontafeln hat man zu tausenden ausgegraben in den Ruinen von Babylon und Ninive.

Von den alten Griechen und Römern sagt Döllinger: „Das ganze Leben derselben und alle Dinge wurden in Beziehung und Verbindung gebracht mit den Göttern, das öffentliche wie das häusliche Leben war ganz mit Gebet durchwoben. Sie beteten gewöhnlich in kurzen Formeln, denen sie eine magische, zwingende Kraft zuschrieben. Gebetszeiten waren Sonnenaufgang, Sonnenuntergang, die täglichen Mahlzeiten. Sie beteten mit lauter Stimme und erhobenen Händen, und nach dem Gebet warfen sie den Göttern Kußhände zu." Plato sagt: „Jeder vernünftige Mensch, ehe er ein Werk beginnt, erfleht die Hilfe der Götter." Ein so gewissenhafter Beter war auch der berühmte Perikles, wie überhaupt die götterfürchtigen Griechen große Beter waren. Plutarch, in seiner Lebensbeschreibung berühmter Männer, erwähnt keinen einzigen, der nicht gebetet und geopfert hätte. Xenophon bei dem Rückzug der zehntausend betet und opfert vor jedem Tagmarsch.

Wie groß die Gotteserkenntnis bei den Weisen der alten Zeit oft war, zeigt uns das Gebet des Cleanthes, 360 V. C., und das des Seneca zur Zeit der Apostel.

Das Gebet des Cleanthes lautet: „O du großer Gott, dem man so viele verschiedene Namen gibt, und der in seinem Wesen doch nur Einer ist und dazu der Unendliche und Ewige, o Jupiter, du bist der Herr der Natur, du regierst alles nach deinen Gesetzen; dich bete ich an, denn du erlaubst den Menschen mit dir zu reden. Alles was existiert, alles was lebt auf Erden, hat von dir seinen Ursprung. Ich preise dich und höre nie auf dein Lob zu singen. Den Himmel über uns, du hast ihn ausgebreitet, die Sterne oben und die Erde unter uns, die leitest du still ihre Bahn. Alles Gute im Himmel, auf Erden, im Meer hast du geschaffen, nur das Böse nicht, das kommt aus den Herzen der bösen Menschen, und nur die Bösen allein stören die große Harmonie deiner Welt!"

Das Gebet des Seneca lautet: „Dich beten wir an, du Schöpfer des Universums, du Regierer und Erhalter, du, von dem alles abhängt, von dem alles kommt, durch dessen Hauch wir leben, du allmächtiger, allgegenwärtiger Gott, der über allen Göttern ist."

Ueberall und immer hat der Mensch gebetet. Zwischen den Gebeten der verschiedenen Völker aber ist ein großer Unterschied, hervorgerufen durch die Verschiedenheit der Religionen. Man teilt die Religionen der Welt ein in Naturreligionen, Tempelreligionen, Buchreligionen.

Zu den Naturreligionen gehören die der unzivilisierten Völker und Stämme, wie die Neger, Indianer, Südseeinsulaner, Eskimos, Dajaken u. s. w.

Zu den Tempelreligionen gehört die Religion der Indier, der Chinesen. (Die Tempelreligionen der alten Aegypter, Babylonier, der Griechen, Römer, der Druiden, Mexikaner und Peruaner sind mit den betreffenden Völkern zugleich untergegangen.) Auch die römische Kirche ist Tempelreligion, denn da ist das Tun des Priesters am Altar der Mittelpunkt des Gottesdienstes.

Buchreligionen sind: Der Parsismus, das Buch Zend Avesta; der Buddhismus, das Buch die Sutras; der Muhammedanismus, der Koran; das Judentum, das Alte Testament und der Talmud; das Christentum, die Bibel.

Bei unserm Rundgang durch das Bethaus der Welt wollen wir nicht untersuchen, ob die Adresse der Gebete in den verschiedenen Religionen richtig ist oder nicht; wir beschränken uns darauf, Gebete als Muster zu sammeln, um an ihnen zu sehen, wie unvollkommen und unvollständig diese sind, besonders in den Naturreligionen, wie sie aber aufsteigend durch die Tempel- und Buchreligionen immer voll-

ständiger werden, bis sie im Vaterunser ihre Spitze und Fülle erreichen.

Wir betrachten zuerst Gebete aus den **Naturreligionen.** Die Naturvölker beten entweder zum Großen Geist oder zu den Geistern ihrer Vorfahren oder zu Dämonen, die ihren Sitz in irgend einem sichtbaren Gegenstand haben.

Die Kaffern rufen zu ihren Vorfahren: Väter, gebt uns viel Vieh, großes Glück, gute Gesundheit, viel Korn, viele Rinder, dann sind wir fröhlich und danken euch!

Die Neger auf der Goldküste beten: Gott gieb uns Reis, Yams, Fufu Tag für Tag, gieb uns Sklaven, Geld und Gesundheit.

Die Karenen in Birma beten: Götter, hütet mein Feld, haltet die Diebe ab, errettet uns vom Tiger, von der Schlange.

Bei den Indianern, wenn sie über den oberen See fuhren, betete der Häuptling: Großer Geist, du hast dieses Wasser gemacht und uns deine Kinder. Gib, daß der See glatt und ruhig sei, wenn wir darüber fahren! — Die Fischer in der Bretagne haben fast das gleiche Gebet. Wenn sie ausfahren, beten sie gewöhnlich: Gott, das Meer ist groß und unser Schiff ist klein. Laß uns wohlbehalten heim kommen.

Die Südseeinsulaner beten bei jeder Mahlzeit: Götter, wir geben euch Ava zu trinken. Schauet gütig auf uns herab, erhaltet uns bei guter Gesundheit, laßt uns Nahrung wachsen, Fische in unser Netz gehen, unsere Zahl nicht kleiner werden.

Wie man sieht, ist das Gebet der Naturvölker nur ein Bittgebet um zeitliches Glück und Bewahrung, um Speise und Trank, höheres begehren sie nicht. Die liebe Not ist das einzige Band, das sie mit der Gottheit verbindet.

Höher steht das Gebet in den **Tempelreligionen.** Wir finden, daß da zum Bittgebet ein neues Element hinzutritt, die Anbetung und Bewunderung, die Lobpreisung der Gottheit, von der der Beter alles denkbar Gute, Große und Schöne sagt.

Zu den eifrigsten Betern gehören die Hindus. Eines ihrer gebräuchlichsten Gebete lautet: „Wer ist der Gott, dem wir Opfer bringen? Der ist es, der das Leben gibt, der alles regiert, Menschen und Vieh, durch den der Himmel klar, die Erde fest ist, der alles pflanzt und allen Pflanzen Regen gibt, der alles weiß, auch die Wahrheit und Falschheit der Menschen, der ihre Gebete erhört und ihre Bitte erfüllt. Er möge uns verschonen, denn wir wollen ihm Opfer bringen." Jeder Hindu wiederholt täglich oft hundertmal die Gebetsformel: „Om, Shiwa ya Namah," oder „Om, Ramaja Namah." Ueber die Gebete der Indier ist zu bemerken, daß sie alle etwas Unbestimmtes, Verschwommeees haben, denn sie sind pantheistisch gefärbt.

Auch die chinesische Religion, der sogenannte Konfuzianismus, ist Tempelreligion. Die chinesischen Klassiker sind keine Religionsbücher, Konfuzius hat, wie er selbst sagt, nichts Neues gebracht, sondern als Liebhaber des Alten die Tempelreligion Chinas wieder aufgefrischt. Staatsdienst, Tempeldienst und Religion waren in China immer miteinander verbunden. Die Beamten sind auch Priester, haben für das Volk zu beten. Jedem ist es vorgeschrieben, jeden Tag eine Stunde dem Gebet zu widmen, ebenso muß jeder Mandarin mit seinem ganzen Gefolge am ersten und fünfzehnten eines jeden Monats in fünf bis zehn verschiedene Tempel gehen um für das Wohl des Volks zu beten und zu opfern.

Im alten China gab es drei große Staatsämter: Großbeter in Peking, die Gebetsformeln verfaßten für ein glückliches Jahr und zur Abwendung von Unglück; Kleine Beter in den Provinzstädten, die dar gleiche tun mußten; Trauerbeter, die bei Unglück die Gottheit günstig zu stimmen hatten. Alle ihre Gebetsformeln wurden öffentlich angeschlagen und allgemein gebraucht. Bußgebete hatten die Chinesen nicht, sie wußten nichts von Erbsünde, da nach Confucius und Mencius der Mensch von Natur gut ist und nur durch die Umgebung und Verhältnisse schlecht wird. Jedes Jahr am Frühlingsfest muß der Kaiser am Himmelsaltar als Oberpriester seines Volkes dem obersten Gott Shongti Opfer bringen. Um diesen runden Altar versammelt er sich mit seinem Hofstaat. Elfmal müssen sie sich verneigen, und dann betet der Kaiser: „Du, o Schongti, hast der Materie Bahn gemacht und dieselbe geschieden und geformt, du hast Sonne und Mond geschaffen, damit alle deine Geschöpfe glücklich seien. Du lässest regnen, damit Nahrung wächst für alle, du gestattest uns zu dir zu reden, denn du siehst uns an als deine Kinder. Ich, dein Kind, bin dumm und töricht und kann meine Gefühle nur schwach ausdrücken. Ehrwürdig und preiswürdig ist dein Name!“ Nachdem das Opfer gebracht, betet der Kaiser also: „Gib deinem Volke Glück. Schenk uns deine Gunst. Alles hängt ab von deiner Güte. Du allein bist Vater aller Wesen!“ Zu den Götzen und zu den Ahnen betet der Chinese bei jedem Anlaß. Er geht selten an einem Tempel vorbei ohne einzutreten und sich vor den Götzen zu neigen und ein kurzes Gebet zu murmeln. Zu seinen Ahnen betet er jeden Frühling, wenn er die Gräber besucht und Opfer bringt, also: „Ich denke an euch, herrliche Vorväter, deren Seelen im Himmel sind. Wie von einer Quelle das Wasser, so strömt von euch uns Segen zu. Ich, der späte Nachkomme, bringe euch Opfer und solche sollt ihr haben für zehntausende von Jahren. Und zehntausende von Jahren wird man an euch denken mit kindlicher Ehrfurcht.“ In jedem Gebet betont der Chinese die Ehrerbietung, die er für seinen Gott hegt, und zum Zeichen derselben neigt er sich nicht weniger als dreimal oder stößt den Kopf neunmal zur Erde.

Wie die alten Aegypter, Babylonier und Mexikaner beteten, davon geben uns neben vielen andern drei wohlerhaltene Tempelgebete Aufschluß. Ein Tempelgebet der alten Aegypter lautet: „O Osiris, du bist der Herr von Millionen, du schufest die wilden Tiere und das zahme Vieh. Die ganze Schöpfung hat von dir ihren Ursprung, dir gehört alles in der Welt, alles im Wasser, in der Luft, dir gehört alles im Leben und im Tod, alles Männliche, alles Weibliche, du bist König der Götter, der Fürst in der Gesellschaft der Götter."

Ein Tempelgebet, ausgegraben in den Ruinen Babylons war auf Tontafeln also geschrieben: „Du, o Gott, den wir anbeten, bist der Herr der Welt, der Herr aller Menschen, König aller Könige, Gott aller Götter, Fürst Himmels und der Erde, der Barmherzige, der die Toten zum Leben ruft. Himmel und Erde sind dein, der Leben schaffende Hauch ist dein, alle Seelen sind dein, und alles Heer der Engel hört auf dein Gebot.

Die alten Peruaner und Mexikaner hatten viele Gebetsformeln. Eine von diesen lautet: „Wir loben dich, o Schöpfer im Himmel. Du siehst alles und hörst alles, verlaß uns nicht, denn du wohnest sowohl im Himmel als auch auf Erden. Gib uns, o Gott, viele Söhne und Töchter, gib uns Samen für das Feld, Licht für unsern Lauf, führe uns auf offenem Pfad, laß keinen Hinterhalt uns gelegt werden, gib uns Frieden, laß uns im Frieden wohnen bei unsern Angehörigen all unser Leben lang, gib uns ein Leben frei von Vorwürfen."

Kommen wir von den Tempelreligionen zu den **Buchreligionen,** so finden wir da nicht nur Bitte um irdische Güter, nicht nur Anbetung allein, sondern auch noch die Bitte um geistige Güter, um moralische Kraft und Vergebung der Sünde, weil der Beter glaubt, daß die Gottheit nur dem gnädig sei, der gut ist oder fromm zu sein wünscht.

So betet der Parsi: „O Gott, du Geber aller guten Gaben, gib mir gute Gedanken, gute Worte, hilf mir gute Handlungen vollbringen, gib mir Reinheit innerlich und äußerlich, Kraft, rein zu bleiben in Gedanken, Worten und Werken." — Ein anderes lautet: „Ich rufe dich an und verherrliche dich, Ahura Mazda, den allein Großen, Guten, Besten, den Vollkommenen, Allwissenden, Allweisen, einzig Schönen, die Quelle alles Glücks und aller Wissenschaft. Er gehört zu denen, die Gutes denken; zu denen, die Böses denken, gehört er nicht; er gehört zu denen, die Gutes reden, zu denen, die Böses reden gehört er nicht; er gehört zu denen, die Gutes tun, zu denen, die Böses tun, gehört er nicht!" — Die jetzigen Parsi, die man als Kaufleute in alten Häfen Asiens findet, beten morgens und abends, immer der Sonne zugekehrt, ihre alten Gebete aus der Zend Avesta.

Eine der größten Buchreligionen ist der Islam. Die Muhammedaner halten das Gebet für die erste und wichtigste Pflicht. Das

Gebet ist, sagt der Koran, der Schlüssel zum Himmel. Fünfmal im Tag muß der Moslem beten; vor Sonnenaufgang, am Mittag, vor Sonnenuntergang, nach Sonnenuntergang, und wenn es Nacht geworden ist. Jedesmal ertönt dann von den Minarets herunter der Ruf des Muezzin oder Gebetsrufers: „Kommt zum Gebet!" Des Morgens ruft er: „Beten ist besser als schlafen!" und dem Ruf wird Folge geleistet von jung und alt. Wo er auch sei, auf der Straße oder im Haus, sobald die Gebetszeit da ist, zieht er die Schuhe aus, sucht die Richtung nach Mekka und verrichtet sein Gebet mit vielen Handbewegungen. In jeder Moschee ist eine Nische angebracht, die die Richtung nach Mekka angibt, und wohin alle beim Gebet sich zu wenden haben; jedes Haus hat eine Tür und ein Fenster in der Richtung dorthin.

Jeder Moslem betet täglich die 112. Sure aus dem Koran: „Es gibt nur einen Gott, der Ewige und Unvergleichliche und Muhammed ist sein Prophet!" — Ebenso kann jeder eine Sure mit dem wirklich schönen Gebet: „Führe uns auf dem geraden Wege, dem Wege derer, denen du Gnade erweisest, auf denen kein Zorn ruht, laß uns nicht auf den Weg der Irrenden kommen." — Abend- und Morgengebet ist die hundertdreizehnte Sure, die also lautet: „Am Tagesanbruch nehme ich meine Zuflucht zu dir, o Gott, du nur kannst mich behüten vor Dingen, die du geschaffen hast, und nur du kannst des Nachts Unglück abwenden, wenn es kommen will, nur du die Neidischen von mir weghalten." — Viel gebraucht wird die dreiundneunzigste Sure: „Am hellen Tag wie bei Nacht kann mir nichts geschehen ohne seinen Willen. Er fand dich als Waise und hat dich versorgt; er fand dich im Irrtum und hat dich zurecht gebracht. Das andere Leben im Paradies, das er dir schenken will, ist noch viel besser als das jetzige, deshalb erklär ich immer: Gott ist groß, Gott ist gut, wie er es bestimmt, ist's recht." — Der Moslem zeigt in seinem Gebet vor allem Unterwerfung unter Gottes Willen. Alles ist, wie er glaubt, vorherbestimmt, es bleibt nichts anderes übrig, als sich zu unterwerfen.

Von allen Religionen zählt wohl der Buddhismus die meisten Anhänger. Man sagt, dieselbe sei eine Religion ohne Gott. Die Welt, lehrte ihr Gründer Gautama Buddha, sei aus Nichts entstanden und werde wieder in das Nichts zurück sinken, und mit den Worten: „Jetzt gehe ich ins Nichts ein," soll er auch gestorben sein. Eine Religion ohne Gott sollte demnach auch eine Religion ohne Gebet sein; aber der Gründer wurde zum Gott gemacht. Sein Bild ist das erste und hauptsächlichste Götzenbild in ganz Ostasien. Unzählige Lippen murmeln jeden Tag die Formel: „O ni-tho, Fut," d. h., ich setze meine Hoffnung auf Buddha. Nirgends wird so viel gebetet wie bei den Buddhisten. Ein Missionar fragte einmal einen Mönch, wie

viel mal er am Tage bete. Tausendmal, sagte er, ich tue sonst nichts. Auf jedem Meilenstein am Wege lassen fromme Buddhisten kurze Gebete schreiben, denn sie nur zu lesen ist schon ein Verdienst. Wind und Wasser werden in Anspruch genommen Gebetsmühlen zu treiben. Wie die alten Aegypter und die römischen Katholiken beten sie auch für die Verstorbenen und halten Seelenmessen, um die armen Seelen von der Qual des Fegfeuers zu befreien. In den Tempeln und Klöstern schlagen die Mönche während des Gebets immer auf einen hölzernen Fischkopf. Ein Hai wollte einst ihre heiligen Bücher verschlingen, als sie ins Wasser fielen, daher der Gebrauch. Hier sind zwei ihrer schönsten und gebräuchlichsten Tempelgebete. Das erste lautet: „Du o Buddha, an den unzählige Kreaturen glauben, du bist Sieger über das Heer der Uebel, komm deshalb herunter in unsre Welt, komm herab, denn es ist Zeit, daß du wieder Segen kommen lässest über deine Kreaturen! Du erlösest uns vom Uebel, deshalb komm zu uns mit deinem himmlischen, unbefleckten Wesen!" — Das andere lautet: „Gib Antwort, o Buddha, allen die dich anrufen, erleuchte den Pfad der Guten wie mit einer Sonne, zerstreue Sorge und Not wie der Mond die Nacht, bringe die vier Klassen Menschen über den Strom des Lebens so sicher wie auf einer Brücke, sei ein Rettungsboot für die Armen; unterdrücke, himmlischer Löwe, die Ungläubigen; verschlinge wie ein Drache die Gottlosen, schütze die Frommen wie eine hohe Mauer und tiefer Graben; sei, in Gefahr uns wie ein Vater, in Not wie ein Freund, verbirg die Schwachen wie in einem dichten Busch."

Wie die Religion so hat auch das Gebet der Buddhisten einen gewissen menschenfreundlichen Zug von ihrem Stifter her, dessen Hauptlehre das Mitleid ist mit allen Wesen. Sie beten für das Wohlergehen der Menschen, besonders der Armen, beten auch für die Obrigkeit. —

Während in allen heidnischen Religionen der Beter nie recht weiß, wie die Gottheit gegen ihn gesinnt ist, die Gottheit den Betenden deshalb immer etwas kalt und fremd gegenüber steht, so ist das ganz anders in der **geoffenbarten** Religion, ganz anders in der **jüdischen** Religion. Da weiß man wie Gott gesinnt ist, man weiß, daß er gnädig, von großer Güte ist, daß er Missetat vergibt und gerne hilft und sich erbarmt wie ein Vater über seine Kinder, deshalb ist der Betende zutraulich, er weiß, Gott ist sein Hirte, der ihm nichts mangeln läßt. Weil Gott sich den Juden so klar und wahr geoffenbart, deshalb ist auch das Gebetbuch der alten Juden, die Psalmen, zugleich auch das Gebetbuch für die Christen und hat Geltung und Wert für alle Zeiten, denn da sieht man, wie Luther sagt, Gott ins Herz, und das macht getrost, gibt Mut und Freudigkeit zu beten.

Die heutigen orthodoxen Juden beten jeden Tag, sowohl daheim

und wenn möglich noch in der Synagoge. Hat einer keine Zeit, so bestellt er den Vorsänger, damit in seinem Hause ja gewiß die bestimmte Anzahl von Gebeten gesprochen werde, als eine Pflicht, die nicht vergessen werden darf. In jedem Haus haben sie das Bild des Hohepriesters nach Osten, gen Jerusalem hin, gerichtet, wohin sie sich wenden beim Gebet.

Höher noch als im Judentum steht das Gebet im Christentum. Christus hat uns gelehrt, daß Gott unser Vater sei, zu dem wir getrost kommen und, wie Luther sagt, mit aller Zuversicht bitten dürfen, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater. Unter allen Gebeten steht das Vaterunser, das er uns gelehrt hat. Dasselbe enthält das Bittgebet der Naturreligionen, wie auch die Anbetung der Tempelreligionen und die Bitte um Vergebung und Erlösung vom Uebel der Buchreligionen, aber es hat, was man sonst nirgends findet, die Bitte um das Kommen des Reiches Gottes. Es zeigt Ehrfurcht vor dem Höchsten im Himmel und ist doch zutraulich, es atmet Liebe gegen Menschen, kurz es ist die Krone und Fülle aller Gebete. Die Gebete der Heiden sind nur Bruchstücke, das Vaterunser dagegen ist ein Ganzes, ein Vollkommenes; die Gebete der Heiden sind nur einseitig, das Vaterunser dagegen allseitig.

Christus will, daß seine Jünger immer in betender Stimmung sein sollen, aber ihr Gebet soll wie die Wurzeln eines Baumes verborgen sein; er will auch nicht, daß sie viele Worte machen, denn viele Worte und wenig Sinn ist heidnisch, wenig Worte und viel Sinn christlich. Das Gebet der Christen ist Gemeinschaft mit dem Vater, es geschieht aus Liebe nicht aus Furcht, nicht um leibliche Gaben allein, geschieht im Namen Jesu, indem der Betende nur im Vertrauen auf seinen Mittler vor Gott zu erscheinen wagt.

Ein Gebet ist auch das **Opfer**, das in der alten Zeit in allen Religionen, ausgenommen die der Parsis, dargebracht wurde, jetzt aber nur noch in den Natur- und Tempelreligionen vorkommt. Der Indianer streut dem Großen Geist Tabak hin, der Chinese opfert seinen Götzen und Ahnen Schweine und Ziegen, Fische, Hühner, Wein. Viele wilde Stämme Afrikas bringen sogar noch Menschenopfer. Ein Opfer ist ein sichtbares Gebet, ein **Tatgebet**. War in der alten Zeit ein Mensch dankbar, so brachte er einen Ochsen zum Dankopfer für seinen Gott; war er bußfertig, ein Schaf als ein Schuldopfer. Der Mensch will mit dem Opfer sagen, daß es ihm ernst ist mit seiner Bitte, seinem Dank, seinem Schuldbekenntnis, seinem Verlangen nach Versöhnung, seiner Hingabe an die Gottheit, und er gibt das Beste dafür hin. Durch Opfer will er sich reinigen von seiner Schuld und angenehm machen bei der Gottheit. Dank, Bitte, Schuldbekenntnis, Anbetung, Selbsthingabe, alles das wird sichtbar dargestellt durch das Opfer.

II.

Wenn wir die verschiedenen Religionen beim Gebet sehen, so finden wir auch überall **Hilfsmittel** des Gebets. Es kostet dem Menschen Anstrengung mit der Gottheit zu reden, aber er fühlt es als Pflicht und Notwendigkeit, darum wendet er verschiedene Mittel an dieser Pflicht nachzukommen.

So finden wir in allen Religionen, ausgenommen die der Muhammedaner und der Parsis, **Bilder** im Gebrauch und zwar sowohl in den Häusern als in den Tempeln. Nicht das Holz und den Stein, sondern Gott bete ich an, sagte auf Befragen ein Katholik, der knieend vor einem Marienbild angetroffen wurde, das Bild soll mir nur helfen meine Gedanken fest auf ihn zu richten. Dasselbe sagt auch der Heide, das Götzenbild soll ihm helfen seine Gedanken auf seinen Gott zu richten und nicht abzuschweifen. Aber ein solches Bild wird zuerst heilig gehalten, dann selbst als Sitz der Gottheit angesehen, und von dem toten Machwerk wird dann das erwartet, was nur der lebendige Gott geben kann. Das ist der **Ursprung** des Götzendiensts. Die Heiden halten ihre Götzenbilder für Symbole der Gottheit, aber voll von magischer Kraft. So erklärte ein Heide dem Missionar im Tempel der Göttin der Barmherzigkeit auf das Bild der Göttin zeigend: Die rechte Göttin ist im Himmel aber sie hat alle die hunderttausend Bilder von ihr auf Erden mit ihrer Kraft ausgestattet. Man darf deshalb bekehrten Heidenchristen nicht wohl Christusbilder geben.

Hilfsmittel sind auch **Litaneien** und **Liturgien**, die in allen Tempeln und Buchreligionen sich finden. Die Menschen fühlen, sie sollen sich Gott in der rechten Weise nahen, in schicklicher Form; haben sie eine solche Form, dann beten sie eher, beten mehr und besser, als wenn sie nicht wissen, wie sie beten sollen, deswegen finden wir besonders in den Tempelreligionen oft ein äußerst ausgebildetes Ritual.

Heilige Zeiten, heilige Tage, dem Gebet gewidmet, finden sich in allen Religionen ohne Ausnahme. Die Wilden in den Naturreligionen haben ihre Neu- und Vollmonde; die Tempelreligionen ihre regelmäßig wiederkehrenden Götzenfeste. Die Chinesen haben als Bettage den ersten und fünfzehnten jeden Monats; die Muhammedaner, Juden und Christen aber haben jede Woche ihren bestimmten Sabbattag, wo alle Arbeit ruht, damit der Mensch zu der Gottheit beten kann.

Heilige Personen, die andre an die Pflicht des Verkehrs mit Gott erinnern oder den Verkehr mit Gott vermiteln, sind in den Naturreligionen die Medizinmänner, die Fetischpriester, die Schamanen, die Götzenbewahrer. In den Tempelreligionen sind es die Priester, die Bonzen, bei den Muhammedanern die Gebetsrufer und Mollahs; bei den Buddhisten die Bonzen und Nonnen, bei den Juden die Rabbi-

ner und Vorsänger; in der christlichen Religion sind es die Geistlichen.

Heilige Orte hat ebenfalls jede Religion. So hat jede christliche Gemeinde ihre Kirche und ihr Bethaus, die Juden haben ihre Synagoge, die Muhammedaner ihre Moschee, die Mormonen ihr Tabernakel, die Heiden ihre Tempel und Fetischplätze, alles nur Orte, um ungestört die Gottheit anbeten zu können und ungehindert die Gedanken auf die unsichtbare Welt zu richten. Zu den heiligen Orten gehören auch die Wallfahrtsorte. Der Mensch glaubt, die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist geweiht; deshalb besuchen die Chinesen zu Hunderttausenden jährlich den Berg Thai in Santung, auf dem ihr erster Kaiser, Nyau, der Noah der Bibel, gebetet und geopfert hat; darum besuchen die Buddhisten die „Fußstapfe“ Buddhas auf dem Adamspeak in Ceylon; deswegen gehen die Muhammedaner nach Mekka, die Hindus nach Benares, die Katholiken nach Rom und unzähligen anderen Wallfahrtsorten, die Juden nach Jerusalem.

Ferner finden wir als Hilfsmittel des Gebets den **Rosenkranz** da, wo man viele Worte macht. Derselbe ist im Gebrauch bei den Hindus, den Buddhisten, den Muhammedanern, den römischen Katholiken. Fast jeder Beter im großen Asien hat ihn zwischen den Fingern, um seine Gebete zählen zu können. Als Kuriosität mag noch erwähnt werden die Gebetsmühle der Buddhisten und die Gebetsriemen der Talmudjuden. Fasten als Hilfsmittel findet man in vielen Religionen, das Kreuzschlagen aber nur in der Katholischen.

Alle diese Hilfsmittel, ausgenommen die Bilder, die zum Götzendienst führen, sind nicht zu verachten, aber sie arten leicht aus, denn Gewohnheit stumpft gegen alles ab, was zuerst Ehrfurcht weckt oder Scheu. Deshalb hat Christus seinen Jüngern keine besondere Vorschriften über das Beten gegeben; er sagte nur beim Vaterunser: So sollt ihr beten. **Wie?** Im Geist und in der Wahrheit. **Wo?** Im Kämmerlein. — Das beste Hilfsmittel des Gebets aber ist ein gutes Gebetbuch und Gesangbuch. Nur die Christen haben Gebetbücher für den häuslichen Gebrauch. Gott hat das Psalmbuch schreiben lassen, damit wir es benutzen als Gebetbuch, und ebenso dürfen wir die geisterfüllten Gebete frommer Christen gebrauchen. Goldmünzen kann und darf nicht jeder prägen, wohl aber annehmen und ausgeben. Wo in einer Christengemeinde keine Gebetbücher gebraucht werden, sieht es gewöhnlich traurig aus mit dem Gebetsleben; leider ist das der Fall an vielen Orten. Schaue man sich um in den verschiedenen Religionen, so findet man, daß überall der Mensch betet, mancher aus Pflichtgefühl gegen die Götter, mancher aus Gewohnheit oder weil es so Sitte ist, viele treibt die Not zu der Gottheit als letztem Ausweg. Schaut man sich aber um in christlichen Ländern, so findet man, daß die Menschen zur Hälfte Nichtbeter sind. Wie viele gibt

es, die das Gebet als eine Pflicht ansehen oder als ein Trost- und Stärkemittel? Schon Luther klagte, daß die Bauern nicht gern beten. Ein Mann erwiderte einst auf die Frage, ob er nicht bete: „Nein, denn es gibt viele, die nicht beten und bekommen doch was sie wünschen; viele bekommen nichts, obwohl sie oft und viel beten. Soll ich etwas haben, so bekomme ich es ohne Gebet, soll ich nichts haben, so hilft auch kein Beten." Ein anderer sagte: „Weshalb beten? Ist Gott allwissend, so weiß er, was mir fehlt, ohne daß ich es ihm sage; ist er barmherzig, so gibt er mir was gut ist, ohne daß ich lang bitte." So denken viele in unserer Zeit, und die Folge davon ist die Gleichgültigkeit gegen alle Religion und die Gottlosigkeit die gegenwärtig furchtbar zunimmt. Wenn man nicht mehr betet, sagt die berühmte Mrs. Besant, so schwindet Gott aus dem Bewußtsein. Weil viele nicht mehr mit Gott reden, deshalb leben so große Massen ohne Gott in der Welt. Darum sollen wir beten, damit wir mit Gott in Verbindung bleiben. Wie viele haben aber diese Verbindung verloren! Nur in Krankheit und auf dem Sterbebett versuchen manche zu beten, bringen es aber nur zu einem wilden Stoßgebet, das nicht erhört wird, noch erhört werden kann, weil sie die Verbindung mit Gott verloren haben. Wer betet, gehört zwei Welten an, wer nicht betet, nur einer. Der Beter ist in Verbindung mit einer höheren Macht, die größer, stärker und besser ist als er, und er wird dadurch auch besser und stärker. Selbst ein Hund, sagt Bacon, der zu seinem Herrn aufschaut und ihm folgt, wird klüger durch dessen Zuruf, stärker durch das Vertrauen zu ihm und ist auf jeden Fall mehr wert als einer, der keinen Herrn anerkennt. Woher kommt es, daß heutzutage so viele nicht mehr beten in der Christenheit? Sollte es daran liegen, daß viele Mütter ihre Kinder nicht mehr lehren die Hände zu falten? Jede heidnische Mutter lehrt ihre Kinder die Götter anrufen. Schon Plato erzählt, daß zu seiner Zeit die Mütter jeden Tag ihren Kindern von den Göttern erzählten und sie gelehrt hätten, von ihnen Segen zu erflehen. Jung soll man anfangen, denn „jung gewohnt, alt getan," gilt auch vom Beten. Wer betet, bleibt in Gott, wie Johannes, der Apostel, sagt, und Gott in ihm. Wer zu beten aufhört, verliert ihn und mit ihm alles.

Gott nicht zu verehren durch Gebet und Opfer ist von jeher bei den Menschen als eine Verachtung und Geringschätzung der Gottheit angesehen worden. Ein vornehmer Chinese sagte einst: „Wir halten es für den größten Schimpf einen Menschen zu ignorieren. So ist es auch die größte Beleidigung für die Götter, wenn man so lebt, als wenn sie nicht da wären, wir nichts von ihnen zu hoffen oder zu fürchten häten." Gerade so verhalten sich die Nichtbeter in der Christenheit, sie ignorieren ihren Gott.

Heiden werden einst viele Christen anklagen und sagen: Wir,

ohne Offenbarung, haben versucht die Gottheit zu ehren und ihren Willen zu tun und ihr, ihr habt es nicht getan, obwohl der wahre Gott sich euch geoffenbart hat, euch gelehrt hat, ihn im Geist und in der Wahrheit anzubeten, ja euch sogar die rechten Worte im Vaterunser in den Mund gegeben; deshalb muß eure Verdammnis größer sein.

Lasset uns deshalb das Beten nie vergessen, besonders da wir vor den Heiden den großen Vorzug haben, die richtige Adresse und den rechten Namen zu wissen, denn wir alle kennen den lebendigen Gott, der Gebete erhören will und erhören kann.

I. Das Gebet findet sich zu allen Zeiten bei allen Völkern.

II. Die Art des Gebets ist bestimmt durch die Religion des Beters.
   a. In der Naturreligion findet sich nur das Bittgebet um irdische Güter.
   b. In der Tempelreligion kommt zu der Bitte die Adoration oder der Lobpreis der Gottheit.
   c. In der Buchreligion kommt zur Bitte und Adoration noch die Bitte um sittliche Besserung.
   d. In der christlichen Religion kommt zu dem allen noch die Bitte um das Kommen des Reiches Gottes.

III. Von den Hilfsmitteln des Gebets sind nur verboten in der Bibel die Bilder.

IV. Das Gebet soll hauptsächlich dazu dienen uns in der Gemeinschaft und Verbindung mit Gott zu erhalten.

The Christian College.

REV. H. J. SCHIEK, PRESIDENT OF ELMHURST ACADEMY AND JUNIOR COLLEGE

Foreword

I have been asked by the honorable editor of the Evang. Magazine to submit an article on the Christian College. I shall be glad to present some thoughts on the topic. I am too busy to couch them into beautiful language, or to round out the sentences in the fine periods of a Macauley. If, therefore, the article is not in erudition and diction, in thought and thrill, what you, dear reader, expect, then please take into consideration that the writer is not only President of Elmhurst Academy and Junior College, but he is also Dean of the College, Professor of Biblical Science, representative, lecturer, pastor and preacher; also registrar, Bursar, Bookkeeper, office man, counsellor, his own stenographer and typist, and general administrative head of the institution. Besides that, he is a married man and has a family. He often works eighteen hours a day, to meet in part the demands made. Please ascribe therefore all lack of finesse and remarkable originality to the lack of time of a very busy man.

Yours for more and better Christian Colleges,

H. J. Schiek.

What is a Christian College?

In defining such an institution, both words, *"Christian"* and *"College"* need emphasis. It is not "Christian" to the detriment of learning, and it is not "College" at the expense of the Christian religion. But it is an institution that is true to *both* names,—an institution that will do its scholastic work on a high plan; an institution that deepens the intellectual life, broadens the mental horizon, inculcates a love for truth in the soul, and all this in an atmosphere truly Christian.

Is such an institution as the Christian College necessary? Why waste money thereon, when we have an abundance ot tax-supported institutions of learning? In answer thereto, permit me to point to certain facts in the history of the inception and development of the Christian College.

On a gateway of Harvard University we find these significant words carved:—

"After God had carried us safe to New England and we had builded our houses, provided necessaries for our livelihood, reared convenient places for God's worship and settled the Civil Government; one of the next things we longed for and looked after was to advance learning and perpetuate it to posterity, dreading to leave an illiterate ministry to the churches, when our present ministers shall be in the dust."

These words of the Pilgrim Fathers evidence a spirit of helpfulness and af salvation which has safeguarded and uplifted America. For true to that spirit, Christian Colleges were founded and in them men of vision, of service and of Christian leadership received their training. Of the first one hundred and nineteen Colleges founded east of the Mississippi River, one hundred and four were Christian institutions. Their contribution to the best that constitutes the life of the American nation is beyond calculation. It is interesting to know, for instance, that more than half of the Signers of the Declaration of Independence were graduates of Christian Colleges. Not only were they graduates, but they were active in the organization or in the leadership of other similar institutions. Benjamin Franklin founded the University of Pennsylvania. George Washington was chancellor of the College of William and Mary. Patrick Henry was the leading trustee of Hampden-Sidney College, and Thomas Jefferson was the founder of the University of Virginia. Among other graduates of distinction were Hamilton, Marshall and Monroe. When in 1862 Lincoln signed the land-grant bill, his act virtually created 52 colleges in the West. Among more recent statesmen Roosevelt, Taft, Wilson, Bryan, Hoover and a host of other leaders received their training in colleges and universities founded or controlled by the church. Of further interest may be the fact, that of nine Supreme Court Judges, seven were graduates of de-

nominational Colleges; out of twenty-seven preidents of the United States, seventeen were graduates from church Colleges; of twenty-six recognized masters of American letters, eighteen were students in Christian Colleges. Of the 15,518 distinguished persons whose names occur in "Who's Who in America" more than one half were once registered on the student roll of Christian Colleges.

Let us note other arguments which justify the existence of the Christian College.

The Christian College is needed, and should therefore be liberally supported, *because of its influence in the formation and molding of character.* The College receives the student just when home ties are less binding; when the youth, consciously or unconsciously, is making his choice of a vocation; when doubts begin to invade and trouble the soul. The great question in that critical age is not the question:—*What* shall my child learn, but *of Whom* shall he learn? Exampla trahunt. And the most potent example is the teacher himself. It is, of course, important to know and understand the languages, ancient and modern; but it is more important to know and understand the language of the Father in Heaven who speaks: "Give me, my son, thy heart." It is important to know astronomy, but among all the stars of heaven, there must be one that shines very clearly into the soul-life:—it is the Star of Bethlehem. It is important to know geology, but it is more important to know of Him who is the "Rock of Ages." And in a Christian College the teacher will not fail to call attention to the source of all science, philosophy, wisdom and power,—God—whom to know means eternal life.

The Christian College is needed *because of its leavening and uplifting influence on education.*

Education cannot save the world. The training of the intellect carries with it grave danger, if such training be not influenced and directed by Christanity. "Education without religion is simply veneering rotten wood" (Bishop Welsch)—"Culture for culture's sake can never be anything but a sapless root capable of producing only a shriveled branch." (George Eliot)—"There must be a moral substratum to a person's education to make it valuable, and there is no other source from which it can be obtained comparable to the Bible." (Henry Huxley)—The Christian College not only tends to curb cold intellectualism, but leavens education in such a way that it will be a blessing and not a bane.

Because of its stand for Christian principles, the Christian College stimulates other institutions to cling fast to the spiritual,—the things that are vital. "For the end of all learning," says John Milton, "is to know God aright, and out of that knowledge to love Him, to imitate Him and to be like Him." The moment any

institution of learning omits the emphasis of the spiritual in education, that institution begins to deteriorate.

The Christian College is needed, *because of its production of Christian leaders.*

"If the church were to abandon its colleges to the state, within ten years it would be wholly without a ministerial force and would be smitten with paralysis in all of its great religious enterprises." (Bishop Bashford).—The Christian College is needed to produce Christian leaders who will influence the thought and life of the world. Without this Christian leadership the world will sink into the darkest depths of heathenism.

On the campus of William College is the famous Haystack Monument, commemorating the fact that a little group of consecrated College men gave the first impulse to the foreign missionary movement in America. From that time to the present our Christian Colleges have supplied the personnel for the great uplifting, saving, benevolent work of Christianity in the world. Therefore the Christian College must have a prominent place not only in the program of every church, but in the great world program as well.

The Christian College is needed *to foster the highest ideals in the nation and in the world at large.*

"Whatsoever you would put into the state, you must first put into the school." (Humbolt)—As think the scholars of today, so will think and act the statesmen, teachers, lawyers, ministers and the masses tomorrow. Sow Christian ideals and the harvest will be the millennium. Sow worldliness, greed, militarism and the harvest will be a world-war. The Christian Colleges are seeking to inculcate the highest ideals which the mind is capable of apprehending. Thru them the world-thought and world-life receives the upward trend. Take out of the world the elements placed therein by Christian education, and the whole order of our social fiber is changed, and the world is set centuries backward.

The above arguments, no doubt, will help to clarify the atmosphere in regard to the Christian College and justify the existence of a such an institution.

Now, if the Christian College is to meet the great needs of the world, three requirements are imperative. The sooner they are met, the greater and better will be the results.

The first requirement pertains to *Scholarship.* The standard of scholarship in a Christian College must in no wise be inferior to that of state colleges and universities, but should be in every way their equal. The teaching force shold be on a par with the faculty of state universities. The teachers must be first of all persons of sterling character, and secondary, persons of great learning, who not only know their subjects thoroly, but can inspire and enthuse their class to love and to live by the truths taught.

The second requirement pertains to *Equipment.*

The equipment of a Christian College must not be lees efficient than that of the tax-supported institutions. The study rooms, dormitories and recitation rooms should be well-lighted, well-ventilated, commodious, comfortable and equipped with the best. Whatever will make the acquisition of knowledgs attractive should be installed, There should be adequate biological, chemical and physical laboratories, well equipped with the necessary apparatus, and furnished with a museum containing the needed specimens for study.

How can enthusiasm be instilled; how can nature's secrets be revealed; and how can God be glorified, if the labratories are dingy, cramped and inadequately furnished. If a state college finds that it pays to install the latest and best equipment, why not a Christian College? Yea, why not all *the more* the Christian College?

The third requirement pertains to *Endowment.*

The endowment of a Christian College should be magnificent and munificent. Herein especially is the Christian College neglected. Of all the money expended for education in our country, only *one dollar in forty* is furnished by the churches for their own educational institutions. All the churches put together invest for the education of their youth annually the equivalent of *one half of the cost of one battle-ship!*

As a rule only about one third of the College budget is met by the students. The balance must be made up by income from endowments and by current gifts. Our state universities have a combined annual income of sixty million dollars. Besides these great aggregations with their magnificent and large endowments, many of our Christian Colleges look extremely small. And yet, the Christian Colleges, in spite of their meager equipment, have contributed more towards real leadership and moral uplift than the big universities. How much more efficient our Christian Colleges could be, if they had had back of them larger funds to equip them more thoroly. We write this in the full realization that it is not the endowment that makes a college big, but the Christian spirit that dwells in the hearts of instructors and students.

Christian education costs money. But the harvest in men is worth every sacrifice.

In closing, just a word in regard to our one and only college,—Elmhurst. Does it measure up to the standard? Is it properly equipped? Is it blessed with large endowments? The answer is: NO! Therefore permit the writer to make this strong appeal to you, dear Reader: Assist in every possible way and with all speed to make Elmhurst, which is as yet only a Junior College, one of the great and blessed Christian Colleges of our land.

Has Elmhurst Changed?

Paul N. Crusius, Principal of the Academy

"Elmhurst" will be fifty years old in 1921. The forty-ninth school-year, just past, saw the most considerable change in all the history of the school, when the Proseminar became Elmhurst Academy and Junior College. The change was welcome, apparently, to most of the alumni, but there were those who had grave doubts about it. Was this a necessary and legitimate expansion, in line with tradition and orderly development, or had old Elmhurst, bewildered by the conditions brought on by the war, confused in the effort to adjust herself, turned on the past that had made her what she was and taken to new ideals as vain as the fourteen points? Misgivings are signs of interest and affection. The fact, however, is that Elmhurst has taken only a somewhat bigger step forward than at any other time, but wholly within the line of the quiet development that has gone on for nearly fifty years.

It is the purpose of this article to discuss

A. The fear that Elmhurst, under the new name, has lost its character as the Proseminar;

B. The question whether Elmhurst has anything to offer students who do not expect to enter the ministry.

A. As to the first, the fear that Elmhurst has lost its character as the Proseminar, some one of the following causes necessarily would have been responsible for any change in the character of the institution:

1. the intention on the part of the authorities to change the character of the institution;

2. a course of study that, in its departure from the past, made it unsuitable or ineffective for the purpose of the Proseminar;

3. a considerable number of students who did not expect to enter Eden Seminary;

4. a different spirit and attitude on the part of the student body toward the ministry and spiritual values.

1. One need only mention the first of these to dismiss it. Neither the Seminary Board nor the president or faculty wish to make Elmhurst any the less the Proseminar. But it might be possible that, with no intention to turn the Proseminar out of its course, the Board had created the impressions by the change of name that the institution now pursues a new policy. There should be no occasion for this erroneous impression, since it is a matter of common observation that outside of official reports and the Agende, the "Proseminar" has been simply "Elmhurst" or "Elmhurst College" to the synod at large.

It may not be out of place, however, to set forth the reason for the change of name.

a. It has been apparent for a good many years that the official name of the institution, "Proseminar der Deutschen Evangelischen Synode von Nord-Amerika," no longer meets the elementary requirement of a name, that it shall be intelligible. If our relations were confined to the Synod, there might have been no need for a change. Our relations extend to other schools, colleges, universities, and associations, to publishers, manufacturers, contractors, wholesale houses, and even to the courts of the land, however. For years our graduates have been entering other higher institutions besides Eden Seminary. To the authorities of these schools, as well as to all others with whom we deal, the name "Proseminar" conveys nothing, certainly nothing definite enough. And it is notorious that if the average American gets hold of a name in any other language than English, he mangles it beyond recognition. A firm of publishers who had requested our catalog, addressed all future communications to "Jahrbuch des Evangelischen Proseminars." That meant as much as anything else to the clerk who filed the name. While this is only one instance, it indicates the difficulty which Americans have had with our name.

b. On account of this difficulty, our year books and our diplomas have carried the name "Elmhurst College" since 1900. This name was little, if any, better than the old, both because it implied too much, and because it was unofficial. It implied too much. Our institution has never been a college in the accepted sense of the term. In 1900, our graduates received credit for three units of advanced standing with the colleges or universities in the North Central Association. By 1910, our graduates received credit for six units, and in 1917 for seven. Creditable as this was, it did not entitle us to the name of a college. We could not even be considered a junior college until a sixth year was added to the course. When this was done in 1919, we had a six-year course more than equivalent to four years of the high school and two years of college. We could now justly assume the name of "Elmhurst Academy and Junior College" and take aur place alongside of a number of similar institutions. The name tells what we are, not in character and purpose, but in general attainments. It is intelligible.

2) In the next place, the present course of study must answer whether it is suitable to the end in view, the preparation for theological study. Here there would seem to be room for discussion. But, let me ask, is this the problem: Given six years in which to prepare a grammar school graduate for the theological seminary, what course of instruction should be laid out for him? The

problem is nothing so simple as that. There are two limitations.

a) We get only the smallest number of boys for six years. Last year, 47 students were newly enrolled. Of these, 15 entered the first year of the academy; 10, the second; 13, the third; 3, the fourth; and six, the junior college. In other words, most of our students now come to us after a year or more at the high school. On account of this fact, three things are necessary:

(1) to wait with Greek until the third year of the academy, so that the majority of this class may begin Greek together;

(2) to form special classes in Latin, Greek, and German for many of those entering above the first year class;

(3) to conform our course generally as much as possible to high school standards.

The only alternative would be to discourage high school students or graduates from coming, an unthinkable stupidity. The influx of high school students is a recent development which it has been necessary to meet. The course has not been seriously altered or weakened at all, but only accommodated to the high school boys, who have shown themselves a desirable element.

b) It is necessary to conform our course to the standards of the High School Visitor for the academy, and to the standards of the university for the college, in order to secure recognition.

This recognition we must have. One could get along without it if our graduates did not have the praiseworthy habit of taking every advantage to continue their studies at higher institutions, even after entering the ministry. They have the right to expect their school to get proper recognition from the authorities of higher institutions, and this the school has been doing since 1900.

The standard to which we must conform determines our requirements in the academy with respect particularly to mathematics and the sciences. We have reason to try to excel high school standards in the languages, but we might with some plausibility accept for ourselves a lower standard in science and mathematics, which is just what the school did until it sought for recognition. The boards which pass on claims of preparatory schools for recognition of their work, very properly declare that a certain minimum in each of several subjects is essessential to general culture. Any criticism which asserts that we take entirely too much time for sciences and mathematics in a theological preparatory course is beside the point. In one subject, algebra, we exceed the requirements of many high schools for graduation, but we do not exceed the requirements of some colleges for entrance. As for science we were required only this year to increase the number of class periods and

the laboratory facilities in botany and physical geography, under penalty of losing credit for these subjects.

Now, as I have said, we could go our own way and cut down the time and attention given to science and mathematics, with advantage particularly to the languages. But our students would not thank us for it later if, on seeking to enter another institution, they found that they got no credit for such science and mathematics.

With these two limitations in mind, let us see what can be done to shape a course in the academy and in the junior college that will make the best possible preparation, under the circumstances, for study at Eden Seminary. Clearly, in the academy, English, German, Latin, Greek, and history must be taught, and instruction in the Bible, Evangelical doctrine (the catechism) and in music given, now as always. If the reader will take in hand the year book he will find that the present course in the academy preserves essentially the same relative importance for all subjects as any in the past. The academy with its four classes, is virtually the old Proseminar up to 1911; the first year of the academy is equivalent to the "fourth" class of formerly. The general standard in German is necessarily lower than in the old days; in some things the same; in English, mathematics, and science, measurably superior to the standards of only ten years ago.

The following table, showing the relative time in hours per week given each subject throughout the course of four years at several periods since 1884 indicates that all subjects held their own relative position since 1890, except science and mathematics, which have gained, and religion, which has lost. Music, which is not indicated, has remained about the same.

	1920			1915	1910	1905	1900	1890	1884
	Ac'd	Coll.	Tot.						
German	19	6	25	22	17	19	20	18	19
English	16	6*	22	17	17	20	15½	15	16
Latin	16	3*	19	19	18½	19	19	19	23
Greek	10	5	15	17	16	14½	17	15	10
History	11	3*	14	15	14	8½	12	10	6
Religion	8	2	10	10	10	11½	15	15	20
Mathem'	13	3*	16	10	11	9½	7	8	5
Science	12	5	17	8	10½	12	5½	4	4

(* Including electives.)

For 1884, the figures show 23 hours of Latin, but this is offset by only ten for Greek. The loss of religious instruction from 20 in 1884 to 10 in 1910 may seem unfortunate, but this loss had already taken place in 1901, when 6 hours were given in the first semester of the fourth class, and thereafter, as now, two.

Your true champion of the classics will reply to these figures, however, that the fact that we offer about as much Latin and Greek as in the past does not prove that we offer enough. Our six-year course might be expected to show, not as much of the classics as the old four-year course, but more. That is not easily possible, tho, with the present course, as we shall see.

It should be apparent, from the table above, that the academy faithfully preserves the essentials of the course of study as it has been for thirty or forty years. It is the college course which presents a new and strange subjects, and now has to answer for their utility.

We may appraoch the discussion of the two-year college course either by taking it as given, subject for subject, or by opening the question as to what subjects a student could most profitably pursue in two years at college by way of preparation for theological study. The latter method answers our purpose best.

What a student should take at college depends on the vocation which he has chosen, on his age, on his time and means, on his tastes, and on his previous preparation. Elmhurst receives in its junior college for the most part students who have spent at least two years in its own academy. These may be expected to follow a course in the college which we can lay out according to our knowledge of their preparation. Elmhurst also receives in the college students who have spent only one year in the academy, or who have come directly from the high school These men are usually unable to take Greek, and probably also Latin and German, with the graduates of Elmhurst Academy. They must be given a special consideration.

The junior college, then, must keep in view not only the purpose of the theological preparatory course, but also the different preparation. To some extent also, it must keep in mind the different tastes of students, if the course is not to be uniformly prescribed. This it cannot be on account of the different preparation of some students.

We will take first the case of the academy graduate. He has had English, Latin, Greek, history, mathematics, science, and the rest of the academy course. Is his preparation in any of these sufficient for the purpose of theological study and the demands of the ministry? These are the practical considerations; and the third is general culture. The measure of the necessity for the study of any subject on account of general culture is the practice of other colleges, and the general culture of their graduates.

On one or another of these three grounds, academy graduates are required to continue the study of German and Greek for two years in the college; English, religion, and science, one year.

History, mathematics and Latin become elective, as also, for the present, the second year of English.

It may be objected that another year of science is unnecessary. The science given is chemistry. In this age of science, can you imagine a student at the state university, no matter what his chosen vocation, going thru four years of college work without once taking a course in some one of the natural sciences? Would he belong to his age if he never was stirred with the desire to know something, too, of the progress and experiments of modern scientists? In an age of science, is the minister alone going to be ignorant of the scientific world? Elmhurst would be neglecting its duty, if it did not offer and require the student to take a course in science.

It is unfortunate that the college cannot, at present, require the student to continue Latin at the college. The reason is that we must assume that he has a fair knowledge of the subject and might get along with so much, if we could give him no more. We do offer Latin as an elective for those who have the time for it. But Latin must yield to some other subjects in the curriculum.

The other subjects in the curriculum have been chosen with regard to the opinion of the faculty of Eden Seminary as to what it was desirable that Elmhurst should offer. They are economics, sociology, psychology, the history of philosophy, the history and theory of education, and Hebrew. It is the latter which has really displaced Latin in the college.

Probably no one will question the right of any but Hebrew to a place in the Elmhurst crriculum. That they are essential to preparation for the ministry is shown by the fact that they have been taught for other valuable theological courses in their stead. They were even among the most necessary for general culture. Everybody talks about them and the minister ought to know them.

Hebrew justifies its place at Elmhurst by the plea of Eden students themselves that they had rather have it at Elmhurst. The experiment with Hebrew at Elmhurst under Dr. Irion has been so successful that it has convinced the writer, who was not originally in favor of it, that it is worth continuing.

So much for the academy graduates. As for the high school graduates, the subjects in which they are not likely to be even with the academy graduates are German, Latin, and Greek. Usually, they will have had no Greek at all. For them, a special class in beginning Greek is formed. It is small, and moves along faster than the beginning class in the academy. It must be the object of this class to learn enough Greek in one year to be able to take the Greek New Testament with the rest of the class in the second year. They are under a disadvantage, of course, but they will be able to follow the work. If they are deficient in Latin

and German, they are required to make up the deficiency in a class to which they are assigned. In that case, they have no time for electives.

The elective courses are for the students who are able to carry them. There is always an upper fourth, third, or half in a class who can do more and better work than the rest. The elective courses are their opportunity.

The question is still open, whether the courses given are the most suitable in all the wide range of posibilities. In most cases, they are. The rest are a matter of opinion. Some would prefer biology to chemistry as the science to choose, if there can be only one. Opinions and preferences vary.

A very important question is whether, with two years of college work, we have now reached the limit of our requirements for the preparation for Eden Seminary, or whether we may expect to raise the standard once more. The next step would be to offer a four year college course. Is this necessary? The answer must come from the theological seminary and from the ministry itself Elmhurst can only say, we are doing what we can. In two years of college work, we can do no more.

From all that has been said about the course of study at Elmhurst, it ought to be fairly evident that all that was essential about the old course of the Proseminar has been kept; and that of what is new to Elmhurst, all but chemistry and college mathematics (an elective) comes directly from Eden.

Could one ask a better guarantee that Elmhurst is still, so far as the course of study is concerned, the Proseminar?

3) Elmhurst might, however, be a different school if its students were of a different type than formerly. The Proseminar might suffer the fate of the teachers' seminary, and sink out of sight beneath the greater importance of another department. There never was less danger of this for the Proseminar than in recent years, if figures can be taken as an indication. The following table, from Dr. Muecke's Geschichte der Deutschen Evangelischen Synode, p. 288, is reasonably accurate. Dr. Muecke shows the number of students in the theological, college preparatory, and teacher's course for every year from 1883 to 1915. We give the figures for every fifth year only, as these are sufficiently representative:

Number of students in

Year	Theolog Course	Teachers Course	College Course	Total
1883	54	29	17	100
1888	63	20	18	101
1893	77	37	9	123
1898	77	15	4	95
1903	83	9	5	97
1908	115	11	8	134
1913	146	7	0	153

The number of "college" students, who do not expect to enter Eden Seminary, has been a negligible quantity since 1912. If figures prove anything, then, they reveal the purpose of the students more nearly in accord with the character of the Proseminar in the last eight years than at any previous period.

4. **Finally, the character of the Proseminar depends upon** the attitude of the student body toward spiritual values. Nothing can be more difficult to estimate. Without question, we have in the Proseminar today young men with as fine a character, with ideals as high, a faith as positive, and a love for the Master as great, as at any time. What is the general attitude? When all things are taken into account, we shall probably conclude that our students today reflect the general spiritual level of our churches in the same degree as the students of other years. To be frank, some of our students nowadays cut chapel, church, and class recitations in a manner which was unknown in the good old days. But those were other days, when the whole standard of our people was different. Did the young people, including minister's sons and daughters, go to dances and theatres so much, and to church as little, a generation ago? Was money spent as freely on the pleasures of sense and appetite? Were there movies and automobiles? I ask this, not as a "laudator temporis acti," but that a just parallel may be drawn. The spirit of the Proseminar has changed no more than our young people, but less. For in the main, the student body preserves a high standard of duty and propriety.

Perhaps the modern student does not work as hard as his father or older brother at Elmhurst. If thas is so, he has been effected by a widely prevalent disease of the whole social and economic order. We should go beyond the limits of this article to deal with the whole problem which we touch at this point. For if Elmhurst is different, the world is different. We must thank God that in spite of all the other appeals to the ambition of a young man today, 47, as great a number as in all but a few years, most of them candidates for the ministry, came to the Proseminar last year.

B. We conclude with the second part of this discussion. Has Elmhurst anything to offer students who do not expect to enter ministry? That we should wish to receive such students, is only to do what we did forty years ago. We can offer all who come a classical course which will fit them to enter any school in the land that does not require a degree for admission. The success of our graduates at the universities and in their professions is a testimony of value to Elmhurst. It means something to be an Elmhurst graduate.

It ought to mean more than ever to Evangelical pastors to be able to send their sons and their young parishioners to a school like Elmhurst. How many schools have cut German out of their curriculum, to substitute the relatively valueless French or Spanish for no better reason than predjudice! Few schools today offer

anything like the German course at Elmhurst. Is this not an excellent reason to send young men to Elmhurst? I know of nothing more pitiable, nothing that reveals such poverty of character, as the man who is ashamed of the language of his fathers, or so indifferent that he does nothing to preserve it for his children. One need not love the language of one's country any less for that. The man of true culture knows more than one language, and the man of true heart wants to know the language of his fathers.

It was never so necessary for the father to guard his children against the systematic prejudice which is planted in their minds and hearts by many of the text-books, especially in history, which are in common use in the high schools. One can overlook the often hysterical accounts of the World War. American text-books should present the American account of the war. But what is one to say of authors like Willis Mason West, who not only pursues this prejudice all thru the history of Germany from the time of Charlemagne, but carries with it a constant laudation of England which breaks out into veritable applause at the head of the chapter on "English colonies and dependencies" with two quotations:

"After many years of wandering I have come to the conclusion that the mightiest factor in the civilization of the world is the imperial policy of England."—*Admiral George Dewey* (1899).

"The English navy is presumably the most potent instrumentality for peace in the world."—*Theodore Roosevelt* (December, 1918).

— (West's Modern Progress, 1920, P. 465)

That is going as much too far as any German prejudice, and it is just as objectionable in an American text-book. Elmhurst, at least, is free from these things. Elmhurst is American.

Here are two reasons why Elmhurst should make a stronger appeal than ever to Evangelical pastors. Another reason has always been good. It is the superiority of a boarding school over the high school. Not in equipment, not in teachers necessarily, not in range of subjects or efficiency of instruction, not in comfort and conveniences, but in the very nature of a boarding school. At college, a friend of mine remarked that he could always tell a man who came from a boarding school, by his greater maturity and self-confidence; by the fact that he knew other fellows better, their strength and weakness, and could select the right friends with assurance; by the fact that he knew better what he wanted, and went after it more directly, than a high school graduate. While this does not always hold true, a good boarding school can always do more for a boy than the high school. And Elmhurst can.

Is the Religion of Christ Workable in the Corporate Life of World as well as in the Life of the Individual?

By H. J. Hahn

This brief discussion makes no preposterous claim of thoroness; its aim is merely to suggest or stimulate, if possible, a consideration of the question, whether the recognized institutions of Christanity shall continue to *limit* their efforts to an application of Christian principles to the life of the individual, or whether Christ's laws of the kingdom do not command and urge themselves for adoption as laws and principles to govern industry, commerce, politics, diplomacy and the other socalled "secular" domains of human society; in short: Is a social application of of Christiantiy plausible, practicable?

In the past, religion has placed an almost exclusive emphasis upon the individualistic interpretation of Christ's Gospel, as it finds expression in Bunyan's Pilgrim's Progress. Pilgrim leaves his family and community behind and out of consideration and throws himself into an all-engrossing struggle to save his own soul. Instead of seeking to bring the healing grace of God into his community and environment, he flees from the world leaving it to its despair. The question that now agitates the minds of a great many church people is this: Did not Christ have a a message for society as well as for the individual? Did He not come to save the world and all the departments of human activity, as well as the soul? Shall the world that God created be definitely and eternally surrendered to evil or shall it, too, be redeemed? Christ's teaching concerning "The Kingdom" are being re-read from a new angle and it is becoming quite apparent to many that in the scope of His meaning He included not only heaven, the home of the blessed dead, and the Christian church but this world as well, this world made ideal, brought into harmony with the will of God. How else can we interpret the petition He taught His disciples: Thy Kingdom come, thy will be done on earth as it is in heaven. When we repeat those words we pray for the coming of a society based absolutely on the Father's will of justice, love and righteousness, a society all of whose institutions shall be in accordance with his will. But there are still others, whom the social exegesis left cold and unresponsive, who are arriving at the same conclusion by an entirely different course, namely their experience with men. They are making the discovery that men cannot be saved as individuals, apart from the material and moral conditions in which they live. A New York minister writes: "To save a slum population from physical degeneration, moral cor-

ruption and spiritual atrophy, we must not merely educate and redeem individual men and women but first and foremost, wipe out the slum. To save our drunkards and prostitutes and gunmen we must not so much build rescue stations and reformatories as smash the saloon, abolish cruel and indecent conditions of labor, solve the vexed problem of unemployment, wipe out the curse of poverty." Science of late has driven home very forcibly the fact that the physical diseases of our people such as tuberculosis, typhoid fever, and infant mortality are due almost exclusively to bad environment. And to an equal extent, we are learning, moral ills can be traced to evil surroundings. Those who have counseled a "Hands off" policy for the church as regards secular matters are beginning to realize that those very matters, social maladjustment, industrial oppression, political injustice are tearing down and contaminating much more rapidly than the church can build up and purify. In fact so great is the corruptive influence of the great unleavened mass, the un-Christianized section of our social order, that the church itself, as an institution, is being dragged down to a level of degradation where it blesses, condones and countenances customs and principles that must be an abomination to a God of love and justice. Bernard Shaw sneers at the church in the following fashion: Churches are suffered to exist only on condition that they preach submision to the state as at present capitalistically organized.—It must be on the side of the police and military, no matter what it believes or disbelieves; and as the police and military are instruments by which the rich rob and oppress the poor, it is not possible to be on the side of the poor and the police at the same time." And then again a churchman speaks in similar vein, the Dean of Durham: "At he outbreak of the war men awoke to the discovery that Christendom was really swayed by motives which had no pretense of being Christian, and that the churches had become parasitic, bestowing their facile consecrations on every national ambition, and failing to rebuke any national crime." Thus from friend and foe alike comes the rebuke; The world is overcoming the church! The only salvation lies in the church overcoming, conquering the world for Christ in a thorogoing fashion. Only thus can any man be wholly the Lord's and remain in this world—only thus will we end that divided allegiance between Christian idealism and materialistic realism, whereby men worship God on Sunday, and Mammon the rest of the week, pitying the poor with a check in the collection plate in church, robbing the poor thru low wages and high prices in the office—forgiving your enemies in your prayer, slaughtering them with a sword on the battlefield.

Thus as I see it both our Christian program and the church's security and efficiency demand that we carry the cross-emblazoned banner of Christ into the hostile realm of "business' (and all that

the term implies) and establish God's kingdom, that His will might there be done as it is in heaven. This would be *in fact* a Forward Movement, challenging the best and noblest in man, meriting unlimited sacrifices.

The church in the past has hesitated taking this step, even though some may have regarded it as their duty, because they felt it was impracticable, impossible, that the idea, confronted by such tremendous handicaps and apparently insurmountable obstacles, was fantastical. Just as the Jewish tribes in the desert hesitated long and timidly before they undertook the conquest of the Promised Land, fearing that they could not cope with the force that would confront them; so we mark time and falter even though God has promised us the land, assured us of success. When Christ tells His followers to strive and pray for the establishment of a Kingdom of God on earth, He is not flourishing before their eyes and minds an impossible ideal. It is a possibility. It remains for us to make it a reality.

Let us briefly review a number of necessary conditions for the Kingdom's realization on earth, and consider their feasibility.

There is "poverty" stalking thru the land, a frightful hag, blighting nations, communities, neighborhoods, families, children and unborn babies. It curses wherever it touches. Poverty and the undermining effects of poverty are more widespread and prevalent than the average "respectable citizen" imagines. The physical degeneracy and deterioration among the young men who appeared for physical examination in the war draft were astounding to the officials who compiled the statistics; and there were abundant signs to indicate that the great majority of defects were traceable to neglect and poverty. Millions die of tuberculosis, and although science is waging a determined war against this scourge, poverty is steadily preparing new soil for the propagation of the disease. The burden of poverty falls most heavily and crushingly upon the child. The condition of poverty prevailing in individual families, led the Chicago Board of Education to make an investigation of Chicago school children, which is concluded with this statement:

"Five thousand children who attend school are habitually 'hungry,' while ten thousand other children "do not have nourishing food." Many children lack shoes and clothing, many have no beds to sleep in—we find that a large number of children have only bread saturated in water, day after day, and an occasional luxury of soup made from pork bones."

Thus does poverty leave in its wake physical wreckage, but its slimy trail is no less traceable in the moral and spiritual realm of humankind. Moral corruption, spiritual atrophy that is constantly heralding its victims into the courts and prisons is being recognized by modern criminology, as the legitimate offspring of

poverty and its degrading influences in an ever decreasing number of cases. A large proportion of criminals are the victims of environment, made vicious and squalid thru poverty. This is testified to by any number of judges and investigating committees.

Far be it from me that I should make the sweeping statement, that, with the disappearance of poverty all crimes and vice would automatically cease. I merely refer to the above as an indication of the fact that poverty does militate powerfuly against the realization of God's Kingdom by defacing God's image in man. This man is one barrier that must be removed. "Make straight the way of the Lord.'

But can poverty be eliminated from human society? *It can!* In fact so evident is this possibility in the light of modern progress and scientific developement, that keen-minded economists, like Henry George, have marvelled over the fact that poverty still exists without abatement in this day and age. He refers to the present association of poverty and progress as "the great enigma of our times." Says he: The march of invention has clothed mankind with powers of which a century ago the boldest imagination could not have dreamed. But in factories where labor-saving machinery has reached its most wonderful developement, little children are at work; wherever the new forces are anything like fully utilized, large classes are maintained by charity or live on the verge of recourse to it; amid the greatest accumulation of wealth, men die of starvation, and puny infants suckle dry breats."

Poverty dates back to the most distant ages; we have always heard about the poor and destitute; perhaps that is why it is so difficult for us to regard poverty as something abnormal, a preventable diease. There was a time when these things were unavoidable; when the combined industry of the race did not produce enough to feed, clothe and house everybody. Some had to do without. But the introduction of machinery has changed all that. Enough is now produced to support every man, woman and child in comfort.

Poverty can no longer be excused or explained by the glib phrase; "Supply and demand." Statistics show, for instance, that our country each year produces enough to clothe, feed and shelter a population twice the size of ours. The day has dawned when, all other conditions being properly adjusted, we could accept literally and observe faithfully the counsel of Jesus: "Be not anxious for your life, what you shall eat—what you shall wear etc." God does not intend that we should embitter our lives with worry over the High Cost of Living, in brooding over the likelihood of a "rainy day"—"the Father's bounty is sufficient for all, it is our fellows who compel care, not God." Vedder presents this phase very graphically in the following statement:

"In a really Christian society there would be no occasion for any man to worry about food and clothing. The world produces enough for the wants of every living being, and wisely directed industry would increase its productiveness tenfold. Humanity is rich; men are poor. Why? Because some have, by reason of their strength of body or mind, obtained possession of an undue share of the common bounty of nature; a few men have stolen and keep to themselves what God gave to the many. He feeds the birds, that neither sow nor reap; but the birds, not being rational creatures, have not intelligence enough to defeat the Heavenly Father's plans. There is none among them capable of organizing a 'corner' in worms or fruits of the field, none to seize the woods as his possession and charge 'rent' for all who would roost in them, and so they all come alike to the table that God has spread for them, and each one gets his share of whatever there may be, and there is abundance for all."

Here then it seems we find the explanation of the puzzling enigma of poverty subsisting in the midst of progress and the resultant plenty: it is private possessions, private ownership of the common bounty. It brings Christ's parable of Dives and Lazarus down to date; Dives feasting, gormandizing, squandering, wasting because he "owns," Lazarus suffering, dying because of such "ownership." Ownership keeps starving Lazarus away from the well laden table. Ownership keeps the slum dwellers in their overcrowded, unventilated, disease tenements away from the vast tracts of land, choice lots, and additions, held for investment purposes, that can be seen on the fringe of every city. Ownership keeps the freezing family from using the coal that God so providentially has stored in the bowels of the eath, but which now some "owner" has appropriated and exploits for profit. Ownership keeps the starving populace from the stores of food that are hoarded away in elevators, warehouses and coal-storage plants. Everywhere man, the "owner," steps in between God's blessings and man's need. To a reasonable extent ownership is of course justifiable: the ownership of intimate personal things such as clothes, books, home etc.; ownership for use, let us say. But the idea of ownership becomes an enormous and mischievious exaggeration when under sway we grant to individuals the freedom to, as H. G. Wells puts it, "to own and hold the land upon which we must live; the fuel we burn, the supplies of food and metal we require, the railways and ships upon which our business goes, and to fix what prices they like to exact for all these services. This leads to the impoverishment and practical enslavement of the mass of mankind.'

All earth's good things, as we understand, were created by the Father to serve His creatures; Christ makes it very clear that he who has possession should use them in serving mankind. But

in steps "private ownership" and declares all the world's commodities are to be monopolized, bartered, held *for profit*. That is the the motive, the passion that private ownership of the common wealth of mankind has injected into society: a craze for profit. This exaggerated unchristian emphasis on 'mine' and 'thine' has made profit-getting the mainspring of our whole economic process. Profit seeking however is the very antithesis of the Christian principle of service and militates against it. It appeals only to the meanest elements in our nature, it cultivates and encourages the narrowest type of selfishness. From our pulpits we extol unselfishness and exhort to altruistic service, but of what avail when the whole environment and the entire "secular" life of our parishoners urges the greatest rewards and unstinted praise to the self-seeking successful getter. Doctors, teachers, authors, preachers, artists, and men of all and every other occupation and profession are constantly beset by the temptation to serve less worthily or less worthy ideals that they might profit more handsomely. And only too often the lure of profit or the exigencies of their dependents have caused them to choose the lesser ideal. This is the result in an economic system that subordinates the highest type of striving and serving to insatiable, incessant getting and raises the successful getter high over the heads of every other type of character. It glorifies the spirit of gain and cripples and thwarts the spirit of service."

Need one refer to the too obvious fact that this system likewise enthrone, as nothing else could, the god of greed, Mammon, and relegates the God of love and humanity into the background? It is necessary to point out how this system is responsible for the ever widening gulf between the classes, landlord and tenant, rich and poor, employer and employee, possessor and dispossessed, that threatens the peace and the very existence of every nation today? Is it not plainly evident that this spirit is the prolific breeder of wars between nations, who compete just as hotly for profits and gain as individuals?

Have we as Christians a remedy thas is workable, that can be applied? I feel that we have. I believe that the world that has long sneered at the ethics of Jesus, is beginning, unconsciously perhaps, to feel its way toward Jesus and the remedies He urged.

Now what is Christ's attitude toward possessions? It is not simply this: "This is God's world. He created it, He loves it, He still bestows upon it His watchful care and protection." And what role does man play in this great drama of existence? The world is his to *use*. "Man owns nothing; he owes everything." He is God's steward; all wealth is a trust, a trust that he must use in behalf of the Master, to advance His cause, in short, *to serve*. The idea of 'private ownership'—'This is mine to do with

as I like'—that idea has no place in Christ's teaching, and the early Christian church definitely rejected and repudiated it. Christ very definitely made *service* the one and only criterion of greatness and any social order that substitutes any other motive for its driving force, places itself outside the pale of Christianity. Just as we realize that our individual strength, ability, time, should be devoted to service, so we must regard the material wealth of the world as destined for service to men. Instead of facing the world with the sordid question: "How can I make profits most easily and quickly?"—we must learn to ask: "How can I serve best?"

You say: Impossible? Perhaps it is impossible as the world is now constituted, harboring the exaggerated idea of property and motivated by desire for profit. Perhaps it is impossible to inject Christ's ideal of service into business, but if that be true, does it not constitute a challenge to us to "change business?" It seems to me that we have a clear mandate from our Master and from the stress of social conditions (social conditions that speak of the colossal failure of the individualistic system, the laissez-faire doctrine as applied to economics) to strive for the abolition of "private ownership" where it involves the natural resources, productive machinery and all other economic elements upon which mankind is dependent for food, shelter, clothing, security and happiness in general.

The first objection, perhaps, that would be offered is the stock in trade argument: To limit "privately ownership," to violate the "sacredness" of property rights would tend to destroy the stimulus, the motive to exertion. Where people cannot own, they will not work." I agree fully that it would destroy this one motive of exertion; the motive to amass, to get, to command service instead of rendering it (for property does wield the power to command service). But in all earnestness I ask you, is not that motive so mercenary, so sordid, so materialistic, so unworthy, so antagonistic to Christ's spirit of sacrificial service, as to mark it to destruction? Dare we defend it in face of Christ's condemnation, even if it appeared to be the only practical, plausible method of stimulating human efforts? But I do not believe that the spirit of gain is the *only* motive that is capable of functioning as the compelling force, the driving power in human society. I do not underestimate the prevalency of that spirit—generations of "profit-seeking" have nurtured that spirit until it has become apparently a part of human nature. And yet I firmly believe that, if given an opportunity, the human heart will develop worthier motives just as potent (and more so) to spur on his endeavors. Consider your own case. If the galling, vexing question of salary were eliminated for you, would you cease all effort, would you be less useful in your community, as an interpreter of the will of God?

I think not. I am inclined to believe you would feel that encumbering, hindering shackles had been knocked from your hands and that now at last you could throw yourself into the task of serving without let or hindrance. I believe we would serve better if we served for the joy of serving instead of for gain. And why should not this to be true in other walks of life? If we once established definitely in the minds of men, that he is greatest, not who has the most property, but he who serves most and best, would not that impel the builder to build better, the farmer to farm better, the knitter in the mill to weave better cloth, that thru their efforts humanity might be the sooner and more adequately housed and fed and clothed? And would not the most commonplace labor lose much of its sordidness and become glorified? You say it is an impossible ideal! No,—in part it is being realized to day amidst all the unfavorable conditions of modern society. Many a scientist is sacrificing profits to science; many a doctor heeds more the call of distress, than the call of gain; many a teacher today is deaf to the offers of rich emoluments in the commercial field and serves mankind educationally for a pittance and, I surmise, some 90% of the pulpits of our land would be vacant, if money alone "talked."

You say it is impossible to make this spirit of service anything like universal for a whole nation! I disagree with you. I refer you to the recent war. During those dark days, when the fate of a nation rocked in the balance and the greatest efficiency was required to stave off panics, famine and distress, notice how this same spirit of service was invoked to save our nation. The press of the country and every other means of publicity worked overtime in frenzied effort to shift the emphasis from "profit-getting," where it had so long rested, to "the will to serve." Much of this propaganda was hysterical and absurd, the authors of it may have had ulterior, selfish purposes in conducting it, the higher-ups, the "financial monomaniacs," may have disregarded it and continued their profiteering, but isn't it true that a few months of that kind of preachment, editorializing and bill-boarding brought the great mass of people to the point where they felt that it was more blessed to render service than to receive it; where they no longer felt tempted to brag about the money they were making but rather sought to make it appear that they were serving in some way their community. Of course there was a great deal about this whole situation that vitiated the "service ideal" but at the same time it reveals great possibilities in that direction.

Rauschenbusch points out that there are a number of sections in our social order that already have been Christianized in this respect.

I think we all agree that the three most beneficial in-

stitutions of our society are: the family, the church and the school. Rauschenbusch reminds us of the historic fact that these institutions that we no longer associate in any way with profit-seeking but only with the desire to serve, that they at one time were dominated also by a greed for profit. The patriarch of old regarded his sons and daughters as a source of income; sons were so much cheap labor, beautiful daughters sold at a good price in the marriage market. Today we regard the family as the most Christian institution; "father mother and child are terms that convey the tenderest and most idealistic relations.. The church too at the begining of the modern era was an exploiting organization. It owned nearly a third of the landed wealth of Europe." It had commercialized heaven hell and purgatory." Today the average church has been Christianized to the extent that it seeks only to serve the community and the world. Millions are expended without the slightest chance of a financial return, because it has come under the law of love and service. So also with the schools. At one time they served exclusively the moneyed aristocracy; was instrumental in strengthening the whip hand over the masses. Today the spirit to serve the masses is the outstanding feature of our school system.

In these sections of our society then Christianity has been tried—and it works, in fact, these sections are recognized as the redeeming features of our social order.

But to eliminate the spirit of greed, of profit and the resulting poverty, crime and man's inhumanity, the exaggerated idea of private property must suffer a radical change. Is this possible in a world so imbued with that idea? It is not only possible, it is very plausible and even probable in this our age. The war has done much in opening the eyes of the masses to the fact that unlimited Private Ownership is wasteful, inefficient and inadequate to meet the social needs. Our hard pressed nation in those troubled days found it necessary for the preservation of its life to abrogate Private Ownership and Control in many phases of its economic life: It took over the control of the railroads, the building of ships in vast numbers. It assumed control of the distribution of coal and fixed the prices, as it did the prices of many other commodities (price-fixing has always been regarded as the exclusive prerogative of ownership!) It evercised its right to tax incomes and profits as high as 50% (but the power to tax is the power to destroy). All this, of course, represents war measures, but it shows a tendency and reveals a possibility. It is doubtful today, whether we shall go back to the pre-war status or unrestricted profit-making and private ownership and rest content therewith. The older order is trembling amidst the rumblings of discontent, its foundation is insecure. Men, in increasing numbers.

are asking: "If this is a good thing in times of stress, if it adds efficiency to national life, why not make it permanent?"

In England the British Labor Party, one of the most powerful and influential political groups, has in its latest program issued a defiance to private ownership; immediate national ownership of railroads, canals, lines of steamships, mines and the production of electrical power; a united national service of communication and transport; the whole business of the retail distribution of coal being undertaken as a local public service, prices to be stabilized. Expropriation of profit-making industrial insurance companies. A tax on large incomes up to 95% etc.

All these various 'signs of the time' seem to indicate, that the world is ready to undertake the Great Adventure of applied Christianity. Like the prodigal son, civilization had turned its back upon Christ's loving restraint and gone into the far country, indulged in an orgy of materialism, which in turm has plunged civilization into unspeakable misery, distress, fiasco and moral bankruptcy. It is groping for a way out. There is much faltering, stumbling and hesitancy and yet it seems the general direction is and must be back toward the Father's house. Shall we not help, direct and urge it on its way? It is a tremendous task. Let us undertake that task with an unwavering faith that the religion of Christ, far far removed though it may be from the grim, ugly social realities of the time, is nevertheless workable, feasible in the corporate life of the world; and that there is no other name, or theory or doctrine by which it can be saved.

Editorielle Aeußerungen.

Die Distriktskonferenzen.

Die Zeit der jährlichen Konferenzen ist gekommen und wieder vorübergegangen. Es liegt nahe, sich darüber in etwa Rechenschaft abzulegen. Selbstverständlich können wir nicht von allen reden, sondern nur von einer auf die andern schließen. Da allen ein gemeinsames Programm zugrunde liegt, und die allgemeine Beschaffenheit der Pastoren und Laien wesentlich dieselbe ist, so ist ein solches Urteil nicht ungerechtfertigt. Auch liegen ja die Berichte von einer Anzahl Konferenzen schon vor.

Seit Jahren schon ist es empfunden worden, daß die Konferenzen an geistlicher und allgemeiner Anregung das nicht leisten, was man von ihnen fordert. Der geschäftliche Teil der Sitzungen fällt leicht ins Schablonenhafte. Um allen Teilen der vorliegenden „Be-

richte" gerecht zu werden, werden viele Beschlüsse gefaßt, die überflüssig sind und dabei oft viel Zeit auf nebensächliche Dinge verwandt. Wenn es dann dem Ende zugeht und noch viel Arbeit vorliegt, fällt man in das andere Extrem, und ganze Komiteeberichte werden oft en bloc und ohne Diskussion angenommen, wo doch eine Besprechung sehr nützlich wäre.

Darum ist das Bestreben in den letzten Jahren gewesen, das Routinenmäßige auf das notwendige Minimum zu reduzieren und Zeit zu gewinnen für die Berichte der „Experten," der Vertreter der synodalen Behörden und der Beamten, so daß die ev. Diskussion von diesen Männern der Sachkenntnis und des weiten Blickes innerhalb richtiger Bahnen gehalten werden könne: ohne Zweifel eine höchst lobenswerte Maßregel.

Derjenige Mann, der es in der Hand hat, eine Konferenz von vornherein auf eine gewisse Höhe zu stellen, ist der **Distriktspräses.** Wenn sein amtlicher Bericht nicht nur eine einfache und mehr oder weniger trockene Darlegung der äußeren Veränderungen im Distrikt ist, sondern Schlaglichter wirft auf die ringenden Kräfte in Welt und Kirche, so hebt er die Konferenz von vornherein mit sich empor, und ein jeder fühlt den Pulsschlag großer Zeitbewegungen. Wir haben kaum je einen Distriktspräses gekannt, der das so wohl verstand wie der ehemalige Präses des New York-Distrikts, Dr. Becher. Wir erinnern uns einen Präsidialbericht von ihm gelesen zu haben, der in seinem allgemeinen Teil beim bloßen Durchlesen unser Herz höher schlagen ließ. Wir wollen nicht sagen, daß er mit der Wucht und Autorität der alten Propheten redete, aber wir dürfen sagen, daß es mit der Erleuchtung und Weisheit eines christlichen Staatsmannes geschah. Wir haben einige andere Präsides gehabt und haben sie noch, die in dieser Beziehung Tüchtiges leisten können, aber im ganzen sind solche Gaben selten.

Wir sind im allgemeinen zufrieden, wenn unsere Distriktspräsides mit gewissenhafter Treue in ihrem Beruf Kenntnis der Geschäftsführung und Unparteilichkeit verbinden. In einigen Distrikten nehmen wir die Erscheinung wahr, daß ihre Leiter Jahre, ja Jahrzehnte lang sich an ihrer Stelle behaupten, ohne Schaden des Distrikts. Wo dies der Fall ist, liegt die Ursache nicht etwa immer in hervorragenden Geistesgaben der betreffenden, sondern vielmehr in Eigenschaften des Charakters und der Persönlichkeit. Eine verbindliche, libenswürdige Art des Präses, eine aufrichtige Bescheidenheit des Gemüts, die ihn vor allzu großer Empfindlichkeit schützt und es ihm zugleich leicht macht, bei der Debatte sich im Hintergrund zu halten, erklärt zum großen Teil solch andauernde Popularität. Nichts läßt sich schwerer tragen, als wenn der Präses immer selber reden will und besonders, wenn er dem Rednern ohne dringende Notwendigkeit in die Rede

fällt. Wir haben vor jenen langjährigen Distriktsleitern den größten Respekt, denn sie tragen meist in sich eine Kombination von Eigenschaften, die von hohem sittlichem Werte sind.

Nächst dem Distriktspräses sind es die **Synodalbeamten** und die Vertreter der **synodalen Behörden,** auf denen die Verantwortlichkeit liegt, für den befriedigenden Verlauf der Konferenz die richtige Basis zu schaffen. Ihre Stellung und ihre Arbeit geben ihnen Kenntnisse und schärfen ihnen den Blick fürs Notwendige in einer Weise, wie das beim gewöhnlichen Synodalen nicht möglich ist. Wir haben hier nicht Zeit und Raum auf ihre Arbeit speziell einzugehen. Im allgemeinen gebührt ihnen ohne Zweifel die Anerkennung, die ihnen auf allen Distrikten so reichlich und willig ausgesprochen wird.

In einem Punkt, scheint es uns, stehen wir noch nicht auf der Höhe der Zeit. Das ist die sogenannte **soziale Frage** und, was damit zusammen hängt, die Beleuchtung der politischen Notstände. In Beziehung auf das letztere herrscht bei uns eine Furchtsamkeit, die das Produkt des Krieges ist, deren man sich aber entledigen sollte. Andern Kirchen geht es ebenso, so daß Männer des öffentlichen Lebens, die uns an Zeugenmut übertreffen, die Kirche der Feigheit beschuldigen. Die Behandlung der sozialen Frage, auf dr andern Seite, liegt bei uns noch in den Windeln. Die Professoren in Eden befassen sich damit, aber die Zeit ist noch nicht gekommen, wo unsere leitenden Männer und Behörden sich ihrer bemächtigt haben und den Konferenzen Leitsätze vorlegen können, die zu fruchtbaren Resultaten führen möchten. Ohne das aber, das verhehle man sich nicht, wird kein wesentlicher Fortschritt gemacht werden. Zwar könnten einzelne Brüder auf ihren Distrikten die Sache in die Hand nehmen, aber es wäre ein undankbares Geschäft. Die richtige Atmosphäre und Stimmung würden fehlen, und die muß im allgemeinen von oben gemacht werden. Zwar gibt es auch eine Umwälzung von unten her, aber die erfordert mehr Zeit und starke Persönlichkeiten.

Die große, alles überschattende Frage war auf den letzten Konferenzen die **„Vorwärtsbewegung."** Sie hatte den großen Vorteil, daß sie jeder verstehen konnte, daß sie in der Luft und in der Zeit lag, und daß ihre Vertretung in den Händen eines Mannes ruhte, der für sie das wärmste Herz und das regste Verständnis hatte, und der nun nicht nur die ihm von Gott gegebene beredte Zunge, sondern seine ganze Kraft in den Dienst dieser Sache stellte. Es fehlte nicht an Einwänden, an Zweifel, an Opposition, aber das ist doch gewiß, unsere Vorwärtsbewegung hat sich frei gehalten von dem Bombast, der Selbstüberhebung, der Treiberei der „Interchurch." In nüchterner und doch eindringlicher Weise appelliert sie an das synodale Gewissen; durch allmähliche und systematische Unterweisung belehrt sie über die Bedürfnisse und die vor uns liegenden Aufgaben; durch eine bis in

die einzelnen Gemeinden gehende Organisation erreicht sie fast jedes Glied: und das alles mit einem Minimum von Aufwand und einem Maximum von Geduld, Anpassungsfähigkeit und Urbanität. Darum können wir nicht anders als uns der Hoffnung hingeben, daß die Bewegung mit Erfolg gekrönt werden und eine neue Periode des Fortschritts nach innen und außen bei uns eröffnen wird.

Wenn das geschieht, so haben die Distriktskonferenzezn dieses Jahres ein wesentliches Stück dazu beigetragen und haben vor denen der Vergangenheit einen erheblichen Vorsprung gewonnen.

Politische Pflichten.

Daß der Pastor politische Pflichten hat, braucht heutiges Tags nicht mehr erst bewiesen zu werden. Jedenfalls soll er sein Stimmrecht ausüben und muß darum mit dem Programm und den leitenden Persönlichkeiten der Parteien bekannt sein. Es kann auch Zeiten geben, wo Interessen von so hoher sittlicher Bedutung auf dem Spiele stehen, daß er mehr tun sollte als seine Stimme abgeben. Eine solche Zeit ist die heutige.

Die beiden hauptsächlichen politischen Konventionen haben getagt und mit ihren Platformen dem Volk eine schwere Enttäuschung bereitet. Die Frage der Lebensmittelteurung, die so schwer auf dem Gemüt des Volkes ruht, haben sie kaum mit einem Finger angerührt. Freiheit der Rede und der Versammlung sind zwar verlangt worden, aber zu einer prinzipiellen Verurteilung der von der Regierung getriebenen Unterdrückungskampagne haben sich auch die Republikaner nicht erhoben. Eigentlich fortschrittliche Kandidaten hatten die Demokraten überhaupt nicht, und der einzige dieser Art auf seiten der Republikaner ist geschlagen worden. Reaktion ist Trumpf in beiden Lagern. Der Bannerträger der Republikaner ist persönlich ein achtbarer Mann. Er hat gegen sich auch nicht den traurigen Rekord des wilden Fanatismus und der maßlosen Demagogie, auf den sein demokratischer Gegner sich so viel zugute tut. Aber er ist der Mann, auf den sich die politischen Machthaber alten Stils geeinigt haben. Demnach ist von ihm eine wirklich fortschrittliche Politik nicht zu erwarten.

Dennoch kann gesagt werden, daß die Republikaner mehr fortschrittliche Elemente auf ihrer Seite hatten als die Demokraten. Wir erinnern an Hiram Johnson und seine Opposition gegen die Wilsonsche Art der „League of Nations" und besonders an LaFollette, der in sich die Hoffnung auf eine bessere Zeit verkörpert. (Siehe s. Art. über die Chic. Konvention in der Julinummer von „La Follette's.") Die Demokraten haben sich Wilson und seinem System mit Haut und Haar verschrieben, und die einzige Spaltung von Bedeutung, die sich

bemerklich machte, knüpft sich an den Namen Bryan und sein Ideal einer knochen-trockenen Nation.

Unter diesen Umständen sehen sich diejenigen unter uns, die die politische Situation mit kritischen Augen betrachten, in einer schwierigen Lage. Die Zahl der Pastoren bei uns, die politich liberal oder fortschrittlich gesinnt sind, ist groß. Man findet sie nicht nur unter den älteren, zumal den eingewanderten, auf denen eine schwere Verstimmung lastet, sondern auch unter den jüngeren. Es ist erstaunlich, wie viele von diesen jüngeren Leser fortschrittlicher Zeitschriften sind, solcher wie „The New Republic," „The Nation," „The World Tomorrow," „The Freeman," „The Dial," „La Follette's," „The Searchlight," u. s. w. Schon früher gab es unter ihnen viele, welche Gläubige des „Social Gospel" genannt werden konnten. Woher das kam, soll hier nicht untersucht werden. Im Gegensatz gegen einige lutherische Synoden, welche sich gegen soziale Fragen streng abschlossen und ihre Pastoren auf die bloße Glaubenspredigt verpflichteten, hatten viele unsere Jüngeren von dem neuen Wein stark getrunken. Dieser Wein hat aber ein ausgesprochenes demokratisches Aroma. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die stark autokratischen Tendenzen der letzten Jahre bei solcher Gemütsbeschaffenheit unserer Leute allseitig Opposition hervorriefen. Das Schlimme an der Sache ist, daß man nicht recht weiß, in welche Kanäle diese fortschrittliche Strömung geleitet werden soll. Die liberalen Parteien sind gespalten, es fehlt der große Führer. Derjenige, der es etwa hätte sein können, ist durch extreme Forderungen ausgeschieden worden.

Da ist guter Rat in der Tat schwer. Und besonders ist die Aussicht auf den Sieg der guten Sache in die Ferne gerückt. Viele werden nun nach dem Grundsatz handeln, daß man von zwei Uebeln das geringere wählen, andere, daß man von einer Mehrheit von Besserem sich für das Beste entscheiden müsse. Was die politische Arbeit der Pastoren anbetrifft, so gilt es wohl allgemein, daß solche von der Kanzel fern zu halten sei. Im persönlichen Umgang dagegen und etwa in Männervereine läßt sich viel Aufklärungsarbeit tun, und neben unserer direkt geistlichen Arbeit sehen wir nicht, welche Aufgabe wichtiger oder nötiger sein könnte, als zur politischen und ökonomischen Emanzipation des Volkes sein Teil beizutragen.

Die Werbearbeit für das „Magazin" auf den Distriktskonferenzen.

Es st den Brüdern bekannt, daß wir alljährlich auf den Konferenzen durch besondere Vertreter neue Leser für das „Theol. Magazin" zu werben suchen. Auch dies Jahr ist diese Arbeit geschehen und mit gutem Erfolg. Die Berichte sind noch nicht von allen Vertretern eingelaufen, aber wir können so viel schon sagen, daß wir wenigstens

100 neue Abonnenten gewonnen haben. Bei unsern wöchentlichen Kirchenblättern, die sich an unsere ganze Mitgliedschaft richten, würde ein Zuwachs von 100 oder mehr Lesern nicht viel sagen. Wenn aber die Zahl der Abonnenten des Magazins von 683 auf 800 steigt, so ist das immerhin ein Gewinn von 15%, und wir sind unsern Mitarbeitern für ihre selbstlose und energische Agitation von Herzen dankbar. Die besten Erfolge haben sie im Missouri-, Ohio-, Süd-Illinois- und Indiana-Distrikt gehabt. Von Nord-Illinois ist der Bericht noch nicht eingelaufen. Einige kleinere Distrikte sind bis auf den letzten Mann auf unserer Liste, da konnten die Agenten beim besten Willen nicht mehr tun. Von mehreren größeren Distrikten waren die Resultate nicht ganz den Erwartungen entsprechend. Aber das entmutigt uns nicht, wir setzen unsere Hoffnung auf das kommende Jahr. Es wird das letzte sein vor der Generalkonferenz. Gelingt es uns, im Sommer 1921 25% an Lesern zuzunehmen, so hätten wir das Ziel erreicht, das wir uns vor einigen Jahren steckten. Wir hätten dann die Genugtuung zu wissen, daß unser Magazin sozusagen in **jedem Pfarrhaus der Synode** einkehrte. Und wenn es auch nur wieder 15% wären, wie dieses Jahr, so wären wir doch jenem Ziel ziemlich nahe gekommen.

Auch ist dies ganze Streben nicht etwa bloß den Ambitionen des Redakteurs entsprossen. Es liegt doch gewiß im Interesse der Synode, wenn ihr einziges theologisches Organ einen jeden Pastor erreicht. Manche Brüder sagen uns, sie hielten es für eine Ehrenpflicht eines jeden evang. Geistlichen, dies Blatt zu halten und zu unterstützen. Wir unserseits streben danach es einer solchen Ehre würdig zu machen. Wir wissen ja selbst nur zu wohl, wo es noch fehlt. Ein theol. Magazin zu liefern, welches das geistliche Leben fördert und vertieft, das theologische Bedürfnis befriedigt, für die praktische Arbeit Hilfsmittel darbietet, alle wichtigen Fragen in das rechte Licht stellt, einen Blick in andere Zeitschriften gewährt und zugleich in der theologischen Literatur des Tages auf dem Laufenden erhält, alles dies zu leisten ist keine kleine Sache. Auch sind wir doch zum großen Teil von dem abhängig, was unsere Mitarbeiter einsenden. Wenn sie ein Gebiet zu viel bearbeiten und ein anderes vernachlässigen, wenn sie meist nur in einer Sprache schreiben und wenig in der andern, so erschwert das unsere Arbeit und macht das Resultat weniger befriedigend.

Doch, wie gesagt, wir sind gutes Muts. Es liegen gewiß noch manche Talente im Verborgenen. Wenn wir nur den Zugang zu jenen Quellen finden, so werden die Wasser bald reicher fließen, als wir je gedacht.



Kirchliche Rundschau.

The Baptist National Convention at Buffalo

The Baptist National Convention at Buffalo proved to be for the most part a victory for the conservatives. Curbed in some of their demands, they have nevertheless, thru threats of division been able to intimidate the leadership. Dr. Cortland Meyers made the threat that unless certain specified changes were made in the conduct of denominational affairs, Tremont Temple, of Boston, would no longer co-operate with the convention.

The Conference on Fundamentals held just preceding the convention was the occasion of much oratorical fireworks. Dr. A. C. Dixon spoke in opposition to the doctrine of evolution. He asserted that "There is more tendency for men to become monkeys, than for monkeys to become men." Speaking with regard to Nietzsche's superman, he said: "He is one third brute, one third devil and one third university professor." Dr. Cortland Meyers said, "If you don't get rid of the Interchurch Movement and your Baptist newspaper (The Baptist) and some of your secretaries something is going to happen." Dr. W. B. Riley indicted the orthodoxy of some of the teachers of the theological seminaries. The Conference on Fundamentals has made itself into a permanent organization and will hold not only national meetings but sectional meetings as well.

The action of the Baptists in withdrawing from the Interchurch Movement was apologetic. They asserted that they believed in co-operattion but did not make clear just what kind of co-operation they did believe in. They have asked that a conference be held at once to organize some other kind of interdenominational co-operation than the Interchurch World Movement. The prejudice against the Interchurch was due to the suspicion that it might foster the cause of church union.

The convention voted to hold further conferences with the southern Baptists on co-operation and to include the Canadian Baptists in the conferences. The liberals deprecate this move as leading nowhere, since preceding conferences have been held leading to conclusions which the southern denomination was unwilling to live up to. The southern denomination is greatly suspicious of the orthodoxy of the northern Baptists, though recently a southern Baptist of broad sympathies asserted that the northern Baptists were four-fifths orthodox.

The Denver declaration on the relation of Baptists to other religious bodies has been printed and twenty-five thousand copies distributed. The executive committee of the denomination has provided circulation for the document. The "Commission on Faith and Order" of the denomination has been changed to the "Committee on Conference With Other Religious Bodies." The convention appointed

a committee of broad-minded Baptists to co-operate in the celebration of the Mayflower Tercentenary.

The convention considered the demand of the Conference on Fundamentals for an investigation of the theological schools of the denomination. The conference resolution was thoroly amended but was passed. A part of the result, so far as the theological seminaries is concerned, is an official recognition accorded a certain school heretofore regarded as irregular. It is located in Chicago and gives short-course theological instruction saturated with premillennialism. The Divinity School of the University of Chicago gives only graduate instruction.

A bitter attack was made on the denominational newspaper, The Baptist, which was established last year by the purchase and merging of three of the privately-owned denominational newspapers. The convention refused to adopt a resolution offering this paper to the highest bidder but did adopt a resolution creating a committee to consider the newspaper situation.

The lack of ministerial students was noted by the convention. Four eastern seminaries have only 208 students and 57 of these graduated this year. The demands of the mission boards in the expenditure of the new money raised would absorb this force of men. The denomination will probably create new seminaries in different sections of the country as the distribution of the present seminaries is now badly arranged. Four are in the east, two in Chicago, one in Kansas City and one in Califoria. In the face of the lack of educated ministers a committee has been appointed to standardize the requirements for entrance into the Christian ministry. It was asserted that the young people losing their religious faith in college were largely those who at home had sat under the teachings of an ignorant minister.

The committee on city missions reported that one sixth of the Baptists represented in the convention lived in cities of 300,000 or more. This is contrastted with the statistics of the southern baptists who have only 3 1-2 per cent of their membership in cities of over 100,000 population. Statistics on church debts showed half of the city churches in debt while only 15 per cent of the country churches had debts.

The committee on the place of the next convention awarded the decision to Winona Lake, Indiana. Seattle, Atlantic City and Omaha are seeking the convention for 1922. *The Christian Century.*

Honduras, the Isolated

By Howard E. Jensen

Tegucigalpa, Honduras, April 21, 1920.

For the past week we have been studying conditions in Tegucigalpa, most picturesque of Central American capitals. Nestling in a narrow valley among the Honduran mountains, and extending up the slope of the surrounding hills, its houses built sheer with the walled banks of the Rio Choluteca which flows through the center of the town, it bears a striking resemblance to a mediæval European city. Its streets are well-paved with cobblestones, and its altitude of

3200 feet above the sea gives it a delightful climate, in agreeable contrast to the heat and dust of the cities of Nicaragua.

Tegucigalpa's picturesqueness is due to its remoteness and isolation. It is the only capital in Central America not accessible by rail from one or both oceans. To reach it from the Alantic side one must travel by rail to Potrerilos, thence by mule and oxcart to Lake Yoja, crossing the lake on a gasoline launch and proceeding by another oxcart trail to Comayagua, from whence automobiles run regularly to the capital. For this journey nearly a week of uncomfortable travel is required.

Access from the west coast is little easier. Amapala, the only Honduran town the Pacific and the principal port of entry to the republic, is situated on the volcanic island of El Tigre, in the Gulf of Fonseca. It is served only by the slow, infrequent, uncommodious and expensive West Coast steamers. The water adjacent to the port are so shallow that the landing of passengers and freight must be made by lighters and launches from vessels anchored far out in the gulf. From this island port goods must be reshipped over the still shallower gulf waters to San Lorenzo, on the mainland, eighteen miles distant. A large motor truck carrying mail and passengers leaves San Lorenzo for Tegucigalpa on Wednesdays and Saturdays, the trip from the capital to the port being made on the preceding days. Until a few years ago this road was only passable for mule trains and oxcarts taking from four to six days for the trip, but a splendid highway has recently been built so that now the journey can be made by auto in slightly less than that many hours. This road is one of the finest in Central America during the dry season, but during the other half of the year it is frequently closed by land slides. The road was built on contracts let by the local governors, and as each contractor found it to his financial advantage to make his section of the road as long as possible, the road winds interminably thru the mountains and is at least twenty per cent longer than necessary.

ASLEEP IN THE HILLS

Thus isolated, Tegucigalpa sleeps amid her hills in quaint picturesqueness, unmindful of the ebb and flow of world interests and undisturbed by the varying fortunes of world politics. Here the battle over the League of Nations raises no dust and the gathering clouds that presage a downpour of political oratory upon the patient and lonsuffering American voter cast no shadow. Magazines and newspapers from the United States are from six weeks to two months in arriving via Panama and Amapala, and the news service of the four page local papers is exceedingly limited and unreliable. The fine government theater is deserted except for the visit of an occasional stock company. Two motion picture theaters exhibit films on alternate nights, both for lack of audience and for want of adequate electric current to operate two theaters on the same evening. A band concert in the plaza twice a week and a cock fight every Sunday complete the city's facilities for public entertainment. At Easter time and on church festival days religious processions are held and furnish an opportunity for drunkenness and general disorder. These, with an occasional

revolution add a dash of danger and expectancy to an other-wise drab existence.

Here, in spite of its isolation, there has developed an upper class of wealth and culture, from which the leaders of the republic's political life generally come. But the culture of this upper class has not penetrated the great masses of the population, consisting chiefly of Indian negro, with a small admixture of Spanish blood. This population is the most illiterate and poverty-stricken in Central America. It lives mostly in towns, villages and small settlements scattered throughout the republic. Land is plentiful, and the native who wants to farm is free to select an untilled mountainside, fell the trees and brush upon it and plant his patch of beans and corn amid the stumps. The method of cultivation is very primitive, and the native farmer raises barely enough to support himself and family until the next harvest.

This low economic status is in large measure due to lack of communication. Where transportation is so difficult as to make the cost prohibitive for bulky products there is no incentive to accumulate a surplus so that a single unfacorable season causes great suffering and necessitates the importation of grain at enormous expense.

CHRONIC DISEASE OF REVOLUTION

What incentive to internal development might have survived in spite of these conditions has been destroyed by the tendency to revolution. These have been more frequent in Honduras than anywhere else on the continent. An American army captain now in business here informs me that he has lived thru eleven revolutions, sucessful and abortive, in twenty years.

This stormy history, however, is due, so much to the temperment of her people as to her geopraphic location, the broken topography of the country, and the low state of economic development. The central portion of Honduras on the Isthmus has forced her to become involved in nearly every international conflict which has broken out in Central America, and her strategic position from a military standpoint has caused the continual intervention of her stronger neighbors in her internal affairs. The interests of other Central American governments has led them in many cases to foment revolution against the government in power in the effort to replace it with one more favorable to themselves. Her people are not concentrated in a few important centers as are those of other Central American republics, but are widely dispersed over her forty-five thousand square miles of territory. This dispersion has retarded the development of a strong, centralized government, and has given rise to local rivalries and jealousies which her politicians have known how to utilize in satisfying their greed for the spoils of office. The soil is generally sterile, and the natural resources limited, so that the class of planters and small capitalists more interested in peace and order than in the dominance of this or that faction, has not arisen. Cattle raising, to which much of the country is admirably adapted, and which is today a potential source of the nation's future wealth, has been greatly discouraged by this troubled state of affairs, for it is the herdsman, whose

property is the most sought after by the foraging parties of revolutionary armies, who pays most dearly for civil war.

LOW EBB OF RELIGION

Education and religion are at an exceedingly low ebb. The schools in the towns are as a rule poorly housed and poorly manned, and in the rural districts are practically non-existent. The schools of the villages never go beyond the third grade, and usually provide not more than one or two years of instruction. The churches are concentrated in the towns, and there are very few priests outside of the larger centers. The people are superstititious rather than religious, and look upon the religious processions of the Catholic Church as public spectacles. At such times the masses become brutalized by drink, and their passion for native liquors receives very little check, for the sale of ardent spirits is a monopoly of the governments and is seemed only to the import and export duties as a source of national revenue.

There is little sanitation in the cities, and in the rural districts the very word is unknown. Honduras is the only Central American republic in which the International Health Board of the Rockefeller Foundation is not at work, a neglect not due to the board, but to the lack of co-operation of the national government. An American physician informs me that in the capital and the neighboring community of Comayaguela there are not more than fifty or seventy-five flush toilets. In the country, the typical native home is hut with roof of plantain thatch and walls of unhewn poles or bamboo reeds set upright in the ground. The large spaces between the reds give little privacy within, so that few of the decencies and none of the refinements of life are possible. Thru the opening that serves as a door the traveler sees the open stone fireplace on which the family meal is being cooked, while on the dirt floor cats, dogs, pigs, ducks and chickens associate on intimate terms with naked, soil-begrimed children. At noon the tranquil domesticity of the scene is perhaps enhanced by a team of oxen lying under the shadow of the rude porch over the doorway, while a burro or two stand tied to the posts supporting it.

It must not be inferred, however, that Honduras is ever to remain isolated and backward. It appears rather to be on the eve of an era of tremendous economic advance. Its people are not degenerate but undeveloped. They are possessed of marvelous manual dexerity and skill. They are as mentally alert as any people in Latin America. They respond as readily to leadership and training. They are by nature generous and kindly. They are brutal and ferocious only when at fiestas and religious celebrations they are inflamed by native liquor, a traffic with which the government is in such unholy alliance. Economically the banana plantations in the north and the cattle ranches in the south are destined to provide a stable and adequate source of national wealth. In addition, there are large regions practically unexplored, suitable to both cattle-raising and agriculture, and probably containing minerals in paying quantities. Old mines abandoned in past revolutions are being re-opened, and new concessions are constantly being sought. With this development of herding, farming and mining will come roads and railways, and with these means of

communication will come cultural contacts, education, sanitation, social and moral reform. The present president is apparently single-minded and sincere in his efforts to promote the welfare of his people, and welcomes foreign capital and leadership, being only insistent that his country shall be treated fairly and that concessions be so guarded as to protect the legitimate interests of his people and to insure the development of the nation.

What investment has the church made in the great spiritual need of Honduras? What investment is she now making in laying a moral and religious foundation for the erection of this new national life? The answer is humiliating in the extreme. There is not a mission hospital in the entire country. There is not an evangelical doctor or nurse in all the republic. There is not an evangelical church building worthy of the name, and fittingly representative of the prestige and power of Protestant Christianity. With the exception of two small day schools of somewhat intermittent existence, the only mission school in Honduras is that now being built by the Seventh Day Adventists in Siguatepeque.

All honor to the heroism of some half score of men and women who without equipment are trying to do religious work in this republic. They can win a few devoted converts. They can keep a few souls sweet and pure. They can not prevent that moral conflagration that all too often history has witnessed as spreading thru a nation when its material progress outstrips its spiritual advance. As mighty as are the forces of material civilization entering upon the conquest of Honduras, so mighty must be the enginery of the church. Motor trucks and locomotives, power plants and steam cranes, oil wells and mining shafts, these are entering Honduras to bring it material progress. With these or better, anticipating them, must go evangelical churches and chapels, schools and hospitals, playgrounds and reading rooms and social centers, to give her spiritual life.

The material development of Honduras is on. The attitude of the church in this hour will determine whether this material development is to save a nation's life or to blast it

The Christian Century.

Von der Not Wiens.

Angesichts des ungeheuren Kontrastes in Wien zwischen Reich und Arm und der beispiellosen Leiden der zwei Millionenstadt durch den Krieg konnten wir uns nicht genug verwundern darüber,daß es dort vor, während und nach dem Umsturz so verhältnismäßig ruhig zugegangen ist. Denn was wollen die paar Flintenkugelflecken am eisernen Portal des Reichstagsgebäudes bedeuten gegenüberr den großen, von den Spartakisten in Trümmer geschossenen Stadtteilen von Berlin, und was die fast unblutigen Demonstrationen in Wien zu Gunsten des Friedens gegenüber den Straßenschlachten Budapests und einer Anzahl großer deutscher Städte! Die Leute selbst erklären die Verschonung der Stadt vor Revolten und Gewaltat aus dem gutmütigen Temperament des Wieners, der sich eben lieber geduldig in das Schwere schicke, als es durch Widerstand noch schwerer zu machen. Sie ist aber jedenfalls auch zum guten Teil den Männern zu dan-

ken, die in der bösen Zeit die Regierungsgeschäfte in der Hand hatten und ein wirkliches Geschick bewiesen, den inneren Frieden zu wahren.

Wie schon wiederholt bemerkt, ist die Lage heute so schlimm, wie sie es je während des Friedens war. Mit Ausnahme von einigen sehr reichen Familien und den Schiebern hungert die ganze Stadt Wien. — heute! Eine einfache Bürgerfamilie von vielleicht vier Köpfen, die äußerst bescheiden lebt, brauchte dazu 100,000 bis 120,000 Kronen. Die Folge davon ist, daß selbst der Arbeiter, der heute der bestgestellte Mann im Staate ist, trotz seines hohen Verdienstes darben muß. Von der Ration, zwei Pfund Brot und einem halben Pfund Kartoffeln per Woche, kann niemand leben. Jedermann ist auf den (verbotenen) Schleichhandel angewiesen und muß enorme Preise bezahlen. Der Arbeiter verdient 20 Kronen per Stunde, oder (wenn er ständig Arbeit hat . . .) annähernd 50,000 Kronen im Jahr; aber Fleisch kostet 160 bis 180 Kronen das Pfund! Zucker 150 Kronen, Butter 140 Kronen. Eier sind jetzt „billig" geworden; sie kosten nur noch 4 Kronen 50 das Stück. Zwei Pfund Fleisch, 2 Pfund Butter und 2 Pfund Zucker verschlingen mindestens den halben Wochenlohn eines Arbeiters. Milch sieht man überhaupt nicht. Selbst Kinder und Kranke in den Hospitälern können oft die vorgeschriebene Ration nicht bekommen.

Man kann sich denken, wie es unter solchen Verhältnissen den Beamten, Predigern und kleinen Angestellten geht, die keinen Verdienst haben, wie der Arbeiter. Wenn ich oben von Fleisch sprach, so meint das Rindfleisch oder Pferdefleisch, dessen Genuß jetzt in Wien sehr verbreitet ist, weil es eben etwas billiger als Rindfleisch ist; anderes Fleisch ist überhaupt nicht zu haben. Der Beamte kann sich aber auch kein Pferdefleisch kaufen, für ihn heißt es tagein, tagaus: Rüben oder Kohl, Kohl oder Rüben. Fett bekommt er auch nicht, sondern muß das Kraut essen, wie es aus dem Wasser gezogen wird. Das bißchen Brot, das er dazu bekommt, ist auch schlecht. Die Leute hungern, ja es ist nicht mehr übertrieben, zu sagen, sie verhungern. Verhungern ist ein langsamer Prozeß. Die meisten dieser armen Leute sind zum Skelett abgemagert, die Sterblichkeit in Wien ist zur Zeit außerordentlich hoch, ungefähr 120 Tote per Tag.

Ich bemerke ausdrücklich, daß diese Angaben ganz neu sind. Sie entstammen dem Munde des ausgezeichneten Wiener Spezialisten für Herzkrankheiten, der vor drei Wochen erst Wien verließ, um dem Kongreß der Blindenlehrer in Baltimore beizuwohnen.

Man hört oft fragen, ob denn die Regierung nichts tun könne zur Abhilfe der grausen Not? Sie hat eines getan, sie hat ein Steigern der Wohnungsmieten verboten und sie tut ihr Bestes, um der Wohnungsnot zu steuern. Sämtliche Büroräumlichkeiten sind eingeschränkt worden, keine Familie darf mehr als ein Zimmer mehr haben, als sie erwachsene Personen zählt. Hat sie mehr Zimmer, so erhält sie zwangsweise Einquartierung. Bezüglich der Ernährungsfrage ist sie machtlos. Die Tschechoslowakei ist Wien und Oesterreich feindlich gesinnt und schließt sich völlig ab. Sie hat Ausfuhrverbot für Nahrungsmittel erlassen. Die einzigen Leute, die Nahrungsmittel ausführen können, sind die Schleichhändler, die sie herausschmuggeln. Zudem war die Lebensmittellage in der Tschechoslowakei selbst zeitweise nichts weniger als glänzend. Allerdings wird sich die Lage dort sehr bald bessern. Der Saatenstand ist, wie in ganz Mitteleuropa, glän-

zend, und man erwartet einen Monat früher als sonst die Ernte einheimsen zu können.

Mit Bezug auf die Zukunft herrscht in Wien der größte Pessimismus. Auch Dr. Herz sagte in New York: „An die Zukunft wagen wir nicht zu denken, wir haben keine Hoffnung. Das heutige Wien ist ein Kopf ohne Rumpf und Füße. Unsere Industrie liegt brach, weil wir mit unserer Valuta das von ihr benötigte Rohmaterial nicht einführen können. Unsere landwirtschaftlichen Distrikte, unsere Provinzen mit Kohlen und anderen Schätzen in der Erde hat man uns genommen, wir haben nichts mehr, womit wir bezahlen können. Die Tschechoslowakei hat im Ueberfluß Zucker, Spiritus und Kohlen und kann dafür von den Polen Brotstoffe eintauschen, wir haben nichts. Eine Zeitlang ging unser Handel gut, wir verkauften aus, besonders an Italien. Jetzt haben wir nichts mehr zu verkaufen."

Das ist ganz genau die Stimmung, die wir vor einem halben Jahr in Wien fanden. Wie ein schwerer Alp legte sich uns die Not der sterbenden Stadt auf das Gemüt. Wir gingen der Not nach in Häusern, auf den Straßen, in Schulen, Anstalten, Hospitälern und trafen sie überall in erschütternder Gestalt. Besonders ergreifend fanden wir den Jammer der Kinder und den Mangel an allem Nötigen in den Hospitälern, an Medikamenten, Bandagen, Chemikalien und an — Wärme. Die Aerzte waren oft in heller Verzweiflung ob ihrer Gebundenheit und vielfachen Ohnmacht, die Leiden ihrer Patienten und Operanden zu lindern.

Es war kalter Winter als wir in Wien waren. Die Not an Heizmitteln und die Sterblichkeit war groß. Was tat das Volk in seiner Verzweiflung, als seine Leiden durch die Kälte unerträglich wurden? Es stürmte in hellen Haufen mit Aexten und Sägen hinaus in den weltberühmten Wiener Wald und hieb Juchart um Juchart des herrlichen Baumbestandes um, und das frühere Waldparadies, der Schmuck und Stolz der Stadt, lag bald wie eine Wüste da. Keine in unserem Land durch einen Waldbrand verheerte Gegend sieht trostloser aus. Die Regierung wollte nicht auf die verzweifelten Volksmassen schießen und ließ es geschehen. Doch nach und nach ermannte sie sich zu Einschränkungsmaßregeln. Sie ließ in den übrig gebliebenen Waldteilen die Bäume bezeichnen, die umgehauen werden durften, und erlaubte dann jeder Familie in bestimmten Zwischenständen eine Manneslast Holz zu holen, das sie selbst draußen im Wald unter militärischer Aufsicht geschlagen hatte. Die Stadtverwaltung richtete sitzlose Straßenbahnwagen ein, in denen die Leute nach dem Wald und hernach mit ihren Holzlasten zurück in die Stadt gefahren wurden. Bürgermeister Dr. Winter hatte die große Güte, uns in städtischen Autos hinausfahren zu lassen, um uns Gelegenheit zu geben, ein Stück Wiener Leidensgeschichte anzusehen, das wir nie vergessen werden.

Als wir die Autos verließen, drangen wir durch Schnee und Schmutz weiter in den Wald. Wir hatten gutes Schuhwerk; aber die armen Männer, Frauen, jungen Mädchen und Knaben, die wir da zu vielen Hunderten an der schweren Arbeit des Holzschlagens und -Schleppens fanden, hatten durchweg die denkbar traurigste Beschuhung und Kleidung; sie hatten die Schuhe meist voll Kot und Schneewasser. Denn diese Aermsten, die gutes Schuhzeug am allernötigsten hatten, waren die allerletzten, die es erschwingen konnten. Ach, welche Szenen boten sich unseren Augen da schon unter-

wegs! Welch eine traurige Prozession von hungernden Menschen, die nicht auch noch erfrieren wollten. Zarte Mädchen, abgezehrte Buben, schwache Frauen zitternde Greise schleppten unmögliche Holzlasten! Eine ganz arme, tatsächlich ungenügend gekleidete, zum Skelett abgemagerte Frau, die eine mächtige Bürde auf dem Rücken trug, brach gerade, als unser Auto an ihr vorbeifuhr, unter ihrer erdrückenden Last zusammen. Bürgermeister Dr. Winter schrie laut auf, als er es sah und ließ sofort halten. „Das erinnert ja gerade an Jesus, als er unter seinem Kreuz zusammenbrach!" sagte er in tiefer Bewegung und Entrüstung, als er hinaussprang, um nach der ohnmächtigen Armen zu sehen und sie nach Hause führen und besonders versorgen zu lassen. Der freundliche und liebenswürdige Herr bewegte sich überhaupt wie ein Vater unter dem armen Volk, besonders unter den Kindern. Wir fragten manche der armen Kinder, die Holz holen gekommen waren, etwas aus und fanden, daß manche von ihnen ganz ohne Frühstück hatten von zu Hause fortmüssen oder höchstens etwas „Kaffee" gehabt hatten.

Das führt mich auf die Speisung von täglich 100,000 Wiener Kindern durch die Hoover-Hilfsaktion. Wir wurden an etliche der „Ausspeisestellen" gefahren und sahen, wie ausgezeichnet alles organisiert ist. Unter Beaufsichtigung durch amerikanische Rotkreuzleute in Uniform versammeln sich die Kinder, rein gewaschen und das nominelle kleine Entgelt in der Hand, mit ihrem sauber gescheuerten Blechgefäß in einem großen Saal und passieren dann eins ums andere in bester Ordnung an der Ausgabebank vorüber. Da sind etwa sechs Stationen, wo sie der Reihe nach Brot, Reis, Apfelbrei, Fleisch etc. bekommen, und von wo sie sich dann an lange Tische setzen zu vielen Hunderten, um alles zu verspeisen. Das ist ein fröhliches Bild. Aber auch traurig zugleich. Wie gierig stürzen sich manche der halbverhungerten Kleinen auf das Essen. Manche sind ergriffen und weinen fast vor Freude, wieder einmal eine volle Schüssel vor sich zu haben. Und manche möchten gerne etwas für die anderen zu Hause mitnehmen, was aber nicht möglich ist. Die strenge, doch freundliche Visitation beim Ausgang visitiert Blechgefäß und Taschen. Kein Name klingt höher in Wien als der Name Hoover. Leider reichen auch die Hoovermittel nicht aus. Denn wenn ein Kind 6 Tage hintereinander gespeist wurde, muß es 4 Wochen warten, bis es wieder daran kommt! Das Essen aber ist sehr gut; die großen Küchen und Bäckereien sind musterhaft reinlich gehalten und alle Angestellten, meistens jüngere Frauen, tragen hübsche weiße Kleidung.

Unsere eigenen Gemeindeglieder hatten das Vorrecht, durch die von New York und durch den Apologeten gesandte Hilfe vor dem Schlimmsten bewahrt zu werden. Wir können uns hier im Lande der Fülle kaum einen Begriff machen von dem Jubel, als „in der elften Stunde," da die Not auf das höchste gestiegen war, die Lebensmittel eintrafen über die Schweiz. Dr. Melle sagte mir: „Die lieben Leute in Amerika dürfen es wissen, daß ich gewiß bin, daß ihre Gaben den Todesengel von meiner Familie weggehalten haben." Und so war es bei anderen Geschwistern. Eine große Sorge bei der ganzen Hilfsaktion war immer die, wie die Sache durch die überall hungernden Länder sicher nach Wien, und wie sie hier dann ungestohlen durch die Stadt und an die lieben Empfänger zu bringen. Mit List und unter dem Schutzmantel der Nacht mußte es geschehen. Und niemand durfte

den Ort der Niederlage wissen; sonst wäre ein Sturm auf denselben vielleicht nicht abzuwenden gewesen.

O, hätten unsere Leser, wie wir die Gelegenheit hatten, die tiefempfundene Dankbarkeit der lieben Leute sehen können aus nassen Augen und bewegten Worten, ihre Gaben hätten sie noch mehr gefreut. Vergessen wir es nicht: Das arme Wien hungert noch — noch kommen ständig dort viele um, denen keine Hilfe wird, besonders auch unter den mittleren und sogenannt „besseren“ Kreisen. Dr. Bucher in „Apol.„

Die Auswanderung der Mennoniten aus Canada.

Im „Saskatoon Star“ wurde kürzlich eine aus Regina kommende Meldung mit Bezug auf die Auswanderung der Mennoniten südlich von Swift Current veröffentlicht, deren Wortlaut wie folgt ist:

„Die Auswanderung von etwa 8000 Mennoniten aus dem westlichen Canada nach Mississippi oder Brasilien — sie werden nach einem dieser beiden Länder gehen — macht eine beträchtliche Summe von Bargeld nötig. Die Kosten der Transportation allein werden ungeheuer sein, wozu dann noch der Ankauf neuer Ländereien, Vieh und Ausrüstung kommt.

„Mennoniten, die seit Jahren in dem direkt südlich von Swift Current gelegenen Distrikt gewohnt haben, wo sie 103,000 Acker des besten Landes, dessen Saskatchewan sich rühmen kann, besitzen, beabsichtigen, dieses Land als Ganzes zu veräußern. Falls diese Transaktion zur Tatsache wird, so wird sie die größte in der Geschichte des Landes werden, wo ausgedehnte Grundeigentumsgeschäfte nichts seltenes sind. Es handelt sich um fünf Millionen Dollar in barem Gelde.

„Diese Mennonitenländereien umfassen 40,000 Acker mit Weizen, 10,000 Acker mit Hafer und 2000 Acker mit Flachs eingesät. Alles befindet sich in hohem Stadium der Kultur und nur etwa 3000 Acker sind unkultiviert. Auf dem Lande befinden sich etwa 1400 Gebäude, einschließlich Wohnhäuser, Banken, Schulen, Getreidespeicher u. s. w. Fünfzig große „Traction“-Maschinen, vierhundert Selbstbinder und eine gleiche Anzahl von Eggen aller Art und Pflügen sollen mitverkauft werden. Die Mennoniten im Swift Current Distrikt besitzen 2500 Stück Vieh, von denen 1000 verkauft werden sollen, die übrigen werden mitgenommen. Die gesamte Bevölkerung von neunzehn Dörfern wird auswandern, um durch neue Bewohner ersetzt zu werden. Siebzigtausend Acker Land unter Kultur, von denen 22,000 eingezäunt sind, werden von Fremden bearbeitet werden; 162 Sektionen, ein mennonitisches Königreich, werden entvölkert werden, weil die Besitzer sich standhaft weigern, gleichen Schritt zu halten mit dem erzieherischen Fortschritt in ihrem Adoptivlandde. (Besser gesagt: mit dem fortschreitenden Geiste der Unduldsamkeit und des Fanatismus ihrer Mitbürger hier. — D. Red.)

„Der wirtschaftliche Verlust durch das Fortgehen von 8000 Leuten aus den dünn besiedelten westlichen Prärien liegt auf der Hand und wenn in Betracht gezogen wird, daß die Mennoniten nicht nur erfolgreiche, sondern auch ausgezeichnete Farmer sind, so muß anerkannt werden, daß ihr Fortgehen mehr bedeutet, als auf den ersten Blick erscheint. Es ist eine dringende Notwendigkeit, daß diese Ländereien unter Kultur und produktionsfähig gehalten werden. Leute, welche den Mennonitendistrikt besucht haben,

seit der große Auszug allgemein bekannt geworden ist, haben einen Hauptеindruck erhalten und das ist, daß ihre direkten Nachbarn, Engländer, Canadier und Amerikaner ihr Fortgehen bedauern. Sie erklären, daß die Mennoniten gute Nachbarn sind, und eine solche Erklärung meint viel in einem Farmdistrikt. Sie stehen in dem Ruf, daß sie sich niemals weigern, im Falle der Not zu helfen. Sie haben sich jedoch entschlossen zu gehen und haben bereits das Vorkaufsrecht auf ihr gesamtes Eigentum vergeben — und sie werden gehen. Einhundertunddreitausend Acker Land werden als ein Ganzes verkauft werden. Schulland, welches an die Ländereien der Mennoniten angrenzt, wurde im Jahre 1917 für $76 pro Acker verkauft.

A. O. Gothenquist von Medicine Hat und W. H. Hood, von der Hood Land Company in Regina, sind im Besitze der „Option" auf das gesamte Eigentum. Vor kurzem ist ein Vertreter der Hood Land Company nach dem östlichen Canada abgereist und steht bereits in Unterhandlungen mit einer der mächtigsten Organisationen des Dominions. Ein New Yorker Syndikat ist tief interessiert und ein Inspektor ist jetzt von dort unterwegs nach hier. Auch von Chicago soll der Vertreter eines großen Konsortiums nach dem Westen unteerwegs sein."

Wir wissen natürlich nicht, ob und inwieweit die oben gemachten Angaben auf Wahrheit beruhen. Sollte dies der Fall sein, so scheint sich also leider zu verwirklichen, was wir und andere seit längerer Zeit befürchtet haben. Es mag ja sein, daß jene Ländereien wieder bevölkert werden, aber bessere, fleißigere, friedliebendere, Staat, Gesetz und Obrigkeit und vor allen Dingen Gott höher achtende Bürger werden ihre Nachfolger nicht sein. Mehr als ein Menschenalter, mehr als vierzig Jahre lang haben diese Leute große Landstrecken in Manitoba und Saskatchewan bewirtschaftet und ihre Pionierarbeit, ihr Fleiß, ihr friedliches, stilles Leben haben dem Lande einen nicht zu unterschätzenden Segen gebracht. Vierzig und mehr Jahre lang hat es dem Lande nichts geschadet, daß diese Leute ihre eigene Sprache gelehrt haben, die mit ihrer Produktionsfähigkeit, mit ihrem Bürgertum nichts zu tun und diese guten Eigenschaften jedenfalls nicht beeinträchtigt hat. Warum soll darin nun mit einemmal eine so große Gefahr liegen, daß man sie lieber gehen läßt, als ihnen nach dem alten britischen Toleranz- und Freiheits-Grundsatz ein wenig nachzugeben? Menschen, die ihrer Ueberzeugung solche gewaltigen Opfer bringen, wie die Mennoniten das jetzt tun, und das nicht zum erstenmal, können und müssen zu den allerbesten Bürgern gerechnet werden. „Der Nordwesten."

Bearbeitung der Massenseele auf den Nationalkonventionen.

Unsere beiden Nationalkonventionen sind vorüber. Wir haben unsere Präsidentschafts-Kandidaten. Und vor uns liegen nun die Monate der Wahlkampagne, da die Partei-Strategen ihre Kunst zeigen können. Es liegt uns fern, hier politische Fragen zu besprechen. Doch einen Blick wollen wir tun in das bunte Treiben der beiden Nationalkonventionen, die das bekannte und für die kommende Kampagne maßgebende Bild der typisch amerikanischen, hochpolitischen Wahltreibereien boten. Was da alles vorging, zeigt uns, wie wichtig in unserer politischen Agitation das wohlberechnete Spiel auf die amerkanische Volksseele, besser gesagt, mit derselben ist. Unter den

parteipolitischen Führern und Drahtziehern, die während und nach den Nominationskonventionen Tag und Nacht fieberhaft arbeiten für die Durchsetzung ihrer Kandidaten, sind die findigsten Köpfe. Die verstehen sich nicht nur aus dem ff auf die hohe politische Strategie oder Kriegskunst, sondern auch ebenso gut auf die angewandte Psychologie, d. h. auf das Manipulieren der Massenseele mit allen erdenklichen Kunstmitteln. Vornean unter diesen steht die Stimmungsmache — zunächst an der Konvention.

Hierinnen wurde in San Francisco an der demokratischen Nationalversammlung schon vor der Nomination Unerhörtes geleistet unter sorgfältiger Berechnung auf Auge und Ohr der Menge. Neben der Orgel der Riesenhalle konzertierte eine Militärkapelle. Dann marschierte eine schwarze Fahnenwache der Marine auf die Plattform, geführt von einem sechs Fuß großen Negersergeanten, der die Standarte trug. Ein Trompetensignal brachte Stille. Orgel und Militärkapelle intonierten „The Star-spangled Banner;" und gleich nach den ersten Akkorden fiel ein ungeheures Sternenbanner von der Decke hernieder, Orgel und Kapelle verdeckend. Die Versammlung stimmte in die überwältigenden Klänge der Musik ein. Und während dessen wurde die große Flagge wieder hochgezogen. Da siehe, prangte vor der Orgel flaggengeschmückt und brillant beleuchtet ein Riesenbild von Präsident Wilson. Einen Moment entstand Totenstille. Dann donnerte ein Applaus los, der nicht zu beschreiben ist. Man kennt diesen „Applaus." Er ist ein wüster, wilder, sinnloser Lärm, der ebenso künstlich gesteigert und verlängert, wie er inszeniert wird. Durch gut in der Halle verteilte und genau instruierte Vorklatscher, Hurraschreier, Taschentuch-, Regenschirm- und Fahnenschwenker, Hutindieluftwerfer und auch Protestpfeifer wird dieser Applaus „gemacht." Er muß vor allen Dingen lange fortgesetzt werden. Wenn der Radau an einem Ort beginnt abzuflauen, muß er von einem anderen aus neubelebt werden. So dauerte er bei der heurigen Konvention in mehreren Fällen weit über eine halbe Stunde. In Chicago wurden, um Oel in die patriotische Flamme zu gießen, zwei junge Mädchen von Delegaten auf den Schultern durch die Halle getragen; und ein Regen von bunten Taubenfedern mit entsprechendem Aufdruck wurde über die Versammlung von der Decke herab ergossen. „So machen sie's." In San Francisco hatte die Cox-Partei eine in brillanter roter Uniform gekleidete Cox-Kapelle auf der Empore. Die intonierte ohne Erlaubnis und gegen den Ordnungsruf des Vorsitzenden vor der Nominationsrede eine Nationalhymne nach der anderen unter dem Hurra der Versammlung; die Riesenorgel fiel mit allen Registern ein, auch die Konventionskapelle, und alles sang mit unter wildester Bewegung, bis — die Spannung der Massenseele nach dem Urteil der Macher hoch genug und die „Stimmung" vorhanden war für die nun folgende Nominationsrede. Die Delegaten sollen mit all solchen Mitteln seelisch beeinflußt, die Massen sollen innerlich in Flammen gesetzt und für die Absichten der politischen Leiter gefügig gemacht werden, und werden es auch. „Apol."

The Ghosts at San Francisco

By Oswald Garrison Villard

Do you believe in Ghosts? Then you are by right entitled to a ticket to the San Francisco convention of the Democratic Party, for if ever ghosts walked trey will walk there—*the ghosts of the ideals*

that were held up to all Americans at the last two conventions of the party, those at Baltimore and at St. Louis. No one who was at Baltimore during that long and intense struggle to nominate Mr. Wilson will ever forget the thrill which came when that task was accomplished. It seemed like the dawning of a new era for America, this nomination of a scholar and orator, who was voicing with such extraordinary grace and power the aspiration of multitudes for a better and truer democracy, who had battled for that democracy at Princeton, and had, as Governor, sat at Trenton with his door open so that the humblest citizen might have access to him. The end of Bryanism in th party was in sight. We were assured a real alternative to the corrupt, boss-ridden and corporation-owned Republican Party. The mere selection of Wilson was proof that the Murphys and Thomas F. Ryans of the Democracy were to be relegated to the rear.

Eight years have passed, eight epoch-making years during which time the old order of the world has collapsed. We have witnessed not the beginning of a new era of liberal domestic reform of which Woodrow Wilson seemed to be the prophet; we have witnessed the end of the old system and have no exact light as to just what shape the new is to take. Today vast foreign problems confront us; if Mr. Wilson has his way the whole debate of our great quadrennial national Chautauqua is to turn upon the question of whether we shall or shall not adhere to the existing League of Nations. But neither he nor his henchmen will have their way unchallenged. The ghosts of the past are not so easily downed. For all who have the inward vision, for all who truly dreamed the great dream at Baltimore and St. Louis, those ghosts are as tangible as the actor who plays the part of the disembodied spirit of Banquo in "Macbeth." In impressive numbers they will drift across the platform right in the midst of the "key-note" speech; they will respect not all the rapturous applause which will greet the assertions that the party saved the world from tyranny, safeguarded democracy everywhere, insured freedom to small nations, and forever put an end to militarism. Against these patent falsehoods they will hold up protesting hands. To all declarations that the party has been true to itself they will oppose the still bleeding wounds that killed them. And when it comes to praise of the lost leader they will cover their heads and beat their breasts in protest. They know who slew them and when.

They were all sired by the *New Freedom* and mothered by Hope. Some of them had curious names. There was *Pitiless Publicity* and *Let-There-Be-Light*. There was *End-to-Monopoly* and *Footing-of-Equality*, with her twin sister *Footing-of-Opportunity*. There was *Bring-the-Government-Back-to-the-People* and *Legislation-in-the-Open* and *Justice-for-All* and *Down-with-the-Trusts*. Who remembers these names now? Then there are some better known such as *Presidential Primary*, *Initiative and Referendum*—there are perhaps a few voters that remember them and *Emancipation-of-Business*. But at San Francisco their names will never be mentioned, and not because they belong, like a women suffrage, to the ranks of reform achieved. They are for the moment forgotteen, and with them and sentiments that the leader

of the party so freely voiced about them. It was the party nominee for instance, who said—before the day of Mitchell Palmer—"we stand in the presence of a revolution—not a bloody revolution; America is not given to the spilling of blood—but a silent revolution, whereby America will insist upon recovering in practice those ideals which she has always professed, upon securing a government devoted to the general interest and not to special intrests." But the author of those words has been in control of the government for seven years and we are not a whit nearer to being the government free from privilege than we were when these words were penned.

Mr. Wilson honestly felt at that time, to quote him again, that "the truth is, we are all caught in a great economic system which is heartless." But the great hope that he held out that if he were chosen there would be a new order has vanished like wisps of fog before the sun. The laws of America, he insisted in 1912, "do not prevent the strong from crushing the weak. That is the reason, and because the strong have crushed the weak the strong dominate the industry and our economic life. Mr. Wilson has achieved nothing. With moving earnestness he demanded that we "Bring the Government Back to the people" and under his occupation of the White House the government was more autocratic and further removed from the people than ever before in the history of the country. He sensed the great discontent of the people and he voiced its aspirations only to leave them unfulfilled. The people's thirst for real justice he has quenched not at all. Their great passion for equality before the Government is no more satisfied.

Ghosts will indeed walk at San Francisco, for liberty and justice and equality must all hang their heads when the history of the past three years is recalled. Not all the pointing with pride that the platform makers at San Francisco can do will obscure the fact that under the administration of the author of the New Freedom America imprisioned men with conscientious scruples against killing; that it sullied its noble record by creating a new class of prisoners—poliical prisoners after the manner of Czar and Kaiser; that the war to end war ended with a greater standing army than America had before and three times as many officers in the professional military caste as when Mr. Wilson took office. All in the name of giving the government back to the people—of extending democracy! No amount of celebration of Democratic success can hide the fact that our jails or full of soldiers and civilians, many of them innocent and all the victims of the haterd and passions engendered by war. No amount of boasting can conceal the fact that we waged an unjustified and unjustifiable war against Russia. Nor can any amount of denunciation of the Senate and the Republican Party conceal the fact that the President of the United States who, in December, 1918, was received in Europe as a second Messiah, betrayed himself and his country, and the aspirations of humanity to a better world which his eloquence had done so much to kindle, when he surrendered to the Allies in the spring of 1919. There will be no more pitiful and no more touching and tear-compelling ghosts at San Francisco than the ghosts of the *Fourteen Points!* If the truth were to be spoken at San Francisco

some one would rise and say: "Oh, Democracy, what crimes have been committed in thy name!"

Of course, if the truth were to be spoken in San Francisco many other things would be said. It would be admitted that Mr. Wilson threw over all that he had done for the domestic liberation of the American people the hour that he declared war. War is the antithesis of everthing for which the Democratic Party was aspiring at Baltimore and St. Louis. That every one will admit. But the answer is that we slay our liberties only for a short time and for the sake of preserving our country and that when the national emergency is over we revivify them. Alas! Our experience in the war and its aftermath shows once more that you cannot lay violent hands upon the chastity of such goddesses as Justice, and Liberty and Righteousness and Freedom of Soul and then expect them to regain their pristine virginity.

The most pathetic ghost of all San Francisco will be the ghost of Woodrow Wilson's former self, and the most pathetic onlookers the multitudes who pinned their faith to him and now are losing or have lost their faith not only in our American institutions, but in all political government. It matters not who is nominated there—though I think that that Democratic Senator was correct who remarked the other day that nobody except Mr. Wilson should be nominated because no other human being should be asked to shoulder the burdens of the mistakes, the follies, the wrongs perpetrated by the President and his subordinates. To do that, it may be urged, would be to inflict upon the nominee that cruel and unusal punishment forbidden by the Constitution which has been dragged in the dust and prostituted like the veriest street drab since April, 1917. As Mr. Wilson so truly remarked, we are all caught in an economic system which is heartless, and the heartlessness and its other evil features have been enormously accentuated by the war. The next President is likely to become profoundly aware of this.

Personally I am profoundly sorry for whatever man will be elected to sit in the White House during the next four years; it seems impossible at this writing that he will be else than a chip borne along the resistless tide of vast economic forces. But the array of candidates gives one a sinking of the heart and makes James Buchanan look like a strong and respectable figure. James W. Gerard, Homer Cummings, Secretary Glass, Mitchell Palmer, Governor Edwards—these are not names to conjure with. McAdoo would have brought ability to the office—the ability of an imperialist—and would have continued the Southern tradition in the White House with its connivance at the disfranchisement of one-tenth of our population and its hateful segregation in the Departments at Washington. John W. Davis would bring a new and interesting personality into public life, marked ability, and well-trained legal mind—just when we need least of all the legalistic mind so cold and clear-cut. Governor Cox, despite a fair administrative record, ranks below Harding in the opinion of discriminating Ohions who have followed his career. Some dark-horse nominee may possess different qualities. But the chances are that we shall get as little light and inspiration from San Francisco as we have from Chicago. —*The Nation*

The Old Parties Have Failed

From July 11 to July 14 representatives of various large groups, dissatisfied with the action of the Democratic and Republican conventions, met at Chicago to form a new politcal party.

On that occasion Mr. Gilbert E. Roe submitted for the consideration of a joint committee a platform modelled largely after the platform the people of Wisconsin had just endorsed by a vote of about 2 to 1, including the following preamble, which expresses my views on the records and platforms of the two old parties in national affairs:

Popular government cannot long eudnre in this country without an aggressively progressive party.

The Republican and Democratic conventions just concluded demonstrate that both these parties are completely conrtolled thru political bosses by the great special interests, and that the election of either of their candidates means a dictatorship of plutocracy, and political and industrial servitude for the great mass of the people.

Neither of these parties for years has willingly admitted a new or progressive idea into the policies of the national government. They have shamefully deceived and ruthlessly betrayed the voters who have given them power. Having no other purpose than to protect the monopoly powers of the great financial interests which are their masters, they have joined in permitting the merciless exploitation of the people and are rapidly converting the freest and most beneficient government of the world into a tryannical depostism.

Acting in vicious accord, dictated by their financial masters thru the greatest lobby ever assembled in Washington, the Democratic and Republican parties joined in the enactment of the infamous Esch-Cummins Railroad Bill—the crime of 1920—which has paralyzed transportation, stagnated industry, demoralized credit, and thrown hundreds of thousands of workers out of employment.

Uunder their joint sanction, profiteering has flourished and notorious profiteers have gone unpunished while the laws intended to protect the people from outrageous increases in the cost of living have been turned into instruments of oppression and persecution against those seeking in lawful manner to better their working and living conditions.

The great trusts which control the markets for agricultural products fix prices so low to the farmer as to allow him at best only a hard-earned existence, while the prices of the same products to the consumer are so high as to compel him to limit his purchases to the barest necessities. Thus the producer and consumer are robbed, and commerce and industry are paralyzed.

The Beef Trust, the Grain and Milling Trust, the Coal Trust, the Steel Trust, the Oil Trust, the Copper Trust, the Lumber Trust, the Water Power monopoly now forming, the transportation oligarchy, and thousands of lesser combinations have seized upon the exigencies of the war to increase immeasurably their wealth and their control over the lives of the people.

War has merely precipitated the inevitable crisis. It has hastened the day when the people must enter upon the supreme struggle

to recover their civil liberties and economic freedom, or else admit their defeat and confess that our experiment in self-government has failed.

Our national debt has in the last three years increased from about one billion dollars to over twenty-five billion dollars. This debt, so stupendous that the human mind can not grasp its significance, was caused by the joint refusal of the Democratic and Republican parties to tax wealth and war profits to pay even the approximate costs of the war while these costs were being incurred.

The best blood of the country was spent without stint to win the war, while the great fortunes of the country were not only protected to the last dollar, but were increased beyond what the avarice of man had theretofore deemed possible.

It is the deliberate and announced intention of both the Demacratic and Republican parties to mortgage the earnings of labor and industry of this and many future generations to pay this debt, with interest added which will far exceed the principal, rather than to compel war-won wealth to bear its due proportion of this fearful burden. Had we adopted the policy of conscripting wealth in the late war as we did men, there would have been no enormous bond issues to currency inflation, and no unconscionable profiteering.

The Democratic and Republican parties have for many years shared the full responsibility for the government of this nation and the failures of both have been complete. In their old age, both parties have become corrupt and decadent and their present day leaders openly flout the high purposes for which they were originally created. No trace of the spirit or the ideals of Lincoln or Jefferson is to be found in either.

Neither of these parties can be expected to change the system by which the few have acquired the earnings of the many, for their leaders are the beneficiaries of that system and depend upon it for their wealth and power. In vain, millions of people at recent presidential elections have shifted their votes from one party to the other and back again, ever hoping that a change of administration would bring a change of conditions. Thus they have painfully learned thru long years of experience the futility of attempting to secure constructive legislation or any other fundamental improvement thru either party.

This political disillusionment carries with it a terrible menace to the safety of the nation. Betrayed and deceived, the people in ever increasing numbers have lost their faith in political action. Millions, in their disgust with both old parties, stay away from the polls at every election. For the same reason, other millions of citizens, convinced that a redress of grievances can not be obtained thru political action, are being led to resort to desperate measures in their efforts to attain political and economic freedom. Thus reactionary control, in its blindness and avarice, is leading the nation toward revolution and anarchy.

Political oppression is the corollary of economic exploitation. A free people can not be robbed with impunity. Hence, the exploiting interests have taken advantage of war conditions to destroy

or limit freedom of speech and of the press, and freedom from unlawful arrest, search and seizure. These constitutional rights have been trampled under foot until no citizen is safe, even in his home, from the illegal invasions of bureaucratic agents. Although the war has been over for almost two years, hundreds of citizens are still in prison or under indictment, for no other offense than the expression of opinions. Administrative officers have been allowed to exercise autocratic and illegal powers over the mails, rifling at pleasure the letters of private citizens, and permitting or suppressing publications as they might desire.

All these repressive laws are still on the statute books, and while the exigencies of a political campaign may make it desirable to suspend temporarily their enforcement, it is the policy of both the old parties, as shown by the bills their leaders have introduced and supported in the last Congress, to continue the substance of these laws as a part of the permanent peace-time policy of the government.

Our foreign relations, through the combined control of the Democratic and Republican parties, have fallen into as desperate a condition as our domestic affairs. It is the poicy of both the parties frankly avowed to enter into foreign alliances which will make this country a party to the quarrels of Europe and the rest of the world, and which are morally certain to involve us in a war in the near future far more terrible than the one from which we have just emerged. The so-called League of Nations as now constituted is no more than an alliance by the victors in the late war to secure to themselves the spoils of war and to perpetuate the system throughout the world by which the few ever exact tribute from the many.

The proof is overwhelming that the so-called League of Nations is a mere alliance for war and not a league for peace. Bloody and terrible wars by which large populations are being decimated are now ranging over the continent of Europe with the connivance, and in some cases the actual support of the members of the League of Nations. Military and naval armaments of the members of the League, as well as of the United States, are increasing by leaps and bounds.

Every effort made in the Senate of the United States during its last session to amend the provisions of the League agreement so as to make it an instrument of peace instead of an engine of war was defeated by the combined votes of the Democratic and Republican parties. Thus was voted down the amendment denying to the League power to interfere with the struggles for self-determination by the people of Ireland, India and Egypt, as well as the amendments providing that members of the League should abolish conscription in times of peace and agree never to resort to war except in case of rebellion or invasion until after submitting the question to a popular vote. Thus were voted down the amendments providing for a prompt and substantial reduction in armaments as well as reduction of appropriations for military and naval purposes, and providing that no member of the league should make a profit out of any mandate it accepted over a weaker people.

The difference between the Republican and Democratic platforms respecting the reservations they propose to adopt, is one of form

and not of substance; both parties are committed to an acceptance of the Treaty and the League Agreement in such manner as will eventually compel us to become a full partner in all their iniquities.

While we do not under-estimate the danger in this country becoming a member of the League of Nations as now constituted, the best guarantee against those dangers is the adoption of the domestic policy we advance, for no democratic nation will remain a member of an imperialistic league, and no country which has established liberty and equality of opportunity within its borders will join in a movement to deny those rights to the people of the rest of the world. We therefore assert that the immediate and most important duty of the government is to abolish special privilege enjoyed by the few at the expense of the many, and to secure equal opportunity for all.

R. M. La Follette in "La Follette."

For Armenia—Sympathy

The tragedy of the Turkish situation is the plight of the Armenians. They have the sympathy of the world, but that is all. The so-called independent state of Armenia consists only of what was formerly Russian Armenia. Now that the Soviet forces have retaken the old Russian Trans-Causasus and captured Baku with its oil fields there are reports that Armenia and its Moslem neighbor, Azerbaijan (wherein lie the Baku oil fields) are establishing Soviet Governments and preparing to become a part of a federated Russia. Other reports assert that Azerbaijan is about to attack Armenia with *British* guns—purchased from Lloyd George's ex-protege, Denikin. American military officials apparently take a grave view of Bolshevist and other dangers in Armenia and the rest of the Trans-Caucasus. They themselves have withdrawn and have ordered the women relief workers to leave. The men civilian relief workers remain and are inclined to minimize the danger. Under the circumstances the one best hope is that Azerbaijan jingoes will be restrained and that both the little Republics will federate peacefully with Soviet Russia.

Turkish Armenia is mostly under the control of Mustapha Kemal. Were he out of the way, the request of the powers that President Wilson define the boundaries of Armenia would still be a piece of clever but insincere diplomacy, for France claims a mandate over provinces admittedly essential to a vigorous Armenian state. Lloyd George piously tells the House of Commons how great are the burdens of France, Italy, and England "in the civilizing of these vast areas"—Mesopotamia, Cilicia, etc. They cannot aid the Armenians, who must look to America, a country which as yet has done nothing for the protection "of these poor Christian populations." Nothing, that is but try—not as generously as she ought—to feed them while the British today went to prospecting for oil. Britain backed Denikin, Britain today garrisons Constantinople and Batoum and polices Mesopotamia. But she has no help to spare for Armenia. The reason is plain. Armenia proper has as yet no oil wells. Her neighbors have territories flowing with oil. So the great powers give sympathy to Armenia and protection to petroleum. Will not this always be the case so long as captitalistic imperialism endures? No American mandate

can save an attenuated Armenia from intrigue. Neverthelss to all the Near East we can give help through education, food and moral pressure which perhaps the Turkish nationalists—enlightened enough to have appointed a woman minister of education—will not reject.

—*The World Tomorrow.*

The Mogul of Duquesne

Dusquesne, Pa., has a great Pooh-bah. His name is James S. Crawford. He is mayor, president of the local bank, brother of the manager of the steel mills, owner of most of the vacant lots in town. He is also author of an anti-free-speech ordinance under which he has kept every labor organizer from speaking anywhere in Duquesne. On a Sunday afternoon in May five labor men connected with the Steel Workers Committee and the Rev. W. M. Fincke, founder of Brookwood School and representative of the American Civil Liberties Union, put matters to a test. Having unsuccessfully applied for a permit, they attempted to hold an outdoor meeting with an automobile as a platform. Mr. Fincke began and was promptly arrested. So were each of the others in turn. State constabulary and local police dispersed the crowd. Next morning Mayor Crawford, author of the law, who as mayor ignored requests for a permit and directed the dispersal of the meeting, sitting now as a magistrate gave the prisoners before him their choice of a one-hundred-dollar fine or thirty days in jail. They took jail and stayed there till Thursday, when their lawyers arranged with a higher court for bail pending appeal. Representatives of the steel workers and the Civil Liberties Union will fight the case to the Supreme Court in an effort to vindicate the constitutional rights of free speech and assemblage. It remains to be seen whether the steel trust and their local henchmen can continue to get away with their Czaristic policy in the mill towns. Fortunately, there is liberal sentiment in Pittsburgh which is rallying to this struggle to keep open the channels of discussion and peaceable industrial action. This is the alternative to violence.

—*The World Tomorrow*



BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

The Nature, Origin, and Effects of Saving Faith, *by †Profesor Schaller* in the Theologische Quartalschrift" of April 1920.

In the April number of the "Theologische Quartalschrift" (Synod of Wisconsin and other states) the deaths of two of the professors of the seminary of the Wisconsin Synod were announced, first of the director, professor J. Schaller, then of another professor, Hermann Meyer. Both died suddenly, the latter following the former within a few weeks: certainly an affliction falling with almost crushing force upon that faculty.

The article under discussion was "designed by the late Prof. Schaller to form the next section of his intended English Dogmatics, of which his "Christology" was the first part. It contains his (incomplete) soteriology on *bestowal* of the salvation, wrought by Christ, upon the sinner thru faith. He considers the whole section under the various aspects of faith, dealing with its nature, its origin, its relation to justification, and its fruits. His method is first to state the gist of a paragraph in a thesis, then give his scripture proof, and finally discuss the points of the thesis in notes.

It is not necessary for us to comment on the parts where we agree; for instance, the declaration that saving faith is essentially trust or confidence. We shall register only where we disagree. The author is a Lutheran of the strictest type and holds opinions, at times, which look very strange to us, indeed. He raises the questions e. g., whether infants may have saving faith, and answers it in the affirmative absolutely. He admits we cannot observe faith in them or explain how it originates or continues. But yet they may have it. Why? Because Christ says in Matt. 18, "Except ye become like little children, ye cannot enter the Kingdom of the heavens." Without faith no one can enter the kingdom; therefore the children must have faith. The same conclusion follows from Mark 10, "Suffer the little children . . . . Kingdom of God." If it is theirs, they must have faith. Again, in Mark 16, 16, Christ asserts that unbelief means condemnation, and He recognizes no difference of age. So while the professor is well aware that "the denial of infant faith is practically universal outside of the Lutheran Church," he holds to it because he believes the word of God teaches it. And since Luthardt and Kahnis even have gone over to the other side we imagine the Lutheran Church the author has in mind is almost wholly located in America.

Of course, this question of infants having faith has a direct relation to the sacrament of baptism. According to Schaller, since the "divine power of regeneration is inherent in baptism by virtue of the Gospel connected with the application of water," faith can be, and is, produced in

the child by baptism. And yet, he says, baptism does not work magically, or by the mere performance of the act, but only thru the power of the word. We ask, if the words of institution can produce faith in the child of two weeks old, who may not even hear them, what else can this be called but magical? It is thus seen to what lengths of unreasoning superstition a man may be driven under the bias of dogmatic preconceptions.

Another point where the author's extreme Lutheranism comes out is in his ultra-radical stand on *synergism,* i. e., the co-operation of man in the production of faith. Luthardt's statement that "by reason of the divine influence man may assume a receptive or rejective attitude," he calls the rankest synergism! According to Sch. God sees no reason whatever in any particular individual for granting him spiritual life. If He chooses some and rejects others (Rom. 9, 15), he exercises His sovereign prerogative, and a solution of this problem is not even in Scripture to be found.

To call forth faith, God uses only the medium of His word, more accurately, the Gospel. The law cannot even prepare for us the Gospel! The existence of faith does not depend on our consciousness of it. Our comfort lies only in the fact that God's word assures us of redemption. The practice of self-examination as to the possession of faith is harmful; one should turn away from the consideration of one's own faith altogether (and yet the apostle says, "examine yourselves whether ye be in the faith, Rom. 13, 5,—Reviewer). Later on he says, that Christian faith is characterized by assurance, i. e., a certain conviction of having God's grace, and that this is even an attribute of weak faith. If that is the case, one would think the question raised, just a minute ago, whether consciousness of one's faith is important or not would be settled, for where there is assurance, there is certainly consciousness.

Assurance of salvation rests according, to the writer, not on any kind of spiritual experience, on progress in sanctification, but on the word only. Nor is the testimony of the spirit anything produced in the heart (assurance, confidence), but simply the gospel message. Sanctification can not result in greater assurance of salvation, because it is always imperfect. True, we answer, but nevertheless Peter exhorts us to grow in sanctification and make our calling and election sure by it. We always need the word of God and His abounding grace to strengthen our weak faith, but the word itself makes good works the fruit and tests of Christian life. We are therefore only following Christ and his apostles when we judge our faith and salvation by its fruits and effects.

The Lutheran Church went too far in this respect. The Reformed Church preserved more a proper balance by insisting on the practical results of faith. In times to come the Lutherans stressed doctrine more and more, the Reformed, life. The logical outcome was, in the one church, controversialism, the "rabies theologorum," and dead orthodoxy; in the other, a legalistic type of Christianity. To avoid both of these errors we should learn from both churches. That was the path chosen by our fathers, and the lengthening years of experience commend their course to our own judgment.

Public Opinion and Theology, by *Bishop Francis John McConnell.* The Abingdon Press, 1920. 259 pages, $1.50.

This volume contains the Earl Lectures of the Pacific School of Religion, for 1920, held at Berkeley, the seat of the University of California.

The question whether public opinion should affect our religion and theological conceptions would be emphatically denied by many. To make the human consciousness of any given time the ultimate source of authority on such matters, would seem to be equivalent to giving up the claims of revelation. The fact, however, remains that public opinion has at all times exerted a great influence on religious thought. The bishop refers, e. g., to the evolutionary theory of Darwin. This theory was at first believed to eliminate the idea of a Creator altogether. But when it was found that this was by no means the necessary result, that it rather could be used to explain the *mode* of creation, without denying the fact of it, Christian thinkers, according to the bishop, began to recast their theology in harmony with evolutionary science. It is true that public opinion has often erred and been responsible for grave excesses and even long periods of persecution. It has stoned prophets and put truth under the ban; but in the end it has come around to the acknowledgement of truth. As he expresses it, "*in the long run* public opinion will settle practically everything in theologgy, while in the short run, public opinion is to be at times strenuously resisted."

He takes up some of the leading religious ideas and shows how they are worked upon by the spirit of the times. He naturally begins with the idea of God. The sovereignty of God has frequently been so stressed (he thinks probably of Rom. 9 and passages in the prophets) that an element of arbitrariness has entered into it. What our time will not be able to endure, in the opinion of the author, is a despot, not even a divine despot. Our God must be one who is responsible for His actions to the ideals of His own life. These ideals are expressed in Christ; so popular thought will be content with a God only who acts in harmony with the Christliness of His own nature. Then he speaks of man and his "Daily Task." Man's life as a Christian does not seem to us to consist in ascetic ideals or practices, it is not to be limited to the more directly spiritual activities. The individual's contribution to Christianity is the faithful discharge of the duties of his calling, whatever that be.

In the chapter "Provision for Rescue" where we expect a discussion of Christ's saving work, atonement, vicarious death, reconciliation are not even mentioned. He insists only that the "saving process should draw out of human life the moral and spiritual possibilities." In other words, he speaks only of the effect of salvation, not of its source.

After following out various lines of religious thought and pointing out how the modern spirit has been working on them, he deals in part two with "Some Steadying Forces"; the "Church and Society"; the "Bible" (he calls it the "Book of Rebellion and Freedom") "Jesus"; and "The Christ-like God." These factors have been with us so long, they have exerted such a deep influence, the ideals and principles incul-

cated by them are so high that all future progress will never go beyond them and they will be beacon lights of the centuries to come.

The book reminds us in many respects of W. Rauschenbusch's "A Theology for the Social Gospel." Of course the latter writes his book entirely as a Christian Socialist, while the bishop discusses his subject from the general standpoint of the modern thinker. Both, however, maintain the responsiveness of religious belief to the movements of the public mind. The bishop's book is somewhat heavy reading. His style is clear enough, but instead of taking up each theological doctrine in its accustomed place and under the conventional headings, as Rauschenbusch has done, he follows his own order, coins his own titles—and takes his own consequences. The consequences are that the reader does not get such definite results, and is not able to put them away so readily where they belong. That, on the other hand, the bishop is a widely read man, well conversant with modern philosophy and general thought, a good observer, and a keen thinker, every reader of his books and hearer of his addresses knows well.

A Bunch of Everlastings, or Texts that made History. A volume of Sermons by *F. W. Borcham.* The Abingdon Press, 1920. 256 pages, $1.75.

Borcham the essayist is no stranger to us. We have discussed several of his books ("The Other Side of the Hill", "The Luggage of Life", "The Golden Milestone," etc., see March 1919) in the last year or two. His subjects are not deep or philosophic, but they are happily chosen. They seem to lie on the surface, but the trouble is we did not see them. He is the man with the wizard's wand who finds the place of the secret spring, and soon the spot that he strikes becomes a green and restful place as if by magic. He is an entertainer and therefore he has his eye on the bright side of life and not on the dark. He knows we have troubles and disappointments enough, so he lets humor play on life, and nearly all his pictures are bathed in the pleasant light of a happy optimism.

The present volume, however, is not one of essays, but of sermons. They are not sermons in the ordinary sense, tho, i. e., not expositions of portions of Scripture, or even of topics derived from Bible texts. It had occurred to the author that certain Bible verses had played a decisive role in the lives of some great men. In his reading he found that the number of such cases was much larger than he had at first imagined. So he conceived the idea of writing a book where he would bring the most striking examples of this kind together. He may have preached them first as sermons, but in the form here presented they are more illustrations than sermons. The story feature predominates, and there is very little sermonizing. We do not say that by way of criticism. On the contrary, the book is most excellent. The plan is worked out splendidly in the majority of cases. Some of the men whose lives were influenced by single texts are introduced to us for the first time, like Thomas Boston, William Knibb, and others. Most of them, however, are well known, such Thomas Chalmers, M. Luther, Hugh Latimer, John Bunyan, Walter Scot, Oliver Cromwell, J. B. Gough, John Knox, David

Livingstone, Chas. Spurgeon, John Wesley, Andrew Fuller, etc. Each one receives a chapter of about 12 pages, and it can be imagined how valuable such a book would be to a minister for purposes of inspiration, as well as illustration. Borcham's essays afford delightful entertainment, but this book here will fill an important place in a preacher's homiletic library. We all know what wonders a well selected story or illustration will do in the pulpit. Here we have a book full of them, and they are all true and admirably told.

The Eyes of Faith, by *Lynn Harold Hough*. The Abingdon Press, 1920. 223 pages, $1.50.

Here we have a book of essays in popular style by the President of Northwestern University. He has written many books and has mastered the art of clear and pregnant statement. In this book he examines the Christian faith in its fundamental nature and its relations to the problems of the day. His analysis is not, however, based on a study of proof texts. He assumes that the nature of the Christian faith is well known and that the writer's task is only to see whether it works well in the day's struggle and bids fair to solve the problems of the age. He rightly stresses the fact that our religion is based on a personal view of the deity. Incidentally he makes here the surprising statement that the German civilization was based on an impersonal conception of the world, that is was without conscience and remorse, and that it was well that the Anglo-Saxon civilization triumphed. In the light of the Peace Treaty of Versailles we have no reason to believe that the Anglo-Saxon civilization which fathered that treaty was appreciably influenced by its belief in a personal God, or that it showed more conscience or humanity than any might-makes-right theory might have done.

The essayist wisely leaves the metaphysics of the Christian faith alone. His treatment of the whole matter is not philosophical in the theoretical sense of the word. It is experimental and practical. He is interested in the faith in action. Over against those who deny the reality of the Christian fundamentals, he asserts that we cannot get along without them, and that in the hour of stress and need we turn to them and act on them. Thus practical experience shows that they are safely grounded in the vital necessities of human life.

In four chapters on Paul, Augustine, Luther, and Wesley, he points out that the decisive element in their lives was a religious experience, and that that experience was typical, in other words, that it can and ought to be made by every Christian.

On the relation of the Christian faith to the social organisms, he says, "Christianity is a gospel of individual redemption, and also a gospel of social transformation. When it attempts to be one without the other, there is pitiful failure. A man with a social enthusiasm which is not based upon the passionate potency of a new life within, has a program without an adequate dynamic. And an evangelical Christian who does not give social expression to his inner experience becomes a hypocrite.

To show the range of his discussions we quote some of the titles:

"The Difference between Morality and Religion"; "Christian Ethics"; "What Christianity brings to Contemporary Life"; (and vice versa); six chapters on "the Holy Spirit"; eight chapters on "the Cross": the Cross as on Influence, its Ethical Sanctions, the Cross and Man's Conscience, Christ and God's Conscience, Christ and the New Life, etc.

The writer surveys the whole field and there is little that interests the modern man which he fails to touch upon and to illuminate.

The Demand for Christ. Addresses and Sermons by *James W. Bashford*, late Bishop of the Methodist Episcopal Church. The Methodist Book Concern, 1920. 238 pages, $1.50.

Bishop Bashford died on March 18, 1919. There is a beautiful tribute on his life and personality in the March number of the "Methodist Review" of 1920. There is also a picture of the man on the front page of that issue, and, having that picture before us, we can well realize the force of what was once said to him by a friend "that he simply had to be good so as not be belie his face." His face seems to have been the perfect image of his transparent and consecrated soul. The bishop was for a long time the president of Ohio Wesleyan University and then, in 1904, elected bishop, and sent to China to superintend the mission work there. These facts bring before us the two main phases of his life, that of the Christian educator and of the missionary leader. In the November number, 1918, of the "Magazine" we reviewed his book on "the Oregon Missions." It told in effect "how the line was run between the United States and Canada," all the way from the Pacific to the Rocky Mountains, and reveals how much of real statesmanship was shown by the early missionaries in what was then called Oregon. The book manifested an intimate knowledge of the relevant facts and a judicial impartiality worthy of a true historian.

The present volume contains addresses and sermons held while he was president of Ohio Wesleyan (1889-1904), with the exception of the first two, "the Gospel and the Crisis" and "America and World Democracy," which were held in 1915 and 1917. We can well imagine that these addresses were looked upon as "events" by the students and the faculty. We have not read them all, for it would be manifestly impossible for us to do the work we are doing every two months in the Review Department, if we were to read every line, or even every chapter, of the books discussed. But we have read some and we are perfectly willing to take the position on this book that Abraham Lincoln did on the Bible when he said "the things he had read and understood were so good that he was altogether ready to accept those on credit that he had not read or understood."

A very fine chapter, for instance is the third, on "Christianity and Education," where he speaks very convincingly on the relation between education and Christianity. His thesis is that education when logically or consistently developed, leads to Christianity, for, he says, if part of the educational process is the impartation of truth, Christianity is able to lead to the highest truth. And again, since education can be by no means satisfied with giving information to the intellect, but desires to teach how to apply truth to the actual life, Christianity

finds itself once more in accord with it, for it is altogether practical and puts the emphasis on the doing even more than on the hearing. He says, "what science is in the physical realm is the word 'truth' in the spiritual kingdom. Truth, however, is greater than science. It embraces all knowledge of the physical world as well as of the spiritual."

To our readers the address on "How to become the best possible preacher" (7th chapter) will be particularly interesting. We consider that effort as of supreme excellence. That one chapter alone, we would almost say, is worth the price of the entire book. He says the first requisite of preaching is the mastery of *truth*. Emerson rightly declares that "that man will be best heard upon a public occasion who knows most upon the subject in hand." And Dr. Emmons is of the opinion that "the greatest fault in delivery is not having anything to deliver." Therefore the minister ought to read good books. He can't read all good books, but master the greatest works in any line that his talent and calling require him to cultivate. Let your reading be supplemented by thinking, and keep an open mind, for "most men's mind have crystallized by the time they are fifteen years of age." After reading and digesting, become interpreters of the truths of revelation grasped, in a way that appeals to the men of the 20th century. Then he goes on to speak of the *art of expression*. On this point he has perhaps less to say than we would expect. We imagine that he felt that the work of the elocutionist was not his business. He contends himself with saying that our aim must be to make our language the perfect embodiment of our thought, feeling, and purpose, giving apt and telling examples from the fields of literature and homiletics. Then he deals with the all important factor of *personality* . Here he speaks not so much of the qualities of personal magnetism, an impressive pulpit presence, or such like. In his opinion true pulpit effectiveness depends on the speaker's life and character. He says, "the reason for the immortality of the Pilgrim's Progress, of Goethe's Faust, of Dante's Inferno, and of Shakespeare's poems is because these masterpieces are throbbing with the life of their authors." To a preacher applies what Carlyle wrote a teacher who asked him how he might succeed in his profession. He answered: "Young man, be that what you would have your pupils be. All other teaching is unblessed mockery and apery." It seems impossible to us to read this address and not preach better the next Sunday.

There are chapters on "Christian Idealism", "Revivals of Religion" (he belives in the old-fashioned revival), and on "Death Abolished" (here he means not so much the conquering of physical death, but the realization of the true life thru union with God in Christ).

The Church and World Peace, by *Richard J. Cooke*, Bishop of the M. E. Church. The Abingdon Press, 1920. 178 pages, $1.00.

The League of Nations Pact has been defeated in the United States Senate. It will be one of the leading issues in the coming Presidential Campaign. The main stumbling block in the road of its acceptance was, as every one knows, Article X, which would have compelled us to guarantee the territorial integrity and political independence of all the new

states created by the Peace Conference, and to back up such guarantee, if necessary, by military action. Had President Wilson accepted the reservations proposed, and especially the one concerning Article X, the Pact would have been accepted. There were a few irreconcilables who were opposed to any kind of league based on the Versailles Peace Treaty, because they were convinced that that Treaty was conceived in hate and meant the virtual enslavement of the defeated enemy peoples for decades to come, but their opposition alone would not have been fatal to the League.

The question now arises, says the author, what is to become of the League of Nations and the peace of the world it was hoped to secure? If international relations are to be the same as before the war, then the war will have been fought in vain. If the League of Nations is to be a league of England, France, Italy, and Japan only, how can we hope for a true world peace? Selfish national ambitions on the one side and the desire for revenge on the part of the conquered peoples, will then necessary breed future wars. (By the way, the bishop calls the terms imposed on Germany by the Allies "comparatively lenient"! He has evidently never read Mr. Keynes' book, "The Economic Consequences of the Peace"). Here the Church has her great mission. All the churches of Christendom should meet together in council and unite in a Christian League to support an international League of Peace established by the political powers of the world. If the churches would by a growing unity increase their strength, create a Christian press in all countries, and carry on a consistent campaign of education everywhere, we should hasten the day when the idea of the Kingdom of God imbedded in the church at the beginning should finally triumph over all world forces.

The Democracy of Methodism by Jones Allen Geissinger. The Methodist Book Concern, 1920, 83 pages, 50 cents.

Since the beginning of the war democracy has been the great issue before the world. Mr. Wilson's phrase that this was a war "to make the world safe for democracy" proved a more effective slogan for propaganda purposes than any suggested from our allies. He succeeded in convincing the American people that they were fighting for ideals, and our allies reaped the benefit of our own idealism. Too bad that he was not equally successful in making our ideals victorious at Versailles.

But the development towards democracy had set in long before the war. The movement for social righteousness, a social gospel, a social religion was only another name for true democracy. We need only mention the name of Rauschenbusch and remember the popularity of his books to show how strongly the Church was headed for democracy The claim that "Christ was the first great democrat" was very generally made, and the demand that our conception of God be divested of all autocratic ideas was boldly defended by Rauschenbusch himself. He said "to retain the autocratic features in our belief in God would be the worst thing that could happen to him." We did not like the wording of this statement personally, but we understand what he meant.

If democracy was required in politics, in industry and in religion, it is not surprising that it should be demanded in the constitutions and

polity of the Church. There are some churches that are frankly autocratic today. Others seem to have retained autocratic features. The episcopal institution, especially, impresses one as a relic from undemocratic times. The Methodist Church has the episcopacy, and there are such within its own ranks who think that it ought to conform more to the democratic standards of the time and remove the last vestiges of its aristocratic past.

The book before us seeks to answer these critics, and aims to prove that, whatever might be said of John Wesley and his times, the American Methodist Church has always been more democratic and that it would not be wise to change fundamentally its present constitution and peculiar institutions. He admits very readily that John Wesley was not a democrat and that the Methodists of his time were under a personal form of government. He admits that under him his preachers discussed but he dicided. Just as emphatically, however, he claims that the Christmas Convention of 1744, from which the Methodist Episcopal Church in America dates, was a "constitutional convention." Every issue was settled by a majority of the votes. Wesley recommended, but members of that Conference decided according to their own best judgment. It is safe to declare, he says, that "there and then absolutism died in the American Church."

The criticism as to the undemocratic character of the Methodist Church touches on 3 points, namely, the absence of laymen from the Annual Conference, the character of the government of the local church, and the absolutism of the episcopacy. As provision is now being made for the admission of laymen to the annual conferences, he considers only the second and third points. The second point resolves itself into the claim that the pastor is the real dictator of the local church. Any one, however, who knows the power of the Ladies' Aid and Temperance Societies, of the Young People's Organizations, of the Men's Bible Classes etc., will think very lightly of the danger of any undue influence of the minister. His must indeed be a very strong personality who can make himself an autocrat under these circumstances. The third point, that of the bishops having too much power seems to be more worthy of consideration. The bishop appoints the ministers thru the district superintendents; he appoints these superintendents; he presides at the annual conference. These are indeed great powers. But the writer holds that all these powers were given him by the Conferences. He thinks that it is the tendency of our times to increase the power delegated to our elected officials, and refers in this connection to president Wilson. He seems to forget here that these were war-time powers, also that the charge of autocracy has been raised, and rightly raised, against no man more than the President. He is against the election by conference of the district superintendents and against appointments being made by them. He rightly argues that the bishop in making appointments has the benefit of the advice and information of the superintendent. At the same time he is not so subject to the ill-favor incurred from those dissatisfied with his appointments as the superintendent would be. On the whole the author's positions are well maintained altho no doubt the arguments on the other side might be made quite strong also. As to the episcopal office he is opposed to changes. The only innovation he favors would be the

finding of an easy way of the retirement of bishops in case of incapacity.

Yet he does not want to be considered as a stand-patter. He is of opinion that Methodism is well in line with this modern world and its spirit. But emphasis should be strongly placed by it on the sprtualization of life as against the prevailing materialism. The Church should abide firmly by the fundamentals. It should have the evangelistic passion. It should lend the aid of its sympathy and support to the movement for industrial democracy.

The Primary Workers and Work by Marion Thomas. (The Worker and Work Series, Henry H. Meyer, Editor). The Abingdon Press, 1920, 160 pages, 75 cents.

How one can write a book of 160 pages in fine print on the "Primary Worker and Work" may seem a mystery to many, but let them read this text book and their eyes will be opened. There is often an impression as tho nearly every one could teach the primary classes whether prepared or not, if he was only fond of children. After reading only a few chapters of this book, one will see that he was mistaken.

The book was written by one who had a long and intimate experience with primary work. The late Miss Thomas was not only a great friend of the children of that age but had very high and intelligent conception of the importance of the work just at this stage. She must have given years of study to the problem that confronts the primary teacher and her book is the ripe fruit of thoughtful consideration and large experience. She seems to have been an expert in child psychology. Sh had not only a natural genius for teaching, but was also able to give the why and wherefore of every phase and detail of the teacher's work. Her heart was in the work to such an extent that she did not consider any detail too trifling or any amount of labor and preparation too heavy if it would only lead her a step further towards the goal, the complete mastery of the subject.

In this book she takes the new teacher, who has never taught a primary class, and makes her find out her shortcomings in actual experience. Then the superintendent of the department takes the class in hand and we see the methods and means by which an experienced worker accomplishes surprising results with the same class. The fundamentals of child psychology are ably presented. Thus the way to teach a lesson, to prepare for it, the approach to it, the application, the way an impression is made and the way to help the pupil find a channel for the expression of the feelings and impulses roused, is shown. The technique of story-telling, the use of pictures in primary teaching, forms of handiwork, worship, promotion, organization are discussed.

The standard set is very high. When we recall the kind of teacher we usually have in this department, we almost despair. Nevertheless, given the willingness to learn and a fair amount of native ability, the textbook will be an excellent guide towards doing better primary work. Altho the author requires much, her instruction is so practical, it grows so naturally out of the actual work done before us, that none can help being benefited and inspired by it. To a great degree the principles laid down and the methods emphasized apply also to the other departments

of the school. If all our work was done somewhat along her lines, the Sunday school would be a far more efficient agency for the religious instruction and training of the children than it is now.

Evangelische Missionskunde von Dr. theol. Julius Richter. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung. Dr. Werner Scholl. 1920. 463 Seiten. 25 Mark.

Vorbemerkung. Wir haben von der **Deichertschen** Verlagsbuchhandlung (Leipzig und Erlangen), sowie von der von **C. Bertelmann** (Gütersloh) und von **Martin Warneck** eine ganze Anzahl neuer Bücher zur Rezension empfangen, von welchen wir hier einige besprechen. Wir setzen auch die Preise bei, doch bemerken wir, daß dieselben stetigen Schwankungen ausgesetzt sind. Auch soll man nicht etwa denken, als wenn dieselben nach der jetzigen Rate von 1 Mark = 3 Cents berechnet seien. Selbstverständlich setzen die deutschen Buchhändler einen erheblichen **Valuta-Aufschlag** an. Im allgemeinen kommt man dem jetzigen Preise ziemlich nahe, wenn man nach dem alten Kurs rechnet. Das obige Buch z. B., das mit 25 Mark angegeben ist, würde u. E. etwa $5.00 kosten (das sehr hohe Porto eingerechnet). Vielleicht empfiehlt es sich, durch das Eden Publishing House zu bestellen. Wenn direkter Auftrag gegeben wird, so versäume man nicht, die Anzeige im „Theol. Magazin“ zu erwähnen! Wenn die Ausführung der Bestellung sich länger hinzieht, so lasse man sich das unter den jetzigen Umständen weder verdrießen noch beunruhigen.

Das vorliegende Buch von Dr. theol. Richter hat auf uns einen vorzüglichen Eindruck gemacht. Der Verfasser war früher lange der Redakteur eines sehr beliebten Missionsblattes. Er ist jetzt Professor der Missionswissenschaft an der Universität Berlin. Er verbindet, wie der selige Dr. theol. G. Warneck, eine gründliche Kenntnis des Gegenstandes mit einem ansprechenden Stil und einer hervorragenden Gabe der fesselnden Darstellung. Warneck hat, wie jeder Kundige weiß, die Behandlung der Mission zum Range einer Wissenschaft erhoben. Die erste Professur für Missionslehre auf deutschen Universitäten wurde für ihn geschaffen (zu Halle). Seitdem sind andere gefolgt.

Wir kennen kein anderes Buch (englisch oder deutsch), das in solch lichtvoller und anregender Weise die Lebensgesetze des Missionsbetriebs aufzeigt, oder in so knapper und doch interessanter Weise einen Ueberblick über die Geschichte der Missionsbestrebungen gibt. Die Anlage des Buches ist folgende: 1) wird die **biblische Begründung** gegeben und die Missionsgedanken im Alten und Neuen Testament herausgehoben. Dann folgt 2) die **Missionslehre.** Warneck fand seinen Grundgedanken in dem Wortbegriff „Mission“ selbst = Sendung, und handelt daher von der Begründung, den Organen und dem Betrieb der Sendung. Richter seinerseits geht von dem Begriff der **Jüngerschaft Jesu** aus und sagt, die Aufgabe der Mission ist die **Werbung** für **die Jüngerschaft** Jesu unter den **Nichtchristen.** Er fragt: a. Wem liegt die Werbung ob? b. Wer soll geworben werden? c. Welche Mittel stehen zur Verfügung? d. Wie wird die Werbung ausgerichtet? e. Wie werden die Geworbenen als Jüngerschaft zusammengeschlossen und erhalten?

In dem folgenden 3. Teil, der **Missionsapologetik,** gibt er eine Beschreibung der wesentlichen Religionen, des Hinduismus, des Buddhismus und des Islam. Die Charakterisierung derselben ist ein ganz besonders wertvoller Teil des Buches. Es ist über diesen Gegenstand schon viel geschrieben worden, aber wer immer diesen Abschnitt liest, bekommt alsbald den Eindruck, daß hier ein Kenner redet. Der letzte, 4. Teil, gibt die **Geschichte** der Mission. Auf etwa 250 Seiten wird uns die große Kultur und Lebensmacht der Mission in ihrem geschichtlichen Wirken vorgeführt. Jeder Pastor weiß, daß er so etwas haben muß. Ob er nun selbst deutsch oder englisch seine Missionsstunden hält, hier findet er sein Material, wie er es vollständiger, zuverlässiger, lebendiger wohl nicht so leicht sonstwo aufzutreiben vermag. Wir wünschen gewiß deutschen Publikationen alle mögliche Hilfe zu erweisen und empfehlen schon deshalb ihre Neuerscheinungen bestens. Aber ganz abgesehen davon sagen wir, dies Buch ist eine Leistung ersten Ranges, und jeder Käufer desselben erhält für seine $5.00 einen Leitfaden der Evang. Missionskunde, den er nicht nur mit dem größten Interesse liest, sondern in dem er einen zuverlässigen Freund findet auf seinem Weg zur Beherrschung dieses so wichtigen Gebietes.

Was die Zerstörung des deutschen Missionswerkes durch den Krieg anbetrifft, so sagt der Verfasser, speziell von Afrika: „Für die deutsche evang. Christenheit ist es eine Lebensfrage, welchen Anteil an der umfassenden Missionsaufgabe in Afrika ihr nach dem Krieg verbleiben wird.“ Er gibt dann an, wieviele Stationen, Missionen etc. die evang. Kirche in Afrika beim Kriegsausbruch hatte und schließt mit den Worten, denen wir alle vollauf beistimmen: „Es würde eine furchtbare Verkümmerung der deutschen Mission bedeuten, wenn sie der britische Weltboycott gegen das Deutschtum in jeder Form auch von dieser selblosen, unpolitischen Arbeit ausschließen würde, für welche gerade die deutschen Missionen mit ihrer Anspruchslosigkeit, ihrem zähen Fleiß, ihrer Sprachenbegabung und ihrer gewissenhaften Seelenpflege eine hervorragende Begabung bewiesen haben.“

Grundriß der Geschichte der neuen Philosophie in ihren Beziehungen zur Religion von Prof. Dr. theol. und phil. Theodor Simon.

Im allgemeinen ist unsere Zeit philosophischen Studien nicht günstig, und der Geschmack an solchen Büchern hat selbst im alten Vaterland bedeutend abgenommen. Immerhin kann doch der denkende Theologe der Philosophie nicht entraten. Bücher über philosophische Ethik, d. h. eine solche, die nicht auf Religion gegründet ist, sind heute sogar sehr populär, und solche, die sich mit den Grenzgebieten von Glauben und Wissen befassen, finden auch immer ihren Kreis von Lesern. Wiederum wer möchte nicht gern von Prof. Eucken hören, was die „Weltanschauungen der bedeutendsten Denker“ gewesen sind? Oder wer sich nicht aus dem vorliegenden Buche orientieren, was die Geschichte der neueren Philosophie zu dem höchsten aller Probleme, dem der Religion, zu sagen hat?

In verständlicher Sprache führt uns Prof. Simon von der (vor einigen Jahren gestifteten) theol. Fakultät Münster auf 194 Seiten durch die neuere Philosophie und ihre Anschauungen über die Religion . Ca. 80 Seiten widmet er der Philosophie vor Kant, von Des Cartes bis Herder (die großen

Empiristen, die englischen Deisten,, die Aufklärung in Frankreich und in Deutschland, Lessing, Hamann, Jakobi, Herder). Dann folgt Kant, Fichte, Schelling, Schleiermacher, Hegel und die Hegelianer, der Materialismus, Positivismus, Neukantianismus (F. A. Lange, Paulsen, Ritschl, Kaftan etc.); endlich Lotze, Fechner, Nietzsche und E. von Hartmann.

Also man erinnere sich, nicht eine Geschichte der neueren Philosophie im allgemeinen, sondern in ihren Beziehungen, resp. Aussagen über die Religion. Des Verfassers Stil ist lobenswert und natürlich. Wo Schwierigkeiten vorliegen, rühren sie von dem Stoff, nicht von der Darstellung her. Man lese in dem Buch am Morgen, wenn man einen besonders „offenen Kopf" hat und man wird viel Nutzen davon empfangen. Eins ist freilich zum vollen Verständnis nötig, nämlich das was Kant vom Lesen der Schriften des großen Skeptikers Hume sagt: Bis dahin habe er geglaubt, die Dinge seien so, wie sie der „gemeine Verstand" ansieht. Das Studium Hume's („Inquiry concerning Human Understanding") habe seinen „dogmatischen Schlummer" gebrochen. Möchte dies Buch dem Leser einen ähnlichen Dienst erweisen. Es sei allen unsern zum Denken gewillten Lesern — und deren Zahl ist ja nicht klein — bestens empfohlen.

Ergo Terbalz von Friedrich Baltzer. Pittsburgh, Pa. 1915. 189 Seiten.

Dies Buch ist zwar schon einige Jahre alt, uns aber erst kürzlich durch den Verfasser zur Besprechung vorgelegt worden. Wir wußten nicht, daß wir in ihm einen Mann hätten, dem die Musen ihre Freundschaft geschenkt. Ohne Zweifel werden viele unserer Leser die eine oder andere der Gedichtsammlungen kennen, die er herausgegeben.

In dem vorliegenden Bande bietet er uns eine Schilderung seines Jugend- und insonderheit Schülerlebens. Selbstverständlich sind es keine weltbewegenden Ereignisse, die er beschreibt, sondern die Freuden, Leiden und Schwänke eines in gesunden Verhältnissen verbrachten Knabenlebens. In engster Gemeinschaft mit der Natur aufgewachsen war er von früh auf auf vertrautem Fuße mit den Reizen, die sie in Wald und Feld so reichlich ausgestreut hat. Von seinen Eltern hatte er die Gabe eines deutschen Gemütes empfangen, das sich an den einfachen Begebnissen und Verhältnissen des Lebens baß ergötzen kann. Er war kein Musterknabe. Er schlug oft über die Stränge, und der gestrenge Vater schonte die Rute nicht. Dennoch hat ihm der Sohn seine ungeteilte Liebe bewahrt.

Wer das Buch liest, wird mit Ergötzen den behaglichen Schilderungen des Verfassers folgen. Die äußere Ausstattung ist ansprechend. Papier und Druck sind so gut, wie man es heutiges Tages kaum noch bekommen kann.



❧ Magazin ❧
— für —
Evangelische Theologie und Kirche.

Herausgegeben von der Deutschen Evang. Synode von Nordamerika.
Preis für den Jahrgang (6 Hefte) $1.50; Ausland $1.60.

Neue Folge: 22. Band. St. Louis, Mo. November 1920.

Die Aenderung der Konfirmationspraxis.

Von Pastor G. Fr. Schuetze.

Unter den seelsorgerlichen Amtsverrichtungen, die dem gewissenhaften Pastor viele Sorgen und Gewissensbedenken machen, steht ganz gewiß nicht in letzter Linie die Konfirmation. Wie sie jetzt in der Anschauung der Gemeindeglieder gewertet ist, finden wir einerseits eine maßlos übertriebene Hochachtung vor derselben, als ob von ihr allein alles Heil und alle Seligkeit abhängig wäre—in vielen Gemeinden ist Palmsonntag als Fest weit höher geschätzt als Karfreitag — auf der anderen Seite ist aber diese Schätzung eine so rein äußerlich-mechanische, daß sie, wenn sie nicht eben mit der Zulassung zum hl. Abendmahle verbunden wäre, gerade so gut wegfallen könnte, ohne eine fühlbare Lücke im Geistesleben der Gemeinde zu hinterlassen. Die erstere Gefahr liegt besonders dann vor, wenn der Katechet, also in unseren Verhältnissen der Seelsorger, sich mit aller Herzenshingabe seiner Aufgabe unterzieht; die letztere dagegen dann, wenn der Unterricht nur in einem mechanisch-geistlosen Einpauken von totem Memorierstoff besteht.

So drängt sich wohl mit Recht die Frage auf: Ist die Konfirmation so, wie sie jetzt ist, überhaupt noch ein Segen für die Konfirmanden? Oder sollten wir nicht vielmehr Aenderungen vornehmen, damit sie wieder ein Segen werde? Dann aber entsteht noch die zweite Frage: Ist eine Aenderung der Konfirmationspraxis überhaupt noch möglich? Hat nicht vielmehr der jetzige Brauch schon so tiefe Wurzeln geschlagen, daß zu besorgen stände, eine Aenderung desselben möchte vitale Interessen der Evangelischen Kirche ernstlich schädigen? Um diese Fragen zu beantworten, dürfte es vielleicht geraten sein, zunächst sich die historische Entwicklung der Konfirmation vor die Augen zu halten.

Bekanntlich hat die Bibel weder im Alten noch im Neuen Testament die Konfirmation. Die einzige neutestamentliche Sitte, die wir noch heute bei der Konfirmation vorfinden, ist die Handauflegung. Sie wird erwähnt bei der Taufe, bei der Uebertragung eines Kirchen-

oder Gemeindeamtes, bei Krankenheilungen und bei der Uebertragung des Heiligen Geistes, cf. z. B. Act. 19, 6; 13, 3; 9, 17; 8, 17 ff. Uns interessieren hier nur die erste und letzte Erscheinung, die Handauflegung bei der Taufe und bei der Uebermittelung des Heiligen Geistes, die gewöhnlich zusammen fallen. Indessen ist es nicht unbedingt notwendig, daß der Geist bei der Erteilung der Taufe übertragen wird. Das ergibt sich aus der Nebeneinanderstellung von Taufe und Handauflegung in Hebr. 6, 2, aus der Aussage Jesu in Joh. 3, 5, aus der Geschichte in Ephesus, Act. 19, 6 und aus der Geistesausgießung im Hause des Cornelius, Act. 10, 47. In letztrem Falle geht die Mitteilung des Geistes der Taufe sogar voran. Vermittelt ist diese Mitteilung gewöhnlich durch die Handauflegung eines Apostels. Doch ist es verkehrt, daraus ein apostolisches oder bischöfliches Reservatrecht zu machen; denn 1. Tim. 4, 14 ist die Handauflegung ausdrücklich als unter der Mitwirkung der Presbyter geschehen hingestellt. Ebenso ist die Handauflegung auf Paulus und Barnabas in Antiochien, Act. 13, 3 nicht von einem Apostel vollzogen, sondern von den Presbytern, wenn man nicht nach V. 1 vorzieht, sie als von den Propheten und Lehrern vollzogen zu denken.

Ein zweiter Fehler, der oft gemacht wird, ist darin zu sehen, daß man die Wirkung der Handauflegung als eine rein mechanische, ex opere operato wirkende betrachtet. Vielmehr ist die Handauflegung nur das äußerliche Symbol des fürbittenden Gebets. Vgl. Wohlenberg in Zahns Kommentar zum Neuen Testament. Die Pastoralbriefe, S. 158: Die Handauflegung „will nicht irgendwie magisch verstanden sein, sondern als Begleiterscheinung für das Gebet," und Augustin De baptismo III, 16: Quid aliud est impositio manus, nisi oratio super hominem?

Wir haben es also im Neuen Testament mit einer Handauflegung zu tun, die als ein zeitlich nachfolgender, ergänzender Akt zur Wassertaufe anzusehen ist, oder vielleicht richtiger: Die Taufe ist die zeitlich vorausgehende, symbolisch vorbereitende und darum ergänzend wirkende Handlung der Geistesübertragung.

So erscheint auch die Taufe in den ersten zwei Jahrhunderten bei den apostolischen Vätern noch wesentlich in der biblischen Gestaltung. Doch sehen wir schon bei Tertullian als drittes Element der Taufe noch die Salbung eingeschoben, vgl. „De bapt." C. 7. Einen Anlaß zur Trennung der Taufe von der Handauflegung gab dann der Streit um die Anerkennung der Ketzertaufe, die vom Morgenland wie von der Afrikanischen Kirche beharrlich verweigert, in der römischen Praxis dagegen stets anerkannt wurde. Zum Ausbruch kam der Streit zwischen Cyprian und dem römischen Bischof Stephanus im Jahre 255. Cyprian und die Afrikanischen Synoden verlangten eine Neutaufe der von Ketzern Getauften, während Stephanus nur eine impositio manuum forderte, in poenitentiam, oder, wie seine Gegner ihm nachsagten, ad accipiendum spiritum sanctum. Wir lassen uns nicht

darauf ein, den dogmatischen Unterschied zwischen diesen beiden Aussagen zu beleuchten, da beide dieselbe Handlung bezeichnen, nämlich die Wiederholung der erstmalig in der Taufe geschehenen Handauflegung; es kommt uns nur darauf an zu zeigen, wie schon 255 die Trennung von Taufe und Handauflegung angebahnt ist.

Dazu kommt noch, daß bei Cyprian auch die Taufe als ein apostolisch-bischöfliches Vorrecht angesehen wurde. Als nun wegen der Ausdehnung der Christenheit die Taufe wohl oder übel auch dem niederen Klerus überlassen werden mußte, wurde doch die Handauflegung bei allen Taufen, die nicht vom Bischofe selbst vollzogen waren, diesem vorbehalten. Damit war der Anstoß gegeben, aus der Handauflegung eine besondere Handlung und infolge der unklaren Sakramentsbegriffe auch bald ein eigenes Sakrament zu machen, das sich bald übertriebener Wertschätzung erfreute. Schon Hieronymus sah sich genötigt im Interesse der Taufe gegen die Handauflegung zu schreiben, und Augustin bekämpfte den Gedanken einer sakramentalischen Wirkung und eines sakramentalen Charakters der Handauflegung. Im Interesse aber der hierarchischen Herrschaft wurde die Bedeutung der Handauflegung immer mehr gesteigert und auf den Konzilien von Lyon 1274 und Florenz 1439 als das zweite Sakrament endgiltig festgelegt. Die Definition von Florenz lautet: Secundum sacramentum est confirmatio. . . .Ordinarius minister est episcopus. Effectus autem huius sacramenti est, quia in eo datur Spiritus sanctus ad robur.

Gegen diese Konfirmation hat sich Luther sehr scharf und bestimmt ausgesprochen. „Wir suchen die von Gott eingesetzten Sakramente und finden keine Ursache, diesen die Firmung zuzuzählen“ vgl. „De capt. Babyl.“ Braunschw. Ausg., 2. Bd., S. 469, und 1522 sagt Luther in einer Predigt: „Sonderlich meide das Affenspiel der Firmelung, welches ein rechter Lügentand ist.“ Dem stimmte Calvin völlig bei. Er nennt die Konfirmation abortiva sacramenti larva (Inst. christ. rel. IV. 19, 13.) Indessen ist Calvin geneigt einer feierlichen Form des Abschlusses des Katechumenates durch Handauflegung beizustimmen: Talem ergo manuum impositionem, quae simpliciter loco benedictionis fiat, laudo et restitutam hodie in purum usum velim (L. c. IV. 19, 4). Den Namen der Konfirmation braucht weder Calvin noch Luther; doch ist die Sache vorhanden als feierlicher Abschluß des Katechumenatsunterrichtes und segnende Einweihung in den Stand der mündigen Christen.

Darin haben wir dann auch den fundamentalen Unterschied zwischen der katholischen und der reformatorischen Auffassung von der Konfirmation zu sehen, daß in der protestantischen Kirche die Handauflegung (Firmelung, Konfirmation) das Ziel des Katechumenates ist, in der katholischen aber nicht. Zwar ist von einzelnen katholischen Gelehrten behauptet worden, daß mit der erfolgten Firmung der Katechumenat abgeschlossen sei, aber orthodoxe Kirchenlehre ist das nicht.

Confirmatio baptismi gratiam perficit (Cat. Rom. II, 3, 19). Per confirmationem promovetur homo spiritualiter in aetatem perfectam (Thom. Aquin. III, qu. 72, art. 6. 8 ff.). Aber da nach dem Kat. Rom. 2, 3, 17 empfohlen wird, mit der Firmung bis zum siebten Lebensjahr zu warten, obwohl ausdrücklich anerkannt wird, omnibus post baptismum confirmationis sacramentum posse administrari, da weiter auch Ungefirmte zum hl. Abendmahle zugelassen werden, so kann füglich die Konfirmation nicht als Ziel des römischen Katechumenates angesehen werden. Da vielmehr in der römischen Kirche die Ohrenbeichte auch nach der Firmung, ja bis zum Tode obligatorisch ist, also die Katechumenatspädagogik auch nach der Firmung fortgesetzt wird, so kann man als römisches Katechumenatsziel eben nur das bezeichnen, was ihm ein faktisches Ende bereitet, den **Tod.**

Die Deutsche Reformation dagegen stellte von vornherein und mit dem größten Ernste die Teilnahme am hl. Abendmahl als Ziel des Katechumenats auf. In der Theorie wurde dies Ziel stets festgehalten, wenn es auch in der Praxis verwischt und bis zur Unkenntlichkeit verdunkelt wurde. Wegen der entsetzlichen Unwissenheit des Volkes wurde der Erstgenuß des Sakramentes nicht als der Eintritt in den neuen, höheren Stand der Abendmahlsgemeinschaft gewertet, sondern als die Handlung, die den Abschluß der vorhergegangenen katechetischen Unterweisung dokumentierte. Auf den zu konstatierenden Erfolg des Unterrichts wurde das Hauptgewicht gelegt. Tatsächlich wurde also das sogenannte Lehr- und Glaubensexamen an die Stelle des Abendmahls gesetzt.

Dennoch eignete sich auch dies Examen nicht als Ziel des Katechumenats. Melanchthon sagt in der Confessio Saxonica ausdrücklich: In ecclesiis nostris similia fiunt in catechesi juniorum et in privata confessione, d. h. mit anderen Worten: In jeder Beichte treten die Gemeindeglieder wieder in den Stand der Katechumenen zurück. Damit ist man aber dahin gekommen, daß man sich von der katholischen Praxis eben nur noch durch die Betonung des theoretischen Ideals unterscheidet.

Woher stammt nun die evangelische Konfirmation? Ihr Ursprung läßt sich bis ins Jahr 1468 und zwar zu den Böhmischen Brüdern zurück verfolgen. In einem Brief der Böhmischen Brüder an Rokycana — das Original liegt im Archiv zu Herrenhut — vom 29. Juli 1468 wird beschrieben, wie die drei Taufbürgen das herangewachsene Kind zum Pastor bringen sollen. Nach dem Bekenntnis des Glaubens und dem Gelübde des Beharrens im Glauben soll man es in die Gemeinde aufnehmen und durch Handauflegung bestätigen und beten, daß Gott ihm von oben Kraft gebe zum Beharren etc. Da eine Verbindung der Böhmischen Brüder mit Erasmus von Rotterdam historisch nachweisbar ist, so ist es nicht wunderbar, daß wir die nächste Spur in dessen „Paraphrases ev. Matth." 1522 finden. Schon der böhmische Bruder Blakoslav 1566, sowie Comenius sehen in der

Schilderung des Erasmus eine Anerkennung der „Aufnahme zum guten Gewissen" der Brüdergemeinde.

Eine zweite Wurzel der Konfirmation finden wir bei den Wiedertäufern. Auf der Straßburger Synode 1533 erklärte Schwenckfeldt, er wünsche, daß eine Cärimonie eingeführt würde, wodurch die getauften Kinder, wenn sie herangewachsen, zum Christentum eingeweiht würden. Teils durch Schwenckfeldt, teils durch die Brüdergemeinde beeinflußt, tritt Butzer 1534 für eine Konfirmation ein. Diese bestand aus Absage des Teufels, Bekenntnis des Glaubens, Gelübde der Beharrlichkeit im Glauben, Handauflegung und Mitteilung des Hl. Geistes durch die „Bischöffe." Die von Butzer ausgehende Hessische Kirchenordnung vom Jahre 1539 (genauer Casseler Kirchenordnung) erwähnt die Konfirmation unter dem Titel „Von hendt aufflegen." Bezeichnend ist in ihr die von Butzer herrührende, romanisierende Formel bei der Handauflegung: „Nim hin den hl. Geist, schutz vnd schirm vor allem argen, sterck vnd hülff zu allem guten, von der gnedigen handt Gottes etc." In dem „Stärke und Hülfe" erkennt man deutlich die Bestimmung des Florentinums „ad robur."

In den der Reformation folgenden Verhandlungen und Streitigkeiten finden wir die Gnesiolutheraner von den Calvinisten und Philippisten scharf getrennt. Die von Brenz und Buggenhagen beeinflußten Kirchenordnungen haben die Konfirmation nicht, wohl aber die von Melanchthon beeinflußten. Nur Chemnitz in seinem „Examen Concilii Tridentini" nimmt eine vermittelnde Stellung. Wie Calvin verbindet er Katechumenat und Konfirmation. Die Konfirmation nennt er ein “offerri episcopo et ecclesiæ.” Zum Gebet meint er, ad quam precationem sine superstitione adhiberi possit impositio manuum.

Man muß aber festhalten, daß die Konfirmation nirgends, wo sie eingeführt war, mit dem Katechismusunterricht in Verbindung gesetzt war. Deshalb war auch die Definition der evangelischen Konfirmation eine sehr verschiedene.

Es ist **Speners** unvergängliches Verdienst, daß er der Kirche auf immer eingeprägt hat, daß der Katechismusunterricht Pflicht der Kirche und zwar der Pfarrer ist. Die katechetische Unterweisung aber muß ein Ziel haben, das nicht in der gedächtnismäßigen Aneignung des Memorierstoffes, sondern in dem Bewußtsein von der Tragweite der Lehre und in der innerlichen Erfahrung derselben liegen sollte. Die Konfirmation ist keinesfalls Selbstziel des Unterrichts, sondern nur eine äußerliche Form, die an und für sich wenig Wert hat und ihren Wert nur durch den vorangehenden Unterricht gewinnt.

Dieser von Spener der evangelischen Konfirmation eingeprägte Grundgedanke ist noch heute kräftig, und selbst der alles verflachende Rationalismus hat es nicht ganz vermocht, diesen Charakter der Konfirmation zu verwischen. Im Gegenteil, merkwürdig genug, war die Konfirmation ein Schoßkind geradezu des Rationalismus, der sie zu

einem „sinnigen" Familien- und Kirchenfest stempelte, gewiß nicht zum Segen, sondern zum Schaden für die wahre Konfirmation des Herzens. —

Damit sind wir denn bei den Schäden angelangt, unter denen unsere jetzige Konfirmationspraxis leidet. Ich möchte diese in vier kurze, prägnante Schlagworte zusammenfassen, nämlich:

1. Der katholisierende Charakter der Konfirmation,
2. Der Zwang zum Eintritt in die Abendmahlsgemeinschaft,
3. Die Vernachlässigung der Tauferziehung durch die Kirchenorgane und
4. Die innerliche Unwahrheit der Konfirmation.

Zum ersten Punkte, dem katholisierenden Charakter, habe ich zwei Punkte als besonders schädlich hervorzuheben, nämlich die Arrogierung einer besonderen Geistesmitteilung, und sodann die noch immer nicht ganz überwundene Betrachtung dieser Handlung als eines "opus operatum." Die Widerlegung einer magischen Geistesmitteilung habe ich schon vorher gegeben. Sie widerspricht der biblischen Handauflegung durchaus und ist schlechterdings nicht zu dulden. Auch ist diese Annahme nur eine von der Wirklichkeit leicht widerlegte Hypothese; denn die Erfahrung lehrt, daß von unseren konfirmierten Kindern sehr selten wirklich einmal einer oder eine von Gottes Geiste erfüllt ist. Darum ist es durchaus berechtigt, daß in unserer Agende die Butzersche Formel in einen Gebetswunsch verwandelt ist (No. 12 auf Seite 241). Dies ist das theologische Bedenken; es kommt aber noch das praktische hinzu. Auf der Meinung von der Mitteilung des Heiligen Geistes beruht offenbar die andere von der unfehlbaren Wirksamkeit der Konfirmation, also eine über alle Maßen übertriebene Wertschätzung der Einsegnung. Wie oft muß man es doch anhören: "I am a fullfledged Christian, I have been confirmed by the Rev. Soandso!" Damit, denken die Leute, ist doch jeder Zweifel an ihrem vollen Christentum ausgeschlossen. Selbst als Beschönigungsvorwand für den Nichtanschluß an eine Gemeinde muß die Konfirmation herhalten. „Sie müssen nicht denken, daß ich ein Unchrist bin; ich bin getauft und konfirmiert, aber . . ." Wie sehr wundern sich diese Leute denn, wenn man ihnen, oft vergeblich, klar zu machen sucht, daß die Konfirmation von keiner, absolut keiner Bedeutung ist, ja eher zum großen Schaden, so lange man nicht seinem Konfirmationsgelöbnis nachleben will. Es haftet an der Zeremonie eben noch immer der Begriff des opus operatum und der des character indelebilis.

Der Zwang zum Eintritt in die Abendmahlsgemeinschaft ist ein zweiter Punkt, der unbedingt beseitigt werden muß. Zwar ist hier nicht in erster Linie die Kirche zu tadeln, sondern vor allem die Eltern und die liebe alte Gewohnheit. Wer möchte es einer frommen Mutter verdenken, wenn sie ihr Kind gern des höchsten Segens teilhaftig sehen möchte und der innersten Befriedigung, die sie selber am Altare gefunden. So wird auf das Kind ein Druck ausgeübt, der einem

Zwange oft sehr nahe kommt. Wenn aber irgend etwas, so sollte die Beteiligung an der Kommunion nur auf freies, persönliches Begehren gewährt werden, Matth. 7, 6. In zweiter Linie aber ist doch auch der Kirche nicht der Vorwurf zu ersparen, daß sie dem Abendmahlszwang nicht kräftiger gewehrt hat. Wer es in diesem Lande noch mit deutschredender Bevölkerung zu tun hat, der wird immer wieder auf Anschauungen stoßen, die auf reichsdeutsche Verhältnisse zurückgehen. Nun ist 1832 die Hamburger Landeskirche die letzte gewesen, die die Konfirmation in ihre Kirchenordnung eingeführt hat. Es bestand also draußen bis zur Einführung des Zivilstandsgesetzes ein Konfirmations- und damit auch ein Abendmahlszwang. Man übersieht eben den gewaltigen Unterschied zwischen Abendmahlsberechtigung und Abendmahlszwang. In der Freikirche unseres Landes fällt natürlich beides fort, aber in den Gemütern unserer Gemeindeglieder ist der Zwang haften geblieben.

Drittens ist unter den Schäden der Konfirmation zu besprechen die Vernachlässigung der Tauferziehung. Wenn Frage 130 unseres Katechismus es als die erste tägliche Pflicht der Eltern bezeichnet, durch Erziehung und Unterricht der Kinder zur Gottseligkeit das Wachstum des neuen Lebens in den Kindern zu fördern, so darf sich doch die Kirche dieser Pflicht gewiß nicht entziehen, zumal da ja manche Eltern intellektuell nicht im Stande sind, dieser Pflicht nachzukommen. Wie aber entledigen wir uns dieser Pflicht? Hervorragend schön, sagen die Einen: gar nicht, sagen die anderen. Wer hat Recht? Beide werden auf die Sonntagschulen hinweisen. Der „moderne" Geistliche ruft aus: Wie herrlich ist meine Sonntagschule organisiert und abgestuft (Graded). Sie hat alle Departments, von der Cradle Roll bis zum Home Department, sie hat den Missionssonntag, Passionssammelbüchsen, Kindertag, Müttertag, Rally Day, kurz und gut: Alles, was je auf dem Gebiet der Sonntagschule erdacht ist, das hat meine Sonntagschule. Aber zweierlei wird dabei ganz übersehen, nämlich daß der religiöse Unterricht, den wir in der Sonntagschule erteilen können, absolut ungenügend ist und zwar anerkanntermaßen; sodann aber auch, daß der Hauptzweck der Sonntagschule, der Kindergottesdienst, dabei ganz vernachlässigt wird. Ueberhaupt ist doch die Sonntagschule vom theologischen Standpunkt aus, genauer vom Standpunkt der Wissenschaft der praktischen Theologie, absolut kein Ideal. Wenn wir erst die Konfirmation als den Abschluß des Katechumenates erkannt haben, so verneint die „moderne" Sonntagschule mit ihrem Heimdepartment und ihren Erwachsenen-Bibelklassen dieses Ziel durchaus und führt den katholischen lebenslänglichen Katechumenat unter anderem Namen wieder ein. Nicht als ob die Bibelklassen nicht nötig und nicht nützlich wären — leider ist gerade ihre Notwendigkeit die beste Stütze meiner Behauptung, daß die Kirche ihre Pflicht an den Kindern nicht getan hat (denn sonst brauchte sie die Arbeit nicht an den Erwachsenen nachzuholen) — aber in den Or-

ganismus des Katechumenats, in die Sonntagschule, gehören sie nicht hinein!

Auf der anderen Seite, wie die Sonntagschule leider noch in vielen, besonders kleineren Landgemeinden, betrieben wird, wo das Hauptlehrbuch die Fibel anstatt der Bibel ist, und der Hauptlehrgegenstand das A-B-C anstatt wie bei Timotheus der Glaube zur Seligkeit ist, da können wir doch erst recht nicht sagen, daß die Kirche ihre Schuldigkeit an den Kinderseelen tut! Sehr oft erhalten wir ja Kinder in den Unterricht, die entweder gar nicht oder nur höchst notdürftig deutsch lesen können. Und dann soll in einem kurzen Winter, der auf dem Lande nur zu oft noch durch schlechtes Wetter und unpassierbare Landstraßen verkürzt wird, den Kindern die ganze Wahrheit des Christentums nicht nur in den Kopf, sondern auch in das Herz gebracht werden! Wahrlich die Arbeiten des Herkules sind nur ein Kinderspiel gegen die Aufgabe, die der Pastor zu seinen vielen anderen Amtspflichten noch auf seine Schultern zu laden hat. Und wenn dann dieser Unterricht noch täglich gegeben werden könnte! Aber statt dessen muß er in den Abendstunden oder wenigstens nach den Schulstunden erteilt werden, weil die Kinder keine Schule versäumen sollen, oder weil sie schon mitverdienen helfen müssen. Jeder Amtsbruder wird mir da beistimmen, wenn ich sage, die ungenügende Vorbereitung ist eine der schwersten Schädigungen, unter denen unsere Konfirmationspraxis leidet.

Als letzten Punkt der inneren Schäden habe ich die Unwahrheit der Konfirmation bezeichnet, und zwar möchte ich eine dreifache Unwahrheit konstatieren, nämlich eine katechetische, eine liturgische und eine moralische.

Dit katechetische Unwahrheit liegt hauptsächlich in der öffentlichen Prüfung. Als ob durch solche Prüfung der wirkliche Erfolg des Unterrichts festgestellt werden könnte! Jedem Prediger sind ja aus eigener Erfahrung genug Fälle bekannt, in denen ein fleißiges und auch begabtes Kind so aufgeregt gewesen ist, daß es die einfachsten Fragen verfehlt hat. Andererseits kann auch die öffentliche Prüfung so eingerichtet werden und wird vielfach so eingerichtet, daß jedem Kinde vorher seine bestimmten Fragen und Sprüche zugeteilt werden. Dann ist die öffentliche Prüfung aus einem Lehr- und Glaubensexamen zum Theaterspiel geworden, das in der Kirche keinen Platz haben darf.

Unter der liturgischen Unwahrheit verstehe ich nun die Aufnahme in die Mitgliedschaft der Kirche. Wenn unsere Kinder durch die Konfirmation Mitglieder der Kirche werden, wozu müssen sie sich als Erwachsene erst noch an die Kirche anschließen? Und anderseits wie viele unserer Konfirmanden werden später überhaupt Glieder unserer Gemeinden? Wir erteilen ihnen alle Rechte an der Kirche, aber nicht an der Gemeinde, z. B. nicht das Stimmrecht. Nun ist aber die Kirche nach biblischer Auffassung entweder die Gesamtheit aller Gläubigen,

oder die empirische Einzelgemeinde. Nach unserm agendarischen Konfirmationsformular kann natürlich nur die Gesamtgemeinde verstanden werden. Dem Theologen ist das klar, aber den Laien nicht. Würde das aber in klaren unmißverständlichen Worten ausgesprochen werden, daß die Kirche, deren Rechte den Konfirmanden übertragen wird, die Evangelische Kirche ist, so würden wir in unserer Betrübnis ausfinden, daß das einzige Recht, das den Konfirmanden von Wichtigkeit erscheint, das Patenrecht ist. Auf die übrige Mitgliedschaft in der Kirche wird sehr wenig Gewicht gelegt.

Die schwerwiegendste Unwahrhaftigkeit endlich ist die moralische. Wir erkennen in der Theorie wohl an, daß „zur Konfirmation sollten nur solche Kinder zugelassen werden, deren ganzes Verhalten gezeigt hat, daß sie glauben und Christo leben wollen." Agende S. 235; aber wie steht es in der Praxis? Daß Gott erbarm! In 26 Konfirmandenklassen, die ich schon zum Altare geführt habe, ist es mir ein einziges Mal begegnet, daß eine Konfirmandin mit Zittern an den Altar getreten ist, weil ihr die Größe ihres Versprechens die Seele bedrückte, ob sie ihr Versprechen auch wohl würde halten können. Wir sorglos, ja oft geradezu gleichgültig geht der große Durchschnitt unserer Kinder zur Konfirmation!

Dann aber muß ich noch eine Unwahrhaftigkeit berühren, die wohl nicht wesentlich mit der Idee der Konfirmation verbunden ist, aber in der Tat sich doch oft an sie anheftet, ich meine die weltliche Nachfeier, und wenn ich so sagen darf, die Vorfeier. Als die weltliche Vorfeier bezeichne ich das schon Wochen lang vorher einsetzende Sorgen um die Kleidung, das Blumenbouquet, die Ringe und Ketten, kurz das ganze weltliche Drum und Dran der Feier. Anstatt in stiller Sammlung und Andacht den Morgen des Konfirmationstages zu verbringen, welch ein geschäftiges Laufen und Sorgen, Putzen und Schmücken des Leibes, und ist doch der inwendige Mensch des Herzens, welcher köstlich vor Gott ist. Und dann die Nachfeier! Es ist noch ein trauriges Ueberbleibsel aus rationalistischer Zeit her, daß die Konfirmation zu einem Familienfest wurde, je lauter und glänzender, desto besser. Wie oft aber geschieht es nicht bei einem solchen Feste, daß alle guten Vorsätze, die ein Kind des Morgens in der Kirche gefaßt haben mag, am Nachmittag bei Bier und Branntwein, bei Tanzen und Kartenspielen wieder umgebracht werden. Ich male schwarz; aber ich frage jeden erfahrenen Seelsorger, der nicht durch eine rosige, optimistische Brille sieht: Male ich etwa zu schwarz? Leider nein!

Wie denn können wir diesem Krebsschaden, der an dem religiösen Leben unseres Volkes frißt, abhelfen? Es sind ja Vorschläge genug gemacht, sodaß es wohl kaum möglich wäre etwas Neues auf diesem Gebiete vorzubringen. Aber eine ganze Reihe dieser Vorschläge werden wir abweisen müssen, nämlich alle diejenigen, welche sich auf das Leben nach der Konfirmation beziehen, also sich als Palliativmit-

telchen für Verfehltes und Versäumtes darstellen. Hierher rechne ich das C. E.-Gelübde, das man wie einen Flick über das Konfirmationsgelübde klebt. Aber wer das eine Gelübde nicht hält, der wird das andere ganz sicher auch nicht halten. Wird aber das Konfirmationsgelübde gehalten, wozu denn noch ein zweites oben drauf setzen? Hierher gehören Bibelklassen u. s. w., an und für sich sehr gut, aber zur Heilung der Schäden der Konfirmation ungeeignet. Nein, wenn wir die Schäden der Konfirmation beseitigen wollen, so können wir gar nicht frühe genug damit anfangen, d. h. nicht erst, wenn das Kind zum Unterricht geht, sondern schon in frühster Jugend. Ich möchte meine Forderungen formulieren in folgenden Sätzen:

1. Die Konfirmation werde hinausgelegt in ein viel späteres Alter, vielleicht so, daß die kirchliche Mündigkeitserklärung mit der bürgerlichen zeitlich zusammenfällt. Freilich, es lassen sich manche Gründe dafür und dawider anführen. Dawider würde es sprechen, daß man dann nicht die Hälfte, vielleicht nicht einmal den zehnten Teil der Kinder zur Konfirmation erhalten würde. Aber was man an Quantität einbüßen würde, würde man an Qualität gewinnen. Es ließe sich schon einrichten, indem man den Unterricht in Abendklassen erteilt. Wir würden wohl kleinere aber ernstere, sittlich gereiftere Schüler erhalten, mit denen man auch Punkte, die wir jetzt höchstens flüchtig streifen können, mit allem Ernste besprechen können, z. B. die Heiligung. besonders auch im siebten Gebot, die Vorzüge der Evangelischen Kirche u. s. w. Allerdings es müßte erst mit den anderen konfirmierenden Kirchen ein Abkommen getroffen werden, daß das Konfirmationsalter in allen Kirchen so verlegt wird, sonst würde die Folge sein, daß die Kirche, die erst in späterem Alter konfirmiert, ihre Glieder in großen Scharen verlieren würde.

Man hat sodann den Vorschlag gemacht, mit der Konfirmation im reiferen Alter das aktive und passive Gemeindewahlrecht zu verbinden. Dagegen hat man dann eingewandt, man würde dadurch eine ecclesiola in ecclesia schaffen. Aber dieser Einwand scheint mir unberechtigt. Gewiß wir würden einen inneren Kreis erhalten; aber der erst wäre wirklich die Kirche. Was sich jetzt unter dem Namen Christen in die Kirche drängt, würde nur in die ihm gebührende Peripherie abgeschoben werden.

2. Die Konfirmation darf nur auf persönliches **freiwilliges** Begehren erteilt werden. Die Konfirmanden sollten nicht von ihren Eltern gesendet werden, sondern freiwillig selbst kommen. Darum sollte es dem Kinde oder jungen Menschen auch frei stehen, am Schluß des Unterrichts von der Einsegnung zurückzutreten, ohne daß dem Konfirmanden, den Eltern desselben oder dem Pastor ein Vorwurf daraus gemacht wird. Wie die Praxis jetzt steht, ruft ein Verweigern der Konfirmation in der Gemeinde jedesmal einen großen Aufstand hervor. Da, heißt es denn, muß irgend etwas vorgefallen sein; da wer-

den dann Verdächtigungen und Verleumdungen laut und auf den Namen der Beteiligten bleibt ein Flecken für längere Zeit hangen. Ich entsinne mich, daß mir am Schluß des Unterrichts ein Knabe einmal sagte: „Herr Prediger, ich glaube den ganzen Schwindel nicht!" Natürlich verweigerte ich ihm darauf hin die Einsegnung und ließ mich nur durch vieles Bitten der Eltern bewegen, ihn zuletzt doch noch zu konfirmieren. Zwei Jahre später schoß sich der Jüngling tot. Wäre es nicht für alle besser gewesen, ich hätte ihn nicht konfirmiert. Also darum muß die Konfirmation absolut freiwillig sein.

3. Der Abendmahlszwang muß aufhören. D. h. es muß nicht wie bisher die Konfirmation die stillschweigend vorausgesetzte Konsequenz in sich tragen, daß die Neukonfirmierten nun auch zum Tisch des Herren gehen. Wer nicht wirklich das Verlangen danach in sich spürt, der muß ebenso gut fortbleiben können, ohne daß ihm daraus ein Vorwurf gemacht wird. Im Gegenteil, ich würde mehr von der Wahrhaftigkeit eines Jünglings denken, der sagt: Ich will und kann nicht zum Sakramente gehen, als von dem, der unter denselben Umständen mit der großen Herde mitläuft.

4. Die Konfirmation muß zur aktiven Gemeindegliedschaft führen. Das ist ein Ziel, das wir auch schon unter jetzigen Verhältnissen erreichen können. Im Alter von 13—15 Jahren, in dem unsere Konfirmanden meistens stehen, ist es nicht zu viel verlangt, daß unsere Konfirmierten schon lernen an den Lasten der Gemeinde mitzutragen; und dazu ist das Envelopesystem das allerbeste Hilfsmittel. Man wende nicht ein: Wo sollen die Kinder schon Geld her nehmen? Ei, sie haben es doch, wenn es sich um Ice Cream und Gum handelt, oder um die Movies; warum haben sie es denn nicht, wenn es für die Kirche geht? Es sollte also, wenn der Pastor die Aufnahme in die Kirche vollzogen hat, der Gemeindepräsident vor den Altar treten und nun auch die Aufnahme in die Gemeinde vollziehen, indem er die Jugend die Gemeindeordnung und einen Beitrag unterschreiben läßt. Es ist alter Erfahrungsgrundsatz, daß uns nur das lieb ist, was uns kostet Wir müssen unsere Jugend so erziehen im Unterricht, daß sie es als eine Ehre und Vorrecht ansehen, mitsteuern zu dürfen zu den Lasten der Gemeinde.

5. Die Hauptbedingung zu einer gesegneten Konfirmation ist ein viel intensiverer Religionsunterricht. Vor Jahren tauchte einmal, ich glaube, es war in Ohio, eine Bewegung auf, daß die öffentlichen Schulen den Mittwochnachmittag von weltlichem Unterricht freilassen sollten. Während dieses halben Tages sollten dann die Kinder obligatorisch zu ihrem Seelsorger oder Religionslehrer gehen, um religiösen Unterricht zu empfangen. Es scheint, als ob, wie so viele andere Bewegungen, auch diese im Sande verlaufen ist. Das ist aber sehr schade; denn es ist der einzige Weg unseren Kindern einen adäquaten Religionsunterricht zuteil werden zu lassen. Die wahrhaftig

erschreckende Unwissenheit in den nichtkonfirmierenden Kirchen wird mit vollem Recht dem mangelnden Religionsunterricht zugeschrieben; denn daß die Sonntagschule nicht genügend ist, ist unwidersprochen, wie auch andererseits von den englischen Brüdern stets bereitwillig zugegeben wird, daß wir mit der Konfirmation einen nicht hoch genug zu schätzenden Unterricht erteilen. Nur sollte er eben noch viel, viel intensiver sein und gemacht werden.

Die letzte, aber durchaus nicht geringste Frage ist nun aber die: Lassen sich diese Pläne überhaupt durchführen oder würden wir mit einer Aenderung der Konfirmation den Bestand unserer Kirche gefährden? Diese letzte Besorgnis nun glaube ich, dürfen wir getrost verneinen. Verändern, ja, aber nicht gefährden; denn wir haben das Vertrauen, daß Gott, der Heilige Geist, der seine Kirche schirmt, auch unter veränderten Verhältnissen seine Macht zum Heil und Segen der Evangelischen Kirche üben wird. In diesen Zeiten, da so manches stürzt, wollen wir unser Vertrauen doch nicht wegwerfen; denn, wie Schiller sagt, neues Leben blüht aus den Ruinen. Also selbst, wenn aus unserer Konfirmation eine Ruine würde, der Geist des Lebens wird nicht zur Ruine. Der das Leben geschaffen hat, der wird es auch erhalten.

Der Prolog des Johannesevangeliums.

Referat von K. Barkau.

Einleitung. A. Veranlassung und Zweck des Evangeliums.

Daß das vierte Evangelium von dem Apostel Johannes verfaßt worden ist, steht fest durch das Selbstzeugnis des Verfassers und durch das Zeugnis der Kirchenväter des zweiten und dritten christlichen Jahrhunderts (Eusebius, Origenes, Tertullian, Clemens Alex., Irenäus; dazu der Canon Muratori und die Peschito). Nur dogmatische Voreingenommenheit kann daran zweifeln.

Um den Inhalt des Evangeliums richtig zu verstehen und seine Bedeutung recht zu ermessen, muß man sich die Verhältnisse vergegenwärtigen, die zur Zeit seiner Abfassung in der christlichen Kirche herrschten. Diese hatten sich seit dem Tode des Apostels Paulus und namentlich seit der Zerstörung Jerusalems in mancher Beziehung geändert. Längst vorüber war die Zeit, in der die Apostel vorzugsweise Mitglieder des Volkes Israel für das Christentum zu gewinnen suchten, indem sie durch Hinweisung auf die alttestamentlichen Weissagungen die Identität Jesu von Nazareth und des verheißenen Messias bewiesen. Israel hatte die Einladung zum neutestamentlichen Gottesreiche endgiltig abgewiesen und war dem längst angedrohten und wohlverdienten Strafgericht Gottes verfallen. Das Christentum hatte es fortan nicht mehr mit dem jüdischen Volke, sondern mit dem heidnischen Römerstaate zu tun. Infolgedessen war es auch nicht mehr nötig, innerhalb der christlichen Gemeinde der Anschauung entgegenzu-

treten, daß das Heil in Christo nur für das jüdische Volk bestimmt sei, und daß ein Christ sich auch den Vorschriften und Forderungen des jüdischen Gesetzes unterwerfen müsse; die Gefahr, die dem Christentum von dem jüdischen Wesen drohte, war jetzt anderer Art. Es gab in den judenchristlichen Gemeinden Glieder, die in dem Christentum nicht die gehoffte volle Befriedigung fanden und sich nach der von ihnen aufgegebenen jüdischen Religion zurücksehnten. Der Grund hierfür lag einesteils in der Ueberschätzung des alttestamentlichen Kultus mit seinen Opfern und seinem Priestertum, anderseits in der Unterschätzung der Person und des Erlösungswerkes Christi. Dieser Mangel an wahrer christlicher Erkenntnis führte manche zum Abfall vom Christentum und zur Rückkehr zur jüdischen Religion. Vor solchem Abfall warnt ausdrücklich und eindringlich schon der Brief an die Hebräer. Aber auch auf die, welche in der christlichen Kirche verblieben, wirkte der stete Hinblick auf das Judentum mit seinem Gesetz und seinen Kultusformen sehr nachteilig ein. Sie kamen in der Lehre auf allerlei Abwege. Christi Gottheit wurde ihnen zweifelhaft und sein Erlösungswerk unverständlich, so daß sie schließlich in ihm mehr einen Gesetzgeber als einen Erlöser sahen. Ihre Irrlehre führte in ihrer weiteren Entwicklung zum Ebjonitismus.

Ist die Lehre der Ebjoniten als eine Mischung christlicher und jüdischer Elemente anzusehen, so verdankt der Gnostizismus seine Entstehung der Einwirkung heidnischer Philosophie auf christliche Lehrsätze. Die Gebildeten unter den Heiden fühlten sich vielfach von dem Christentum angezogen, weil es in der göttlichen Offenbarung eine neue Erkenntnisquelle darbot. Aber unfähig, die christlichen Ideen nach ihrer ganzen Wahrheit und Tiefe zu verstehen, verflachten und verzerrten sie dieselben, bis sie schließlich zu ihren Spekulationen paßten. Sie behaupteten dabei, eine wissenschaftlichere und tiefere Erfassung des Christentums anzubahnen, als in den heiligen Schriften zu finden sei. Dadurch wurden sie den Christen gefährlich, die eine Gnosis in gutem Sinne suchten, die, nicht mehr zufrieden mit den einfachen christlichen Offenbarungstatsachen, die diesen zu Grunde liegenden Ideen erkennen wollten. Die Folge davon war, daß man dem Monotheismus oder auch Pantheismus zuneigte, den historischen Tatsachen des Lebens Christi ihre Bedeutung nahm und die biblischen Schriften durch eine willkürliche Auslegung ihres eigentlichen Sinnes und wahren Wertes beraubte.

Eine Verbindung zwischen jüdischen und gnostischen Irrlehren findet sich nach dem Vorgange des Philo bei Cerinth, der behauptete, die Welt sei nicht von dem höchsten Gott, sondern von einer tief unter ihm stehenden Persönlichkeit geschaffen; Jesus sei ein Sohn des Joseph und der Maria gewesen; mit ihm habe sich bei der Taufe der Aeon Christus verbunden; vor dem Leiden habe der Christus Jesum wieder verlassen; nur der bloße Mensch Jesus habe gelitten.

Wenn es nicht richtig ist, das Johannesevangelium als eine direkte Streitschrift gegen solche jüdischen und heidnischen Irrlehren hinzustellen, muß es als ebenso verkehrt gelten, dem Evangelisten jegliche Bezugnahme auf dieselbe abzustreiten. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Diese Irrlehren waren da, und sie waren dem Apostel auch wohlbekannt. Cerinth kam sogar nach Ephesus, wo Johannes wohnte. Irenäus erzählt, daß der Apostel einmal eilig das Badehaus verlassen, als er erfuhr, daß Cerinth auch darin sei, weil er fürchtete, es werde über einem solchen Menschen zusammenstürzen. Zwar hatten sich diese Irrlehren noch nicht bis zu ihren letzten Konsequenzen entwickelt; aber Johannes konnte schon aus ihren Anfängen schließen, wie gefährlich sie einst der Kirche werden würden. Hieronymus berichtet, die kleinasiatischen Bischöfe und Gemeinden hätten den Johannes angetrieben, gegen die keimenden Häresieen ein Evangelium zu schreiben und darin Christi Gottheit bestimmter hervortreten zu lassen. Allein ein solcher Antrieb war wohl kaum nötig, Johannes fühlte selber, daß die Zeit gekommen sei, in der er mit aller Entschiedenheit gegen solches Unwesen auftreten müsse. Gegenüber den häretischen Zerrbildern des Heilands ließ er das in sein eigenes Inneres aufgenommene Bild des Gottessohnes aus sich herausstrahlen und stellte es in seinem Evangelium der Welt vor Augen. Er war sich auch dessen wohlbewußt, daß ein solches Bild des Heilandes das beste Mittel zur Ueberwindung dieser Irrlehren sein werde, ohne daß er nötig hätte, eine direkte Polemik gegen sie zu führen. Und darin hat er sich nicht getäuscht. Sein Evangelium ist im zweiten Jahrhundert die Hauptwaffe gewesen im Kampf gegen den Ebjonitismus und den Gnostizismus und hat ihre Ueberwindung möglich gemacht. Es ist etwas Wahres daran, wenn Lessing schreibt, Johannes habe durch sein Evangelium das Christentum gerettet.

B. Alttestamentliche Vorbemerkungen.

Unrichtig ist die Behauptung, daß Johannes eine neue Theologie ersonnen, sie mit heidnisch-philosophischen Begriffen verziert und sie dann in seinem Evangelium und namentlich im Prolog zu demselben in die christliche Lehre eingeführt habe. Vielmehr haben die scheinbar neuen theologischen Begriffe des Johannes ihren Ursprung im Alten Testament, und sie lassen sich sehr wohl aus ihm ableiten.

Der seinem Wesen nach verborgene Gott hat sich von Anfang an offenbart, und zwar durch sein Wort und seinen Geist. Schon bei der Schöpfung der Welt schwebt der Geist Gottes über den Wassern, und durch sein Wort werden Himmel, Erde und Meer geschaffen, und alle Geschöpfe darin und darauf ins Leben gerufen. Der Geist Gottes gilt darum als das Prinzip alles geschaffenen Lebens, Ps. 104, 30; Hiob 33, 4; 34, 14. 15, sein Wort als Mittel der Schöpfung, Ps. 33, 6, als Ursprung des Lebens, Deut. 8, 3; 32, 47. Weil alles Leben von Gott stammt, ist und bleibt alles Leben und besonders das Leben

des Menschen von ihm abhängig. Gott erhält es oder vernichtet es, je nachdem er ihm seinen Geist beläßt oder entzieht, Ps. 104, 29; Hiob 12, 10; 34, 14. 15. Gottes Tun in dieser Beziehung hängt ab von dem Verhalten des Menschen gegen ihn. Ist das Verhalten des Menschen das rechte, belohnt ihn Gott mit langem Leben in Freude und Frieden,; im anderen Falle ist früher Tod seine Strafe aus Gottes Hand. Das rechte Verhältnis zu Gott wird bedingt durch das Halten seiner Gebote; deshalb wird die Lebensverheißung hieran geknüpft, Lev. 18, 5; Hes. 20, 11. 13. 21. Aus dem Begriff des langen Lebens entwickelt sich dann der Begriff eines ewig-seligen Lebens, Dan. 12, 2, nach der Auferstehung Jes. 26, 19; Hos. 6, 2; Hes. 37. Und zwar ist es wiederum das Wort Gottes, das zum Leben ruft, sein Geist, der das Leben wirkt, Hes. 37, 4. 10. 14. Auch von dem Messias wird gehofft, daß er vom Tode zum Leben führen werde durch den Geist, der auf ihm ruht, und durch das Lebenswort, das er verkündigt, Jes. 59, 20. 21. Er wirkt das Leben; er ist selber das Leben, weil er das rechte Verhältnis zwischen Gottt und der Menschheit herstellt. Er ist das verheißene Licht, Jes. 42, 6, die vollkommene Offenbarung des Heils, das von Gott kommt. Er ist die Wahrheit, weil in ihm alle Verheißungen Gottes ihre Erfüllung finden. Licht und Wahrheit, Ps. 43, 3, oder Gnade und Wahrheit, Ps. 89, 15. 25; Ps. 98, 3 kehren in dem χάρις καὶ ἀλήθεια des Johannes wieder. Zwar wurden auch die Propheten ausgerüstet zu ihrem Amte mit dem Wort und dem Geiste, als Träger der göttlichen Offenbarung, 1. Sam. 3, 21; Jer. 1, 2; Hes. 1, 3; Micha 3, 8; Sach. 7, 12, Neh. 9, 30, aber nur vorübergehend und darum unvollkommen; auf dem Messias indessen ruht der Geist dauernd und in vollem Maß; darum ist auch seine Gottesoffenbarung vollkommen. In ihm ist alles beschlossen, was Gott den Menschen zu sagen hat: er ist das Wort Gottes.

Nach diesen einleitenden Vorbemerkungen folge nun

Die Erläuterung des Prologs.

Er umfaßt die Verse 1—18 des ersten Kapitels. Derjenige, von dem etwas ausgesagt wird, ist der historische Jesus Christus, nicht bald der λόγος ἄσαρκος, der präexistierende Messias, bald der λόγος ἔνσαρκος, der menschgewordene Gottessohn. In dreifacher Gestalt wird er uns vor Augen gestellt, im ersten Abschnitt des Prologs, V. 1—5, als Offenbarer des von Gott zubereiteten Heils, im zweiten, V. 6—13, als Träger des in der Welt erschienen Heils, im dritten, V. 14—18, als Vermittler der Heilserfahrung seitens des Menschen. Diesen drei Abschnitten entspricht die Dreiteilung des Evangeliums, Kap. 1—4; Kap. 5—12; Kap. 13—20, woran sich Kap. 21 als Anhang anschließt. Der Prolog ist also nicht als eine Einleitung aufzufassen, die nur in einem losen Zusammenhange mit dem Evangelium stände, sondern er enthält in Kürze den gesamten Inhalt desselben. Sein Zweck ist

nicht, in die christliche Gnosis und Religionsphilosophie des Evangelisten einzuführen, sondern Christum in seiner Heilsbedeutung darzustellen zur Grundlage für die Heilsverkündigung, die zur Heilserfahrung führen soll.

Erster Abschnitt.

V. 1—3. Im Anfang war das Wort, der Logos, und der Logos war bei Gott, und Gott war der Logos. Alles ist durch ihn entstanden, und ohne ihn ist nicht eins entstanden, das entstanden ist.

Unter Logos ist auch hier, wie überall im Prolog, der historische Christus zu verstehen. Wie kommt Johannes dazu, Christo diesen Namen beizulegen? Die nächste Veranlassung dazu war jedenfalls die Lehre des jüdisch-griechischen Philosophen Philo in Alexandrien (20 v. Chr. bis 54 nach Chr.), der griechische Philosophie und jüdische Theologie vereinigen wollte. Beeinflußt durch die platonische Ideenlehre, hatte er den Ausdruck Logos aus der stoischen Philosophie übernommen, um damit die Offenbarung des unsichtbaren Gottes zu bezeichnen, die im Alten Testament durch Wort, דָּבָר Geist, רוּחַ Weisheit, חָכְמָה Hiob 28, 12 ff., in den Apokryphen durch שְׁכִינָה oder מֵימְרָא ihren Ausdruck gefunden hatte. Der Logos ist nach Philo die Allvernunft, ein Mittelwesen zwischen Gott und der Welt; er ist selber nicht Gott, sondern Gott untergeordnet, nicht ewig, sondern erstgeboren, πρωτότοκος, keine Person, sondern nur eine Kraft, die bald hier, bald dort in einzelnen Wesen und Personen wirksam ist. Der Gedanke, daß der Logos Mensch werden könne, war dem Philo völlig fremd. Nur in einer einzigen Beziehung berührt sich sein Logos mit dem des Johannes, nämlich darin, daß er der Vermittler der Weltschöpfung, der Demiurg ist. Diese Philosophie des Philo war zu damaliger Zeit nicht bloß in Aegypten, sondern auch in Kleinasien und Palästina bekannt. Man schrieb Bücher über den Logos und predigte von ihm nicht bloß in Alexandrien, sondern auch in Galiläa und Jerusalem. Es würde geradezu unbegreiflich sein, wenn die zum Christentum übergetretenen Griechen und Juden keine Kenntnis vom Logos gehabt hätten. Jedenfalls ist der Logosname von philosophisch geschulten Christen und von heidnischen Denkern, die mit dem Christentum in oberflächliche Berührung kamen, auf den Heiland übertragen worden. Daß darunter die christliche Lehre von der Person des Heilandes leiden mußte, ist selbstverständlich. Sowohl seine Gottheit, als auch seine wahre Menschlichkeit wurde in Frage gestellt. Das gesamte Christentum wurde durch die Logoslehre in seiner Weiterentwicklung, ja in seinem Weiterbekehren, bedroht. Da trat Johannes, der langjährige Bischof der Weltstadt Ephesus, der wohl imstande war, die Verhältnisse seiner Zeit zu verstehen und zu durchschauen, als Retter des Christentums ein, indem er Christum für den Logos erklärte, zugleich aber seine ewige Gottheit und seine wahre Menschlichkeit feststellte. In-

lian der Abtrünnige hat dies richtig erkannt, wenn er meinte, durch seine Logoslehre habe Johannes das ganze Unheil angerichtet. Johannes konnte den Namen Logos wählen, und er hat ihn jedenfalls gewählt und schon vor der Abfassung seines Evangeliums in seiner Lehrtätigkeit gebraucht, weil er, wie wir vorhin gesehen haben, durch das Alte Testament empfohlen war. Konrad Meyer schreibt mit Recht: „Die Logoslehre des Philo und des Johannes sind zwei auf denselben Stamm, das Alte Testament, gepropfte Reiser, von denen das eine auf dem Boden der Philosophie, das andere auf dem der Heilsgeschichte gewachsen ist.“ Logos bezeichnet bei Johannes Christum im allgemeinen als den Offenbarer Gottes ohne direkte Beziehung auf die Menschen. Daraus erklärt es sich, daß der Name im Evangelium nicht weiter vorkommt. Der Heiland hat sich schwerlich selbst so genannt; seine Selbstbezeichnungen haben immer einen messianischen oder soteriologischen Inhalt; doch beruht die Erkenntnis des Johannes von Jesu, als dem Logos, jedenfalls auf Selbstaussagen des Heilands, ebenso gut als die daß er das Leben oder das Licht sei. —

Von diesem Logos wird im 1. Verse dreierlei ausgesagt, 1. seine Ewigkeit, 2. seine Persönlichkeit, 3. seine Göttlichkeit. Er war im Anfang ἐν ἀρχῇ. Dieser Ausdruck weist zurück auf den ersten Vers der Bibel. Dort heißt es: Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Die Geschichte der Erlösung beginnt mit denselben Worten, wie die Geschichte der Schöpfung. Der, welcher schon im Anfang war, bevor Welt und Zeit entstanden, ist ewig; denn vor Welt und Zeit liegt die Ewigkeit. Ferner war der Logos πρὸς τὸν θεόν, Gott gegenüber, in der Richtung zu ihm hin, von ihm verschieden und doch in innerer Gemeinschaft mit ihm stehend. Er selbst war, er erscheint also selbst als handelndes Subjekt, als eine selbständige Person. Er ist aber nicht Gott untergeordnet, wie der δεύτερος θεός des Philo, sondern θεὸς ἦν ὁ λόγος, er ist Gott gleich in Macht und Wesen.

V. 3. Dieser Logos, der Gott war, der im Anfang bei Gott war, in der Richtung zu ihm hin, nahm aber noch eine andere Richtung an, er schuf die Welt und wurde der Mittler zwischen Gott und der Welt. Alles ist durch ihn entstanden, und ohne ihn ist nicht eins entstanden, das entstanden ist. Vielleicht wollte durch diesen prägnanten Ausdruck, zuerst in positiver, dann in negativer Form, der Apostel nur die Macht und Herrlichkeit des Logos klar vor Augen stellen, vielleicht aber auch der gnostischen Anschauung entgegentreten, nach der die Materie, die ὕλη, aus der die Welt hervorging, ewig war und nicht von Gott geschaffen wurde, vielleicht dachte er auch an die Irrlehre der späteren jüdischen Theologie, die den Engeln eine Teilnahme an der Schöpfung zuschrieb.

V. 4 zeigte uns den höchsten Zweck der durch das Wort hervor-

gebrachten Schöpfung. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen. Unrichtig ist es, hier unter Leben das schöpferische Leben, den Lebensgrund und Lebensgeist zu verstehen, der sich in den Lebenswirkungen des verzweigten Lebens manifestiert (J. P. Lampe), sondern ζωή, Leben, bezeichnet hier, wie auch sonst bei Johannes, die Seligkeit. Gott ist selig, weil er vollkommen ist, weil er das Leben und volles Genüge hat und keines Dinges bedarf. Dies Leben besitzt sowohl Gott als auch der Logos; denn wie der Vater hat das Leben in ihm selbst, also hat er dem Sohne gegeben, das Leben zu haben in ihm selbst, Joh. 5, 26. Johannes hätte auch sagen können: Er war das Leben; aber er wählt die Form: „In ihm war das Leben," um auszudrücken, daß er das Leben nicht bloß für sich selber hat, sondern daß er auch die Quelle des Lebens ist, aus der alle schöpfen können. Und daß dies geschehe, ist sein Wunsch und Wille. Er hat die Menschen geschaffen, um sie seiner Seligkeit teilhaftig zu machen. Sein Leben sollte sein und war in der Tat das Licht der Menschen. Es läßt sich nicht leugnen, daß φῶς Licht, an manchen Stellen als Erkenntnis zu fassen ist, z. B. 2. Kor. 4, 4. 6., hier bedeutet es aber, wie an vielen Stellen des Alten Testaments, Jer. 13, 16; Jes. 59, 9; 60, 1 ff.; Micha 7, 8 u. s. w. das Heil Gottes. Demnach ist der Sinn der Worte in V. 4 b: Das im Logos vorhandene Leben ist das Heil für die Menschen.

V. 5. Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat es nicht ergrifffen.

Es ist hier nicht die Wirksamkeit des Lichtes zur Zeit des alten Bundes gemeint, sondern die Worte bedeuten: Das Licht hat geschienen in Christo Person, während er auf Erden wandelte; es scheint aber auch noch weiter in seinem seligmachenden Worte. Leider scheint es in der Finsternis. Wenn unter Licht das Heil in Christo, ist unter Finsternis die Heillosigkeit zu verstehen. Die ungläubige Menschheit hat das Licht nicht ergriffen. Das Volk Israel, sowie auch das Heidentum verhielt sich im allgemeinen ablehnend gegen das Heil in Christo bis hin zu jener Zeit, darum behielt die Finsternis in der Welt die Oberhand. Das Wort κατέλαβεν am Ende des Verses wird von einigen übersetzt mit „hat es nicht überwältigt," von andern mit „hat es nicht ergriffen." Wegen des Parallelismus mit V. 11 ist die letztere Bedeutung vorzuziehen. Nachdem der Apostel im ersten Abschnitt den Vermittler der Offenbarung und des Heils charakterisiert hat, schildert er im

2. Abschnitt, V. 6—13.

sein geschichtliches Auftreten in der Welt. Die von Johannes dem Täufer handelnden Verse 6—8 und V. 15 haben manchen Auslegern viel Kopfzerbrechen verursacht. Sie meinen, diese Verse paßten nicht an ihre Stelle, sie störten den Zusammenhang. Darum

behandelte Wendt (das Johannesevangelium) die Verse 6—8 als späteres Einschiebsel, Harnack (Ueber das Verhältnis des Prologs zum Evangelium) als parenthetischen Zwischensatz. Jedoch der enge Zusammenhang zwischen V. 8 und V. 9 ist unverkennbar. Deshalb schiebt Ritschl (Theol. Stud. und Krit. 1875) die Verse 6—9 zwischen V. 13 und V. 14 ein und setzt V. 15 vor V. 19. Wagenmann (Jahrbuch für Theol. 1875) will die Verse 6—8 und V. 15 entweder ganz streichen oder hinter V. 18 stellen. Tut man das letztere, zeigt sich, daß die Verse 6—8, 15 und 19 erst recht nicht zusammenpassen, läßt man aber die strittigen Verse ganz fort, ist für den Zusammenhang der übrigen Verse durchaus nichts gewonnen. Das Beste ist und bleibt, daß man sie an ihrem Platze stehen läßt; sie ergeben dort immer noch den besten Sinn.

Der Apostel beginnt den Bericht über Christi Erscheinen in der Welt naturgemäß mit Johannes dem Täufer und führt ihn dann fort bis zu seiner eigenen Zeit.

V. 6. Es trat auf ein Mensch, gesandt von Gott, mit Namen Johannes.

Der Vers zerfällt in drei Teile; doch ist es wohl nicht richtig, wenn Philippi der Nennung des Namens des Johannes besondere Bedeutung beilegt und behauptet, der Verfasser habe diese drei Punkte in bewußten Gegensatz zu den drei Attributen Christi in V. 1 gestellt, um auf die Inferiorität des Johannes Christo gegenüber hinzudeuten. Richtig scheint es zu sein, daß der Apostel in diesem Verse und in den folgenden Versen einer Ueberschätzung des Täufers entgegentreten will, der damals von vielen Juden als Blüte des israelitischen Volksgeistes vergöttert wurde, doch läßt sich die Gegensätzlichkeit nicht in solcher Weise im einzelnen durchführen.

V. 7. Dieser kam zum Zeugnis, daß er zeugte von dem Licht, damit alle glauben sollten durch ihn.

Die Bedeutung des Täufers lag nicht darin, daß er Gericht und Buße, Gnade und Vergebung verkündigte, sondern daß er als unmittelbarer Vorläufer des Heilsträgers auf diesen hinweisen und aus eigener innerster Erfahrung von ihm zeugen konnte. Durch dies sein Zeugnis sollten alle zum Glauben an das Licht geführt werden. Falsch ist es, δι αὐτοῦ auf φῶς zu beziehen; denn die Aufgabe des Lichts ist nicht, Glauben zu wirken, sondern zu erleuchten, heilig und selig zu machen.

V. 8 und 9. Nicht war er das Licht, sondern zeugen sollte er von dem Licht. Er war das wahrhaftige Licht, das jeden Menschen erleuchtet, im Begriff, in die Welt zu kommen. So hoch auch die Bedeutung des Täufers ist, als Abgesandter Gottes auf das kommende Heil vorzubereiten und durch sein Zeugnis alle zum Glauben zu bringen, steht er doch weit unter Christo. Er war nicht selber das Licht,

sondern er hatte nur die Aufgabe von dem Lichte zu zeugen, das damals im Begriff war, in die Welt zu kommen. Jesus war schon da, als der Täufer lehrte und wirkte. Es ist nicht richtig ἐρχόμενος εἰς τὸν κοσμον auf πάντα ἄνθρωπον zu beziehen und zu übersetzen, wie auch Luther tut; das Licht, welches alle Menschen erleuchtet, die in die Welt kommen, sondern es ist mit ἦν τὸφῶς τὸ ἀληθινόν zu verbinden.

V. 10 und 11. Er war in der Welt, und die Welt ist durch ihn geworden, und die Welt erkannte ihn nicht; er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf.

V. 10 setzt den Gedanken von V. 9 fort. Das Licht, das damals im Begriff zu kommmen, kam dann wirklich in die Welt, aber mit negativem Erfolge. Es ist hier nicht an die Gegenwart des λόγος ἄσαρ κος in der Heidenwelt vor Christo zu denken, sondern an die geschichtliche Gegenwart Christi im Fleische. Die Welt im Großen und Ganzen erkannte ihn nicht, nahm ihn nicht als ihren Heiland an, sondern verwarf ihn und verfolgte seine Jünger. Dies feindselige Verhalten der Welt gegen den Heiland ist natürlich und verdammenswert, da sie, wie alles Geschaffene, ihm ihr Dasein verdankt. Aber noch trauriger war, was V. 11 berichtet: Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Zwar ist die Welt das Eigentum des Logos, weil er sie geschaffen hat, aber richtiger ist es jedenfalls, wie es auch allgemein geschieht, die Worte τὰ ἴδια und οἱ ἴδι οι auf das Volk Israel zu beziehen, das als auserwähltes Gottesvolk in besonderem Sinne das Eigentum des Gottessohnes war. Auch Israel nahm Christum nicht auf, ein sehr gelinder Ausdruck für die schwere Schuld, die dies Volk durch die Verwerfung Christi auf sich geladen hatte.

V. 12 und 13. Wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden, nämlich denen, die da glauben an seinen Namen, die nicht vom Geblüt, noch vom Willen des Fleisches, noch vom Willen eines Mannes, sondern von Gott geboren sind.

Den Wenigen, die ihn aufnahmen, — es waren das ja eigentlich nur seine Jünger, — denen gab er die ἐξουσία die Macht, die Befähigung, die Anwartschaft, Gottes Kinder zu werden, weil sie glaubten an seinen Namen, als den konzentrierenden Ausdruck seines Wesens und seines Werkes. Sie wurden während der irdischen Lebenszeit Christi noch nicht Gottes Kinder, sondern sie erhielten durch den Glauben als Versöhnte oder Gerechtfertigte eine neue Stellung zu Gott, statt welcher sie nach Christi Himmelfahrt den Geist Gotttes empfangen konnten, als das Prinzip eines göttlichen Lebens. (Nach Godet.) Auch nach Johannes hat der Glaube seinen Ursprung in Gott (Joh. 6, 44, es ziehe ihn der Vater), jedoch ist auch der menschliche Wille dabei beteiligt. Der Mensch hat die Fähigkeit, sich für oder gegen Christum zu entscheiden. Indessen ist bei der Wiedergeburt jedes menschliche Tun ausgeschlossen; sie ist der von Gott aus Gnaden ge-

wirkte Eintritt des gerechtfertigten Gläubigen in das rechte Verhältnis zu Gott, die Gotteskindschaft, die das ewige Leben in sich schließt, das schon hier seinen Anfang nimmt und einst in der Ewigkeit seine Vollendung findet.

Dieser Geburt aus Gott steht in Vers 13 eine dreifache Verneinung gegenüber, deren einzelne Teile nur geringe Unterschiede enthalten. Ihr Sinn ist, daß auf ihre Weise zwar ein Menschenkind entsteht, aber auf diesem Wege nimmermehr ein Menschenkind zu einem Gotteskinde werden kann. Das trifft namentlich die Juden, die als leibliche Nachkommen Abrahams den Anspruch auf Gotteskindschaft erhoben. Es liegt nahe, in diesen Worten auch eine Hindeutung auf die übernatürliche Geburt Jesu zu finden und anzunehmen, daß der Apostel durch den Hinweis auf diese nochmals bezeugen wollte, daß auch die Geburt des Menschen zu einem Gotteskinde nur durch einen unmittelbaren Eingriff Gottes geschehen könne.

Dritter Abschnitt. V. 14—18.

Zu denen, die durch den Glauben Kinder Gotttes geworden waren, rechnet sich auch der Apostel. Er war gläubig geworden durch alles, was er von Jesu gesehen und gehört hatte. Auf diese Weise zum Glauben zu kommen, war nach Christi Erhöhung nicht mehr möglich. Damit aber noch recht viele gläubig würden und die durch den Glauben bereits zu Gotteskindern Gewordenen im Glauben beharrten, will der Apostel ihnen den geschichtlichen Verlauf des Lebens und Wirkens des Heilandes erzählen. Er beschreibt ihnen, was er selber gesehen und gehört hat.

V. 14. Das Wort ward Fleisch und hat sein Zelt unter uns aufgeschlagen; und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als eines Eingebornen vom Vater, voll Gnade und Wahrheit.

Johannes geht mit diesem Verse auf den ersten Vers zurück. Beide Verse stehen in scharfem Gegensatz. Der ewig war, hat einen Anfang genommen; der bei Gott war, hat sein Zelt unter uns aufgeschlagen; der Gott war, ist Fleisch geworden. Das Subjekt dieser drei Aussagen ist der Logos, der geschichtliche Christus, als Träger der Heilsoffenbarung. σάρξ ἐγένετο, er ist Fleisch geworden, hat das Fleisch angenommen, die gesamte geistleibliche menschliche Natur, nicht etwa bloß die Leiblichkeit, so daß der ganze Logos in dieser Daseinsform vorhanden war und sichtbar wurde. Es ist wohl möglich, daß der Apostel bei diesem scharfen, krassen Ausdruck an Cerinth und seine Genossen gedacht hat. — Von diesem als σάρξ in die Erscheinung getretenen Logos wird weiter gesagt: ἐσκήνωσεν ἐν ἡμῖν, er hat sein Zelt unter uns aufgeschlagen. Mit diesen Worten wird auf die dauernde und deutliche menschliche Erscheinung des Logos hingewiesen; er hat als Mensch unter uns Menschen gelebt; wir sind mit ihm zusammen gereist, haben mit ihm gegessen und getrunken. Dann aber weist der

Ausdruck ἐσκήνωσεν auf das Wohnen Gottes in der σκηνή, der Stiftshütte, hin, um seinem Volke mit Heil und Hilfe nahe zu sein. Was dort im alten Bunde vorgebildet war, sieht Johannes durch die Menschwerdung des Logos, des Offenbarers Gottes, erfüllt; Gott und sein Heil sind in Christo erschienen. Klar und deutlich wird das durch die δόξα, Herrlichkeit, die Christo eigen war. Diese Herrlichkeit haben wir, die Jünger, dauernd und gründlich geschaut, ἐθεασάμεθα Sie bestand nicht in dem Besitze der auf die Weltregierung bezüglichen göttlichen Eigenschaften, sondern in der Fülle von χάρις, der sich selbst mitteilenden Gotttesliebe, und ἀλήθεια, der wahrhaftigen Offenbarung des wirklichen Wesens Gottes. Die Worte πλήρης χάριτος καὶ ἀληθείας sind auf αὐτοῦ zu beziehen. Der Nominativ πλήρης ist gesetzt, um Unklarheit zu vermeiden. Diese Herrlichkeit war eine solche, ὡς, wie sie dem Eingebornen vom Vater zukommt πυράπατρõς ist nicht mit δόξα zu verbinden, wo es entbehrlich ist, sondern mit μονογενής, was sonst völlig in der Luft schwebt. — Die Worte μονογενής παρά πατρός hat die kirchliche Dogmatik und Exegese von jeher auf die generatio aeterna, die Zeugung des Sohnes durch den Vater in der Ewigkeit bezogen, wohl mit Unrecht. Näher liegt es darunter das geschichtliche Ausgehen des Sohnes vom Vater zum Zweck der Menschwerdung und Offenbarung Gottes zu verstehen.

V. 15. Johannes zeugt von ihm und rief also: Dieser ist's, von dem ich sagte: Der hinter mir kommt, ist mir vorangekommen, denn vor mir war er.

Diese Aussage über Christum ist sicher nicht von dem Apostel erdichtet und dem Täufer in den Mund gelegt. Sie macht ganz den Eindruck, als ob der Täufer sie mehrmals wiederholt hat, wodurch sie sich dem Johannes unvergeßlich einprägte, und ihm eine wörtliche Wiedergabe möglich wurde. Am passendsten ist es, alle drei Sätze der Aussage nicht zeitlich, sondern als den Rang bezeichnend zu nehmen. Der hinter dem Täufer dreinkommt, von ihm also abhängig zu sein schien, ist ihm als Träger eines höheren Berufes vorangekommen, weil er von vornherein als Sohn Gottes eine höhere Stellung einnahm.

V. 16 und 17. Denn aus seiner Fülle haben wir alle genommen, und zwar Gnade um Gnade; denn das Gesetz ist durch Mose gegeben, die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden. Was der Täufer bezeugt, haben die Gläubigen erfahren. Aus der Fülle Christi, aus dem, was ihn erfüllt, aus seinem Heilsinhalte, haben wir uns eine Gnadenerweisung nach der andern geholt. Wie im Meere eine Welle auf die andere folgt, sind aus der Gnadenfülle des Heilandes die Gnadenerweisungen in dauernder, ununterbrochener Reihenfolge hervorgegangen. Es zeigt sich hierin die den alten Bund überstrahlende Herrlichkeit des neuen Bundes. Im alten Bunde

herrscht das Gesetz, das Forderungen an den Menschen stellt; im neuen Bunde gilt die Gnade, die nicht fordert, sondern gibt. Dies erklärt sich aus der großen Verschiedenheit der beiden vermittelnden Personen. Mose ist in keiner Weise der selbständig Handelnde, er ist nur der Vermittelnde; Gott redet seine Worte durch ihn; Christus ist selber das Wort, die Offenbarung der Gnade und Wahrheit Gottes. Auch alle übrigen Offenbarungsvermittler sind unvollkommen, weil sie nur aus dem menschlichen Bereicht, nicht aus der Gemeinschaft mit Gott schöpfen. Darum

V. 18: Niemand hat Gott je gesehen, der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schoß ist, hat ihn verkündigt.

Es ist nicht zu lesen ὁμογενὴς θεός, der eingeborne Gott, trotzdem diese Lesart gut bezeugt ist, sondern μονογενὴς υἱός, der eingeborne Sohn, da nur an diesen Ausdruck die folgenden Worte ὁ ὢν τὶς τὸνκόλπον τοῦπατρός angeknüpft werden können. Christus, der Mensch gewordene Gottessohn, hat in seiner Präexistenz Gott angeschaut und erkannt, darum entspricht seine Offenbarung Gottes allein der Wahrheit und Wirklichkeit. Bei den Worte ὁ ὢν εἰς τὸν κόλπον τοῦ πατρός hat man die innige Gemeinschaft gedacht, in der der Sohn während seines Erdenlebens mit seinem Vater stand. Besser ist es aber, hierin einen Hinweis auf die Erhöhung Christi zu finden. Jetzt, nachdem er sein Werk auf Erden vollendet hat, ist er in des Vaters Schoß zurückgekehrt und hat nun wieder erhalten, was er im hohenpriesterlichen Gebete, Joh. 17, 5, sich erbittet: „Verkläre mich, Vater, mit der Herrlichkeit, die ich hatte, ehe die Welt war."

Der Apostel kehrt dann am Ende des Prologs dahin zurück, wovon er am Anfang aus ging. Der Logos, der von Ewigkeit bei Gott war, sich dann in seinem Erdenleben sichtbar offenbarte, ist nun wieder zu Gott zurückgekehrt.

Schluß.

So sind die Leser über die geschichtliche Heilsoffenbarung und ihren Mittler genügend unterrichtet, so daß sie den Bericht vom Heil und vom Heiland verstehen können, den der Apostel in seinem Evangelium aufgrund eigener Erfahrung geben will, um alle zu gleicher Erfahrung zu führen, zum Glauben an Jesum Christum, den Sohn Gottes, und zum ewigen Leben durch ihn.

Benutzte Werke und Schriften.

1. K. Meyer: Der Prolog des Johannesevangeliums.
2. Fr. A. Philippi: Der Eingang des Johannesevangeliums.
3. J. P. Lampe: Das Evangelium nach Johannes.
4. Chr. Ernst Luthardt: Das Evangelium nach Johannes ausgelegt.

5. A. Schlatter: Einleitung in die Bibel.
6. Otto Zöckler: Handbuch der theologischen Wissenschaften, Band 1.
7. Aus der Real-Encyklopädie von Herzog, Plitt und Hauck die Artikel: Johannes, der Apostel, die Gnosis u. s. w.

Why the Pastor, Above All Others, Stands In Need of a Private Devotional Life

(By a member of the Committee on Devotional Life.)

1. *Because he must continually grow in spiritual knowledge.* According to Matth. 13: 52, "He, as a scribe who hath been made a disciple to the Kingdom of Heaven, is like unto a man that is a householder, who bringeth forth out of his treasure new and old." The new things must be found by him, or he will not be able to offer them to others. The old things must arise in his consciousness with new freshness and vigor. Both experiences will come to him only as he becomes, whatever his versatility may be otherwise, "a man of The one Book." He will have to set aside some stated time every day for this purpose. Possibly he can do it in connection with his theological and other reading. But the attitude of mind must be such, that the heart seeks not theology but God, not the analytical or synthetical grasp of the Bible, but laying hold of God Himself, hearing His voice, coming under His influence. In some form or other devotional Bible reading and prayer are indispensable to this end. The consummation: *growth in spiritual knowledge,* is certainly large enough to be worthy of any human life.

This knowledge is large and varied. It relates to self, our sinful, helpless self. It relates to God's thoughts. God has a program regarding my own life, regarding the nations at large, regarding individual nations, regarding the Church and the world. All this is laid down in His Word, and revealed to the diligent searcher. And I expect to be rewarded with such a prize without my own seeking, without my own faithful effort? Can I afford to remain poor in the knowledge of God when He Himself wills that I be rich? Greatest of all is the knowledge of God Himself, and His Son. Regarding this our great High-priest took pains to tell us: "To know Thee, the only true God, and Him whom Thou didst send, Jesus Christ—this is life eternal." If such knowledge is acquired and deepened and maintained thru the channel of devotional fellowship—is this in itself not an all sufficient argument in favor of such exercise of the soul?

There are at least five other arguments, all growing out of the great fact that our Christian relation is a Life. Hence it leads to,

2. *Spiritual feeding.* Our theological study deals with spiritual food. So does our preparation for our sermons, our catechetical instruction, our pastoral work. It is either the gathering and storing, selecting or distributing of such food, and it may be done in the most high-minded, judicious and serviceable way. But how long can this continue, if *doing it for others* represents *all* of our activity. I have a friend, a wholesale grocer, who assembles vast stores of food-stuffs in his cellars and ware-rooms distributes them by the truck-load, thruout the town, and means a great deal to the economic life of the city. But while these vast stores move back and forth under his eyes every day he himself must do a very simple thing. Three times a day he must sit down at table, take a very, very small part of this food and—eat. Some small little percentage of the food products must be assimilated by him and put to his own use, or his usefulness, yea his life, quickly ends.

There is no need of a commentary. Assuredly every disciple has been charged to serve his fellow man, both spiritually as well as physically, by the command preceding the feeding miracle: "Give ye them to eat." And the repentant heart that turns to the Lord in grateful love is honored by the blessed command, "Feed my lambs, feed my sheep." But this very need of others, of receiving and assimilating the truth, is the very strongest reminder of our own need in the same direction. Hungering and thirsting after righteousness, after God, are therefore recommended in such a way that none of us can overlook it. And the joyful experience of the psalmist (119, 50) is expressed in the recognition, "for Thy word hath quickened me." Jesus certainly refers to more than His own needs when He refutes Satan: "Man shall not live by bread alone, but by every word that proceeds out of the mouth of God." If Isaiah makes a glad promise (65, 13): "My servants shall eat, but ye shall be hungry"—the Saviour points out both the necessity and the possibility of nourishment of one's own spiritual life, John 6: 27: "Work for the meat which abideth unto eternal life."

The very expression *"work"* points to self's own effort, such as is not offered in public services conducted by others so much as in *private devotions.*

3. *Our Christian faith is life and therefore requires exercise.* Many a pastor wrongly seeks it in mere outward activity, the public address, the attempt at organization, the rendering of some private or public service, the enlistment of others, with one's self, in some charitable undertaking, etc. etc. But this is mere outward exercise which must have been preceded by a finer, an invisible, a spiritual kind.

Where we are called into the Christ-life we are born again. We are created into a spiritual organism, of which our physical organism, our body, is a visible type. We received spiritual *eyes,* spiritual

hands, spiritual *senses,* a spiritual *heart* a spiritual *lung.* These organs partake of the perfection of all of God's creation; but according to God's laws of life everywhere, they begin with a state of undevelopment which is to rise by degrees into the perfection of the full man in Christ. This training is given, to a large degree, into our own hands. "Come apart with me daily," says the Lord. "And I will teach your spiritual eye to see." The psalmist was able to triumph; "I see the miracles of Thy law." Others did not see them. "Come apart with me daily," says the Lord, "and I will develop your powers of perception. Your conscience shall be sensitized, your heart-beat become more vigorous, your emotions be deepened. Your lung, so to speak, shall learn to breathe in holy aspiration. Your voice shall earn to cry out Abba Father, to articulate ever more clearly, your inward man become real, strong. After such exercises of the soul the visible exercise of the outward deeds of the Christian life will become both genuine and fruitful.

4. We stand in *need of daily preservation and protection.* This is an unsanitary world. From the Christian viewpoint even more so than from the medical. Soul dangers are more numerous than those threatening the bodily life. If we teach our children,

Now I lay me down to sleep,
I pray the Lord my soul to keep—

we know that we need this giving over of the soul into the Lord's keeping, not only in the evening, but the morning as well, and every moment in between. We prach to our congregations, that it is our universal duty to watch and pray, and that our wrestling is not against flesh and blood, but with principalities and powers, and we know that our ministerial office does not make us exempt in this respect, but on the contrary, is the cause of many special and peculiar dangers. Our life is as offensive to the one "that had the power of death" as that of any reborn soul. And if we consent to become the special servants of the Prince of Life, we ought to know that we must expect the special attacks of the murderer from the beginning. Brother in the ministry! how are we going to escape the wiles of the evil one unless we disinfect frequently and regularly our heartlife and our own hearts, our points of touch with the world. Satan asked to have you that he might sift you as wheat; but I made supplication for thee, that thy faith fail not. (Luke 22, 31) Does that not tell of the special temptations of those who want to be close to the Master? And if it is a glorious testimony to the saving power of the Master's intercession—is it not an equally plain call to *join* in the struggle? If Christ's intercession in itself assures the final victory, our participation and cooperation ought to follow the more naturally.

Is there any lack of evidence of the need. "Demas forsook me having loved this present world." (2 Tim. 4, 10) Examine biogra-

phies of brethren in the ministry which might be written under this heading, whether the men in question have turned to some other more remunerative occupation or simply plod on as hirelings. The soured minister, the unenthusiastic man, the man without winning power, wearying his congregation, grieving the saints and rejoicing the worldling, discouraging the ardent young souls who have been touched by the living Spirit from on high, making more of some little avocation than his great calling,—if you and I see him here and there, let him strike terror to our hearts. How easy for me to drift into the same condition. Sin may come back to me in a sharp, sudden all-powerful attack as a lion seeking whom he may devour. Or sin may attempt to kill me by an unperceptible process like the falling of the almost invisible specks of mildew covering finally with slimy decay. But there is no excuse for me in spite of conditions round about me. I have this promise: "I have prayed for thee"—and I have His urgent call—"watch and pray." I have the time and opportunity for this—if I want to. I can set aside some time for special private devotional life. And this special exercise will develop a general attitude of prayerfulness and watchfulness. And by this participating in the salvation He has wrought this world becomes a safe and sanitary place for me.

Is it not a wonderful thing to note the safe-guarding of certain of God's children? Amid the opportunities of making money they remain unscathed; in seasons of scarceness and want they cast their burdens upon the Lord and remain of good cheer. Doctrinal error—enmeshing so many others,—simply has to permit them to slip thru. And great trials, beclouding the minds of the strongest men, filling them with thoughts of doubt and rebellion, stranding them on the rocks of despair and open denial—leave them with the peaceful assurance—"He maketh all things well."

Search and see whether, next to the Lord's Grace, this is not due to a spiritually natural reason—the daily association with the Way ,the Truth and the Iife.

5. Our life is a part of *Him who is the Life.* And here is another viewpoint making the private devotional exercise necessary—we need a daily *revitalizing.* I must not only remain alive I must remain alive in the Christlife. "I live, yet not I—Christ liveth in me." Merely to remain alert physically, mentally, "keeping our interest fresh," misses the main point, "I am the vine—ye are the branches—he that *abideth*——" reveals the secret. The exercise of real devotion, like the true participation in Holy Communion, is an intaking of the living Christ into our very being, a supplanting of self by Him—until eternity shall reveal the fulness of the mystery quoted above: *Not I but Christ.* But how is such a consummation brought about except thru a frequent drawing

nigh and frequent yielding: Lord empty me of mine, fill me with that which is thine.

6. Our relation to the living Lord and the living God being a life-relation it is furthermore a *love-relation.* Christianity is not doctrine, precept or opinion, not the mere observation of certain rules of living, but the relation to Him Who is the very personification of love. We summarize with the apostle the secret and the joy and the power of our position in the words: "We love Him, because He loved us first." Temperament and training and the response we may meet round about us, may cause various forms of expression of this love-relation. In spite of an intensely loving heart many a one of us may seem predominantly an intellectual Christian or a reserved unemotional Christian. And still it is the element of love that is at the bottom of all usefulness and fruitfulness in our personal and ministerial life. Love for men is generated only by the love of Him Who loved us first. And this love is not only the gift of His grace, but the fruit of cultivated acquaintanceship, frequently sought intercourse, acceptance of the Lord's assurance of love, the prayer for His gift of love, and the confession of our experience of love. And if you point out, quite truly, that there is another element,—the exercise of love toward our fellow man, since "whatever ye have done to the least of these ye have done it unto me"—you will also agree, that you will do it the more frequently and fully the more you have lived in love-fellowship with *Him.*

In thus reminding ourselves of the great truths 1 Cor. 13, we will not fail to think of Christ and God Himself, even before we think of men, as we acknowledge Paul's repeated and sweeping quotation, "I am become sounding brass or clanging cymbol,"—"I am nothing."—"it profiteth me nothing"—if I have not love. No devotional life—no abiding growing love.

7. Our treatment of no. 1 was imperfect. Besides the knowledge of one's self and God's plan in general there is necessarily a *recognition of God's will* as it must be lived day by day, often in ever varying form, and as it needs our readjustment in certain periods of our lives. The Christian life and especially the ministerial life, the pastoral life, is of tremendous consequence. "Lord what wilt Thou have me do," really is the request for orders wherewith we must come to our Master every morning and at many another time. It means more than making a program for the day or even making it prayerfully, or asking onr Lord's blessing upon our program as we are able to formulate it. It means an attuning of our mind to His, so that changes necessary in the course of the day, and oftentimes indicated thru what we would consider disturbing occurrences, or disarrangements, may be accepted as His better plans, to which we can gladly adjust ourselves. If our devotional life

teaches us to do this in the comparatively small affairs of every day we will have just the preparation necessary for the larger, and sometimes very large readjustments, affecting our private course for years at a time, or affecting our whole church life and calling for the united effort of the many, whereof these post-war days present numerous striking examples. The great thing is to be able to recognize the Lord's will, to learn to put first things first, and to keep the command ever present "work while it is day."

8. We are not laying undue stress upon events which are close to us if we speak of the *special trials of these latter days.* They are an urgent call for the fostering of the private faith-life of the pastor. Whatever the duration of God's days and years ahead of us may be, these past few years have brought us with rapid strides towards the period of time designated in many ways as the last days of the prophecies. The powers of darkness are settling with a deep pall upon a church which, to a large extent, is forsaking the love of truth and giving itself over to apostasy. The open doors to the nations, given by Him that hath the key of David, are not being entered by His church as they should be and the reaction of disobedience is becoming apparent. Anti-Christian influences are growing perceptibly, endangering the faithlife of ourselves and making our task the more difficult. What a special call to "put on the full armor of God." And must the armor not be put on daily?

9. Have we caught the full significance and preponderating importance of *the prospect of the Lord's return?* In as far as we are alive to that truth, and this truth has become alive in us, do we stand where the Lord wants us to stand? No one who does not daily search the scriptures can possibly grasp the extent to which God's final message to us in the New Testment is permeated with the central thought of the Lord's return. It is this truth that gives definiteness to our aims, vigor to our efforts, freshness to our hope, earnestness to our obedience, joy amid the very desperateness of human development. Who can be really prepared, if he has not learned to look for the returning Lord, however great a number of questions regarding the same he is unable to answer? But—we arrive at the same argument. Only with a regular private devotional life will the pastor be a blessed servant whom His Lord, upon His return, shall find watching.

10. Finally, remember what deserves to be called the very highest function of Christian life. Intercession. The calls for such fairly pour in upon us. Our own inadequacy and dependence upon higher help in all our pastoral work fairly forces us upon our knees. Our church members meet us, greet us, write us with the request: Pastor, pray for us! Our friends in their many distresses and problems repeat the request. Our home missionaries close their

reports upon their lonely task with the sentence "pray for us." From heathen lands there meets us the same cry on the part of our workers there, "pray for us." Either these calls remain unheeded and have a chilling and deadening effect upon us, or they are heeded and help to distribute the unsearchable riches of our ever gracious and ever hearing God, carrying streams of blessing to others as well as ourselves. Now, honestly, *when* or *how* are we to find time for this service of paramount importance, if we have not learned and are willing to learn to find time for intercourse with our God in both reading and prayer?

The above is submitted by the writer with the humble confession, that he has but very inadequately made use of the privileges indicated. But he witnesses with increasing conviction and joy to the necessity and limitless blessing of the private devotional life. Furthermore as to the living of it:

It can be done. All true believers are witnesses to this fact.

The fact that it is not done especially on the part of our pastors is at the bottom of most of our evils. With the Lord's help:

Let us do it. If we do, our little group of a little more than one thousand pastors will, in the power of the Lord, *be an invincible army.*

The Relation of the Dogma to the Life of the Church

BY REV. H. VIETH

The teaching of Jesus was not in any way dogmatic, nor did He present a thoroly worked out system of theology. The truths that Jesus taught and proved with His entire life are greater than all dogma, for they are uttered with an authority that cannot be gainsaid; they must be either accepted or rejected, but they cannot be argued about. Jesus presents not a dogma but a way of life, and the only way to prove His truths is to live His life. This men and women have done all over the world, and in ever growing numbers. These men and women have never desired or asked anything of this world, but to be left alone to live—the life in which they found peace and an abiding happiness. But because the life that Jesus lived and presented to His followers and that they in turn lived before the world, claims to be the only right life, it has never gone unchallenged by the world. As they have fought Jesus to His death so have they of the world fought and persecuted those who attempted to live like him. And out of these persecutions have come the attempts to justify the Christ life before the world, even to convince the world of its truth, and have led to the formation

of the dogma. So the dogma is apologetic in its very nature; it grows out of the life of the church under the pressure of the world's antagonism. But is it really necessary to the life of the church? Must it and should it have a permanent influence on this life? And if so, how far does this influence extend? Since every serious student of theology must sooner or later find answers to these questions, we believe that their discussion is always timely.

Christianity is life, and all life must have a beginning, a birth. Does the dogma ever have any influence on the beginnings of Christian life? Decidedly not, for no one has yet succeeded in arguing a man into faith, but the great missionary successes of the church have been won by presenting the life of Christ, the Gospel, and the Gospel is not dogmatic. The dogma has never won a single convert or brought a single soul from death to life. But once a man has accepted Christ and tries to live like him, he finds that the great body of general knowledge accepted by the world at large as true is not always in harmony with the truth of Christ. Yet in some way such a harmony must be found, if he is to continue to live in the world of men. Of course those whose life is not touched by the great current of world thought do not feel this need, they defend their new-found faith and life by the very fruits apparent in their own life, peace, power and freedom. The common man has no need for the dogma and therefore generally has no interest in it, no understanding of it, and, as a rule, no use for it. But the educated man faces constantly the current of world thought. This thought conforms always to certain rules and standards that men are pleased to call, science, and science accepts nothing that is not measured by these rules and standards. So the educated man must either lose touch with his own world, give up his standing among men of his own kind, when he becomes a Christian, or he must attempt to couch the simple truths of the Nazarene in the language of science, and subject it to the rules of the same. We find then that the dogma, having its origin not in the birth but in the defense of the Christian life, is not necessary to the life of the church nor to the life of the average Christian, but is necessary to the peace of mind and the standing of the educated Christian.

The first great attempt at dogmatic formulation is, therefore, naturally connected with the contact between the Gospel of Jesus and the intellectual life of the Graeco-Roman civilization. The common people accepted the Gospel readily, idolatry broke down before the superior force of the religion of Jesus, there was no real controversy except between the theology of the church and the philosophy of Greece. And this controversy lasted till long after Christianity had really conquered the life of the Roman Empire. With the final conquest of theology the dogma took its first set form. With the apologetic stimulant lacking the need for dogmatic formu-

lation was no longer felt. After Constantine the dogma was carried to its logical conclusion and defended against some heresies, in which the spirit of ancient Greece was revived for short periods, but otherwise the dogma became stereotyped.

A very curious thing now happened. This dogma, which had never made a single Christian was made the standard of the Christian, i. e., it was decided that not the acceptance of Christ and His way of life, but the acceptance of the dogma constituted the Christian. This procedure may have seemed very natural in a time which was still close enough to the contest between the Gospel and the philosophy to feel its after-effects. The great teachers who had defended the life they had found in following the Nazarene, dominated the life of many a generation. So there was little disposition to find fault with the dogma at least on the part of the average Christian. Attacks on the dogma by theologians there were indeed, but they wrought no change in the dogma, they only accentuated its stereotyped form. But what effect did this dogma, which had to be accepted, have on the life of the church? Because the dogma and not the life of Christ was the standard, the life of the church became stereotyped also, set in its forms and lacking in spirit. In other words the dogma failed utterly to keep the church to a living faith. And so we come to our second conclusion, that as the dogma never made a Christian it never kept a Christian. Yet the church did attempt to force the dogmatic formulation of the life and teachings of Jesus, formulations which had their basis in the thought currents of earlier times and generations, upon people who lived in an altogether different world and under totally different conditions.

That only force and not persuasion could accomplish this object became more and more apparent as the great movement of the Germanic tribes gradually changed the modes and habits of thought of the older world. The Germanic tribes showed a refreshing tendency to revert to the Gospel instead of to the dogma. The nations of the older world saw their control of the church threatened and rallied to the cause of the dogma and the cause of the dogma triumphed, and was even by the ever increasing power of the pope carried to the utmost extremes. The spirit of rebellion was banished to the realms of mysticism or kept alive in the hearts of the plain people as among the Waldensians. But in this process the church lost her spirituality to such an extent that even missionary work was carried on by the sword rather than by the preaching of the word. The dogma that could not make a Christian and could not keep the Christian to a living faith, thus antagonized every movement for a return to the fundamentals of the Christian religion as the only true standards of Christian life and faith. One may of course say that it is not the dogma so much that is to blame

as the church back of the dogma, or shall we say, the ecclesiastical organization of the church, for the pew has never been much interested in the dogma. But it is just the church that made the dogma the standard of Christianity, and it is in that sense we are speaking of the dogma. The church would not let the dogma be what it really was: the presentation of the Christian faith in the scientific terms of a certain age, and made of it an absolute expression of the Christian doctrine. It is this confounding of the dogma with the Christian faith that has made the dogma such an evil influence in the Church, such a source of strife and unhappiness, when in its proper place and sphere it might have been a source of infinite blessing.

The spirit of protest against the strangling force of the dogma, never entirely suppressed, was revived thru the renewed influence of the Orient, which was brought about principally by the Crusades. This eventually led to the Reformation. The Reformation was a protest against the rule of Rome in religion and Rome had been the most potent influence in making the dogma and not faith the standard of the Christian. So there came with the Reformation a chance to set the church free from the life destroying curse of dogmatism and thus uncover the sources of the real spiritual life. But dogmatism had entered the very life of the church, so that many, perhaps most, theologians thought the church depended for her life on the dogma, instead of the Gospel. Luther himself certainly did not think so. Yet so powerful was the influence of dogmatism, that the church of the Reformation became, soon after his death, entirely a church of the dogma. Not only the theologians, but the churches themselves were obligated to accept a dogma, that perhaps in most cases they could not comprehend. Take for instance the cleavage caused by the three letters U. A. C. Nobody can for a moment imagine that Christ could ever have subjected his followers to a test like that, but the church did and, in many cases, does yet. And the result was the same as before, the loss of spirituality; and in consequence the Lutheran Church as a church never did become an institution for the propagation of the Gospel. Where Lutherans have done Mission work, the impetus has almost invariably been given from without. On the other hand we notice, that churches which are most free from all dogmatism have the greatest spiritual power, provided of course always, that they are Gospel churches. The Moravians and the Quakers may be cited, the Moravians for the strength of their missionary work, the Quakers for their Christian stand during the late war, which proved that a church without any dogmatism may have a great deal of faith and principle.

The church of today as a whole pays less attention to the dogma than ever before. While it has become increasingly difficult to defend the old dogma against the science of today, the faith of the

churches seems not to have suffered from this state of affairs. At least where a church is reasonably free from dogmatism, the controversy between science and the dogma seems not to be reflected in the life of the congregation. On the other hand we find that the church of today is first of all a mission church, she sees her first and perhaps her greatest task in the propaganda of the Gospel. And she has made the wonderful discovery that the dogma does not help her in this task. With very few exceptions dogmatism does not enter into the relations of the missionaries of the different church bodies.

The church of today is standing squarely on the Gospel and she is challenging the world to live up to it. And in giving the world the challenge of the Gospel she has herself met the challenge of the social need of our time, and this calls for anything but dogmatism; indeed we may well say that the dogmatism of the past has had a great deal to do with the estrangement of the masses and the urgency of the social crisis. People cry for the bread of life, not for the canned wisdom of bygone days. Many churches have already dispensed with the dogma as the standard and criterion of the life and faith of their members. And the churches everywhere are trying to apply the remedy of the Gospel to the need of our times and to evolve in this struggle a new conception of Christianity.

Shall we deplore this? Can the church afford to let the dogma die? Well let me assure you that the dogma will not die, it will only be put in its place. It will no longer be the testing-stone of a man's standing in his church, the question asked will not be: Do you subscribe to all the dogmas of the church? but rather: Do you live a life that is in harmony with Christ and his Gospel? But to the educated the need of a dogma will be as great as ever. He still faces as did the Christians of more than a millennium ago, a current of world thought that is diametrically opposed to the life and teachings of Jesus, and to the life that we as his followers want to live. But we cannot oppose the world-thought of today, expressed in terms of our own time, with the dogma of a thousand years ago, expressed in terms often only half understood, because that dogma does not meet the issue. Evolution and the systems of philosophy based on this new science have brought new doubts and fears. Many old assumptions have gone by the board. Do you believe that God wants you to rest lazily assured that science of today cannot ask any question that the dogma has not answered, cannot propose an argument that has not been met? No, the foundation remains, but the superstructure must be renewed to meet the need of the times. And so we believe that only the dogma born of the strife of today has any value. To be sure it will help to know how others fought and conquered, and therefore a study of the dogma and its

history will help one to avoid many mistakes. To know how others thought about Jesus, will help you to see him clearer. To know how others met their problems and answered their questions, will help you with your own problems and questions. But in the last analysis you must be the builder of your own dogma. Don't build your faith on the borrowed dogma of another age, but build your own dogma on your own living faith. If your life is Christ-given and Christ-like, your dogma can never be anything but a Christian dogma. No fruit of the life Christ gave can ever be anything but pleasing to him. And if the dogma is the fruit of a real Christian life, it will answer all the questions of today for the educated Christian, and will give to the doctrine, of the church a new power with the masses.

If we do not possess such a life of faith, no dogma of other days can give it to us. Life is of the spirit and so it must grow and find new expressions and forms where the old ones are destroyed. And so, I believe, we will go on from knowledge to knowledge, till we see everything clearly even as we are seen.

The Foolishness of the Cross

By Charles John Keppel

I

The Cross of Shame

In connection with a series of evangelistic meetings which the writer conducted in one of our larger cities he announced as his subject for the address on a certain evening: "The Religion of Jesus —What?" In the course of a conversation with the pastor of the church where this service was to be held the latter remarked: "I am especially anxious to hear this sermon. The subject appeals to me, "The Religion of Jesus—What!" You will notice that by a slight change of punctuation he took it as an exclamation instead of a simple question. I had thought to touch on the essential content of Christianity,—he evidently expected that I should discuss the element of surprise that enters into the world's attitude toward the religion of the Christ. Fortunately this happened a day or two before my scheduled address. My friend's suggestion had revealed to me a new and almost startling point of view, and the sermon I preached was quite different from that which I had originally in mind.

The fact had been forcibly brought to me that there is a religion of Jesus and there is a *religion of Jesus*—the religion of Jesus in a general way, and the *religion of Jesus in particular.* The first includes anything and everything that associates itself with His name, with a latitude of interpretation and application that is alike bewildering and appalling. The latter, the religion

of Jesus in particular, indicates that which Jesus actually believed and taught, and follows very closely the interpretation of the men nearest the Christ, who among all would be His best exponents.

And right here lay the question that forced itself upon my attention. Has this specific religion of Jesus Christ gone out of date? The religion of Jesus—what? Do you mean to say that the religion of Jesus is to be taken just as it appears at its inception? Do you mean to say that the religion of Jesus is to be regarded seriously as having a claim on the present-day world that cannot be ignored? Do you mean to say that the religion of Jesus dare assert itself even in the face of opposition and persecution, that the boldness of Peter and John is not antiquated, that it can live anew in the disciple of the modern age? The religion of Jesus—what! You do not mean to assert that it will rise again from the tomb of the past where it appears to have been buried with the apostles and the early martyrs and Savanarola and Huss and Luther and Wyclif?

Our answer can be but one thing if we are true men. The religion of Jesus today must be *the religion of Jesus*—His faith, His interpretation of life, His teaching, His bequest to the children of men. It dare not be determined by our own peculiar ideas or desires. Too often "the wish is father to the thought." This is evidenced in the modern rejection of the doctrine of retribution after death, so clearly taught by Jesus. In fact this tendency runs current thru our entire "parallel philosophy," our own individual interpretation of the Christ "with amendments and reservations." Nor dare the *religion of Jesus* be influenced by popular opinion or clamor, the spirit of the times, the demands of the masses—to hold the people! Neither dare it permit itself to be confused or turned aside by the insidious doctrines of self-appointed expositors and teachers of Scripture. Jesus Christ needs no supplement in Mrs. Eddy or Pastor Russell or the New Thoughtists, Theosophists or Spiritualits of our day. And again, it dare not lose its distinctive character thru adaptation. Adaptation is inevitable. Thru succeeding generations there is ever a changed world—a new organization of peoples, modified standards of living, the challenge of unprecedented problems and difficulties and neeeds. *But there is no new Gospel!* There can not be,—for the esence of the Gospel is the essence of the being of God, Love, incarnate in Jesus Christ. Well did Paul write to Galatian Christians (Gal. 1: 6): "I marvel that ye are so soon removed from him that called you into the grace of Christ unto another gospel: which is not another; but there be some that trouble you and would pervert the Gospel of Christ. But tho we or an angel from heaven preach any other gospel unto you than that which we have preached unto you, let him be accursed. As we said before, so say I now again. If any man preach any other gospel

unto you than that ye have received, let him be accursed. For do I now persuade men, or God! or do I seek to please men? for if I yet pleased men, I should not be the servant of Christ. But I certify you, brethren, that the Gospel which was preached of me is not after man. For I neither received it of man, neither was I taught it, but by the revelation of Jesus Christ."

And Paul did not make it one whit too strong, for there is certainly no semblance of sense in giving heed to and bringing sacrifices for a religion that is largely the product of human thought and invention, born of human desire. If Jesus Christ means enough to us that we dedicate our temples to His name and acclaim Him Saviour of the world, then indeed is it as fatal as it is absurd for us to be content with any structure of religion that is not definitely of His own building. The religion that a sane man wants today is the religion that comes from a living God, and if the religion of Jesus is to be our own it must be beyond question the religion of the God-revealing Jesus and not of a man like ourselves, nor of the masses of men like ourselves. It must be His religion, and His alone, and His fully, leaving nothing out. And now note the deduction.

Paul, chiefest among the apostles, the choice of God to be the great messenger to the Gentile world,—Paul reveals an intelligent grasp of the thought of the Christ as it stood out that day so clearly against the background of the Master's life, the latter still fresh in the memory of many witnesses. What does Paul say that the Gospel of Jesus Christ must be?

With characteristic force and intensity Paul writes thus to the Church in Corinth: "For I am determined not to know anything among you save Jesus Christ and Him crucified." This statement of Paul may be taken as thoroly representative of the thought of the first Christian church. This first church was the immediate product of Jesus' ministry and of the Holy Spirit's baptism. Its evidence is therefore conclusive. Note again what Paul says: "For I am determined not to know anything among you save Jesus Christ and Him crucified." There is the gospel for Paul! The gospel is Jesus Christ Himself, and—the Cross. Yes, the cross, the unpopular, ignoble, despised Cross.

First, for Paul, the gospel is Jesus Christ, the living personality. The human problem in its last analysis is a problem of the human individual, the human personality. The most effective force in the influencing and molding of human personality is human personality. And therefore God has chosen to redeem personality thru personality, a personality both human and divine, that of Jesus Christ. There is no other way. The religion of Jesus is not a matter of ideas, of philosophy; not a matter of ideals, of inspiring aims and purposes; not a matter of organization or affiliation, of church

or denominational membership or effort; not a matter of service, however noble; not a matter of sacrifice, however praiseworthy. *It is a matter of Jesus!* The gospel of Jesus Christ is Jesus Christ Himself. You must know Him, live and walk and talk with Him. He mut be the motive power of your life, of your church's life, of your nation's life, if it would be Christian. There is no substitute. The power of Christianity is altogether a personal power—a power of personality—and it can come only from and thru a living personality, the God-ordained Personality, Jesus the Saviour of the world.—Is that all?

The gospel that Paul knows is that, but it is *more.* It is not only "Jesus Christ" whom he preaches, but "Jesus Christ and Him crucified." Ah, to Paul it is the *Christ* and the *Cross!* The Christ was popular, the Cross was not. The Cross was to the Jews a stumbling-block and to the Greeks foolishness. To the world it was a *Cross of Shame.*

Did Paul cease to preach it because of that? Never! Rather does his emphasis become more definite and his fervor more intense when he brings to men the message of the "Cross of Shame."

The "Cross of Shame" do I say?—Yes, that is why it was not popular with the world. For it represented an unfinished work. Jesus had lost out. So the world said. He had come to redeem His people, ultimately from Rome, but immediately from the oppression of their own leaders, and He had failed. The Cross ended it all. The world loves a fight and worships a fighter—but the fighter must win. He dare not lie down in defeat. He must finish the job. He must "clean up" his adversaries. Jesus did not. The Cross of Jesus represented therefore the ignoble stigma of a lost battle—it was a "Cross of Shame."

And it was the more a Cross of Shame because it was presented persistently as the ideal, the divinely intended life purpose for every true follower of the Christ. Was it not the mandate of the living Master (Matth. 16: 24): "If any man will come after me, let him deny himself, and take up his cross, and follow me. For whoever will save his life shall lose it: and whosoever will lose his life for my sake shall find it?" Was it not the supreme attainment in the life of Paul: *"I am crucified with Christ,* nevertheless I live, yet not I, but Christ liveth in me?"

And yet does not this take the virility out of man? Were not men made to fight to the last trench and to die as did Macbeth in the harness like a hero? Can a man be a *man* and like Jesus, silently, patiently submit?—Not a word, not a hand raised, aye, even discouraging proffered aid as that of Simon with his sword—is that a man?—who simply gives up like a coward?

And to preach, is it not to encourage a "yellow streak," a cowardly, cringing, effeminate character? Ah, that must be wrong!

The Cross of Shame is a stumbling block! Aye, it is foolishness! Who would accept such ridiculous doctrine? Not we, say the Jews! Not we, say the Greeks! *Not we,* says the world of today! The Christ is all right—but the Cross, with its picture of cowardice, of unresisting yielding to the enemy, that is not manhood! No, manhood is virile and fearless and bold; it fights, and fights hard, and never dies except it have dealt the last blow. That is a man! So said the Jews. So said the Greeks. So says the world. And O, God forgive it, so today *says the Church,* yes, the Church of the Christ, at least a large, large part of it. "Fight," says the Church, "for that is to be a man!" "Fight," says the Church, "for that is your duty before God!" "Fight," says the Church, "for that is the will of your Christ."

But the Cross,—what about the Cross? "Hush! Hush! Not too loud! For we cannot be proud of that! Somehow we agree with Simon Peter when he told the Lord He ought never submit to it. Somehow Simon Peter was right when he drew the sword in the Garden of Gethsemane and smote off the ear of the High Priest's servant. And Jesus, poor, cowardly, cringing, unmanly, effiminate Jesus was wrong when He bade him put the sword back into the sheath." So said the Jews. So said the Greeks. So says the world. And, God forgive, so says the Church! But the Christian, regardless of Greek, of Jew, of world and Church, the Christian goes on believing and preaching what Paul believed and preached, Jesus Christ and Him crucified." "And if any man preach any other gospel unto you than that ye have received, let him be accursed." "For the Jews require a sign, and the Greeks seek after wisdom: but we preach Christ crucified, unto the Jews a stumbling-block, and unto the Greeks foolishnes; but unto them which are called, both Jews and Greeks, Christ the power of God, and the wisdom of God."

II

The Cross of Love

According to the Apostle Paul the Cross of Jesus Christ is the heart of Christianity. Paul is determined "not to know anything . . . . save Jesus Christ and Him crucified." "But God forbid that I should glory *save* in the Cross of our Lord Jesus Christ, by whom the world is crucified unto me, and I unto the world."

In our preceding discussion, entitled "The Cross of Shame" we noted how the Cross was interpreted by the world in the days of Paul—to the Jews it was a stumbling-block, to the Greeks foolishness. They could not see how it could possibly fit in with a gospel of power, with the promise of God and of Jesus that the day of the Messiah should bring freedom to the children of men. "And you shall know the Truth and the Truth shall make you free." So Jesus had said—but if the Truth is not stronger than *that,* if it

yields so easily, without a struggle, if it throws up the sponge in the first serious crisis. if it refuses to avail itelf of the power of God, the "twelve legions of angels," that might have saved the Christ from the Cross—if that is the character of the Christ-message, if its power is to be judged by the cowardly behaviour of its chief exponent—it is a failure from the very outset. There is no hope for mankind in that.

So reasoned the world. So reasons the world today. And the Church, at least a very appreciable part of it, the versatile Church, reasons both ways; preaches the one when it speaks of the Christ; preaches and practices the other when it deals with the practical problems of men.

But the Christian who has a vision of the Christ and is close to the heart of the Master, the Christian who respects the interpretation of Paul and his co-workers—that Christian looks not on the Cross as the Cross of Shame—he does not need to blush or mumble an apology—he looks on the Cross of Jesus Christ with a deep sense of joy and gratitude and pride, and he says with Paul: "But God forbid that I should glory, save in the Cross of our Lord Jesus Christ"—for to him the Cross is the *Cross of Love.*

The Cross of Love, what is that?—It is the Father's way of saving men. "For God so *loved* the world that He *gave*"—gave on the Cross—"His only begotten Son, that whosoever believeth in Him should not perish but have *everlasting life.*"

Somehow it had to be, that if Love would save, Love must die—*not kill.* For "except a corn of wheat fall into the ground and die, it abideth alone: but if it die, it bringeth forth much fruit." This fact alone should answer all objections that may be brought against the Cross. It is not an *inevitable calamity.* God could have averted it. He chose it. (John 3: 16.) Jesus could have averted it. He chose it. (John 10: 18.) It is deliberate on the part of God. Nor is it an indication of cowardice. This suggestion is conclusively refuted by the refusal of Jesus to avail Himself of the twelve legions of angels. The Cross is not mere *strategy*, that is, a valuation of the teaching above the life. (So that when Jesus recognized that the end must come He preferred death Himself to death for His followers, that "the Truth" at least might be saved from the impending disaster.) This theory at least properly credits Jesus with a wholly unselfish devotion to His cause and to His followers, but it fails utterly to explain the exalted sense of triumph that Jesus appears to associate inseparably with the contemplation of His rejection and death. (Compare John 12: 20-33; 14: 30; 16: 5-7; 16: 20-22; Chapter 17 entire; 19:30)

No! *The Cross is obedience to the Father!* For, says Jesus (John 18: 11) "the cup which the Father hath given me, shall I not drink it?" And Paul writes of Jesus (Phil. 2: 8-11): "and

being found in fashion as a man, he humbled himself, becoming obedient even unto death, yea, the death of the cross. Wherefore also God highly exalted him, and gave unto him the name which is above every name; that in the name of Jesus every knee should bow, of things in heaven and things on earth and things under the earth, and that every tongue should confess that Jesus Christ is Lord, to the glory of God the Father."

Aye, the Cross was God's chosen means toward an end, and that end, in part at least, was the presentation of Himself in such a way that He should win a voluntary service on the part of men, a glad service, inspired by gratitude and founded in a love that was born of love. "We love Him because He first loved us."

What then is the Cross of Love? It is not inevitable calamity. It is not cowardice. It is not strategy. Rather it represents a *climax*, the most wonderful and beautiful expression of the Love of the great Father-God, yearning to set His children free. Or we may put it thus. The Cross is the result of the action of *unresisting Love* in a world controlled by the forces of evil. Do not fail to observe that the Love thus revealed is not a *silent* Love, but a *teaching* Love, making clear the Truth of God; not a *cowardly* Love, but *a bold and fearless* Love, openly assailing the enemies of Truth; not a *compromising* Love, not yielding one fraction of an inch to the Devil or his representatives; and yet withal, it is not a *resisting* Love, that fights evil with the weapons of evil; not a *militaristic* Love, that seeks its noble ends by force of arms; not a *blood-stained* Love, death-dealing—destroying life in its effort to bestow life; it is none of these! The Love of God, wielding the sword of the Spirit, Truth, sharper than any two-edged sword,—the Love of God is *only positive, only life-giving*. It may be violated, but its character is never changed: it remains *Love;* it refuses to hate, to coerce, to kill! At least thus is God's Love revealed in the present dispensation of Grace.

But the world says: Such love is powerless, is inadequate, is visionary, is soft, sentimental, mushy, slushy, muddy-brained, cowardly. I ask you, Has the Love of Christ, unresisting a it was,—has it no power?

Ask Paul. He says it is a *constraining* Love. Verily, "the Love of Christ constraineth us," for it fetters the heart with the bonds of tenderness; it draws the soul with the magnetism of its purity and sacrifice. That is the mightiest influence that a man knows. LOVE! A mother's! A wife's! A girl's! A child's! A Christ's!

Ask Simon Peter and John and the women on Easter morn. They will tell you that it is a *death-conquering Love!* Jesus cannot be held by the tomb. His Love triumphs. Easter follows Black

Friday. The Love that the world admires is death-dealing; God's is death-destroying.

Ask the beloved disciple who lay on the bosom of Jesus. He says it is a *Life-awakening* Love! Not merely a power in itself, but a *power-producer!* "We love," says John, "because He first loved us." *Love, God's Love, is Life!*

The Cross of Love ,the Cross of Non-Resistance, represents what Paul terms "the more excellent way" (1 Cor. 12: 31 A. V.) God does not lose in that He refuses to fight with the weapons of men and of the devil. Nay, God wins,—and He wins a victory that is not only bloodless, but that is endless. With God there is no temporary triumph. Indeed, the method of Christianity, while undeniably that of non-resistance, is not merely negative. It substitutes for the resistance by brute force a greater power, a power that overcomes ,a power that is of God, not of the Devil, the power of Love of which Paul writes when he says: "Be not overcome of evil, but *overcome evil with good.*"

And the Cross of Love has a message for the men and the Church and the nations of today by what it implies. What does it imply? First, that the "Cross of Love" method, the method of suffering but not inflicting, must be the best, the noblest, the divine method, else God would not have adopted it as His own in the saving of the world. Second, that the "Cross of Love" method of realizing the divine ideals for humanity is *the only method open to Christians!* This is true on the one hand because all other methods have, thru centuries of trial, proven utterly futile; but particularly because our lives and our efforts are to reduplicate the Christ's. "As my Father hath sent me, *even so send I you.*" With so obvious a mission as a heritage, and the patient, suffering, non-resisting, conquering Christ for an Example, it will be no easy task for the Church to explain her spirit and her conduct in many of the great crises that have arisen among the peoples of the earth. The "Cross of Love" process of Kingdom building may not be as spectacular so far as the immediate realization of certain coveted ideals is concerned; indeed, the "Cross of Love," true to its character, always appears at first completely to have failed. But the "Cross of Love" represents a planting, the fruitage of which is as enduring as it is sure. The "Cross of Love" is content to plant the life-kernel, then leaves growth and harvest in the hand of God. Human methods are deceiving: their results are superficial, transitory. We cannot hope to reap good fruit from a corrupt tre. In God's appointed day the wisdom of the economy of Love will be fully vindicated. And in that day we shall grasp with admiring gratitude the fuller meaning of Heaven's "new song:" "Worthy art thou to take the book, and to open the seals thereof: for thou wast slain, and didst purchase with thy blood men of every tribe, and tongue, and people,

and nation, and madest them to be unto our God a kingdom and priests; and they reign upon the earth."

In the Cross of Christ I glory,
Tow'ring o'er the wrecks of time;
All the light of sacred story
Gathers round its head sublime.

(*To be Concluded*)

Editorielle Aeußerungen

Die Völkerliga.

Wenn diese Nummer in die Hände unserer Leser kommt, wird die große Wahlschlacht aller Wahrscheinlichkeit nach schon geschlagen sein. Es wird dann entschieden sein, ob das amerikanische Volk eine Völkerliga, so wie Mr. Wilson und Genossen sie in Versailles zusammengezimmert haben, haben will oder nicht. Wir können nicht anders annehmen, als daß es sich mit überwältigender Mehrheit dagegen aussprechen wird. Gewiß sollten Vorkehrungen getroffen werden, die Menschheit vor der Möglichkeit eines neuen Weltbrandes zu schützen. Ja, es sollte das Streben aller Völker und Menschenfreunde sein, für allgemeine Abrüstung und Weltschiedsgerichte die Bahn frei zu machen.

Aber die Wilsonsche Völkerliga tut nichts der Art. Sie ist eine Verbindung der Sieger des verflossenen Krieges mit dem Zwecke, sich die Beute für alle Zukunft zu sichern. Um den Vorwurf der Parteilichkeit von vornherein zu entkräften, führen wir einen ganz einwandfreien und zuverlässigen Zeugen an. Es ist der Franzose Henri Barbusse, der selbst 23 Monate im deutschen Feuer gestanden, und es in seinem Buch „Le Feu„ so erschütternd geschildert hat. Er sagte auf der Internationalen Konvention früherer Kriegsteilnehmer in Genf (siehe „Rundschau," S. 457): Die Liga ist die Koalition einer ganz exklusiven Gruppe von habsüchtigen kapitalistischen Mächten, den Siegern im letzten Weltkrieg, die kein anderes Interesse haben, als die besiegten Völker auf dem Boden zu halten, zu knebeln und auszusaugen. Darum wollen wir den Friedensgedanken hineinpflanzen in die Herzen der Völker. Wir, die Kämpfer im Weltkrieg, haben die **blödsinnige Lüge längst** von uns gewiesen, daß die Zentralmächte allein schuld seien an diesem Kriege. Wir sind überzeugt, daß alle Großmächte die ungeheuerliche Verantwortung mittragen müssen.

Dem haben wir kein Wort hinzuzufügen. Ein Glied des Volkes, das im Kriege mit am meisten gelitten und durch den Frieden mit am meisten gewonnen hat, spricht jener Völkerliga das schärfste Ver-

dammungsurteil. Darum sollte der Ligaplan in seiner vorliegenden Form in Grund und Boden hineingestimmt werden. Zwar wissen wir sehr wohl, daß die republikanische Partei nicht entfernt die Stellung zur Liga in dem Versailler Frieden einnimmt wie die oben gezeichnete. Sie ist gegen die Liga bloß, weil sie Amerika seiner Bewegungsfreiheit beraubt und es in Abhängigkeit von Europa bringt. Es ist zu beklagen, daß sie die Liga nicht auch aus höheren Gründen, denen der Moral und Menschlichkeit, verurteilt. Noch kürzlich haben wir dem republikanischen Kandidaten zwei Briefe geschrieben, ihm auch den Artikel von Mr. Keynes (dem Verfasser von „The Economic Consequences of the Peace") in „Everybodys," September-Nummer, zugeschickt. Alles, was wir darauf erhielten, war eine freundliche Empfangsbescheinigung. Aber doch hoffen wir, daß, wenn der jetzige Ligavertrag abgelehnt wird, Zeit gewonnen wird, auch den andern Gesichtspunkt zur Geltung zu bringen und nicht nur eine Revision des Ligaplanes, sondern auch des Versailler Friedens in die Wege zu leiten.

Dazu ist nötig, daß der Geist des Hasses, der noch so mächtig in unserm Lande ist, gebannt werde. Die Kirche hat hier ihre hohe Aufgabe. Das „Federal Council" muß da ein Führer sein. Wenn es hier versagt, wenn es gar seine Mitwirkung verweigerte, ist es nicht wert, daß es noch weiter existiert. Auf das „Federal Council" sollte von allen Menschenfreunden und **Kirchenleitern** ein starker Druck ausgeübt werden. **Unsere Vertreter** sollten mit an der Spitze dieser Bewegung stehen. Bis jetzt tun die Kirchen als Ganzes nichts. Viele Pastoren schüren noch gelegentlich den alten Haß gegen „the Hun." Sie tun des Teufels Werk. Wer erhebt sich auf unserer Seite, um das Werk Christi, das Werk der Völkerversöhnung, zielbewußt und mannhaft in die Hand zu nehmen?!

Das soziale Programm der Kirchen und das Großkapital.

Im Jahre 1907 schrieb Professor Rauschenbusch sein berühmtes Buch „The Church and the Social Crisis." Er sah damals schon, daß wir in unserem industriellen Leben einer Katastrophe zutrieben. Seine Bücher haben viel dazu beigetragen, der Kirche unseres Landes die Augen zu öffnen und das soziale Gewissen zu schärfen. Dann kam der Krieg, und was für schöne Mäntelchen der Demokratie und der Menschlichkeit man sich damals auch umhing, jetzt weiß jeder, der in diesen Dingen überhaupt etwas weiß, daß es ein ökonomischer Krieg war. Der Friede hat gezeigt, daß die siegreichen Alliierten ihre Macht zur kapitalistischen Ausbeutung der Welt benutzten. Die Folge war ein Massenelend großer Völker von einer Entsetzlichkeit, wie es die Welt in zivilisierten Ländern kaum je gesehen.

Aber auch die siegreichen Nationen müssen für die Habgier ihrer Leiter büßen. Zwar ist hier die ökonomische Not nicht so groß, aber

die nackte Selbstsucht des kapitalistischen Geistes hat den selbstischen Interessen der Arbeiterwelt eine Gelegenheit, ja eine Berechtigung gegeben, deren sie sich mit Feuereifer bemächtigten. Wenn die Welt und ihre Schätze verteilt wurden, so wollte sie ihr reichliches Anteil daran haben. Die Folge war, daß unser industrielles Leben bis in seine Grundfesten erschüttert wurde, und Kapital und Arbeit sich feindseliger gegenüberstehen als je.

Jetzt ist die Kirche in der Tat aufgewacht. Sie hat eingesehen, daß sie hier eine deutliche Pflicht und eine hohe Aufgbe hat, die ihr niemand abnehmen kann. Sie muß den Weg der Versöhnung, des gegenseitigen Verständnisses und gerechter Beziehungen aufzeigen. Es ist klar, daß sie in diesen neuen Bahnen nicht mit der Autorität des Sachverständigen, sondern mit der Vorsicht des Pfadfinders vorgehen muß. Dennoch hat sie nun ihr **soziales Programm** aufgestellt. Das „Federal Council" hat ein solches vor etwa einem Jahr herausgegeben. Die Grundsätze desselben sind von den Protestantischen Kirchen keinem Widerspruch begegnet. Noch weiter ging das Programm der Katholischen Bischöfe. Dieselben forderten für die Arbeiter größere Rechte in Bezug auf Leitung der industriellen Betriebe, als ihnen sonst von der Kirche zugestanden waren. Selbst die Young Womens' Christian Association„ hat auf ihrer letzten Nationalkonvention in Cleveland eine soziale Platform angenommen, die von gewisser Seite als radikal bezeichnet wurde.

So ist also die Kirche auf den sozialen Kurs eingestellt und verpflichtet. Wie verhält sich das Großkapital dazu? Man kann sagen, daß einzelne Industrieen angefangen haben, von der Zeit zu lernen. Die Standard Oil Co., die International Harvester Co., die Hart Schaffner & Marx Co., und andere haben in Bezug auf den Acht-Stundentag, Anerkennung der Arbeiterverbände und anständige Löhne das weiteste Entgegenkommen gezeigt. Dagegen hat die United States Steel Co., die größte von allen, ihre autokratischen und gewalttätigen Methoden beibehalten und letzten Sommer den großen Strike in ihren Werken mit Geld, Gewalttat und Beeinflussung der öffentlichen Meinung unterdrückt. Wir sind noch himmelfern von einer Lage, wo Kapital und Arbeit die Streitaxt begraben und auf einer Grundlage der Gerechtigkeit und gegenseitigen Achtung sich miteinander vertragen. Der voraussichtliche Sieg der republikanischen Partei wird den Kapitalisten den Rücken gewaltig stärken. Es wäre nicht zu verwundern, wenn sie doch versuchen würden, unter dem Feldgeschrei: „No Radicalism! no Bolschevism!" die Reaktion wieder in den Sattel zu heben. Da liegt der Kirche die schwere Arbeit ab, diesem Rückfall in die Gewaltpolitik der autokratischen Vergangenheit sich mit aller Macht entgegenzustemmen und eine Lösung des Konfliktes im Geiste Christi zu befürworten und zu seiner Verwirklichung tatkräftig beizutragen.

„Topics" oder Schriftauslegung in unsern Jugendvereinen.

Auf der Nationalkonvention der Jugendvereine in Buffalo wurde ganz besonderer Nachdruck auf die Pflege des religiösen Lebens in den Jugendvereinen gelegt. Damit waren wir von Herzen einverstanden, denn dieser Zweig ihrer Tätigkeit bedarf entschieden der Hebung. Was überhaupt dafür getan wird, ist nur sehr wenig. Es beschränkt sich meist auf eine kurze Andacht vor den monatlichen Sitzungen und, in günstigen Fällen, die religiöse Versammlung am Sonntagabend.

Vorausgesetzt aber, daß im allgemeinen zunächst nicht mehr erreicht werden kann als eine Art biblischer Besprechstunde kurz vor dem Abendgottesdienst (oder gar anstatt desselben), so liegt auf der Hand, wie nötig es ist, dieselben so fruchtbar und anziehend zu gestalten wie möglich. Das ist durchaus keine leichte Sache, denn unsere jungen Leute sind ebenso von dem Geist der Weltlichkeit angesteckt wie andere, und außerdem fühlen sie sich durchschnittlich noch weniger zur religiösen Aussprache befähigt als die Jugend in den englisch-amerikanischen Kirchen. Das ist auch dann meist der Fall, wenn die englische Sprache in den Versammlungen gebraucht wird.

Demnach müssen ihnen solche Hilfsmittel gegeben werden, die ihnen ihre Aufgabe nach Möglichkeit erleichtern. Wir haben verschiedene synodale Blätter, die den jungen Leuten solche Handreichung darzubieten suchen. Sie alle folgen aber dem „Topic"-Plan, wie er von der C. E.-Gesellschaft aufgestellt wird.

Das hat unseres Erachtens seine großen Mißlichkeiten. Die Art, wie diese „Topics" in dem offiziellen Organ der C. E.-Society, der „Christian E. World," behandelt werden, ist wohl vielen von uns bekannt. Zu einer Besprechung der zugrunde liegenden Bibelbestelle kommt es überhaupt nicht. Es wird aus ihr nur ein „Topic" genommen, dann wird sie zur Seite gelegt. Zu einer Einführung der jungen Leute in die Bibel kommt es bei diesem Verfahren absolut nicht. Sie wissen von der Bibel nachher ebensowenig wie zuvor. Von dem Reichtum des göttlichen Wortes bekommen sie keine Ahnung, sie lernen nicht, wie man es nachdenklich lesen muß, wie man daraus Licht, Trost, Kraft fürs tägliche Leben schöpfen kann.

Das Bedenkliche ist, daß das Beispiel der C. E. World ansteckend gewirkt hat. Vor nicht gar langer Zeit lasen wir in einem unserer eigenen Blätter eine C. E.-Besprechung über „Committee Work." Ihr waren die Stellen 1. Tim. 6, 20 und 2. Tim. 1, 14 zugrunde gelegt, weil dort das Wort „Committed" gebraucht war. Aus diesen Stellen wurde das Thema „Committee Work" entnommen. Dann aber wurde kein Wort mehr über das Schriftwort gesagt. Ein anderes Mal war Psalm 25, 1—12 der Text. Das Thema war: „Self-Improvement." Ein solches Thema lag gar nicht in der Stelle. Es wurde aber auch **kein Wort** über die Psalmstelle gesagt!

Es kann doch nicht der geringste Zweifel sein, daß das ein grobes Unrecht gegen das Schriftwort wie gegen die jungen Leute ist, daß auf die Weise die schönste Gelegenheit, sie mit der Schrift bekannt zu machen, vergeudet wird. Es hat ja niemand etwas dagegen einzuwenden, daß man ein Thema an die Spitze der Schriftbetrachtung stellt, ebenso wie wir das in der Predigt tun. Aber dies Thema soll sich aus der Stelle natürlich ergeben, es soll den Inhalt der Stelle logisch zusammenfassen, es soll nicht ein Hindernis, sondern eine Hilfe zum Verständnis und zur Besprechung der Stelle sein. Ein Quentchen Schriftauslegung ist besser als ein Pfund „Topic!"

Wir glauben, daß in dieser Beziehung wenig Besserung zu erwarten ist, bis sich die Leute der C. E.-Departments in unseren Blättern von der Autorität der C. E.-Topics frei machen. Sie sollen **selbst Thema- und Textreihen auswählen.** Es erfordert das mehr Arbeit und Nachdenken als die bisherige Methode, aber es würde auch bessere Erfolge bringen. Wollen wir Liebe zur Schrift und Kenntnis derselben bei unsern jungen Leuten fördern, so ist eine Aenderung auf diesem Gebiet eine gebieterische Notwendigkeit. Wird diese Aenderung gemacht, so braucht man sich also nicht notwendiger Weise entweder für „Topics" oder für Schriftauslegung zu entscheiden, aber man muß die „Topics" so wählen und die Bearbeitung so gestalten, daß die Schriftauslegung zu ihrem Recht kommt.

Kirchliche Rundschau.

The Unity Conference at Geneva

By Finis Idleman

Geneva, Switzerland, Aug. 13, 1920.

The first day of the preliminary World Conference on Faith and Order has just closed. No one would be bold enough to forecast either the direction the conference will take or what conclusion it may reach. In the words of the chairman, "we do not know where God's spirit will lead us."

But some observations may easily be made. The two days' conference just preceding this which was called by the Federal Councils of the world for practical unity in common tasks both prepared the way for this conference and revealed some outstanding personalities who are to remain. In fact, without the previous conference and its clarifying sessions, this conference would be overwhelmed by its almost impossible chasms of thought and tradition. One glance over the delegation of 150 men present tells the story of centuries of division within the church. Here are men from England and America. But

here are also men from France and Germany and that distance no man can yet measure. But the decendants of the reformers from Hungary are here and so are the patriarchs from Nubia and Constantinople and Alexandria. One cannot look upon this small group without deep emotion, for it is the first time the Eastern Church has been willing to sit down in conference with Western Christianity since the cleavage of the eleventh century.

Every country of the world is represented except South America. Eighty communions are represented. All Christendom was approached and only Rome refused to participate. Anglican and Puritan, Hugenot and Lutheran, Quaker and Calvinist, Free Churchmen and Greek Orthodox are all here. Too much cannot be said for breadth of view and patient travel and correspondence of the Episcopal delegation that toured the world in extending personal invitations. Robert Gardiner, an Episcopal layman, has given ten years to this task and is greatly loved, as he is widely known by churchmen of all lands.

Among the outstanding personalities of this conference, Bishop Brent of Western New York comes first. He was chosen permanent president and his introductory address was so sincere and direct as to win all minds. He is very humble, and thoroly democratic and is peculiarly fitted to guide the conference to its greatest possible conclusions. His opening utterance was significant: "To delay one's fullest effort to unite the church of Christ is to impose on the loyalty of God." He unhesitatingly condemned argument as a means of uniting the church, declaring it had always led to greater division. The only hopeful method is conference; where "living beings in personal association give equal consideration to things of others as to their own."

A man of more dashing personality and one exercising the most conspicuous leadership on the continent is the Archbishop of Upsala. Archbishop Söderblom is a combination of Lloyd George and Theodore Roosevelt. Despite his clerical robes and heavy chain of gold and conspicuous cross, he is a thoro democrat. He is one of the few real Protestants living. He is quick in action and most kindly in speech. But he is action forever. He cannot be in a meeting without dominating eventually and yet is never offensive. He is liberal in thought and without doubt the most forceful Christian leader of Europe. His entire support is thrown toward a practical and immediate unity of the church. He is impatient of delays and thinks the present conference on Faith and Order too cumbersome to be effectual.

A more quiet personality but one recognized as one of the most capable Christian statesmen of the world is Bishop Gore of Oxford. He is essentially a scholar and reads Horace for relaxation. His presence here is felt in every circle and his counsel is greatly respected. His attitude is destined to exercise a most determining influence on any contemporary movement for unity.

Possibly the one who elicits more sympathetic regard than any other present is Dr. Sigmann Schultze of Berlin. He is yet a young man, but he was for two years the pastor to the Kaiser. When the war opened he distributed peace literature and for it was condemned with

100 others to be shot. Only at the last moment was he saved by the Kaiser's secretary. He is one of Germany's greatest scholars. His spirit is most humble and gracious and despite the violent objection registered by the French delegates against the seating of the German delegate until the invasion of Belgium should be repudiated, Dr. Schultze is loved by all as an outstanding Christian scholar.

Yet none of the delegates are so picturesque nor have such meaning by their presence here as the nine patriarchal representatives of the Greek Orthodox church. They are surprisingly eager for contact and fellowship and seek every opportunity to express their hunger for a total unity of the church. They represent officialy 130 millions of Greek Orthodox Christians. They have come with a definite program of action to submit and will follow their proposal with the united effort of the entire Eastern church in securing its realization.

If one were to express any hope for this conference the justification for the hope would lie in the sense of hunger for unity breathed in every utterance from delegates of every land. Europe is afraid to wait, for terror sits in the threshold of its tomorrow. "Evil will not wait and we must not wait," cried a delegate from Bulgaria in broken English. Yet who can see the age-long divergence of language and creed, of thought and tradition here represented without being sensible of the need of an infinite patience and a widened sympathy if the hope of many hearts is to become a reality.—*Christian Century.*

The Steel Strike as the Interchurch Saw It

The steel workers went out on a strike primarily because they wanted the rights of conference and representation. Judge Gary said both these rights were allowed but the investigating commission of the Interchurch World Movement found that his contention was purely theoretical. In fact, that limitations and difficulties were such that neither existed in actual practice. Nor was membership in a labor union tolerated. Here is one of the greatest unions of capital in the world denying to its workmen the privilege of unionizing. John D. Rockefeller, Jr., in his address before the American Chambers of Commerce, warmly advocated the doctrine that labor had the same rights of association as did the corporation employing labor.

The system of labor organization and direction in the "steel trust" plants is military. The men who work in gangs are subject to the gang boss and in practically all cases they not only take orders from their foremen but their promotion and tenure are dependent upon him. This boss is not always a man of big mind and heart and there is thus plenty of room for petty tyranny. The boss needs some brains, but for the man in the gang of common labor there is, to use an old saw, no need of anything but a "weak mind and a strong back." The fact that the boss is either a native American or one who has qualified as an English speaking man while the laborer is an alien does not add to the amicableness of treatment, for there is a reigning contempt for the "hunkie" in all American or English speaking minds. This was reflected almost constantly in the interviews with bosses and all other

classes. The result is an autocratic control that easily becomes a hardship, and let it be as benign as it may, it is an utter denial of any democratic right.

The labor policy of the United States Steel Corporation (the "trust") is not formulated by the superintendents of active mill operations or by any operating committee. It is determined by the Finance Committee of the corporation, and the Finance Committee's headquarters is in Wall Street where the banking interests are uppermost. The labor policy is made by the committee that is most remote from the human factor in operation and whose interest is exclusively concerned with properties, dividends and money control. In fact it may be said that there is no labor policy at all, in any enlightened sense of that term; it is a commercial policy with labor as a part of a great manufacturing machine.

Judge Gary admitted to the Interchurch Commission that the independent companies usually followed the lead of the "trust." Steel history for the past two decades bears out his admission. Thus what is done in the "trust's" mills will be found the general system thruout the steel industry, with the usual number of exceptions. Steel is the only great basic industry that denies to its workers the privilege of unionizing and that maintains the labor policy of twenty to fifty years ago. Mining, railways, textiles, shipping, shoes and clothing are overwhelmingly on the other side, and the great Standard Oil corporations, approaching the Steel Corporation in magnitude, are among the most progressive and best democratized in labor policies in existence. The bald fact is that steel is a generation behind the times in this matter and the findings of the Commission are justified by the labor policies of its great contemporaries.

Wages, Hours and Collective Bargaining

The primary cause of the strike was, I repeat, the denial of representation and conference. The workingmen could not unite. Appeal beyond the boss was difficult, and when a case did get to the superintendent the foreman was given the benefit of the doubt. There was no adequate means of representation for the individual, and there was none at all for the group. No group representation is possible without some sort of recognized association, and this was arbitrarily denied. Hours, wages and working conditions were all autocratically determined by the employer. For the employee it was, "Take the job or leave it," "Accept the wage or no work," "Keep our hours or get out." This may work successfully enough where there is a small number of employees and much personal contact with the employer, but great ponderous machine that works by an impersonal system it means nothing less than a form of wage serfdom. The employes contended that men wanted to work long hours, but the strikers denied it and claimed that the low hourly wage alone made the men accept overtime work.

The United States Steel Corporation has installed millions of dollars worth of safety devices and spent other millions in welfare undertakings. In this paternalistic type of enterprise it is a model among

great employing corporations. But along with it went the twelve-hour day, the seven-day week, the twenty-four-hour shift, the "boss system" and less than a living wage to the common laborer. Sixty-nine thousand men worked twelve hours per day on the average, and one-half that number seven days per week. They might work on a ten-fourteen, an eleven-thirteen or a twelve-twelve division of time but it is an average twelve-hour day. And when the shift came and the gangs changed from day to night work, and vice versa, there was the inhuman twenty-four hours on duty. The average week in the entire industry was found to be sixty-eight and seven-tenths hours. This is from twelve to forty hours more than in other great American industries, and twenty hours longer than in the British steel mills. But then the British mills have long been unionized and the other great American industries are more or less effectively working on a union basis. With all their errors and inequalities the unions have won about about all that has been won in the way of a living wage, a human working day and a democratic right in industrial relations.

The strike was not primarily for increased wages. There are, roughly speaking, three classes of workers in the employ of steel. An upper third of skilled men, a middle third of semi-skilled men and foremen, and a lower third of unskilled of common labor. In the middle third are many whose stake has much in common with the lower third. This lower third is thus really a third plus. It numbers, in round figures, over 70,000 men for the United States and twice that number for the entire industry. Thus there are nearly 150,000 men with their families whose lives are determined by the wage., hours and working coditions of this class, or, in round numbers, three-quarters of a million human beings. The average wage of nearly three-fourths of them is below the amount the government considers necessary for a "comfort income." This "comfort income" is the lowest possible for any sort of American standard and the lowest any expert will tolerate in his estimates. It does not include savings and allows little for culture or recreation; it is just a decent living without that margin that makes for a larger chance in life and peace in old age. This means that more than a half-million men, women and children live on less than a decent American minimum standard and contribute to the profits of one of the most profitable industries in the world. But this is not all. One-third of these workingmen receive less than the government estimates allow for a subsistence wage. This subsistence wage means just enough to furnish food, shelter and clothing of the minimum sort; it means just enough decently to keep body and soul together. It is the wage of penury. Yet wages were not the cause of the strike. The foreigner does not know an American standard and his wage had not kept pace with the rising cost of living.

The net finding of the Interchurch Commission was that here are some 750,000 men, women and children whose income thru the natural bread-winner is not sufficient to enable them to live up to the minimum American standard. One-half of them work twelve hours per day to earn that and one-half of these must toil seven days per week. "Americanization" is hollow mockery in the face of such conditions.

Will any right thinking man admit that a commission of Christian men could write a conclusion less severe than that written by this commission? Facts are facts, and a reputable jury makes its findings on the basis of the facts. Again, we repeat, Steel's great contemporaries are its severest judges. The New York World characterizes the report in the course of a full page accout with an accompanying editorial, as " plain, unvarnished view of the situation," and commenting on the wrath it arouses in certain high places, says "to tell the truth about labor in the steel mills is still an unpardonable offence."

The Closed Shop, Bolshevism and Conspiracy

Judge Gary's battle cry was the "closed shop." The strikers' demands said nothing about the closed shop. The strike leaders were not fighting for the closed shop, but for the primary right to organize, elect their own representatives and for the right of conference and collective bargaining. However, Judge Gary's contentions could have been borne out by an argument that once thoroly organized the closed-shop would have next been demanded. In its formulated "findings" the commission declares that the closed-shop demand is undemocratic and means of losing public opinion. Judge Gary found it easy to prejudice public opinion with this contention. The wave of criticism running thru the country now and the effectiveness with which industry and commerce are organizing to combat this demand of unionism is ample evidence of this contention. But the fact is that the steel company was conducting a closed-shop. No union man could keep his job. The Commission found that "blacklists" were used, that "under-cover men" or shop detectives were employed and that men found to have union affiliations or even reported as advocating unionization were summarily dismissed. If employers are to combat the closed-shop of the unions they must give it up themselves. It is disingenuous, to say the least, to raise the closed-shop cry while effectively conducting one.

The public was aroused with the cries of Bolshevism and "labor conspiracy." The members of the Commission, without exception, detest Bolshevism and all conspiracy. If there had been either they would eagerly have exposed it and severely condemned it. But they could not find what was not. It was natural that radicals should seek to take advantage of the situation that obtained, but the strike leaders knew that the least intrusion of the "reds" would undo them, and they most effectively prevented such intrusion. The average striker, being an alien of any one of forty nationalities, was ignorant. Every test failed to find any organized Bolshevism among the strikers, or that many of them even comprehended what it was. The strike was "regular" according to A. F. of L. methods, but public opinion was effectively prejudiced against the strikers thru the cry of "radical," "I. W. W.," and "Bolshevism."

The suspending of the constituional rights of free speech and assemblage is unsparingly condemned by the Commission's report. Those fundamental rights of democracy were suspended in the Alleghany district but just across the line in Ohio and across the river in Washington County, Pa., they were not. The result was that men by

the thousands marched day after day across these boundary lines and held their meetings without police or secret service men hearing anything radical, inimical to law and order or unpatriotic. A Serb of the Alleghany district who had been in this country twenty-six years said to me: "This is not America, this is Russion," and in the Pittsburgh area even the casual observer would have admitted that there was too much truth in the statement to suit his Americanism. The administration of law and order was much more un-American in this "sector" than was the conduct of the strike. On this point we may say, as on others, that the policy is sufficiently condemned by its contemporaries, that is, Alleghany County is condemned by every other strike area.

Alva W. Taylor in the Christian Century.

Mr. Rockefeller Versus Judge Gary

By Alva W. Taylor

In former articles I stated that the obsolete policies of the Steel Trust and those corporations which follow its policies receive their most damning condemnation from a comparison with the enlightened methods of contemporary industrial concerns which likewise employ many thousands of men. In this article I wish to interpret the industrial principles laid down by John D. Rockefeller, *Jr.*, in his address before the American Chambers of Commerce at Atlantic City on December 5, 1918. This address embodies the policies adopted by the Rockefeller interests. There are some items not yet fully applied, perhaps, but to contrast the methods of the Colorado Fuel and Iron Company with that of the United States Steel Corporation is to make straight denial of every objection and apology offered by Judge Gary and his associates regarding the impossibility and impracticability of modernizing their works.

It will be recalled that President Wilson's first industrial conference went on the rocks because of the collective bargaining issue. Judge Gary was, for some unaccountable reason, appointed on that conference, as representative of the public. It would be quite as reasonable for a member of a partnership to be put on a jury to try his firm. Judge Gary led a small minority and defeated the whole end and aim of the conference, with Mr. Rockefeller battling ably on the other side. In that conference it was demonstrated that a commission appointed to represent the public might conceivably wholly misrepresent it, and that the plan to appoint compulsory arbitration tribunals is liable to turn justice into tyranny thru the personnel of the adjudicating commission.

What the Steel Corporation was Condemned For

The indictment of Steel's labor policy by the Interchurch's Commission may be briefly recapitulated as follows: The twelve-hour day, the seven-day week, the twenty-four-hour shift, the lack of conference and representation, and the autocratic "boss" system. Judge Gary's address before the annual meeting of the American Iron and Steel Institute on May 28, 1920, has been sent to many ministers thruout the country, together with an account of his company's social welfare

work. The social welfare work was commended by the Interchurch Commission as among the very best, but as in no way modifying their condemnation of the above mentioned methods of working their men. One will read Judge Gary's address in vain if in search of a modern and humane labor policy. Instead, one finds only generalizations that sound humane, and specific declarations that "the present so-called labor strikes, involving riot and injury to property and person, are instigated as a part of the campaign to demoralize the social and economic conditions of the country," led by conspirators whose design is to destroy the constitution. After his refusal to meet in any conciliatory way the representatives of his men before the great steel strike was called, it sounds rather conflicting to hear Judge Gary invoke his fellow steel employers "without interruption to give evidence of a disposition to conciliate and cooperate." The trouble, Judge Gary goes on, comes thru agitators who "as a rule are insincere and selfish," and "in this list are included a few writers, lecturers, public speakers and self-appointed labor leaders, so-called." Of course strikes are never caused by poor wages, twelve-hour days, seven-day weeks and denial of the right of organization, conference and representation.

Under the old regime the Colorado Fuel and Iron Company once had a bloody strike. Mr. John D. Rockefeller, Jr., went personally to the state, investigated the matter from bottom to top, personally injected his ideas into the situation and the result is a new era. As ministers of the gospel the Interchurch Commission calls upon Judge Gary and his colleagues to likewise repent of their ways and show similar works meet for repentance.

Some of Mr. Rockefeller's Principles

The industrial creed of Mr. Rockefeller, Jr., can well be summed up by a few verbal quotations from his Atlantic City address on "Representation in Industry." The Italics are mine.

"The soundest industrial policy is that which has constantly in mind the welfare of employees as well as the making of profits, and which, when human considerations demand it, *subordinate profits to welfare.*"

"It is therefore the duty of everyone entrusted with industrial leadership to do all in his power to improve the conditions under which men work and live." There is no twelve-hour day or seven-day week in such a policy.

"Success cannot be brought about thru the assumption by any one party of a position of dominance and *arbitrary* control."

"As industry has become increasingly specialized, the workman of today, instead of following the product from start to finish and being stimulated by the feeling that he is the sole creator of a useful article, as was more or less the case in early day, now devotes his energies for the most part to countless repetitions of a single act or process, which is but one of perhaps a hundred operations necessary to transform the raw material into a finished product."

"The worker loses sight of the significance of the part he plays in industry and feels himself to be merely one of the many cogs in a wheel. All the more, therefore, is it necessary that he should have contact with men engaged in other processes and fulfilling other functions in industry, that he may still realize he is a part, and a necessary tho inconspicuous part, of a great enterprise."

"This sense of isolation and detachment from the accomplishments of industry, which too often comes to the workers of today, can be overcome only be contact with the other contributing parties. Where such contact is not possible directly, it must be brought about indirectly *thru representation*."

"As regards the organization of labor, it is just as possible and advantageous for labor to associate itself into organized groups for the advancement of its legitimate interests as for capital to combine for the same objects. Such associations of labor manifest themselves in *collective bargaining*, in an effort to secure *better working and living conditions, in providing machinery whereby grievances may easily and without prejudice to the individual be taken up with the management*."

Mr. Rockefeller points out that labor is sometimes selfish and inconsiderate of the public welfare, but says capital is likewise, and he adds, "We ought not to allow the occasional failure in the working of the principle of the organization of labor to prejudice us against the principle itself, for the principle is fundamentally sound."

These extracts from Mr. Rockefeller's address give an excellent summary of that enlightened, humane and modern labor policy which, in one way or another, has been adopted by several of the great employment concerns in America and by an even greater portion in Britain and was urged by our government during the war. But Judge Gary confessed to the Senate Committee that he was not well informed as to the government demands on this matter during the war. In lofty self-sufficiency the Steel trust ignored Uncle Sam's democratic labor policies for war production. Mr. Rockefeller notes these policies as exemplary (pages 15-16 "Representation in Industry"), and concludes by saying, "Upon the heads of those leaders—it matters not to which of the four parties they belong (i. e., capital, management, labor or the public—who refuse to reorganize their industrial households according to the modern spirit will rest the responsibility for such drastic measures as may later be forced upon industry if the highest interests of all are not shortly considered and dealt with in a spirit of fairness."

Plans for Democratizing Industrial Relations

Mr. Rockefeller did not talk in glittering generalities about industrial relations, but presented concrete plans for their democratization. Moreover, he is actually adopting them in his concerns. His plans may not be perfect, but we must give him credit for sincere desires to perfect them. The hope for industrial peace rests in employers of his type and spirit. Again we say the most severe condemnation of "Garyism" is the actual policies of such industrial concerns as Mr. Rockefeller's.

Mr. Rockefeller premises his advocacy of industrial representation on the governmental labor policy for war production, saying "The co-operation in war service of labor, capital, management and government has afforded a most striking and most gratifying illustration of this truth"—a policy which United States Steel did not so much as consider. He cites the Whitely Report as an exemplary British policy embodying sane and commendable principles and says, in a spirit of fairness noteworthy in a great capitalist, that the Reconstruction Program of the British Labor Party is "a most thoughtful and comprehensive document" This again is in striking contrast to those contemporaries who see in it nothing but Bolshevism and red radicalism disguised.

The basis of the Rockefeller plan lies in the recognition of four parties to industry, namely, capital, management, labor and the community or public. Capital is to be awarded a fair return, but only after labor is given a living; management makes up the technical and administrative force that may comprise no investors at all; labor is given prior consideration because its investment "is a part of the worker's strength and life"; the community's right to representation is stoutly defended because it maintains law and order, provides agencies for transportation, furnishes systems of finance and credit, consumes the product and "ultimately provides the wages, salaries and profits that are distributed among the other parties." The plan provides that each of these four parties shall have democratically chosen representatives in the management of industry—"an effective structure of representation is that which is built from the bottom up." All employes are included in the representation. In each plant, each industrial district and in the concern as a whole representative councils are provided. Further, the plan "admits of extension to all corporations in the same industry, as well as to all industries in a community, in a nation, and in various nations." This statement serves our purpose of pointing the contrast with the feudal policies of Steel and gives edge to our reiterated statement that the severe condemnation of the Steel Corporation is not in the critism of utopians nor in that of the Interchurch Commission, but in the criticism of its own industrial contemporaries.

It is due Mr. Rockefeller to make one more quotation from his address: "As the leaders of industry face this period of reconstruction, what will their attitude be? Will it be that of standpatters, who ignore the extraordinary changes which have come over the face of the civilized world and have taken place in the minds of men who, arming themselves to the teeth, attempt stubbornly to resist the inevitable and invite open warfare with other parties in industry . . . or one which take cognizance of the inherent right and justice of the principle underlying the new order; which recognizes that mighty changes are inevitable, many of them desirable; and which does not wait until forced to adopt new methods, but takes the lead in calling together the parties to industry for a round table conference to be held in the spirit of justice, fair-play and brotherhood, with a view of working out some plan of cooperation which will insure for all those concerned adequate

representation, and afford labor and opportunity to earn a fair wage under such conditions as shall leave time not alone for food and sleep, but also for recreation and the development of the higher things of life."

„Now it Can be Told" und „Feuer."

Unter der trüben Hochflut der Kriegsliteratur sind zwei Bücher, die dem Schreiber besonders empfohlen wurden: früher der Band von dem Franzosen Henri Barbusse, „Under Fire, französisch: „Le feu," und ganz neulich „Now it can be told," deutsch: „Jetzt darf es gesagt werden," von dem Londoner Zeitungskorrespondenten Philipp Gibbs. Harper Brothers in New York sind die amerikanischen Verleger des letzteren und leisten mit seinen 558 Seiten Reportergeschwätz der Warheit Dienste, an die sie vielleicht nicht dachten. Bisher paradierten nämlich die englischen Soldaten, besonders die Offiziere dem deutschen Feind gegenüber, für dessen Charakterisierung man nicht genug Ausdrücke des Abscheus finden und erfinden konnte, als wahre Muster ritterlichen, humanen Sinnes in unserer amerikanischen Presse. Aber nun lese man in diesem neuesten Engländerbuch Seite 111 in dem Abschnitt „Die Erziehung zum Mute" (englisch „The School of Courage), was Verfasser von der britischen Kriegspädagogik ausplaudert: „Es war der Bericht von einem Angriff auf deutsche Schützengräben, in denen eine Truppe Deutscher in einem Unterstand gefangen genommen wurde. Der Sergeant hatte Befehl erhalten, seine Gefangenen zu töten, und während der Schlächterei wandte er sich um und rief: „Wo ist der 'Arry (Harry)? . . . der 'Arry ist noch nicht dran gewesen!"

Harry war ein furchtsamer Knabe, der vor solchem Metzgerhandwerk zurückschauderte; aber er erhielt Befehl und seinen Mann, den er töten mußte. Und seitdem war 'Arry wie ein menschenfressender Tiger in seinem Durst nach deutschem Blut."

Diesem Beispiel aus der „Mutschule" folgt gleich dies andere: „Ihr kommt vielleicht an einen Deutschen, der um Erbarmen bittt und sagt: „Ich habe zehn Kinder."... Tötet ihn, sonst kriegt er am Ende noch zehn mehr!"

Auf Seite 530 schreibt Gibbs: „Unsere Generäle, das ist wahr, die haßten die Deutschen. Einer von ihnen sagte: „Nur eine Woche möchte ich in Köln haben — und ich würde meine Leute in den Straßen los lassen und blind sein gegen alles, was zu tun sie Lust hätten!" Gibbs fährt fort: „Einige unserer Offiziere waren erfüllt von einem bitteren, unversöhnlichen Haß. „Wenn ich eintausend Deutsche in einer Reihe vor mir stehen hätte," sagt ihrer einer zu mir, „würde ich ihnen allen den Hals durchschneiden und wollte meine Freude an dem Geschäft haben!"

Worte sind hier nicht nötig. Wir beschränken uns darauf, diese offenen Geständnisse unmenschlicher Brutalität tiefer zu hängen. Denn sie sind unanfechtbare Zeugnisse aus dem Munde eines Engländers, der von 1914 an als Kriegsberichterstatter „dabei" war, und der ja selbst sein Buch betitelt: „Jetzt darf es gesagt werden."

Der Franzose Henry Barbusse, dessen Buch „Im Feuer" von der ganzen französischen und englischen Leserwelt verschlungen wurde, braucht keine Vorstellung. Ob sie ihn kennen, die ihn so gierig „gelesen" haben? Dreiundzwanzig Monate ist er unter dem deutschen Feuer gestanden, das

er so realistisch geschildert hat. Auf ihn hat dieses furchtbare „Leben" anders gewirkt als auf den oben erwähnten Knaben 'Arry. Es hat ihn dem radikalsten Pazifismus, den man sich denken kann, in die Arme getrieben. An der neulich in Genf stattgehabten Internationalen Konvention früherer Kriegsteilnehmer war er nicht nur der Vorsitzende, sondern die brennende Fackel, die alles in Flammen setzte für den „einen und einzigen Zweck des Internationalen Kriegerkongresses: eine intensive Propaganda gegen den Krieg in allen Ländern." Er erklärte: „In der ganzen Welt droht der Brand neu auszubrechen. Wir wollen deshalb zuerst alle die in allen Ländern erreichen, die im Weltkrieg gekämpft haben. In Frankreich haben wir z. B. zwei Organisationen früherer Krieger, jede mit mehreren hunderttausend Mitgliedern; in Italien haben wir 300,000 und in England 250,000. Wir senden unsere Agitatoren nach Deutschland, Oesterreich, de Balkanstaaten und in die Türkei. Wir wollen eine Organisation fassen, die die ganze Welt umspannt. Wir wollen versuchen, allen Völkern ans Herz zu kommen, und hoffen ein Gefühl der Freundschaft und Brüderlichkeit früheren Feinden gegenüber zu wecken und eine Solidarität zu schaffen von einer Stärke, die den Krieg unmöglich machen wird."

Als man ihn fragte, ob denn das nicht auch der Zweck der Völkerliga sei, antwortete er: „Gewiß! Aber wir, die wir in diesem Krieg tatsächlich gekämpft, die wir seinen Preis mit unserer Gesundheit, unserem Blut und Leben bezahlt haben, wir glauben nicht, daß die Völkerliga den Frieden zustande bringen wird. Mir kommt diese ganze Geschichte vor wie eine komische Oper. Die Liga ist die Koalition (Verbindung) einer ganz exklusiven Gruppe von habsüchtigen, kapitalistischen Mächten, den Siegern im letzten Weltkrieg,, die kein anderes Interesse haben, als die besiegten Völker auf dem Boden zu halten, zu knebeln und auszusaugen. Die in Paris zusammengebraute Liga kann den Krieg auf keine zehn Jahre aus der Welt halten. Darum wollen wir den Friedensgedanken hineinpflanzen in die Herzen der Völker selbst und tun dabei, was eine herliche Völkerliga tun sollte. . . . Wir, die Kämpfer im Weltkriege, haben die blödsinnige Lüge längst von uns gewiesen, daß die Zentralmächte allein schuld seien an diesem Kriege. Wir sind überzeugt, daß alle Großmächte die ungeheuerliche Verantwortung mittragen müssen."

Barbusse ist nicht unser Mann. Wir können sein soziales Ideal durchaus nicht billigen. Aber als Exponent seiner großen Bewegung zur Verbrüderung der feindlichen Kämpfer im Weltkrieg und ihrer Völker, als Apostel einer Friedensbewegung, die nicht mit Hungerblockaden und anderen äußeren Kriegsmitteln, sondern vom Herzen der Völker aus mit moralischen Mitteln operiert, verdient der Franzose Beachtung. Von Gottes Gedanken und Reich hat er keine Ahnung. Er rechnet nicht mit Gott. Er wird darum auch das Millennium nicht herbeiführen mit seinen Friedensschwärmereien. Aber ein Mann, der für Unzählige spricht, die wie er im Feuer gestanden, und die wie er ohne Diplomatenkniffe das Schwert einfach in die Scheide stecken und dem Feind die Bruderhand entgegenstrecken mit dem Wort: „Wir mußten; es war fürchterlich. Wir wollen von innen heraus einen sicheren Damm bauen gegen die Möglichkeit einer künftigen Wiederholung des schauerlichen Dramas von Blut und Tränen," verdient gehört zu werden, zumal wenn er nur ausspricht, was die Millionen seiner Schicksalsgenossen in allen Ländern empfinden.

Wo — so fragen wir zum Schluß angesichts dieser mutigen nichtchristlichen Friedenszeugen — wo sind die Kirchen mit ihren großen Sprechern? Sie haben so laut für den Krieg gesprochen; wo ist jetzt, nachdem kein Mensch den Krieg mehr will, ihr Zeugnis für den Frieden, für die Feindesliebe? Sollte hier etwa in neuer Anwendung das Wort gelten: „Wenn diese schweigen, so müssen die Steine schreien?" — Apologete.

Europäische Reiseskizzen von Dr. Bucher.

Eine Stunde im Stephansdom.

Wem das Auge geöffnet ist für die Schönheit der Gotik, der wird sich bei einem Besuche Wiens wiederholt auf der Wallfahrt finden nach dem erhabenen Wahrzeichen der Stadt, dem Stephansdom. Denn hier, wie in den Kathedralen von Köln, Ulm, Straßburg, Freiburg, haben wir eines der schönsten Denkmäler der gotischen Baukunst, die sich so besonders eignet für Gotteshäuser. Denn hier lenken die himmelanstrebenden Bogen den Blick nach oben und halten ihn hoch im Scheitelpunkt fest, während der romantische Rundbogen von der Erde empor und wieder zur Erde zurückführt. Die poetisch durchbrochenen Mauerflächen und Türme, die herrlichen Fensterrosen, die luftigen Schwibbogen, all das feine und zarte Maßwerk, das überall das Licht durchläßt, gibt selbst den gewaltigsten Bauten jenen ätherischen, durchgeistigten Charakter, der die Gotik auszeichnet.

Der Stephansdom ist schon durch seine gewaltigen Dimensionen impressiv. Das Kreuz seines mächtigen Turmes schwebt 470 Fuß hoch in der Luft. Man sieht dem ganzen Bau, der sich mit seinem grün und weiß schimmernden Steildach wie ein Gebirge über die Stadt erhebt, seine 600 Altersjahre an; auch das macht ihn interessant. Aber ich will etwas erzählen von einem Stück katholischen Kultuslebens, daß ich in ihm beobachtete. Es war am zweiten Sonntag des Jahres, nachmittags um vier. Als ich, dem Menschenstrom folgend, eintrat in „der Kirche ehrwürdige Nacht," mußte sich mein Auge erst an das Drnkel gewöhnen, das hier herrschte. Aber auch nachher vermochte ich das Deckengewölbe kaum zu sehen; die ungeheuren Säulen und Hochbögen verloren sich oben im Düster. Wie eine weite, nächtliche Landschaft, in der man sich müde laufen konnte, lag der ungeheure, heilige Raum da. Der allgemeine Mangel an Beleuchtung machte sich eben auch hier im Dome geltend. Alles lag in halber Nacht wie in starrender Kälte. Spärliche Lichter da und dort genügten gerade, erkennen zu lassen, was gerade vorging. Zu Dutzenden sah man hin und her männliche und weibliche Gestalten auf dem eiskalten Boden knieen, vor Altären, vor Heiligenbildern, in Winkeln, die Hände zu Gott gefaltet und das Haupt gesenkt oder auch flehend erhoben. In einer Säulenecke kniete, vor Frost und Schmerz zitternd, ein junges Weib und weinte zum Herzbrechen. Ihr Schluchzen klingt mir heute noch in den Ohren. Was mochte ihr Kummer sein? Wie gerne hätte ich ihr geholfen, aber ich durfte nicht; und bald fand ich noch andere in gleicher Trauer. Ob die „Kirche" sich ihrer Not annahm? Was in der „sterbenden Stadt" unter dem katholischen Volk an religiösem Bedürfnis und Empfinden übrig geblieben ist, hier im Dom strömt es zusammen und betet, singt, weint sich aus. Der Strom der Menschen ging dem Chore und dem Hochaltare zu, wo der „Abendsegen" abgehalten wurde und wo mehr Licht war. Was in den Chorstühlen und Sitzreihen Platz fand, setzte sich. Die übrigen — viele Hunderte — standen. Eine

Glocke ertönte. Dann Totenstille. Und nun setzte die Orgel ein mit erhabenem Spiel. Gebete wurden gelesen, in denen die Gemeinde antiphonisch antwortete. Weitere Gebete, mehr und mehr priesterliches Geleier. Grellfarbig hebt sich die Szene, die goldglänzenden Altardekorationen, die bunten Gewänder der Priester, die Bilder, Fahnen, die Lichter aus dem nächtlichen Dunkel der Kirche. Jetzt wieder Schellengeläute; und die anbetende Menge fällt in Ehrfurchtsschauern nieder, während ein Priester, umwallt von dichten, betäubenden Weihrauchswolken die Monstranz hochhebt, ein goldenes Kreuz, in dessen Schnittpunkt sich in einer Kapsel nach der Lehre der „Kirche" der wahrhaftige Leib Christi befindet in Form einer vom Bäcker gebackenen Oblate. Jetzt ist das Heiligtum wieder in seinen Schrein verschlossen, das Vorhängchen vorgezogen, der Segen ist gesprochen, und von Priesterhand mit klassischer Gebärde in die Luft gezeichnet; das Orgelspiel verhallt; die Lichter erlöschen.

Und nun ergießt sich ein großer Menschenstrom vom Chor und von überall in der Kirche her nach dem entgegengesetzten Ende des Längsschiffes und staut sich vor einer Kanzel, die, spärlich beleuchtet, hoch an einer mächtigen Säule angebracht ist. „Pater Merensky predigt!" Das hatte die Hunderte, die Tausende hergezogen. Verhältnismäßig wenige konnten sitzen. Die Masse, Leute jeden Alters und Standes und Zustandes, stand die kleine Stunde wie angewachsen auf dem eisigen Boden, auf jedes Wort von ds Redners Lippen gespannt. Dieser war ein schön gewachsener jüngerer Mann mit feinem Kopf, vornehmer Haltung, wohltuender Stimme und ziemlich wohlberedt.

Es scheint, man hat in Rom gelernt, die Predigt durch magnetische Prediger anziehend zu machen. So hörte ich einen in der Madelaine-Kirche in Paris. Er war ein Mensch von berückender Schönheit und Beredsamkeit. Man mußte zahlen, ihn zu hören, und doch war kaum Raum für die Menge von allerdings vorwiegend Damen, die sich um seine Kanzel drängte. Es war interessant, die hypnotische Wirkung dieser Predigt zu beobachten auf den Gesichtern, in der Haltung dieser Pariser Zuhörerschaft. Auch inhaltlich und in der rhetorischen Form ließ jener meisterhafte Kanzelvortrag wenig zu wünschen übrig.

Der Wiener Kollege des feinen Parisers stand nicht ganz auf seiner Höhe. Auch die Leute waren hier ganz anders. Aus dem Meere von Gesichtern ringsum las ich Kummer, Sorge, Leid, Furcht, Armut, Stumpfsinn. Es war nicht wie in der Pariser Madelaine zum guten Teil die vornehme Schicht, die hier lauschte; es war das Volk, und ich durfte nicht daran zweifeln, daß doch viele in dieser Menge ein Herz mitgebracht hatten, das nach Gott und nach Trost schrie, wie ihr Magen nach Brot.

Trost und „Brot" war allerdings nicht gerade viel in dieser Kanzelrede, sie war durchaus apologetischen Inhalts — Argumentation gegen die (wahrscheinlich abwesenden) Ungläubigen. Es war die zweite einer geplanten Serie von Predigten über das Glaubensbekenntnis, ohne Schrifttext. Die vorsonntägliche Predigt hatte das erste Wort „Ich" zum Gegenstand gehabt. Heute kam das „glaube." Glauben sei zunächst ein Verzichten auf das Alleswissenwollen, das uns Menschen allen mehr oder weniger anhafte. Aber wie können wir wunderwitzige Wesen, die nicht einmal hinter den Stirnen der Mitmenschen zu lesen vermögen, uns herausnehmen, alle Gottgeheimnisse wissen zu wollen? Hier zitierte er in englisch das Shakespearewort

an Horatio in Hamlet von den „vielen Dingen zwischen Himmel und Erde, von denen unsere Schulweisheit sich nicht träumen“ lasse. Der Unglaube betrachte den Glauben mit Unrecht als ein „verschleiertes Bild von Sais,“ vor dem der Verstand sterben müsse. „Wir wollen mit unserem Verstande eindringen in alle erkennbaren Wahrheiten, die uns der Glaube vorlegt, und wir werden bald bei den Geheimnissen des Glaubens, die den Verstand übersteigen, einsehen, daß sie nicht wider die Vernunft sind, sondern ihr entsprechen.“

Die Kirche sei deshalb nicht gegen die Wissenschaft, sondern verwende die Ergebnisse selbst der höchsten für die höchste Wissenschaft, die Theologie.

Der Glaube an Gott sei etwas uns von Haus aus Natürliches, „die Unterwerfung unter ein Wesen, dessen Dasein sich unserm Verstande naturnotwendig nachweist,“ und zu gleicher Zeit „ein Ueberzeugtsein davon, daß wir selber armselige und unbedeutende Wesen sind, in jeder Beziehung abhängig von dem hohen, edlen Gotteswesen,“ von ihm in dieser Welt gewollt und zu bestimmtem Zweck geschaffen.

Auf die Heilige Schrift zu sprechen kommend, als nach Gott dem nächsten Glaubensobjekt, erklärte er sie glaubwürdig ihres hohen Alters, ihres Inhalts und des Charakters ihrer Schreiber und der Art und Weise wegen, auf die sie uns überliefert worden sei. Sie sei aber im Gegensatz zur falschen protestantischen Lehre nicht die einzige Glaubensquelle; denn der christliche Glaube erstrecke sich auch auf die kirchliche Ueberlieferung, die eine ebenso untrügliche Richtschnur und Offenbarung sei wie die Bibel. Die Protestanten machten auch den großen Irrtum, zu lehren, daß jedermann die Bibel lesen und verstehen könne. Dem sei nicht so. Augustin habe gesagt: „Die Heilige Schrift ist das Buch, in dem jeder seine Glaubenssätze sucht und auch findet.“ Wenn es jedem theologisch Ungelehrten überlassen werde, die Bibel zu lesen ohne Erklärung durch die „Kirche,“ so werde alles aus der Bibel bewiesen, Gutes und Böses. Das sei ein Gottsuchen, bei dem man nie Gott finden werden, eine Bergtour, bei der man den einfachen und sicheren Weg beiseite lasse (!).

Pater Merensky kam auch auf den Weltkrieg zu sprechen, wer der Größte darin gewesen sei. Antwort: Nicht der Soldat, der die größte Heldentat vollbrachte, nicht der tödlich verwundete Deutsche, der den neben ihm sterbenden Franzosen umarmte und mit dem letzten Schluck aus seiner Feldflasche erquickte; nicht jene Bäuerin, die trotz der Preissteigerung ihre Erzeugnisse zum Friedenspreise abgab. Er gab die Palme der Tiroler Mutter, die dem Vaterland zwölf Söhne opferte und beim Tod des letzten sagte mit Hiob: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen; der Name des Herrn sei gelobet!“ „Das ist Glauben!“ sprach Merensky mit erhobener Stimme, als er es bei diesem Beispiel in den Augen vieler naß leuchten, und als er die Taschentücher steigen sah. „Unbekümmert ob Sonnenschein ist, oder düstere Wolken drohen am Lebenshimmel, ob es Freudenblumen oder Leidenskelche hinzunehmen gilt, den Herrn anzuerkennen, das ist Glaube.“ Er schloß mit allerlei Ermahnungen an die Ungläubigen, die Zweifler, die Halbgläubigen, die Gläubigen. „Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben — Amen.“

Die Zeit war mir nicht lang geworden, obschon ich stehend in die Menschenmasse hineingezwängt war, daß ich kaum eine Hand heben konnte. Das Bild war malerisch. Nacht ringsum im weiten Dom, nur dieser Teil

desselben mit der stehenden Menge matt beleuchtet, und dort oben in besserem Licht der fesselnde Priester, der sich redlich mühte, des Volkes Sprache zu reden. Er gestikulierte lebhaft und gut; wenn er den allerheiligsten Namen nannte, hob er immer ehrfürchtig das Käppchen vom Haupte. Gesang und Gebet fehlten ganz, auch der Segensspruch, wenn ich nicht irre. Nach dem letzten Satz der ausgedehnten Predigt wandte er sich und ging die Wendeltreppe hinunter; und das Volk verlief sich im Dunkel der Kathedrale und dann draußen der Stadt. Mir brannte es wie Feuer im Herzen. Ich hätte gerne den hungernden Herzen noch ein Wort mitgegeben über etwas, das Merensky nicht sagte, nicht sagen konnte als Katholik, über den „selig" machenden Glauben, der errettet „ohne Werke," ohne Priester und Kirche und kirchlichen Apparat, allein durch ein kindliches Erfassen und für sich in Anspruchnehmen dessen, was auf Golgatha für alle geschehen ist durch ihn, der „mit einem Opfer in Ewigkeit vollendet hat,, alle die geheiligt werden." Noch mehr aber hätte ich gewünscht, daß diese Botschaft vomSeligwerden durch den Glauben allein von jener hohen Kanzel im Wiener Stephansdom erschallte — und von jeder anderen der Welt. Der Glaube ist auch bei den Protestanten und den Methodisten leider allzuviel Kopfsache und zu wenig Erlebnis.

A Visit to Vienna

By Sherwood Eddy

I have just returned from Austria and Vienna. We journeyed over rolling hills, past beautiful forests, snug little farms, clustered villages with their red-tiled roofs, fields of green or yellow grain dashed with poppies of red, thru a landscape of surpassing beauty. Here is Austria with its former population of 52,000,000 dismembered now and broken into seven states, divided on national lines. Austria proper is now left a mountainous country, with little agriculture and few industries, and of its scant population of 6,000,000 some 2,000,000 are crowded in the starving city of Vienna. Of these two million, over a million are hungry today. Only half a million have employment with adequate support, and 96 per cent of the children are under-nourished.

Austria today is in a vicious circle, without coal or raw materials, to start her industries, and without the manufactures to secure money or credit. While in Vienna I interviewed the students and student leaders, attended student meetings, visited the university, and made a brief study of the relief work carried on by the American Relief Administration, the Anglo-American Society of Friends, the Red Cross, and the student movement. I visited the homes of the poor and saw sights that I shall never forget. I went thru those human kennels, not fit for habitation—dark holes and stifling smells where one could hardly force himself to breathe the air long enough to make a hasty inspection. Here were a widow and four children in two little holes in a filthy alley, living on 150 kronen, or one dollar a month. In the next house was a family with the father dead, the mother sick, one boy dwarfed and underfed, another boy of 17 striving to support the family, but able to procure only one-third the amount of food they required. Here I saw a starved little child nearly two years old weigh-

ing only twelve pounds. The father had been lost as a prisoner of war, perhaps still living in some distant camp in Siberia. Hundreds of thousands of these prisoners are still lingering in these camps in many lands, not returned to their homes. The mother of the little child is dead. The child was lying upon its back, its legs twisted with rickets and softened bones, more in the shape of a bow-knot than human limbs. Here were children of three or four with old, wrinkled faces that had never smiled, and starved children that had never walked with their feeble, spindle- bow-legs.

I visited the hospital and looked down the long row of cots in wards where every child has tuberculosis. In other wards every child has rickets. The softened limbs are placed in plaster casts. Some of them are trying to bend, others must be broken to be set straight. I go with the doctor down the wards as he is trying to call forth a smile or a laugh and kindle the spirit of play in these little, starving wrecks of the war. Would that the men who started this war could look down these rows of suffering humanity and see the hell that war has made of Central Europe. Here is a boy of nine who cannot stand upon his feet from sheer exhaustion. The mother is doubled up, propped upon a broom-stick, her bones softened from underfeeding. I visited the long lines of mothers coming with their bread cards to get food for their children at home. Some 40,000 children a week are fed by the Friends' Mission. The American Relief Administration is giving one meal a day to 300,000 children in Austria this year and plans to give a meal a day to 200,000 next year.

The Suffering of Students

We spent some time in examining conditions of student life. Almost none of the students have had a daily breakfast since 1917. Many have had only a crust of dry bread, and others take their first meal at noon. Many had not tasted butter or chocolate for four years. One girl student was so overcome that she broke down and cried when given a piece of chocolate.

A student association has been formed to furnish relief for these students, and 2200 are being fed one meal a day. They are charged one-third of a cent for the breakfast in order that they may retain their self-respect. The meal consists of one-tenth of a loaf of white bread and a cup of cocoa. Some 1500 women students have been furnished clothing. Clad in little more than rags, becoming filthy and verminous, without even money to buy soap for a bath, the condition of many of them is pitiable. They cannot afford to buy needles or thread to mend their old clothes.

Many of the men are wearing their old army field uniforms, now frayed and threadbare. Others have a thin overcoat buttoned up tight to the neck, without shirt or underwear. Many are left with tuberculosis and malaria after the war. I saw sad wrecks and cripples in the streets. Students who have to wait for ten minutes in the bread line sometimes become faint and cannot stand. The professors are in worse condition than the students. The registrar of the University, who ranks next to the rector, gets $285 a year. He has frequently to

go without his midday meal to save enough to buy a few clothes for his children.

Their college fees have increased sevenfold; the cost of text books tenfold. A single piece of drawing paper now costs twenty kronen or fifteen cents. A student's normal budget has increased from 1300 kronen to 21,000 kronen, or sixteenfold, but this amount they do not possess. If a students tutors for three hours he earns but ten cents daily, or $26 a year.

Actual Cases

Let us take a few concrete cases of actual students in the university. (1) E. L. is a doctor of law. He served in the war for four years where he contracted tuberculosis and is now an invalid. As a lawyer's assistant he earns $5.70 a month and has to support his aged father, the two living together in one small room. He has no prospect of earning his way in the law or of having a home. (2) H. H., a medical student, aged 26, has to provide for his mother and three sisters. Formerly they were well-to-do. They are now selling one piece of furniture after another. All four by doing tutoring, can earn only $4.30 a month. After four years in the army he was wounded in both legs and is partially disabled. (3) W. T., is a student of philosophy, living with his mother. They are selling their furniture and borrowing money to keep alive. Together they have but $5.70 a month. Even if he can enter the overcrowded profession of teaching he will start with an impossible burden of debt. (4) F. W., is a student of philosophy. His family lost all in the revolution. He is now working as a tram-conductor. With his two sisters and father, the four are living in one room trying to eke out an existence. (5) P., is a doctor of philosophy; he is now learning shoemaking to support himself. (6) A music student, who is trying to eke out an existence, is spending 60 cents a month for food, and 65 cents on her music.

Many students in the technical college are working as laborers, mechanics, and wood-cutters to appease their hunger, but after four years of underfeeding the students have not enough strength for effective manual work. If they tutored it would require daily ten hours to earn a living, and competition is such that no one could obtain so much. Some are selling newspapers on the streets, getting one-fifteenth of a cent profit on each paper, and sometimes small tips. But it is demoralizing to stand for hours in the noisy streets and live upon tips. Imagine the despair of a student returning after four years of fighting to fall into such hopeless misery. After being supported by his family for twenty years, neither the student nor his family are now able to earn a livelihood. Even if they succeed in struggling thru their college course under such conditions there is no profession or calling which offers much hope of success or support under present conditions in Austria. Some of the women students have been driven to sell what was dearer than life itself in order to get their next meal.

Increase in Crime

The increase of crime is one of the terrible results of hunger. A student in the technical college seeing persons who had just come from

the bank with money fell upon them and tried to kill them with a club. Thirty-five persons were imprisoned for murder in Vienna in the first three months of this year, mostly because of hunger. Criminal cases have multiplied twenty-fold.

The State, which has lasted for a thousand years, has broken down. The Hapsburg monarchy, which furnished the keystone for the arch, has fallen, leaving only a wreck behind. The old Empire is now broken into seven component parts. The Austrian Republic lies prostrate. Unless she is permitted to unite with Germany it is difficult to see how Austria can regain her footing. In the meantime people are dying of hunger. Such is the plight of Austria.

None of these people voted for the war or wanted it. Some of them are students who fought for the Allies. All of them are human, and they are helpless. On the ship I met an American who had just received an appeal for the starving in the Central Empires. He said, "I am not a Christian and do not profess to be, but I seemed to hear a voice saying, 'If thine enemy hunger feed him,' and I drew out a check at once." He did not profess to be a Christian, but he was human. All of us are human and some of us profess to be Christian.

—*Christian Century.*

Die von der Konferenz Amerikanischer Bürger Deutschen Stammes Angenommenen Beschlüsse zur Nationalwahl

In einer in Chicago abgehaltenen Konferenz amerikanischer Bürger deutscher Abkunft gelangten die folgenden Beschlüsse zur Annahme, die in bestimmter und bezeichnender Weise der im Deutschamerikanertum allgemein vorherrschender Stimmung Ausdruck geben:

„Indem wir den Fehlschlag bei dem Versuch der Gründung einer neuen liberalen Partei unter solch furchtlosen und patriotischen Führern wie Robert Marion LaFollette und den Umstand bedauern, daß infolgedessen der Wisconsiner Senator jetzt kein Kandidat für das höchste, vom Volke zu vergebende Amt ist, werden wir in Gouverneurs-, Kongreß- und lokalen Wahlen solche Kandidaten ohne Rücksicht auf ihre Parteiangehörigkeit unterstützen, deren frühere Haltung unser Vertrauen rechtfertigt, und deren Grundsätze in Uebereinstimmung mit fortschrittlichem Amerikanismus sind.

„Wir halten die Plattform der beiden alten großen Parteien für unzufriedenstellend. Wir verstehen die Stellung derer, die ihrem Protest Ausdruck verleihen wollen durch Stimmenabgabe für eine der kleineren neuen Parteien, aber wir zögern, einen solchen Schritt zu empfehlen, der eine Stellvertretung Großbritanniens im Weißen Hause dauernd machen könnte und dann vielleicht das Siegel einer öffentlichen Gutheißug auf di beschämedste und unamerikanischste Administration in der Geschichte des Landes drücken würde.

„In Anbetracht gewisser lichtvoller, in Senator Warren G. Hardings Annahmerede enthaltener und auch später von ihm gemachter Aeußerungen, in denen er seiner unveränderlicher Gegnerschaft zur Völkerliga und zur perfiden auswärtigen Politik der jetzigen Administration Ausdruck verlieh, halten wir es heute, wenn nicht unerwartete Ereignisse eintreten sollten, für unsere Pflicht, den republikanischen Kandidaten zu unterstützen.

Wir bauen jedoch darauf, daß Herr Harding auch mitbezug auf andere, die Ehre des Landes betreffende Fragen, wie die schändlichen Friedenspakte von Versailles und St. Germain, unzweideutig sich äußern wird, da durch diese Pakte, die vom Präsidenten der Vereinigten Staaten feierlich verkündeten vierzehn Punkte in vierzehn Fetzen Papier verwandelt wurden.

„Wir sind entschlossen, aus den Aemtern alle Uebeltäter ohne Rücksicht auf deren Parteiangehörigkeit zu entfernen, welche die ihnen vom Volke übertragenen Kriegsmachtbefugnisse mißbrauchten, um gegen ihre eigenen Mitbürger Krieg zu führen, Amerikaner deutschen Stammes zu verfolgen und zu verdammen, ungeachtet des Umstandes, daß auf jedem Schlachtfelde unser Blut willig vergossen wurde für das Sternenbanner. Auch diejenigen, die keinen Bindestrich als den sie mit Großbritannien verbindenden anerkennen, trotz des von Amerikanern von deutschem Stamme im Kriege dargebrachten allerhöchsten Opfers, und sogar jetzt noch versuchen, unsere Kinder ihres erhabenen, von den Vätern überm Meer übernommenen Erbrechts der Sprache, des Gesangs und des Gebets zu berauben.

„Wir sind entsetzt über die hartherzige Mißachtung der Gebote der Menschheit, mit der die letzte Administration noch immer Hunderten von Kriegsgegnern aus Gewissensgründen und von wegen politischer Vergehen Bestraften in Kerkern hält und mittelalterlichen Foltern aussetzt im Gegensatz zu dem menschlichen Vorgehen anderer zivilisierter Nationen. Wir verdammen besonders die fernere Einkerkerung von Eugene V. Debs lediglich wegen freier Meinungsäußerung und fordern seine sofortige Freilassung.

„Wir wünschen in nicht mißzuverstehender Weise unserer Sympathie mit Irlands Kampf um sein Selbstbestimmungsrecht und unserer Sympathie mit allen anderen Nationen, groß oder klein, Ausdruck zu geben, die vergebens der Erfüllung jener Verheißungen harren, für die wir eingestandenermaßen in den Krieg gingen und die Blüte unserer männlichen Jugend und ungezählte Schätze opferten.

„Wir protestieren gegen die ins Auge gefaßte Verletzung der amerikanischen Neutralität in dem polnisch-russischen Konflikte, die ermöglicht werden soll durch eine Mißdeutung der dem Präsidenten aus Gründen, die heute nicht mehr Stich halten, seinerzeit übertragenen Kriegsbefugnisse. Falls ein einziger amerikanischer Soldat, ein einziges amerikanisches Schiff oder ein einziger amerikanischer Dollar zum Zwecke der Unterstützung der Alliierten-Kampagne gegen Rußland nach Polen geschickt werden sollte, so verlangen wir, daß Anklage wegen Amtsmißbrauchs gegen den Präsidenten und alle Beamten erhoben werde, die ihm in seinem ungesetzlichen Vorgehen, ohne Ermächtigung seitens des Kongresses, Krieg zu führen, Hilfe und Vorschub leisten.

Wir wenden uns an den Kongreß, damit er gegen die Verbrechen gegen die Weiblichkeit, die von den französischen Militärbehörden in der besetzten Zone in Deutschland angeordnet werden, und ganz besonders gegen die grauenhaften Scheußlichkeiten protestiere, die von französischen Negertruppen gegen hilflose weiße Frauen und Kinder beiderlei Geschlechts begangen werden. Wir betrachten es unter diesen Umständen als ein Verbrechen, daß unsere Soldaten durch ihr Verbleiben in Europa gezwungen sind, den Bestialitäten der französischen Besatzungsarmee sozusagen den Stempel der Gut-

heißung seitens der Vereinigten Staaten aufzudrücken, und wir richten das achtungsvolle Ersuchen an den Kongreß, die sofortige Zurückberufung dieser Soldaten anzuordnen."

Amerika und die Deutsche Musik

Darüber äußert sich in einem längeren Artikel Dr. Ernst Kunwald, der frühere Dirigent des Cincinnati Sinfonie-Orchesters. „Seit meiner Heimkehr aus der Internierung habe ich von musikalischen Freunden oft genug die erstaunte, fast unglaubliche Frage vernommen: „Ja, sagen Sie uns, wie ist das möglich, daß Sie interniert wurden? Was haben Sie denn angestellt?" schreibt er. „Man sperrt doch keine Künstler ein, die den Leuten jahrelang ihr Bestes gaben und Kulturwerke schufen?" Solche wohlmeinende Frager wissen nicht, daß das amerikanische Musikleben von dem unseren himmelweit verschieden ist. Ich will versuchen, in aller Kürze ein Bild davon zu geben.

Vor allem ist die amerikanische Musikpflege viel, viel jünger als unsere. Als die deutsche Musik mit Beethoven ihre höchste Spitze erklommen hatte, wurde in New York das erste Orchester gegründet (1812, wenn ich nicht irre). Die sinfonische Musik ist dort nicht aus dem Volke erwachsen, wie bei uns. Die amerikanischen Orchester sind nicht in jahrhundertelangem Wachstum aus kleinen Anfängen, wie Stadtpfeifereien und dergleichen entstanden — sie sind meist in einem gegebenen Moment, wie Minerva vollgepanzert dem Haupte des Jupiter entstieg, auf den Wink eines Millionärs in voller Größe fertig aufgestellt worden.

Die Sinfoniemusik ist nicht in innigster Verbindung mit und aus der Kammermusik erblüht: die Kammermusik ist — worauf ich in Amerika oft und oft in Wort und Schrift hinwies — das Stiefkind des amerikanischen Musiklebens, was natürlich wieder nicht ohne Folgen für die Auffassung besonders der Klassiker bleibt. Die amerikanischen Orchestermusiker sind nicht uralten Verbänden entnommen, wobei Liebe zum Beruf, Talent und Tradition innerhalb derselben Stadt vom Vater auf den Sohn übergehen — sie sind zum größten Teile aus aller Herren Länder importiert und im selben Orchester mosaikartig zusammengesetzt. Die Sinfonie selbst, sowie die Oper, befriedigt kein gebieterisches Bedürfnis aller Klassen des ganzen Landes, daher es in Amerika, im Vergleich zu unseren zahllosen großen, mittleren und kleinen Opernbühnen, soviel ich weiß, nur drei ständige Opern gibt — New York, Chicago und Boston — und selbst Sinfonieorchester nur in ganz wenigen Städten existieren (als ich hinkam, 1912, nur in New York, Chicago, Boston, Philadelphia, Cincinnati, Minneapolis). Und vor allem, die Erhaltung und Unterstützung dieser Kunstinstitute obliegt nicht dem Staate oder der Stadt: einige wenige schwer reiche Kunstmäzene, vor allem aber die Damen der höchsten Gesellschaftsschicht, haben diese Ehrenpflicht übernommen, teils aus wahrer Liebe zur Musik, teils aus lokalpatriotischem Ehrgeiz." Apol.

Eine neue Wissenschaft.

Biotechnik heißt die neue Wissenschaft, von der hier kurz die Rede sein soll. Sie ist einer Verbindung der Biologie und der Technik. Sie will uns zeigen, daß fast alle menschlichen Errungenschaften im Erfinden und Konstruieren von Maschinen, Apparaten, Instrumenten und sonstigen technischen

Hilfsmitteln in der Natur selbst schon längst vorhanden und nach den gleichen Gesetzen gebildet worden und tätig sind in dem lebendigen Organismus der Pflanzen und Tiere. Viele der großen Erfindungen auf technischem Gebiete, die nach langer, rastloser und mühseliger Arbeit von den Menschen gemacht worden sind und als etwas ganz Neues, nie Dagewesenes gepriesen wurden, sind durchaus nicht neu, sondern schon seit undenklichen Zeiten in der lebenden Natur vorhanden gewesen, freilich von den Menschen zum Teil in ihrer vorbildlichen Bedeutung nicht erkannt oder auch, weil im verborgenen wirkend, erst durch die modernen Hilfsmittel der Wissenschaft erkennbar geworden.

Die Biotechnik will nun dieses ungeheure Tatsachenmaterial zusammentragen, sichten und miteinander vergleichen, damit die Menschheit immer tiefer in die Erkenntnis eindringe, daß die Natur auch in technischen Dingen ihr Vorbild und ihre Lehrmeisterin ist. Da die Natur aber Gottes Schöpfung ist, so wird die neue Wissenschaft, gewollt oder ungewollt, seines Namens Ruhm mehren. Wie Zeppelin sagte, er habe seine Luftschifferfindung dem lieben Gott zu verdanken; bei ihm sei er in die Schule gegangen, indem er die Weise und Bauart der Vögel und Fische sorgfältig studiert habe.

Alle Erfindungen und Entdeckungen des Menschen dienen einem Bedürfnis, das auf die beste Weise befriedigt werden will, und aus diesem Antrieb sind im Laufe der Jahrtausende die technischen Hilfsmittel und Apparate erfunden worden, die wir heute für selbstverständlich halten, und ohne die wir nur ein Robinsonleben führen könnten. Der Mensch hat aber in den seltensten Fällen erkannt, daß die Natur ihm die Modelle dieser technischen Neuerungen seit vielen Jahrtausenden ständig vor Augen führte, denn sonst wäre er auf weniger mühsamem und langem Wege zu ihnen gekommen. Wenn der Naturmensch mit vollem Verständnis die Schere des Krebses oder Hummers betrachtet hätte, wäre er ganz von selbst zur Erfindung der Zange gekommen, die uns die Natur in idealer Form nicht nur bei diesen, sondern auch bei vielen anderen Tieren vorführt, und es würde dann nicht Naturvölker gegeben haben, die während der langen Zeit ihres Daseins niemals eine Zange oder Schere gekannt und anzuwenden gewußt haben. Wäre den Menschen die Konstruktion des Auges gekannt gewesen, hätten sie gewußt, daß die Lichtstrahlen durch eine durchsichtige Linse gesammelt und als Bild auf die Netzhaut geworfen werden, und hätten sie daraus einen richtigen Schluß gezogen, dann hätte es nicht Jahrhunderte gedauert, bis sie die Brille, Vergrößerungsgläser und andere optische Instrumente erfunden hätten. Und wäre nicht erst in neuerer Zeit die Entstehung des Bildes auf der Netzhaut in seinen intimen Vorgängen dem Menschengeist zugänglich gemacht worden, dann hätten schon vor langen Zeiten die Menschen sich den Luxus des Photographierens und den Genuß des Kinematographen leisten können. Gibt es idealere Modelle für Schröpfköpfe und Luftpumpen als die Saugnäpfe an den Fangarmen der Tintenfische, und sind die feinen Apparate der Raupen und Spinnen nicht vorzügliche Vorbilder für Spinnmaschinen?

Die elektrischen Batterien, die unsere Fernsprechleitungen in Tätigkeit setzen und die Klingel unserer Wohnungstür ertönen lassen, haben ihr bestes Vorbild in den elektrischen Organen des Zitterrochens und elektrischen Aales. Die mit Recht so viel gerühmten und unendlich viel verwendeten *T*-Träger und sonstigen Verspannungen in den Eisenkonstruktionen des Hochbauingenieurs sind seit Millionen von Jahren in den Organen derjenigen Pflanzen

vorhanden, die in technischer Beziehung beansprucht werden, die also einem Druck oder Zug Widerstand leisten müssen. Alle die Pflanzen, die trotz ihrer schwachen Stengel und Zweige selbst vom stärksten Sturm nicht gebrochen und zerrissen werden, sondern sich dem Druck des Windes biegsam und geschmeidig anpassen, haben in idealster Form alle technischen Befestigungen und Verstärkungen in ihren Geweben, die diesen Zweck mit den besten und einfachsten Mitteln erfüllen.

Selbst für komplizierte Maschinen finden wir die besten Modelle in der belebten Natur. Um sich eine möglichst große Verbreitung zu sichern, sind manche Pflanzensamen mit den prächtigsten und praktischsten Flugapparaten und Fallschirmen ausgerüstet; welche Fülle der wunderbarsten Konstruktionen dieser Apparate enthüllt uns das Mikroskop bei den fliegenden Samen aller der Blumen, die ein leiser Windhauch durch die Lüfte davonträgt. Und Turbinen von winziger Kleinheit, die im Wasser arbeiten, sind in der Natur in solcher Mannigfaltigkeit vorhanden, daß sie unsere industrielle Technik noch gar nicht kennt, und die Saugapparate und Pumpen, die das Wasser aus den Wurzeln eines Baumes bis in den höchsten Gipfel tragen, können vorbildlich sein für die Konstruktionen solcher Apparate. Kessel und Hohlräume, die mit Leichtigkeit einen Druck von mehreren hundert Atmosphären aushalten, gibt es in der Pflanzenwelt genug, ebenso wie hydraulische Pressen, Evakuationspumpen, Lichtkraftmaschinen, Propeller und andere Apparate, auf deren Erfindung der Mensch als auf etwas ganz Neues, nie Dagewesenes stolz gewesen ist.

Und das Beste an allen diesen Vorbildern und Modellen der Natur ist, daß sie absolut vollkommen sind, so vollkommen für ihren Zweck und ihre Leistung, daß sie weder verbessert noch mit geringerem Materialaufwand hergestellt werden können. Aller Menschenwitz hat sich bisher vergeblich bemüht, mit so außerordentlich geringem Materialverbrauch ein Licht herzustellen, wie es uns in schönen Sommernächten die Glühwürmchen zeigen, deren winzige Kraftquellen wir nicht einmal messen können. Die dunklen Tiefen des Weltmeeres sind von vielen Tausenden lebender Wesen bewohnt, die ihre eigenen Glühlampen mit sich tragen, die sie je nach Bedarf einstellen oder ausschalten können. Alle diese technischen Konstruktionen und Apparate der Natur sind aber deshalb so vollkommen, weil sie nicht von vornherein so geschaffen worden sind, sondern weil sie sich, wie ihre Träger und Besitzer selbst, im Laufe gewaltiger Zeitläufte langsam entwickelt haben. Nicht nur bei dem Tier- und Pflanzenkörper im ganzen, sondern auch bei allen ihren einzelnen Organen ist das ewige Gesetz der Auswahl, der Selektion, herrschend gewesen, nur das Beste hat sich erhalten können und ist lebensfähig geblieben im Kampf ums Dasein, und deshalb sind alle Einrichtungen von so unübertrefflicher Vollendung und Zweckmäßigkeit.

Alle diese technischen Vorbilder in der Natur zu erkennen, ihnen nachzuspüren und sie nach Kraft und Leistung bis ins einzelne zu verfolgen, ist die große Aufgabe der Biotechnik, die dem Techniker ein unübersehbares Feld neuer Betätigungen eröffnet und ihm in Zukunft Stützpunkte und Anregungen in unendlicher Fülle geben wird. Auch auf technischem Gebiete wird die Natur die Lehrmeisterin und Führerin sein, und deshalb ist diese Verbindung von Naturwissenschaft und Technik von größter Wichtigkeit für den Fortschritt der Menschheit. „Apol."

BOOK REVIEW.

(When ordering books, please mention this Magazine.)
NOTE—Reviews, when not signed, are by the Editor.

The Religion of Judah by *John Bayne Ascham.* The Abingdon Press, 1920. 296 pages, $1.50.

This is the companion volume to the *Religion of Israel* by the same author, discussed by us in a preceding issue (July, 1918). The history of the Old Testament people which was in the earlier volume carried on to the fall of Samaria, is here continued down to Maccabean times. The book contains 26 chapters, of about 12 pages each. In each chapter the author presents first the historical development and the religious character of the period. The gist of the lesson is then briefly summarized, and practical applications made to our own times and tasks. At the close, questions are asked for class discussion.

He begins with *Isaiah.* He says that up to that time the idea of holiness had nothing to do with morality and purity of life. Applied to God it meant irresistible power and unapproachable majesty. The qualities required of His priests were ritual cleanness and ceremonial correctness. With the eighth century prophets holiness expanded into righteousness, and the one cleanness desired in His worshippers was one of life, the uncleanness abhorred was greed, lust, and injustice.

To have placed the supreme importance of these eighth century prophets (Amos, Hosea, Isaiah, Micah), in bold relief is an achievement of historical criticism. The men of this school have often put these late prophets in the place of Moses, as tho they were the founders of the Iraelitish theocracy. That was going too far, they were the reformers, not the discoverers, of Israel's religion.

But in some respects they rendered to Israel, and ultimately to the world, inestimable services. They raised the doctrine of God to the heights of pure monotheism. Early and late they preached the ethical character of the deity, and, as a consequence, taught that only a people in harmony with His law would be sure of His favor. Then they were public leaders, whose business was with the whole nation, not with individuals only. As such they were the forerunners of the modern exponents of the social gospel.

Our author is an adherent of this critical school of Bible students. He has an eye for the gradual development of religious knowledge in Israel. He shows how its great men learned from the experiences of the times, especially during the critical periods of its history. Again, as a believer in psychology, he seeks to get hold of the personal factor in the prophet's life, his moral and spiritual growth which qualifies him for the reception of new and greater truths. "Aspiration

leads to inspiration" he says. Thus he succeeds in giving us a better understanding of the prophet's task and work.

In the order of his subjects he does not simply follow that of the books of the Old Testament, but is guided by the chronology of modern scholarship. After the chapters on Isaiah and Micah he presents the "Deuteronomic Reforms," (The book of Deuteronomy is supposed to have been composed in the times of King Josiah); then Jeremiah; Hezekiel. In the Exile period he has a chapter on "Two Nameless Kingdom Builders." He means by that Deutero-Isaiah (Ch. 40-66 in general), and the author of the "Servant Songs" (Ch. 42: 1-4; 49: 1-6; 50: 4-9; 52: 13—53: 12). We think that here, and in other places, he goes to extremes in his historical sifting of materials, especially when we bear in mind the character of the book and its readers. The remaining chapters are, On the Later Prophets; Nehemiah; Job: "A study in Jewish Piety," (Quotations marks are ours); the Jewish Sage; the Maccabean Crisis; Messianic Hope; the Jewish Scriptures.

The book will be found full of interest and information for the minister himself. If he can also get Bible and study classes to use it as a text book, their gain and his will be great.

The Man Who Dares and other Inspirational Messages to Young People by *Leon C. Prince*. The Abingdon Press, 1920. 160 pages, $1.00.

The book contains five lectures delivered before audiences composed mostly of young people. The first is on the Man Who Dares. He has in mind the pioneers in the realm of thought and action and illustrates the fundamentals of dominant character and manhood from the careers of such men. The lecture is full of interesting and inspiring incidents of this kind. Hence it furnishes the public speaker a welcome store of apt and telling anecdote. The title of the second lecture is, "Square Pegs in Round Holes" ("an endeavor to help place the young men and women who have not yet found themselves"); the third, "The Short Cut" ("A straight line is not always the shortest distancs between two points"); the fourth, "The Question of Wisdom." The last chapter is on "the American Soldier." His patriotism, humanity, intelligence and courage are extolled. The lecture is, however, marred by gross unfairness to the enemy.

Some Aspects of International Christianity by *John Kelman*. The Mendenhall Lectures (1919) at De Pauw University. The Abingdon Press, 1920, 167 pages.

Dr. John Kelman is a Scotchman proud of his native land where, as he says, "fishermen will discuss intelligently the high politics of the day while they mend their nets; where your plowman will talk philosophy to you, and your gardener will discuss evolutions, and your grave-digger expatiate about predestination . . . . Scotland has been rooted and grounded in knowledge. Its education has not been merely a cramming with facts, for it has been taught to think." He is also well acquainted with America and American view points, and has lately removed from Edinburgh to New York.

The lectures are permeated by the earnestness of spirit and high

idealism engendered by the war. What an enlightened and conscientious Christian ought to think and say on the international questions of the hour, what attitude the Church ought to take on the League of Nations in particular: such were the questions that were given the lecturer to discuss.

There is a prevalent idea that Christianity is rather more favorable to cosmopolitanism than patriotism, that it teaches its believers to see in the other person the man or fellow-Christian rather than the American, Englishman or German. It is no doubt true that the primitive Christian had little love for the Roman empire of which he was a subject, but the author shows that this was only so as long as to be loyal to one's country meant to be anti-Christian. Whenever that obstacle was removed, then the Christian considered the practice of patriotic and civic duties as part of his Christian life. He must love his country because it is, of all the great national organizations, his nearest neighbor. Then he owes it the debt of gratitude, for it has fought for him, educated him, suffered for him, passed on its faith to him. In the chapter "Individual and National Morality," he admits that national morality is often lower than personal, but yet demands that for higher purposes, for instance, national defense, the personal view shall yield to the national. Here he refers with abhorence, however, to the alleged German doctrine that war reverses all moral principles, and cites the well-known German "atrocities." The reviewer has no brief for these, but it seems strange to him that Dr. Kelman, and hundreds of others, never have a word cf criticism for allied atrocities, such as the blockade of the Central Powers, maintained even long after the armistice. To pass over these wholesale butcheries without a qualm of conscience and then to wax hot on the submarines, looks to us like swallowing camels and straining at gnats.

The writer goes on to make a strong plea for the League of Nations. Without it, he says, the situation of the world is absolutely desperate. In order to carry it out we need a universal policy of international interests and a common armed force for policing the world.

He closes with a warm appeal for an intimate union between England and America. All right, we say, but let us always bear in mind that John Bull never grows so idealistic as not to look out for John Bull first. America is in greater danger to put ideals before material interests. So let us walk circumspectly, look before we leap, and if we decide to have a League of Nations, have one based on justice, and not one based on vengeance, greed and fear ("The World Tomorrow") like the one embodied in the present League of Nations pact.

Teacher's Guide to the Organization of the Sunday school (Cunninggim-North) by *Arlo Ayres Brown.* The Methodist Book Concern, 1920. 92 pages, 50 cents.

This is a book to be used in the second year of the Standard Training Course. It deals with questions of organization and administration, as more fully treated in the larger text book. The aim of the Sunday school, it says, is to train the child in Christian living and to prepare him to take his place as a Christian worker. Therefore, the

impartation of knowledge can not be the only object of the teaching. It must furnish incentive and motive for Christian conduct. The impressions made by it should be strengthened and deepened by finding ways of ready and constant expression. There are 12 lessons in the book. Training in Worship; Training in Christian Conduct; The Class and the Department; the Sunday School in Session; The Physical Equipment; the Sunday School and the Church.

Practical hints are given as to how to secure study from the members of the class. The need for trained teachers is given its full and legitimate emphasis. Some of the ideas of the book apply to larger schools only, but in the main it deals with fundamentals which it would benefit every teacher to know and ponder over.

Great Characters of the New Testament by *Doremus A. Hayes.* The Methodist Book Concern, 1920. 89 pages, 75 cents.

This is a course in Bible Study for teachers and for young people who look forward to teaching. It is not to take the place of a text book on the New Testament by any means, but to create interest in the New Testament that will lead to further study. The biographical sketches begin with the fascinating story of Judas Maccabeus, called the "Hammerer." His life and that of his family of national heroes is found in the Apocryphical Books of the Bible. It thus gives an opportunity to bridge over the chasm between the Old Testament and the New. The other characters presented are John the Baptist; Jesus the Leader, the Teacher, the Messiah; Sin of Peter; Paul the Missionary, the Pastor, the Statesman and Writer; the Unknown Apostolate (the individual Christian as a witness: a "Sermon in Shoes); John the Beloved. The last chapter is entitled, "How the New Testament was written. Brief lists of standard works for further study are given at the end of each chapter. The sketches are presented in a simple, popular, and yet interesting style. Outside of teacher training classes it can profitably be used by the pastor in preparing talks on the outstanding New Testament personalities, to Bible Classes, Men's Clubs, Ladies' Aid and Young People's Societies. Its handy size enables him to put it in the pocket for use in the street car and other unoccupied moments: a very commendable little volume.

The Sunday School an Evangelistic Opportunity by *F. Watson Hannon.* The Methodist Book Concern, 1920. 138 pages, 75 cents.

It is a truth upon which all concerned are well agreed, that the aims of the Sunday school is to teach its members to become Christians. But some think that in order to do that it is not necessary to work for a conversion of the child. If properly trained the child will naturally grow up a Christian, without the necessity of rather sharp turning points. The author, however, believes in child conversion, only this kind of conversion is different from that of the adult. He thinks opportunity ought to be given for the child or young person to make a decision, to publicly take a definite stand for Christ.

The place where this would be most naturally brought about is the Sunday school.

The minister ought to keep in constant touch with the Sunday school as its spiritual guide. He ought not to be satisfied with being the pastor of the old people. His relations to the Sunday school will decide what his relations with the youth of the congregation will be. The writer puts deserved stress on the importance of the position of the superintendent. If he is a man not only of executive ability, but of spiritual nature he is a most valuable co-worker of the pastor in making the most of the evangelistic opportunities of the school.

Bu still more he emphasizes the influence of the teachers. In fact, the chapter dealing with the teacher has impressed us the most in the book. He names three ways by which the teacher prepares the pupil for the spiritual forward step, the Bible, his own personal life, and the person of Jesus Christ. He speaks most convincingly of each of these three features. Of his remarks on the Bible we mention only this one: "It is more important for the teachers to know the *dynamics* of the Bible than its *academics;* that is, to feel its religious power than to have mastered its critical problems."

The home is given its rightful place as a cooperative influence with Sunday school and Church in the sphere of spiritual endeavor.

The book closes with a description of how the preparation for Decision Day may best be made and a detailed program for that day.

Some of the ideas and plans of the book may not directly be applicable in our own Church and school, but, with modifications, they may well be employed, and what is said about the minister, superintendent, and their relations to the school is excellent. We have read the book with genuine appreciation.

Little Messages for Shut-in-Folks by *Charles W. McCormick.* The Methodist Book Concern, 1920. 64 pages, 50 cents.

Short meditations (about a page or so) on appropriate Bible verses for the sick and invalid, followed by brief prayers. The author says beautifully in the foreword: "Once I thought the lot of the "shut-in" most unhappy. I did not know how to value the blessedness of those about whom God draws the curtains of His tent in lonely all-sufficient fellowship. Most of my illumination has come from shut-in people themselves. One of them whom I had pointed to the fruits of God's vineyard beyond said, "Have you not learned that the grapes of Eshkol hang over the wall for the children of God *here* and *now?*" The selections are naturally such as speak of the treasures of spiritual inwardness, of peace, praise, hope, God's memory for his own, inner gladness, visions of the heaven, that would appeal to those who must rather practice the passive virtues than the active ones.

Steps in the Development of American Democracy by *Andrew Cunningham McLaughlin.* The Abingdon Press, 1920. 210 pages, $1.50.

Mr. McLaughlin, a professor of history in the University of Chi-

cago, presents in this book a course of lectures which he delivered before the students of Ohio Wesleyan in the spring of 1919.

In a very illuminating way he traces the history of our democratic institutions back to the basic principles of Puritan times where they had their origin. He says the views which underlie our political institutions were first enunciated and applied in the religious sphere. In the reign of Elizabeth certain men affirmed that a small number of men coming together could constitute a church. This principle, based as it is on definite words of Jesus, seems to us a commonplace. Yet it is of vast moment and infinite implications. In religion, it led to the establishment of independent, nonconforming churches, which did not bother themselves about episcopal successions or historical continuity. Applied to politics, it gave rise to new ideas of government and the constitution of states. For in it lay the conception of the individual as a self-determining being, and the further conception that several individuals can by covenant and agreement constitute a new thing, a church, or a state.

The time came when in America this theory was actually carried out. Circumstances compelled the early settlers to create a commonwealth where they could depend little on historical precedent. They had to reason on the nature and purpose of government and arrived at the conclusion that it derived its authority from the consent of the governed. Government and people were bound together by contract. The power of government was not inherent and intrinsic, but delegated only. Their own experience of autocratic and oppressive government led them to devise means to protect the rights of the individual. They believed that beyond all laws there were certain rights that belonged to the individual by nature. Any law that was in opposition to these fundamental laws was no law at all. It was well that these should be well defined and protected. This was done in written state constitutions, the product of the deliberations of constitutional conventions. In the *Revolutionary War* the American idea of governmental authority and the fundamental rights of individuals (or, individuals organized in colonies) came in conflict with England and its claims for the power of Parliament. America emerged victorious out of the war and with it the Republican idea of government.

After the war the 13 original states were welded together in a unified commonwealth with a written Federal Constitution. The United States was formed. There was much opposition, but we shall agree with the author that it gave expression to the idea that cooperation is the essence of democracy. The courts were given the right to interpret the constitution and, incidentally, to declare laws antagonistic to it, unconstitutional. The right is very much under fire, just now, but the author holds that at that time it was bestowed to protect the people against arbitrary government. The time was yet to come when it would be invoked by the privileged few against many.

He has a fine chaper on *Jefferson*, the prophet of democracy, who believed that the main body of the people were the safest custodians of power; given the opportunity, they would rise to yet unattained heights. Another on *Jackson*, the self-reliant, who brought into the

White house the spirit of the frontier, but also the "spoils system," the doctrine that the race belongs to the swift and the battle to the strong. He gives more praise to Jackson than we think he deserves. The last chapters are on the Civil War, whose outcome was a powerful contribution to the cause of democracy; and on the developments of recent years. Here he speaks of our modern problems, of individualism and social control, of the conflicting interests of capital and labor, of social legislation, the power of the courts, etc. He has faith in democracy, but democracy rests on education, education not only of the intellect but training in responsibility. He feels that we are living in a fateful hour, but, in our opinion, he does not sufficiently emphasize the powers of reaction that stand for the privileges of the few over against the interests of the many. He does not seem to gauge adequately the power of predatory wealth, its control of party, press, and public opinion. It is true there is danger from below, but the greater danger threatens democracy from above. Nevertheless the book as a whole is an instructive treatise on the development of democratic principles in our history. We have read it thru at one sitting, and its historical part we consider very valuable and interesting.

The Spiritual Meaning of "In Memoriam." An Interpretation for the Times by James Main Dixon, University of Southern California. The Abingdon Press, 1920, 173 pages, $1.00.

This book was written with a very distinct purpose. It is not simply an exposition of the spiritual meaning of Tennyson's great poem. It is meant to be "an interpretation for the times." Having been composed after the armistice and during the negotiations at Versailles it is a product of the war psychology of those days. "The greatest service," so it says in the introduction, "which it will render to the average reader will be that of furnishing an antidote to the poisonous philosophy which underlies German *Kultur*, by contrasting it with the wholesome and truly Christian philosophy which is at the bottom of Tennyson's later writings." After reading this we know what to expect. In innumerable newspaper editorials and magazine articles we have had German "Kultur" held up before us to public scorn and contempt. The writer takes up this strain. He offers nothing new on the subject. Goethe, Schopenhauer (The "Will to Power"), Nietzsche and Treitschke are, to him also, the chief makers of German morality and philosophy. From these teachers modern Germany derived its materialism, atheism, lust for world domination, its atrocious selfishness and contempt of the rights of others.

Those who, like the present reviewer, have received their training in German universities, will only laugh at this. *Goethe*, to be sure, was a pantheist, and may be called a pagan, in some respects. But so may many writers and poets of the French, Russians, Italians and English. He certainly never wrote a line with the deliberate attempt to undermine a person's morals or faith. His beautiful word about the gospels and the divinity of Jesus Christ have often been quoted. Also what he says about the ages of faith producing things worth while, and the ages of unbelief producing nothing.

Schopenhauer's "Die Welt als Wille und Vorstellung" (the author holds him accountable for the "Will to Power" tendency of the modern Germans) regards the Will (Volition) as the primary element of the soul, rather than the intellect. In this the philosophers of our day have followed him. They seem to consider it a healthy departure in philosophic thought. No doubt it counter-balances his usual leaning to pessimism.

Nietzsche's influence has always been very small. The great majority of students looked upon his doctrine of the "Superman" as the product of a man already half-crazy.

Treitschke's personality and lectures made a deep impression on generations of enthusiastic young men. His teachings of the state (power the essence of state) and of the insignificance of the individual compared with the State have been much assailed. Without a question he went to extreme limits in this, but pray, what is the individual worth in the *economic* systems of our day? Treitschke may have erred in glorifying the political state too much, but is it not one-hundred times worse to magnify economic values, property rights, at the expense of human life and health?

While we thus express our disagreement with the critic's interpretation of German "Kultur" and its sponsors, we do not intend to deny that Germany of today was, and is, shot thru with materialism, skepticism and atheism. But we find the same mind in other countries. There is not a bit more Christian faith in France or Italy, in fact, we think there is less. And that practical materialism is just as rampant in England has been shown by the Peace treaty of Versailles, in which English imperialism gobbled up so much of the territory and trade advantages of the world that he must be wilfully blind who still believes that England fought for ideals in the war.

But whether the author's exposition of German "Kultur" and its authors was correct or not, Tennyson's "In Memoriam" and its spiritual meaning will be no adequate antidote for it. All that Mr. Dixon really says about it along this line is that Tennyson rose from doubt to faith in immortality and God, in the poem. Yes, but the study of this poem will not cure many men of unbelief and materialism. Few will read it today, and those who do, will need an interpreter at every step. That kind of literature does not appeal to the modern man. He wants a book that he can readily understand, wants it in prose, not in poetry, and in the scientific language of the day. In our opinion, therefore, the author by yielding to the war "psychosis" has impaired, not benefited, the value of his book.

In closing we shall make a few quotations to show to what incredible lengths passion and bias will lead a man on, especially if he is a professor or a preacher.

"The reduction of the function of *woman* in Germany to the three K's, Kinder, Küche, Kirche has been one of he causes of the downfall of Germany. (!) While in France, England and America the women have acted as partners of the men, helping to infuse a warm humanitarianism into the social and political life, German women confining their outlook to the family outfit and the family larder, and regarding "war" as the proper function of men, with rules of its own, have been grossly

defective in kindliness and decency. They welcomed the war as likely to bring good times and prosperity, conformed their ethics entirely to the brutal creed of the Junkers, and treated prisoners of war with a spiteful hatred which they mistook for patriotism." p. 62.

"The whole civilization of Germany has been built on selfishness. (!) The virus of a low-pitched theory of life had entered deeply into the soul of the German *business man*, who as long as the man in shining armor won him victories and spoil was as coldly selfish as Hindenburg himself," p. 70. And of Hindenburg he has this to say: "To a diplomat he declared in a confidential talk several years ago (what a doubtful source to quote from! Rev.): "Kill your enemy in any way you can and then enslave him. I have never met a Russian that I should not take a pleasure in killing. He gloried in being 'the biggest liar on earth,' and hinted very broadly that Germany would begin the war with a lie so well established that the world would not believe him if he denied it." And so on ad nauseam. If professors and theologians believe such "stuff" and publish it even A. D. 1920, we may have to wait a long time before the common people will return to reason and sanity.

Die Genesis, eingeleitet, übersetzt und erklärt von Ed. Koenig, ord. Professor der Theologie in Bonn. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. 1919. 784 Seiten Mk. 33.60. (Wegen des Preises erinnere man sich an das, was im Septemberheft unter „Richter, Missionskunde" gesagt wurde. Der Genesiskommentar wird ungefähr 5 Dollar unseres Geldes kosten.)

Das Buch der Genesis ist das interessanteste Buch des Alten Testamentes. Von allen Gründen, die dies erklären möchten, sei nur der eine angeführt, daß hier die Einheit des Menschengeschlechtes und seine einheitliche Bewegung nach einem bestimmten Ziel gelehrt wird. Alb. Merx sagt richtig, daß diese beiden großartigen Gedanken in der hebräischen Literatur früher aufgeflammt seien als irgend sonst in der menschlichen Geistesgeschichte, daß wir also ihr die Möglichkeit der Darstellung einer Weltgeschichte in erster Linie verdanken.

Viele von uns haben in der Vergangenheit beim Studium der Genesis von Frz. Delitzsch gelernt. Sein Kommentar ist aber nun einigermaßen veraltet. Professor Koenig bietet uns einen, der in mehrfacher Beziehung „up to date" ist. K. bekennt sich zu den „Prinzipien der kritischen und vergleichenden Wissenschaft unserer Zeit" (seine Worte), aber er ist durchaus offenbarungsgläubig und streng positiv. Er übt Textkritik, aber unbeschadet des wesentlichen, unvergleichlichen Inhalts dieses wunderbaren Buches.

Manche werden nicht Lust haben, sich im einzelnen mit dem Studium der Quellen der Genesis abzugeben. Es mag sie aber doch interessieren zu hören, daß K. die Entstehung des „Elohisten" in die Richter- oder allererste Königszeit verlegt, des „Jahvisten" in die Zeit Salomos und der „Priesterschrift" in die Zeit des Exils. Die endgültige Redaktion sei dem Esra zuzuschreiben. Natürlich gab es frühere Grundlagen, wie schon die vielen Zitate aus älteren Niederschriften andeuten.

Diejenigen Kapitel, bei deren Auslegung sich die schwersten Probleme erheben, sind die ersten elf. Hier haben wir die Schöpfung, den Fall des Menschen, die Sündflut, den Turmbau. Im allgemeinen nimmt K. den Standpunkt ein, daß es sich bei der Beurteilung derselben weniger um alle

Einzelheiten handele, als um den ideellen Wert der Erzählungen. Insonderheit treffe das auf die Versuchungsgeschichte zu. Sie sei eine der kindlichen Anschauungsweise des Erzählers entsprechende Einkleidung der unzweifelhaften Tatsache, daß die Sünde in der Entwicklung des Menschen in einem Akt des Ungehorsams einmal ihren Anfang genommen habe. Er verfehlt nicht, auf die psychologische und religiöse Tiefe der Erzählung hinzuweisen. Was die Geschichte der Schöpfung, der Flut, des Turmbaus etc. anbelangt, so stimmt K. mit uns darin überein, daß wir in der Bibel nicht einen Leitfaden der Geologie oder Ethnologie haben, sondern der Geschichte der Religion. Immerhin erwarten wir hier eine Auseinandersetzung mit der Naturwissenschaft und Naturanschauung. Da muß nun gesagt werden, daß K. auf diesem Gebiet nicht befriedigt. Seine Bemerkungen über und gegen die Evolution sind „zum Stich zu schwach." Auch seine Exkursionen in das Gebiet der Philosophie erheben sich nicht über den Laienstandpunkt. Dagegen ist er natürlich mit der einschlägigen theologischen Literatur aufs beste vertraut und geht der mehr oder weniger destruktiven Kritik scharf zu Leibe.

Er tritt entschieden ein für die Geschichtlichkeit der Patriarchen und bringt viele Beweise vor gegen die vielfach beliebte Verflüchtigung derselben in sagenhafte oder mythische Gestalten.

Wer sein Hebräisch auffrischen will und dabei mit dem sprachlich besonders leicht verständlichen Buch der Genesis beginnt, wird in dem Kommentar von König einen zuverlässigen Freund finden. An der Hand desselben wird er philologisch bald wieder leicht seinen Pfad gehen wie in der Zeit seiner Jugend, dabei aber den Vorteil haben, daß er zum Verständnis des Stoffes das geschärfte Urteil und den tiefen Blick reiferer Jahre hinzubringt.

Das Buch ist auf gutem Papier deutlich gedruckt und mit schönem Einband versehen. Möge es unter uns viele Freunde finden!

Wer uns zuerst die Namen von 6—8 neuen Lesern des Theol. Magazins einsendet, dem schicken wir das schöne Buch portofrei zu!!

Der christliche Gottesglaube. Grundriß der Dogmatik von Karl Dunkmann. Gütersloh 1918. Verlag von C. Bertelsmann. 374 Seiten. Der Preis wird etwa 1½ Dollar sein nach dem heutigen Stand der Valuta, das hohe Porto miteingerechnet.

Der vorliegende „Grundriß der Dogmatik" ist eines jener Bücher, die das Interesse eines theologisch denkenden Menschen stark herausfordern. Im allgemeinen liegt dasselbe ja beim Drang der täglichen Geschäfte und unter dem Einfluß eines oberflächlichen Zeitgeistes in tiefem Schlummer. Aber es ist doch da, und ein Buch wie dieses regt das theologische Bedürfnis stark an, und läßt es tagelang nicht zur Ruhe kommen. Es ist in faßlichem Stil geschrieben, doch muß zugestanden werden, daß ganze Partien desselben ziemliche „Kopfarbeit" erfordern. Der Verfasser geht eigene Wege, wo man ihm oft nicht ohne weiteres folgen kann. Außerdem hält er uns in stetem Zusammenhang mit der dogmatischen Entwicklung seit Schleiermacher, und da alle diese theologischen Systeme in gedrängter Kürze charakterisiert werden, sind seine Anführungen oft nur dem Kundigen ganz verständlich. Der letztere aber erhält reichliche Befriedigung.

Dunkmann unterscheidet sich von anderen Dogmatikern dadurch insonderheit, daß er seiner Dogmatik eine religions-philosophische Grundlage gibt. Während andere es für genügend halten, ihrer Dogmatik eine kurzgehaltene Prinzipienlehre voranzustellen, in welcher sie die Natur der christlichen Heilsgewißheit, erklären, macht D. starke Anleihen bei der allgemeinen Religionsphilosophie. Ohne das, meint er, hänge die Dogmatik in der Luft. Wir geben ihm zu, daß man den allgemeinen Begriff der Religion von dort entnehmen könne. Doch scheint uns sein Religionsbegriff: „Bewußtsein des Heiligen als der absoluten Norm“ sicherlich nicht aus der Religionsphilosophie zu stammen, sondern vielmehr aus dem Alten Testament. Wenn er vollends die ganze Lehre von den göttlichen „Eigenschaften“ hier abhandelt, so gilt dieser Einwurf noch viel mehr. Auch die Erörterung über das Wesen der „Offenbarung“ und „die Theorie der heil. Schrift“ gehört nicht in die „religions-philosophische Grundlage,“ sondern in die Dogmatik, denn auf dem allgemeinen religionsgeschichtlichen Gebiet gibt es weder eigentliche Offenbarung noch heilige Schrift (im biblischen Sinne), der Niederschlag solcher Offenbarung. So kommt es, daß seine „Grundlage“ einen viel zu breiten Raum einnimmt, beinahe die Hälfte des ganzen Buches.

In der eigentlichen „Dogmatik“ bietet er zwei Unterabteilungen: 1.) den allgemeinen Teil von „dem Wesen des Christentums,“ 2.) von den Artikeln des christlichen Glaubens. Wir halten diese Einteilung für mißlich, weil sich Wiederholungen nicht vermeiden lassen. Der Grundgedanke, den er in der Dogmatik ausführt, ist, daß das Christentum die in Christo geschichtlich gewordene vollkommene Offenbarung Gottes ist. Diese vollkommene Offenbarung ist die Offenbarung Gottes als des Dreieinigen. In dieser Offenbarung ist der Vater das Subjekt, das sich im Sohne, dem Objekt, darstellt, und in der christlichen Erfahrung der Gemeinde (durch das Geisteswirken) zum Prädikat wird. Wir ziehen eine andere Definition der christlichen Religion vor. Es ist wahr, wir haben im Christentum die Offenbarung Gottes als des Dreieinigen, oder vollkommene Gottesoffenbarung. Worauf es aber dem religiösen Bewußtsein in erster Linie ankommt, ist, wie es mit diesem Gott in die rechte Beziehung komme. Die Reformation stellte diese Frage in der Form: Wie wird der Mensch gerecht vor Gott? Und die Antwort war: Durch den Glauben an Christum. Das Wesen des christlichen Glaubens war ihnen die Darbietung des Heils in Christo.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist seitdem von positiver Seite die Dogmatik betrachtet und angelegt worden. Es ist wahr, es bringt dies einen individualistischen Zug in die Dogmatik. Aber es findet derselbe sein Gegengewicht in der Lehre von der Kirche und noch mehr vom Reiche Gottes. D.'s Dogmatik ist auch ganz individualistisch. Er sagt wenig vom „Reich Gottes“ und verweigert dem Begriff eine wesentliche Stelle, weil er zu wenig exegetisch feststehe. In vielen anderen Punkten noch würden wir uns mit ihm auseinanderzusetzen haben, hätten wir Zeit. Das hindert uns jedoch nicht, den Wert des Buches voll zu schätzen. Besonders dankenswert sind die reichlichen Rückblicke, die bei der Besprechung der einzelnen Lehrstücke (z. B. bei der Christologie) auf die Geschichte der theologischen Auffassung geworfen werden. Wir wünschen dem Buch viele Leser.